HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

(45)
7634 1

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band X.

(Januar — Februar — März 1877.)

474 48
99

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Sephardi'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

AP
30
D4
Bd. 10

Inhalts-Verzeichniß

zum

zehnten Bande (Januar — März 1877).

		Seite
I.	Paul Heyse, Die Frau Marchesa. Novelle	1
II.	Karl Hillebrand, Die Herzogin von Berry und die Anfänge der legitimistischen Partei in Frankreich. (1832—1833.) Nach meist ungedruckten Quellen dargestellt	31
III.	E. Zeller, Alexander und Peregrinus: ein Betrüger und ein Schwärmer	62
IV.	W. Roßmann, Ein Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos	84
V.	****, Die Lage im Orient	110
VI.	Friedrich Kreyssig, Der neue Band der „Ahnen"	152
VII.	Julian Schmidt, Spielhagen's neuer Roman	158
VIII.	Literarische Notizen	161
IX.	Literarische Neuigkeiten	163
X.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. III. Der Narr auf Manegg	169
XI.	Friedrich Kapp, Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Amerika	183
XII.	G. Nachtigal, Bagirmi, der Sklavenhandel und die Brüsseler internationale Association zur Erforschung und Erschließung Inner-Afrika's I.	204
XIII.	F. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. IV.	221
XIV.	Wilhelm Scherer, George Eliot und ihr neuester Roman	240
XV.	Briefe aus Rußland	256
XVI.	Paul Heyse, Zwölf Dichterprofile	298
XVII.	Karl Frenzel, Die Theater	304
XVIII.	Hermann Krigar, Aus dem Berliner Musikleben	312
XIX.	Karl Laubert, Daudet's Romane	317
XX.	Julian Schmidt, Gabriel Conroy	323
XXI.	J. von Hartmann, Europa's Kampfbereitschaft	326
XXII.	von Colomb, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Entgegnung	329

(Fortsetzung umstehend.)

Seit

XXIII. Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller 331
XXIV. Literarische Notizen . . . . . 33[illegible]
XXV. Gottfried Keller, Züricher Novellen. IV. Der Landvogt von Greifensee. I. . . . . 33[illegible]
XXVI. G. Nachtigal, Bagirmi, der Sklavenhandel und die Brüsseler internationale Association zur Erforschung und Erschließung Inner-Afrika's. II. . . 362
XXVII. Karl Goedeke, Ueber Sonette Shakespeare's 386
XXVIII. L. X. von Neumann-Spallart, Die Krise in Handel und Wandel. I. II. 410
XXIX. L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. V. 429
XXX. Louis Ehlert, Frédéric Chopin 453
XXXI. A. Geyer, Paul Anselm von Feuerbach 465
XXXII. Karl Frenzel, Die Theater 488
XXXIII. Robert Zimmermann, Hermann Grimm's Vorlesungen über Goethe 494
XXXIV. Julius Rodenberg, Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke 499
XXXV. Friedrich Kreyssig, Robert Ashton von Rudolph Lindau 501
XXXVI. Hermann Hüffer, Italien von Gsell-Fels 504
XXXVII. Literarische Notizen 509

Deutsche Rundschau.

Heraus-geben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. Heft 4. Januar 1877.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stoly. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Paul Heyse, Die Frau Marchesa. Novelle	1
II.	Karl Hillebrand, Die Herzogin von Berry und die Anfänge der legitimistischen Partei in Frankreich. (1832—1833.) Nach meist ungedruckten Quellen dargestellt .	31
III.	E. Zeller, Alexander und Peregrinus: ein Betrüger und ein Schwärmer	62
IV.	W. Roßmann, Ein Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos	84
V.	****, Die Lage im Orient	110

Literarische Rundschau:

VI.	Friedrich Kreyssig, Der neue Band der „Ahnen“ . . .	152
VII.	Julian Schmidt, Spielhagen's neuer Roman	158
VIII.	Literarische Notizen	161
IX.	Literarische Neuigkeiten	163

Die Frau Marchesa.

Novelle

von

Paul Heyse.

An der schönen östlichen Küste des ligurischen Meeres, ziemlich genau in der Mitte zwischen Genua und La Spezzia, tritt ein steiles Vorgebirge, von herrlichen Pinien überschattet, in die blaue Seeflut hinaus, das Niemand, der vor Zeiten diese Straße zog, unbesucht ließ. Denn in dem Städtchen, das auf der Landzunge zwischen den breiten Buchten und weiter in das Thal hinein sich ausgebreitet hat, von Schiffern und kleinen Leuten bewohnt, hielten regelmäßig die Vetturine an, die von Süden oder Norden kamen, sei es nur um ihren Passagieren und Pferden eine Mittagsruhe zu gönnen, oder um hier für die Nacht Station zu machen. Dann stieg der Reisende die gepflasterten Gäßchen zu der Villa des Marchese Piuma hinan und wandelte durch die langen Gartenwege nach der Pinienhöhe, um dort unter wildem Gesträuch, Aloe- und Tamariskengestrüpp des unsäglich schönen Ausblickes auf das Meer zu genießen und dann an dem ehemaligen Castell und dem Friedhof mit den schwarz und weiß gestreiften Mauern vorbei den Niedersteig nach der anderen Seite zu suchen, wo vom Bergabhang drüben das alte Kapuzinerkloster zwischen Cypressen und Oelbäumen traulich herabsieht, unten die wunderliche verödete Kirche am Strande steht und die roth bemalte Wand des Hospitals und die weißgetünchten Häuser von Sestri sich in den ruhigen Wellen spiegeln.

Seitdem ein Schienenweg längs dieser berühmten Riviera di Levante hinführt, mit zahllosen Tunneln, zwischen denen man nur auf kurze Strecken einen fast traumhaften Blick auf die vielzerklüfteten Ufer mit weißen Städtchen und grauen Schlössern zu werfen vermag, ist das Vorgebirge von Sestri verödet und verschollen. Die hastigen neuen Menschen, die „Italien in fünfzig Tagen" kennen zu lernen wünschen, haben kaum für Das Zeit, was sie die Hauptpunkte nennen. Nur Solche, die noch aus den guten alten Tagen der Vetturine ein stilles Pinienheimweh nach dieser Küste gerettet haben, überschlagen hier etwa einen Zug, um die unvergeßlichen Bilder auf einem Rundgang über die sonnigen Höhen wieder

aufzufrischen. Es sind aber nicht so Viele, daß der Wirth des Albergo d'Europa dicht an der flachen, kieselschimmernden Meerküste seine Rechnung dabei fände. Ueber Haus und Hof und Garten breitet das Gespenst des unausbleiblichen Ruins seine grauen Schleier, dem nur die beiden großen Orangenbäume im Hof neben dem Eingangsthor in ihrer lachenden Ueberfülle an Blüten und Früchten zu trotzen wagen.

Mich hatte, außer meinen Jugenderinnerungen, gerade die tiefe Einsamkeit dieser Stätten gelockt, da ich vor Jahr und Tag als ein ruhebedürftiger Mensch mich in den Süden flüchtete. Und doch hatte ich Mühe, ein beklommenes Gefühl zu überwinden, als ich den Hof der alten Herberge betrat, der jetzt nicht mehr vom Stampfen und Wiehern schellenbehangener Kärrnerpferde und dem Gewimmel von Vetturinen und Kellnern erscholl. Die Frau Wirthin saß, Artischocken putzend, in Hemd und geflicktem Unterrock auf den Steinstufen der Thür, der Wirth im schwarzen Tuchrock, einen Cylinderhut auf dem Kopf, die Hände in den Hosentaschen, ging finster schwatzend und gesticulirend mit einem hageren Geistlichen im Schatten der Mauer auf und ab, ein hemdärmeliger Bursche, in welchem ich den Herrn Oberkellner, Hausknecht und Küfer nicht sogleich erkannte, lag auf dem Bauch mitten in der Sonne und ließ die beiden halbnackten Kinder der Frau Wirthin über seinen Rücken hinweg Purzelbäume schlagen, und hinter dem Eisengitter einer rauchgeschwärzten Höhle des Erdgeschosses, welche die Küche vorstellte, lehnte eine dicke Figur in vormals weißer Jacke und Kochmütze und schlief trotz der zahllosen Fliegen, die das breite, weinrothe Gesicht umschwärmten.

Als ich meine Absicht kund that, hier ein paar Tage zu bleiben, wurde ich von den sämmtlichen Mitgliedern dieser Mittagsidylle mit großen Augen angeglotzt, als eine Art Meerwunder, das eben hier an die Küste gespült worden war. Der Wirth erwies mir in eigner Person die Ehre, mich durch die unteren und oberen Räume seines Hauses zu führen, überall die dichtverschlossenen Läden zu öffnen, von Motten und Staub umwölkt, und mir unter bitteren Verwünschungen der neuen Zeit, die über Sestri hinweg zur Tagesordnung fortgedampft sei, die Wahl zwischen den dreißig leeren Gastzimmern beider Stockwerke zu lassen.

Ich wählte ein luftiges Eckzimmer, das auf das Meer hinausging und durch eine Glasthüre, die freilich unverschließbar war, sich nach der Galerie und dem Hof mit den Orangenbäumen öffnete. Hier verbrachte ich in tiefstem Frieden acht volle Tage. Die Hausleute waren so gutartige Wesen, wie man sie durch ganz Italien findet, wenn man ein harmloses Interesse an den Freuden und Leiden der Einwohner nimmt. Mit dem Wirth besprach ich mehrfach ausführlich sein großes Project, das Albergo d'Europa zu einer großen Pension für badende, fischende und aquarellirende Engländer auszubauen. Agostino, der Oberkellner, eröffnete mir seine Pläne, in Genua oder Mailand einen seinen Talenten angemessneren Wirkungskreis zu suchen, wozu er sich durch das Studium einer französischen Grammatik vom Jahre 1796 im Stillen vorbereitete. Auch der Koch war mein Freund geworden, seit ich sein fritto misto als eine unübertreffliche Leistung gelobt hatte. War dann die heißeste Zeit des Tages vorbei, so

ging ich den Strand entlang an den rüstig arbeitenden Seilern und netzestrickenden Weibern vorbei in die Hauptstraße, dort in dem einzigen, unbeschreiblich armseligen Café die Opinione zu lesen, und stieg dann nach dem Kapuzinerkloster hinauf, wo ich mich trotz des mönchischen Geruchs von Schnupftabak und Zwiebeln stundenlang mit einigen der langbärtigen alten Gesellen unterhielt, die dort, von der Regierung des einigen Italiens auf den Aussterbe-Etat gesetzt, kümmerlich genug ihr bescheidenes Dasein fristen, während die Haupträume ihres Klosters zu einer Schule verwandt worden sind und Nichts geschieht, um die zerbröckelnden Zellenmauern wohnlicher zu machen. Kam ich dann Abends wieder an die Küste hinab, so saß ich, während der rothgoldne Mond fast drohendfeierlich über dem Horizont heraufbrannte, auf einer Bank am Felsen und sah, wie die Schuljugend ihre linnenen Höschen und Hemdchen über die Klippen hinwarf und wie eine Schaar blanker Frösche in die schwarzblaue Flut hinabschoß, die Größern die Kleinen im Schwimmen und Tauchen unterrichtend. Die Fledermäuse schwirrten ihnen dabei über die Köpfe, fern im Meer schwamm ein stilles Segel vorüber, ein scharfer Duft von Seetang, Theer und Fischen zog sich an der Küste hin und wurde, wie der kühlere Nachtwind sich aufmachte, verweht, daß nur noch eine erquickende Frische über alle Sinne hereindrang.

Schön war's an diesen Abenden, schön und still. Ob es so bleiben wird, wenn der letzte der biederen Kapuziner in dem Kreuzgang neben den Cypressen schläft, die Betten im Albergo d'Europa nicht mehr aus Schilfgras mühsam aufgeschüttelte Matratzen bergen und der neue Agostino, statt in Hemdärmeln, in einem schwarzen Frack das fritto misto auf den Tisch stellt?

Am letzten jener acht unvergeßlichen Abende hatte mich ein träumerisches Ungefähr, statt nach der Meerbucht unter dem Kloster, durch die ganze Stadt bis in die Ebene hinausgeführt, durch die eine staubige, schnurgerade Chaussee nach den nahen Bergen hinläuft. In diese Gegend, wo der Sonnenbrand nicht mehr vom Hauch des Meeres gelindert wurde, hatte ich mich bisher nur ein einziges Mal verirrt, um nach kurzer Wanderung an den schattenlosen Gartenmauern entlang eilig wieder umzukehren. Heute war die Junisonne schon hinter dem Wellenhorizont versunken, der Himmel aber noch von so leuchtender Helle, wie weißgeglühter Stahl, daß man in den kleinen Landhäusern auf halbe Stunden weit die Menschen erkennen konnte, die auf die Altane und flachen Dächer traten, um endlich in der Abendfrische aufzuathmen.

Rechts und links neben der Straße steht hie und da unter den ärmeren Gebäuden eine Villa, deren buntbemalte, oder mit Säulchen und zierlicheren Balconen geschmückte Façade auf größeren Wohlstand der Besitzer schließen läßt. Gerade um diese Häuschen aber war es an jenem Abend fast überall todtenstill, keine Jalousie dem kühlen Zwielicht geöffnet, die Gartenthore fest verwahrt. Denn sie gehören zum großen Theil genuesischen Familien, welche sie jetzt, da das Reisen leichter geworden, nur selten mehr während der heißen Zeit besuchen und nur etwa im Herbst, der Meerbäder wegen, einen Monat hier zubringen, das übrige Jahr ihr Landgut der Sorge eines Pächters überlassend, der an Wein und

Pfirsichen und Orangen seinen Gewinn herausschlägt, Haus und Blumengarten aber verwahrlosen läßt.

Auch wäre wol alle Sorge und Pflege verschwendet, da von der vielbefahrenen Landstraße aus die schweren Staubwolken unaufhaltsam über die Mauern steigen, um unter einer fingerdicken heißen, gelben Decke Alles, was sprießt und grünt, zu ersticken. Das Auge, das sich von der eintönigen Dürre erholen will, muß zu den fernen Hügeln flüchten, wo aus den Oelwäldern weiße Häuschen hervorschimmern, hie und da ein zarter, silbergrauer Rauch in die Höhe zieht und einzelne schwarze Cypressen aus dem bleichen Laub der Olivenwälder aufragen.

Was dennoch, trotz der unerquicklichen Umgebung, mich weiter und weiter von der Küste weg ins Land hinein zog, wüßte ich wahrlich nicht zu sagen. Auf einmal aber, vor einem eisernen Gitterthor, dessen einer Flügel offen stand, machte ich unwillkürlich Halt, mit einem Ausruf freudigen Erstaunens, wie etwa ein Wanderer im Wüstensand eine Quelle unter einem Palmenwäldchen begrüßt.

Die Villa, die ich, etwa dreißig Schritte vom Eingang entfernt, mitten im Garten liegen sah, unterschied sich freilich nicht sonderlich von manchen anderen der herrschaftlichen Landhäuser, an denen ich vorbeigekommen war. Die Außenwände des einstöckigen Baues waren dunkelroth getüncht und auf dem Grund allerlei Muschel- und Fruchtgehänge gemalt, dazwischen über jedem der gebrochenen Fenstergiebel ein kleiner Amor mit verblichenen rosenfarbenen Flügelchen. Aber alle oberen Fenster und auch die Thür, die auf den mittleren Balcon ging, standen offen, und innen brannte hie und da ein Licht, so daß ich in wohnlich eingerichtete Zimmer mit weißgewaschenen Vorhängen, die sich im Abendwind bewegten, blicken konnte. Was aber mehr als dies freundlich gelüftete Haus mich überrascht und zum Stillstehen bewogen hatte, war die üppige Frische des Gärtchens, dessen Pflanzen wie durch eine unsichtbare Mauer gegen allen Andrang von Staub und Glut geschützt schienen. Auf den Myrten- und Lorbeerhecken, zwischen denen herrliche gelbe und purpurne Rosen und brennendrothe Granaten blühten, schimmerte ein feuchter Glanz, wie nach starkem Thau, und selbst die beiden jungen Cypressen, die als Wächter dicht neben dem Haus den Eingang hüteten, trugen ihr feines Laub ohne jeden grauen Anflug, als ob sie eben aus einem Treibhause dorthin gepflanzt wären.

Ich hatte kaum Zeit, dem Räthsel nachzusinnen, als mir schon die Lösung entgegenkam in Gestalt eines langen, seltsamen Gesellen, der über der Schulter an einer schwanken Trage zwei gewaltige Gießkannen herbeischleppte und, ohne mich eines Blickes unter den gesenkten, buschigen Brauen zu würdigen, sein Geschäft des Wassersprühens fortsetzte. Er gebrauchte dabei nur den linken Arm. Der rechte, der ihm dicht überm Ellenbogen abgenommen war, hing als ein derber Stumpf lose an der Seite herunter, und er bediente sich desselben nur, um mit einer raschen Bewegung, die sich grotesk genug ausnahm, dann und wann den Schweiß von der Stirne zu wischen, wobei sein riesenhafter Hut aus grobem Maisstroh sich wunderlich bald in den Nacken verschob, bald wieder fast bis über die Augen hereinfiel.

Ich wollte eben, trotz seiner unwirschen Miene, die Frage an ihn richten, wem dieses Haus und das kleine Gartenparadies gehöre, als eine Stimme, die von der dunklen Schwelle unter dem Balcon zu mir herdrang, mir das Wort vor dem Munde wegnahm.

„Treten Sie nur in Gottes Namen näher, mein Herr, wenn es Ihnen Vergnügen macht! Sie können sich dreist den Garten besehen; einen solchen finden Sie weit und breit nicht wieder, freilich auch keinen Gärtner, wie unser Giannicco, der die Pflanzen tränkt, wie eine Mutter ihr Neugebornes. Und heute kommt die Herrschaft, auf die wir warten, doch wol nicht mehr; der letzte Zug ist schon vorüber, es könnte freilich sein, daß meine Frau Tochter, die Frau Marchesa, lieber im Wagen hätte fahren wollen; aber es ist doch schon spät, und sie hätte mich's wissen lassen, wenn sie bei Nacht ankommen wollte. Und selbst wenn sie käme, lieber Herr, eine große Dame ist nie verlegen, Fremde zu empfangen, und würde nicht böse werden, Sie hier zu treffen, da Sie ein Galantuomo zu sein scheinen und wissen, was schön ist, und unserem Garten die Ehre anthun, die ihm gebührt."

Diese ziemlich lange Rede hatte ein kleines, altes Weibchen mir entgegengesprudelt, das dabei unbeweglich auf der Treppenstufe der Villa saß und beide Hände auf einem runden Klumpen ruhen ließ, den sie im Schooße hielt. Ich war auf die zutrauliche Einladung ohne Zögern eingetreten und an dem einarmigen Gärtner vorbei auf das Haus zugeschritten. Nun erst konnte ich die alte Haushüterin genauer betrachten. Sie mochte über sechzig Jahre alt sein, und ihr sehr zusammengeschwundenes, ehemals gewiß anmuthiges Gesichtchen trug den Typus der Frauen geringen Standes, wie ich sie vor den Häusern der Schiffer von Sestri hatte sitzen sehen. Ihre Tracht aber war um Einiges sorgfältiger und dazu völlig schwarz, bis auf die saubere weiße Schürze, in welcher der runde Klumpen lag, den ihre alten dürren Hände beständig streichelten. Ich sah jetzt, daß es nicht etwa ein Schoßhündchen oder eine Katze war, sondern eine dunkelbraune Schildkröte, die bei meinem Herankommen nur den Kopf ein wenig aus der Halsberge vorschob, um nach mir zu blinzeln, im Uebrigen aber sich im Schooß der Alten vollkommen sicher wußte.

„Sie wundern sich über meine Kameradin da," fing die Frau wieder an. „Aber die wahren Freunde erkennt man in der Noth. Ich habe immer heiße Hände, lieber Herr, so alt ich bin; der Doctor sagt, es käme von meiner Unruhe, weil ich beständig schaffen möchte und weiß nicht, für Wen, und das mache mir ein Fieber. Lieber Gott, eine Wittwe! und nun schon seit vierzig Jahren! Aber gegen die heißen Hände bei alten Leuten hilft nichts besser, als sie auf ein Lebendiges legen, das kaltes Blut hat, und sehen Sie, lieber Herr, da ist keins so geduldig, wie diese meine Freundin, die hab' ich nun schon drei Jahr. Nachts kriecht sie im Garten in ein feuchtes Loch neben dem Brunnen, und zu füttern braucht sie Niemand. Aber nun will ich nicht mehr vor Ihnen sitzen bleiben, wie ein Bauernweib, das nicht weiß, was sich schickt einem Herrn gegenüber. Geh, Miranda, geh, mein braves Thierchen, und such dir dein Abendessen, und felice notte, meine Alte! Morgen sehen wir uns wieder."

Sie hatte mit diesen Worten das Thier aus ihrer Schürze gehoben und behutsam auf den sauber geharkten Kiesweg gesetzt, worauf die vier kurzen Füße sich zu regen begannen und das runde Panzerklümpchen träge nach der Myrtenhecke kroch. Dann stand die kleine alte Frau behende auf, strich sich das Haar zurecht, das in grauen Strähnen um ihren Kopf geschlungen war, und sagte:

„Wollen Sie sich nun den Garten ansehen, lieber Herr? Ich will mit Ihnen gehn und Ihnen ein Sträußchen abschneiden. Die schönsten Blumen hab' ich freilich für das Haus gebraucht, daß überall was blüht, wenn die Herrin wieder den Fuß hinein setzt. Lieber Gott, eine junge Wittwe, wenn sie sich auch nicht die Augen aus dem Kopf geweint hat, — die Bahre und die Fackeln und in der Kirche die schwarzen Paramente, darauf thut was Grünes gut, und ich wollte nur, wir hätten sie erst hier draußen, das arme Herzchen, hier, wo sie immer so gerne war, lieber als in ihrem großen, finsteren Haus in Genua, wo einem zu Muth war, wie in einem Sarge, und das Meer, das man hier vom Dach ganz gut sehen kann, ist dort nur ein schmutziges Wasser mit tausend Schiffen, und sie war so sehr daran gewöhnt, von Klein auf, wo sie noch mit bloßen Füßen wie eine Möve über die Klippen sprang, wenn sie hinauf ging zur Beichte ins Kloster, zu dem guten Padre Francesco! Misericordia! Was muß ein Menschenkind Alles entbehren lernen!"

„Von wem redet Ihr denn, gute Frau?" fragt' ich, während ich neben der Alten, die ganz zusammengebückt mit unhörbaren Tritten hintrippelte, an den Lorbeerbüschen vorbeiging.

Sie blieb plötzlich stehen und sah mich groß an.

„Von wem ich rede? Nun, das ist curios. Wißt Ihr denn nicht, daß dieser Garten meiner Frau Tochter, der Frau Marchesa, gehört? Das weiß ja jedes Kind in Sestri. Aber freilich, Ihr seid ein Fremder, lieber Herr, und ich sehe Euch das erste Mal in meinem Leben, so alt ich auch schon bin und so ein gutes Gedächtniß ich habe. Und daß ich einmal jung gewesen bin, sieht man mir freilich nicht mehr an, aber jeder schöne Schuh wird einmal eine garstige Schlappe, und die Männer sind so alt, wie sie sich fühlen, die Frauen aber so alt, wie sie aussehen. Aber wenn Ihr lieber ein schönes Gesicht seht, als eine alte Hexe, wie mich, so wartet, bis meine Frau Tochter kommt. Die ist nun auch schon vierunddreißig, aber kein Mensch sieht es ihr an. Ihre Jugend ist ihr stehn geblieben, wie eine Uhr, die man nicht mehr aufgezogen hat. Nun geht sie auf einmal weiter, und die Zeit dazwischen ist wie ausgestrichen. Armes Ding! Es ist ihr wol zu gönnen, denn wir leben alle nur Einmal hier auf Erden, und die himmlischen Freuden sind wol eine schöne Sache, aber da droben wird nicht gefreit und nicht gelacht, und dann ist auch noch erst das Fegefeuer, lieber Herr! Heilige Mutter Gottes, bitt' für uns!"

Ihre Worte verloren sich in ein unverständliches Murmeln, während sie wieder weiterhuschte, hier und dort ein blühendes Zweiglein abbrechend zu dem Strauß, den sie mir versprochen hatte.

Ich sagte ihr nun, daß ich aus reinem Zufall bis an diesen Garten gekommen sei und mit keiner Seele in der Stadt über die Herrin des Hauses gesprochen habe. Wenn es nicht indiscret sei — denn ich fing an, die Alte, die

eine Frau Marchesa zur Tochter hatte, mit einiger Förmlichkeit wie eine Art Dame zu behandeln — so möchte sie mir etwas deutlicher Bescheid geben. Wie es denn komme, daß ihre Frau Tochter keine Jugend gehabt habe, da sie doch so lustig hier über die Felsen gesprungen und dann an einen vornehmen Herrn in Genua verheirathet worden sei? Und wie lange sie nun schon Wittwe sei und ob sie etwa keine glückliche Ehe geführt habe?

Sie sah sich, ehe sie antwortete, mit einem schüchternen Blick nach dem einarmigen Gärtner um, der immer noch seine Gießkanne an dem Ziehbrunnen füllte und, wenn er sie an uns vorbeitrug, mit dem Armstumpf den Hut tiefer in die Stirne rückte, als ob ihm mein Anblick widerwärtig sei.

Erst da sie sich versichert hatte, daß der mürrische Gesell sie nicht hören konnte, sagte sie:

„Warum soll ich Ihnen das nicht erzählen, was man auf der ganzen Riviera, in Sestri, Chiavari, Nervi, bis Genua weiß? Aber vor dem Giannicco mag ich Nichts davon hören lassen. Der arme Tropf! Von dem heißt es auch: „Neue Liebe kommt und geht, alte Liebe fest besteht", und jetzt, da der Herr Marchese gestorben ist, bildet er sich wahrhaftig im Stillen ein, der arme Esel, nun käme doch noch die Reihe an ihn, und Jeder, der nur den Namen meiner Frau Tochter in den Mund nehme, der stehle ihm was, das ihm zugehöre. Kommen Sie aber hier an den Magnolien vorbei, da will ich Sie ins Haus führen; unterdessen können Sie mich fragen, was Sie wollen. Sie scheinen ein braver Herr zu sein; ich sah es gleich, wie Sie so mitleidig den Giannicco betrachteten, von wegen seines Arms. Sehn Sie, er war auch einmal ein ganz frischer, gesunder Bursch, nur ein bischen wild und zu allen Teufeleien aufgelegt, und hatte ein Auge auf die Lisa geworfen, meine Tochter, die damals eben erst herangewachsen war. Wie sie dann den Herrn Marchese nahm, was ihr Niemand verdachte, da er ein so guter Herr war, obwol schon über die Fünfzig — nun, Sie wissen, was das Sprichwort von den Fünfzigern sagt —, da ist er in der Hochzeitnacht auf und davon mit einer Piratenbande, die gerade im Hafen draußen ihr Schiff ausgeflickt hatte, und wir haben wol an zehn Jahre Nichts mehr von ihm gesehen und gehört. Bis er eines schönen Tages wiederkam als ein trauriger Krüppel und ohne einen blanken Heller, und da er überdies an einem schweren Fieber litt, erbarmte mich der arme Hund, der die Ohren so jämmerlich hängen ließ, und ich nahm ihn hier ins Haus und pflegte und fütterte ihn zurecht. Hernach fragte ich bei meiner Frau Tochter an, ob ich ihn als Knecht behalten dürfte, und da er doch eigentlich um sie das Alles ausgestanden und seine arme Seele dem Bösen verschrieben hatte, schickte sie mir ihre Erlaubniß, und der Giannicco, der niemals lacht, wurde feuerroth, wie ich ihm den Brief vorlas. Seitdem hat er sich hier so nützlich gemacht und einen so frommen Wandel geführt, daß er sich einen Ablaß für all seine Piratensünden damit verdient hat. Wenn dann meine Frau Tochter im October auf ein paar Wochen kam und ihm nur zunickte: Ihr haltet den Garten schön in Ordnung, Giannicco, das muß man sagen! — wie eine Kohle wurde das verwetterte Gesicht des armen Teufels, und keine Silbe brachte er heraus vor Satisfaction, und man konnte deutlich sehen, daß es noch immer beim Alten mit ihm war, wie man zu sagen

pflegt: wenn ein Licht ausgeht, wird eine Fackel angesteckt. Die Stürme und Unwetter auf der See mögen ihm die alte Verliebtheit ausgeblasen haben; aber kaum wieder auf dem festen Lande, brennt die Fackel lichterloh. Nun, er wird sich darein ergeben müssen, daß man eines Tages ihm drei Schaufeln Erde drüberschüttet und gute Nacht! Nicht Jeder bekommt, was er möchte, und dem geschorenen Schaf schickt der liebe Gott einen gelinderen Wind. Amen! Gott sei allen armen Sündern gnädig."

Indessen hatten wir uns dem Hause wieder genähert, und meine Führerin ging mir voran durch den kühlen, mit Fliesen belegten Flur eine schmale Steintreppe hinauf, um mir die oberen Räume zu zeigen. Es waren sechs oder sieben mäßig große Zimmer, an deren stuckverzierten Plafonds ich erkennen konnte, daß das Haus vor etwa hundert Jahren erbaut sein mußte. Die Möbel stammten aus der Napoleonischen Zeit, waren aber sämmtlich vor Kurzem erst frisch auflackirt und die Vergoldung an den steilen Rücklehnen der Stühle und den Tischfüßen und Spiegelrahmen erneuert. Dazu standen hie und da in Alabastervasen prachtvolle Blumensträuße auf den Kaminsimsen und Schränken und in jedem zweiten Zimmer ein brennender Armleuchter auf dem Pfeilertischchen vorm Spiegel, so daß es sich feierlich und festlich ausnahm, als werde auf die Nacht eine große Gesellschaft erwartet, welche die Sommernacht zu durchtanzen beschlossen habe.

Das Schlafzimmer war gleichfalls gelüftet, das große viereckige Ehebett aber mit einer alten, seidenen Decke zugedeckt. „Wenn meine Frau Tochter kommt," sagte die Alte, indem sie mit ihrer welken Hand über die Decke hinstrich, „soll sie bei mir unten schlafen. Am Ende sähe sie hier in dieser Stube ein Gespenst. Denn wenn sie um den Herrn Marchese auch mehr wie um einen Vater trauert, als wie um einen Gatten, so heißt's doch auch nicht von ihr:

Vier Thränchen, vier Kerzchen,
Ein Streckchen
Ums Eckchen,
Kein Schmerz mehr im Herzchen.

Denn er war ein braver Herr, mein Herr Schwiegersohn, ein rechter Galantuomo — seine Seele sei im Paradiese! — und nicht einen bösen Tag hat er seiner lieben Frau gemacht, mit seinem Willen, versteht sich, denn freilich die funfzig Jahre, und dann endlich gar die Achtundsechzig, und die Gicht dazu und die langen, schlaflosen Nächte: — wer, als er nun endlich die Augen zugemacht hatte, wer könnt' es der Wittwe verdenken, wenn sie ihr bischen übrig gebliebene Jugend nicht mit zu vielem Weinen verderben möchte, sondern noch retten, was zu retten ist? Und meine Lisa! — die als Kind immer so gern lachte, daß ich oft sagte: Lache nur, Tochter, sagt' ich, ein frohes Herz macht ein glattes Gesicht, und wer lustig ist, dem hilft Gott! Nun, er hat denn auch geholfen, ihr und uns Allen. Denn wie ich zum ersten Male den Herrn Marchese in mein armes Haus treten sah, war er mir recht wie ein Engel vom Himmel in meiner größten Noth!

„Sie müssen nämlich wissen, lieber Herr, ich bin eine Schiffersfrau, hier im Ort geboren, hatte einen guten und fleißigen Mann, der große Seefahrten

nachte, erst als Steuermann und dann mit seinem eigenen Schiff, bis nach Amerika und Indien. Und so lang' er lebte, wenn er auch oft ein oder zwei Jahre ausblieb, wünscht' ich mir nichts Besseres, und wir hatten zu leben, ich mit meinen drei Töchtern, Marietta, Cesira und Lisa. Ich selbst heiße wie meine zweite Tochter, und meine Enkelin, die junge Marchesina, heißt wiederum Cesira, wie ich und ihre Tante. Anders hätt' es meine Lisa nicht gethan. Und wie dies mein jüngstes und bestes Kind eben acht Jahr alt war, ist mein Mann wieder fort, und nach sechs Monaten schreibt er aus Lima einen ganz vergnügten Brief, und daß er über sechs andere Monate wiederkommen und jeder von unsern Mädchen etwas Schönes mitbringen würde. Die Marietta war damals siebzehn, die Cesira funfzehn, und sie galten für die schönsten Creaturen in ganz Sestri, und ich erzog sie, so gut ich konnte, daß sie tugendhafte und rechtschaffene Weiber werden sollten.

„Aber wenn wir glauben, wir sitzen zu Pferde, liegen wir auf der Erde. Die sechs Monate vergingen, und dann wieder sechs und noch einmal sechs, und von meinem armen Mann — Gott hab' ihn selig! — kein Sterbenswort. Und wie das dritte Jahr herankam, seit er nach Lima gefahren war — und sein Schiff trug obenein noch den schönen Namen La Speranza — da sagte meine Marietta: Mutter, sagte sie, der Vater ist todt und wir Andern sind schlimmer dran, als wenn wir todt und begraben wären, sagte sie. Ich habe mit einer Signora gesprochen, die in Genua ein Haus hat, zu der soll ich in Dienst gehen, und wenn ich erst dort bin und einen guten Platz für die Cesira finde, muß sie nachkommen. Dann kannst du dich mit der Lisa allein besser durchschlagen, sagte sie. Tochter, sagt' ich, gehe mit Gott; denn wenn auch das Brod in fremdem Hause sieben Kruften hat, es ist doch nicht so hart wie der Hunger, und was sollst du hier sitzen und dein bischen Jugend und Schönheit ist wie vermauert, da hier alle Nachbarn wissen, daß du eine Waise bist und einem Mann Nichts mitbringst als das Hemd auf dem Leib? Wer eine Hand in die andere legt, dem springt der Teufel in die Schürze, — sagt' ich arme Närrin, die ich war, und wußte nicht, daß es eben der Teufel war, der mein Kind nach Genua haben wollte, wo kein Auge einer Mutter sich nach ihr umsah." — —

Wir standen, während die Alte mir das Alles erzählte, am offnen Fenster in einem kleinen Salon, in welchem offenbar die Herrin des Hauses sich am liebsten aufhielt; denn hier befanden sich die zierlichsten Möbel, auch einige ganz moderne zwischen den steiflehnigen, und Bilder und Photographieen hingen an der Wand, über einem Schreibtischchen aber eine kleine Handzeichnung in prächtigem Rahmen, ein schöner, ganz jugendlicher Mädchenkopf, das sanfteste Oval, und eine feine kleine Nase zwischen ganz unwahrscheinlich großen, dichtumschatteten Augen, und ein strenges oder vielmehr schüchternes Mündchen, dazu die prachtvollsten Haare in einen dicken Knoten am Nacken zusammengebunden. Es war eine ziemlich geschickte Hand, die diese wenigen Bleistiftlinien aufs Papier geworfen; ein leichter Farbenton war auf die Wangen, Lippen und das dunkle Haar gelegt, aber eine kleine Verzeichnung am Ansatz des schlanken Hälschens ließ doch den Dilettanten erkennen.

„Ist das Eure Marietta, gute Frau?" fragte ich.

Sie that einen tiefen Seufzer und tastete an dem Eisenstab der Jalousie herum, augenscheinlich um ihre Hände zu kühlen, denn die Erzählung schien ihr inneres Fieber vermehrt zu haben.

„Das Bild da an der Wand? Mein lieber Herr, das ist ja meine Frau Tochter, die Frau Marchesa, und das hat ihr Herr Gemahl selbst gezeichnet — der nun im Paradiese sein mag! Aber häßlicher war auch die Marietta nicht, und Sie wissen, wie es heißt: Chi nasce bella, nasce maritata. Aber nicht allemal trifft es ein. Zwar hörten wir allerlei Schönes von dem Mädchen, und nach einem halben Jahr ließ sie an die Cesira schreiben, sie möchte nur auch kommen, sie habe einen herrlichen Platz für sie ausgekundschaftet, bei einem Grafen, und versprach ihr Meere und Berge, wenn sie sich gleich aufmachte. Nun, sagt' ich, so gehe, Kind, geh nach dem stolzen Genua, und grüße unsre Marietta, und bleibe brav und denk ein wenig an deine alte Mutter, und daß du dem babbo, wenn er noch leben sollte, keine Schande machst.

„Und so ging auch Die, und ich war nun mit meiner Kleinen, meiner Einzigen, allein. Wir hörten die erste Zeit manchmal von unsern Großen; sie ließen uns die allerschönsten Briefe schreiben, und daß es ihnen herrlich ginge, schickten auch etwas Geld und Bänder und Schuhe für die Lisa, die sie aber nicht tragen konnte, weil sie zu fein waren für ihre übrige Armseligkeit. Auch ließen sie mich wissen, daß sie sich wahrscheinlich verheirathen würden, und ich konnte mich nicht lassen vor Glück und Zufriedenheit und dachte: jetzt nur noch der Mann von der Reise zurück, so tausch' ich mit keiner Prinzessin! dacht' ich.

„Und dann, eines Abends, da kam der Pater Francesco, zu dem meine Mädchen immer beichten gegangen waren, der hatte in Genua ein Geschäft gehabt für sein Kloster, und ich hatte ihn gebeten, sich einmal nach den Kindern umzusehen, und das hatte er gethan und kam nun, mir Bescheid zu bringen. Jesumaria! ich weiß noch wie heut, wie ich nichts thun konnte, als die Hände überm Kopf zusammenschlagen und auf mein Bette hinfallen, als hätte man mir mit einem Hammer das Herz zerschmettert! Sie verstehn wol, was ich meine, lieber Herr. Es kommt einer Mutter zu hart an, von der Schande ihrer Kinder zu sprechen, auch wenn zwanzig Jahr und mehr seitdem vergangen sind. Die Lisa war bei mir, als ich das Unglück erfuhr. Mutter, sagte sie hernach, da der gute Pater wieder fort war, was hat er denn gemeint? Was ist es denn mit den Schwestern? Hat er nicht gesagt, daß er die Cesira in einem seidnen Kleid getroffen hätte, mit goldnen Ohrringen und einer Broche, und die Marietta habe er nicht sehen können, weil sie bei einem andern Herrn Grafen auf seiner Villa sei? Warum weinst du nun doch, Mamma mia, wenn meine Schwestern ein solches Glück gemacht haben? — Und ich: O Kind, sagt' ich, weißt du nicht, daß es heißt: wer mit großen Herren geht, stirbt auf dem Stroh? sagt' ich, und mehr durft' ich ihr ja nicht erklären, der armen, unschuldigen Creatur, die eben erst ihre dreizehn Jahre hatte, und in unserm Sestri, Gott sei dafür gelobt, lebt man nicht wie die Heiden, und meine Mädchen hatten weder im Hause noch auf der Straße je etwas Sündhaftes gesehn. Ich aber hörte nicht auf zu weinen, und bald dacht' ich, ich wollte nach Genua, meine Kinder dem Wolf aus dem Rachen zu reißen, bald sagt' ich mir, es hilft doch

ichts, und wenn du die Lisa mitnimmst, wird auch Die von der Pest angesteckt; lässest du sie aber allein zu Hause, so drückt dir die Angst das Herz ab.

„Und so, lieber Herr, resolvirt' ich mich, und meine Mädchen waren mir die todt, und da ich nun auch die Nachricht bekam, mein armer Mann liege wirklich schon seit zwei Jahren im Meere, sein Schiff sei in einem Sturm kopfüber in den Abgrund geschossen, so sagt' ich mir: ich habe Nichts mehr auf der Welt als meine Lisa und meine Armuth und mein bischen Rechtschaffenheit, da soll mir Niemand mehr dran rühren. Denn wer lebt, ißt sein Brot, wer stirbt, der ist todt, und jedes Pferd wehrt sich die Mücken weg mit seinem eignen Schwanz.

„Also hielt ich mein Kind streng zu Hause, und wenn sie gern herumgesprungen wäre mit andern Kindern, oder, wie sie älter wurde, geschwatzt hätte mit den jungen Burschen — und der Giannicco hatte schon damals ein Auge auf sie geworfen —, sagt' ich ihr nur immer den guten alten Spruch:

Ein Mädchen, zu viel auf der Gasse,
Kommt ab von der rechten Straße.

Und ein gutes Kind, wie sie war, ließ sie es sich auch gesagt sein, saß den lieben langen Tag und spann oder strickte Netze, und nur am Sonntag ging sie zum Kloster hinauf, die Messe zu hören oder bei dem guten Pater Francesco zu beichten, ihre paar unschuldigen Kindersünden, und der Pater lobte sie sehr und sagte, daß sie durch ihre Tugend mir Alles wieder vergüten würde, was ich an Unglück und Unehre in meinem kümmerlichen Leben erfahren hätte.

„Sehen Sie sich das Bild nur recht an, lieber Herr. Es sind jetzt über zwanzig Jahr, daß der Herr Marchese es gezeichnet hat, und sie ist jetzt freilich kein Kind mehr, sondern eine schöne und stattliche Frau, aber alle Leute sagen, es gleiche ihr noch heut, nicht bloß der Giannicco, den ich manchmal hier oben ertappe, daß er vor dem Gesicht wie vor einem Gnadenbilde steht und so darein vertieft ist, daß er mich nicht einmal kommen hört. Der Herr Marchese war eine Art Künstler, müssen Sie wissen; er hatte schon damals dies Haus neben seinem Palast in Genua, und manchen Sommer kam er hier heraus, bloß um stundenlang an den schönsten Orten in der Umgegend zu sitzen und die Berge und das Meer mit prachtvollen Farben hinzumalen in seine Mappe. Ich aber kam nie mehr aus dem Haus, seit dem Unglück mit meinen Kindern; ich meinte, jede Gevatterin müsse mich deßhalb über die Achsel ansehen. Und so wußte ich nicht einmal, daß ein solcher Herr Marchese auf der Welt sei, und war des Todes erschrocken, als eines Sonntags Vormittags sich meine Thür aufthut, wo ich eben in der Küche steh', unser bischen Polenta zu kochen, und herein fliegt mein Kind, die Lisa, ganz roth im Gesicht, und ein Herr hinter ihr, nicht mehr der Jüngste — er war schon damals hoch in den Vierzigern — und: Mamma mia, sagt das Kind, der Herr hat mich angeredet, wie ich eben aus der Messe kam, und weil es so heiß war, hatt' ich Schuh und Strümpfe ausgezogen und lief über die nassen Klippen am Strand, und da sah ich ihn plötzlich auf mich zukommen, und er fragte mich, wie ich heiße, und wo ich wohne, und ob er mit mir gehn könnte, er möchte ein Bild von mir machen.

„Was soll ich Ihnen lang und breit erzählen, lieber Herr, wie nun Alles

kam, wie ich mich erst unsrer Armuth schämte, und er mich in fünf Minuten so zutraulich gemacht hatte, daß ich ihm meine ganze Lebensgeschichte beichten mußte, so ein vornehmer Herr er auch war; aber die Vornehmsten wissen oft am besten, wo einen ehrlichen armen Tropf der Schuh drückt. Und während er das Kind abconterfeite und kein Wörtchen sprach, redete ich immer fort wie ein Wasserfall, und auch das verheimlichte ich nicht, was mit den beiden Großen sich zugetragen hatte.

„Als ich dann endlich fertig war, hatte auch er das Bildchen so ziemlich zu Stande gebracht, und sagte, für heute sei es nun genug, ich hätte da ein braves und liebes Kind, und er interessire sich dafür, und wenn es mir recht sei, wolle er sorgen, daß ich an dieser Tochter mehr Freude erlebte, als an den andern. Wie alt sie denn sei? Nun, dreizehn sei noch jung genug, was Rechtes zu lernen. Er wolle sie mit einer sicheren Begleitung nach Genf schicken, in ein sehr gutes Erziehungsinstitut, da solle sie etwa drei oder vier Jahr bleiben, und er wolle alle Kosten tragen.

„Sie können sich vorstellen, lieber Herr, daß ich erst nicht wußte, ob ich dazu lachen oder weinen sollte. Mein letztes Kind hergeben — es schien mir, als schnitte man mir das Herz aus dem Leibe und ich sollte noch tausend Dank dafür sagen. Aber wie ich den Pater Francesco um Rath fragte, und der mir zuredete und sagte, hier treffe es ein: wenn Gott einem eine Thür zumache, mache er ihm gleich daneben ein Thor auf, schluckte ich meine Mutterthränen hinunter und ließ Alles geschehen, was meinem Kinde zum Glück dienen sollte.

„So hab ich's denn auch nicht zu bereuen gehabt. Wie sie mir nach drei Jahren wiedergebracht wurde — ich dachte freilich, es seien tausend gewesen, aber mit Geduld kommt auch der Lahme über den Berg — o lieber Herr, was war sie schön geworden und klug und hatte Manieren wie eine Herzogin, aber zu ihrer einfältigen alten Mutter war sie noch ganz wie sonst. Die Leute von Sestri aber machten große Augen, wie sie das Fräulein zum ersten Mal neben mir in die Kirche gehn sahen — natürlich zum Kloster hinauf, um sie auch dem guten Pater zu zeigen. Der lobte sie sehr, sagte aber, sie solle nur fein demüthig und tugendhaft bleiben und sich nichts in den Kopf setzen, und so noch eine Menge erbaulicher Reden, wobei sie immer die Augen still zu Boden geschlagen hielt, das süße Geschöpf, und hernach küßte sie dem guten alten Pater die Hand, wie sie als kleines, barfüßiges Ding gethan, und war Abends in ihrem schlechten Bettchen so rasch und vergnügt eingeschlafen, als ob sie es nicht inzwischen besser gehabt und die schweren Künste und Wissenschaften gelernt hätte, daß sie nun gescheidter war wie der Sindaco von Sestri selbst.

„Wir wollen hier vom Fenster weggehn, lieber Herr," sagte die Alte plötzlich und zog mich tiefer in das Zimmer hinein, wo sie mich nöthigte, auf einem kleinen, mit verblichener blauer Seide überzogenen Canapé Platz zu nehmen. Sie selbst blieb an dem Tischchen stehen und zupfte ein paar welke Blätter aus dem großen Strauß, der mit bunten Farben im Schein des Armleuchters glühte.

„Was hat Euch denn angewandelt, gute Frau?" fragt' ich. „Warum wollt Ihr die schöne kühle Nachtluft nicht länger athmen?"

„Es ist nur wegen des Giannicco," sagte sie nachdenklich. „Er geht immer och unten an dem Fenster vorbei und hat so feine Ohren, besonders, wenn er inen Namen hört. Und ich wollt' Ihnen eben sagen, wie er dazumal, als er as Kind nur Einmal wiedergesehen, in eine ganz gefährliche Verliebtheit ge- athen ist, und obwol sie ihm gar nicht süße Augen machte, wie überhaupt keinem er jungen Bursche, meinte er doch, sie denke heimlich an ihn, der arme Narr, er er war, und hielt eines Tages richtig um sie an. Aber wenn sie ihn auch emocht hätte, — sie waren beide arm, und wenn der Hunger zur Thür herein- ommt, geht die Liebe zum Fenster hinaus. Und dann, lieber Herr, was hätte e mit ihren Künsten und Wissenschaften, die sie von Genf mitgebracht, als rau eines armen Tischlergesellen, wie der Giannicco war, anfangen sollen?

„Aber die Hauptsache war, sie machte sich gar nichts aus ihm. Sie machte ch freilich auch aus Anderen und Reicheren Nichts, die damals um sie warben, nicht einmal aus unserm Wohlthäter, dem Herrn Marchese. Wie ich ihr agte: Kind, willst du dein Glück machen? Du sollst Frau Marchesa werden. er gute Herr, der deiner Mutter aus ihrem Elend geholfen und dich so höne Dinge hat lernen lassen — und denken Sie nur, lieber Herr, auch für eine Cesira hatte er noch gesorgt, ihr eine Aussteuer gegeben und sie an einen iner Pächter auf einem Gut bei Turin verheirathet — nun will er dich zur rau, sagt' ich, und du kannst in Genua in einem schönen Palast wohnen; berlege es dir wohl, Kind: Schönheit macht nicht satt, und wer sich selbst icht hilft, der ertrinkt, sagt' ich — da fiel sie mir um den Hals und sagte nter tausend Thränen: Mamma mia, ich will nicht fort von dir, ich will einen alten Mann; lieber sterb' ich, so wie ich geh' und stehe! sagte sie.

„Arme Creatur! Ich hatte wahrlich großes Erbarmen mit ihr, denn ich ebte sie mehr als meine Augen. Aber da war auch die Dankbarkeit, und daß ir ein paar verwaist'te unselige Frauenzimmer waren, und was Armuth aus inem Mädchen machen kann, hatte ich ja an meinen Großen erlebt. Und dann ar noch der Pater Francesco, der sprach dem Kind, als sie ihm beichten ging, o kräftig zu, daß sie wie verwandelt vom Kloster herunterkam und zu mir agte: Mutter, ich will es thun. Die Madonna und alle Heiligen, sagte sie, erden mir beistehen, daß ich eine tugendhafte Frau werde, und du hast es dann ut auf deine alten Tage, und, sagte sie, er ist ein so guter Herr, er wird icht verlangen, daß ich ihn mehr lieben soll, als ich kann, aber treu will ich hm sein und ihm all' seine Gutthaten vergelten.

„Nun, lieber Herr, da hatt' ich denn einen Herrn Marchese zum Schwieger- ohn, und hätte nun auch die große Dame spielen können und durch die Straßen on Genua in einer Caroſſe fahren. Aber ich dachte, wenn das schwarze Huhn uch ein weißes Ei gelegt hat, es taugt doch nur auf seinen Misthaufen, und o blieb ich ganz still zu Hause, nur daß ich hierher in die Villa zog, die amals noch nicht so hübsch und reinlich aussah, ohne mich zu rühmen. Und ier hielt auch meine Frau Tochter ihre Wochen ab, als sie übers Jahr ein Kindlein zur Welt brachte, schön wie mit dem Pinsel gemalt und Zug um Zug as Abbild ihrer Mutter. Und daß der Herr Vater fast närrisch wurde vor Freude, können Sie sich leicht denken. Auch meine Lisa war sehr vergnügt.

Nun wird es mir nicht mehr schwer werden, sagte sie, dem lieben Gott zu danken für das Glück, das er mir beschert hat, da er mir jetzt den kleinen Engel geschickt, und der Pater Francesco braucht mir nicht erst Tugend zu predigen. Ich muß meiner Tochter ein gutes Beispiel geben.

„So sagte sie, armes, junges Weib! Und ich wußte wol, was sie meinte; denn sie hatte mir erzählt, daß alle jungen Herren vom Adel, die schönsten und reichsten, ihr nachstellten, und Manche geberdeten sich wie toll, um der schönen Frau Marchesa ihre Liebe zu zeigen, und Sie wissen, lieber Herr, das Stroh kann nichts dafür, daß es brennt, wenn es dem Feuer zu nahe kommt. Aber nun hatte sie ihr Kind und sah weder rechts noch links, sondern immer in die beiden kleinen unschuldigen Augen, und was die verliebten Gecken auch anstellen mochten, war nur so viel, wie wenn Einer ein Loch ins Wasser machen will.

„Aber so leicht wurde es ihr doch nicht, wie sie sich's geträumt hatte. Denn schon ein Jahr nachdem die kleine Cesira auf die Welt gekommen war, befiel den Herrn Marchese eine Lähmung, daß er immer im Rollstuhl sitzen mußte, und nur ein Glück war, daß es die linke Seite getroffen hatte, nicht die rechte, da konnte er sich doch noch die Zeit vertreiben mit Zeichnen und Malen, und weil er ein edles und christliches Gemüth hatte, wurde er auch gar nicht wild und menschenfeindlich über sein Unglück, sondern nur um so gütiger gegen seine arme junge Frau, der er that und schenkte, was er ihr nur an den Augen absehen konnte. Und auch sie ließ sich nicht auf melancholischen Mienen ertappen. Man kann freilich nicht singen, wenn man ein Kreuz trägt, aber wenn ein Mutter ihr Kind wiegt, findet sie doch immer noch einen Ton in ihrer Kehle. Und so war es für Alt und Jung eine Erbauung, wie meine Frau Tochter sich in ihrem Ehestand hielt, und Pater Francesco, mit dem ich oft darüber sprach, sagte: Sie ist eine Heilige, sagte er, und ihre Tugend reicht aus, um auch ihre Schwestern aus dem Fegefeuer loszukaufen. Ihr seid eine benedeite Mutter, Frau Cesira.

„Ja, ja, lieber Herr, wenn man schon am Morgen immer wüßte, ob am Mittag ein Gewitter kommen wird! Aber wer am Freitag lacht, weint am Sonntag. Die kleine Cesira war kaum sieben Jahr und ihre Frau Mutter also fünfundzwanzig, und sechs Jahr war es schon her, seit der Herr Marchese im Rollstuhl lag, da sitz' ich eines Tages hier ganz fröhlich im Haus, bei meinem Spinnrocken und meinen paar Gedanken — und der Giannicco war auch noch nicht von seiner Piratenfahrt hier wieder gelandet — auf einmal fährt ein Wagen vor, denn eine Eisenbahn gab es damals noch nicht, und wer steigt aus? — mein eignes liebes Kind, die Frau Marchesa, aber so blaß und wunderlich, daß ich zu Tode erschrak, und brachte auch das Kind nicht mit, wie sonst, und auf meine Fragen, was denn vorgefallen sei, konnte ich lange Zeit nicht eine Silbe zur Antwort bekommen. Aber Mutter und Tochter — es ist wider die Natur, lieber Herr, daß die Zwei ein Geheimniß vor einander haben sollten. Was es aber war, — jetzt kann ich es ja auch Ihnen sagen, zumal Sie morgen wieder wegreisen, und dann, so traurig es war, meinem Kinde hat es ja nur um so größere Ehre gemacht. Denn man erkennt das Gold erst im Feuer und den Heiligen auf dem Scheiterhaufen. Sehen Sie, da war ein Male-

das Haus meines Herrn Schwiegersohns gekommen, der ja ein gewaltiger
:eund der Kunst war, so ein junger Mann, zwei Monate noch jünger als meine
:au Tochter, Lorenzino Sciarpa hieß er; Sie haben seinen Namen wol schon
hört, da er seitdem sehr berühmt geworden sein soll. Der hatte einen Speise-
al beim Herrn Marchese mit Göttern und Göttinnen auszumalen, und so
m er täglich ins Haus und sah täglich das schöne junge Weib, mein armes
nd, und sehen und brennen war Eins. Am Tage, nachdem er ihr seine erste
cklärung gemacht, da war's, wo sie plötzlich hier draußen an der Villa vorfuhr.
ıd erst war Nichts aus ihr herauszubringen; sie schloß sich wol drei Stunden
ng droben in ihrem Schlafzimmer ein, sie müsse sich was überlegen, sagte sie,
ıd müsse allein sein, und könne keinem Menschen in's Gesicht sehen. Ich hörte
: hin und her gehen, aber weder weinen noch beten. Zuletzt hielt sie selber es
cht mehr aus, sondern sagte mir Alles, daß sie diesen Lorenzino liebte, wie
: bisher gar nicht gewußt habe, daß man einen Menschen lieben könne, und,
gte sie, wenn du ihn kenntest, Mutter, würdest du deine unglückliche Tochter
cht verdammen, sondern bejammern, da die Liebe zu diesem Menschen, wo
: einmal in einem Herzen gekeimt hat, nur mit dem Spaten, der das Grab
äbt, herausgerissen werden kann. Und nun erzählte sie mir von ihm mit
usdrücken, lieber Herr, daß ich selbst, ein so dürrer alter Zaunstecken, wie ich
ar, wahrhaftig fast selbst Feuer fing und um diesen Lorenzino mein ewiges
eelenheil geopfert hätte, indem ich meinem Kinde sagte: Man spricht von der
ünde, aber nicht vom Sünder, und man spricht vom Rausch, aber nicht vom
urst. Kind, sagte ich, was fragst du mich? Ich habe meine Schuldigkeit
than, indem ich dich fromm und tugendhaft auferzogen habe. Aber jeder
enſch, sagt' ich, lebt sein eigenes Leben, und am jüngsten Tag werden wir alle
ıckt und bloß vor unsern Richter treten.

„Werden Sie's glauben, lieber Herr, daß dies stolze Kind that, als ob sie
ich gar nicht verstünde? Und jetzt noch schäme ich mich, daß ich mich von
einer eignen Creatur beschämen lassen mußte, und daß diesmal das Ei wirklich
üger war als die Henne.

„Mutter, sagte sie, ich bin gar nicht gekommen, um mir rathen zu lassen.
Das ich zu thun habe, was ich meinem Gatten und der Kleinen schuldig bin,
ıs weiß ich schon allein. Aber in der Einsamkeit muß ich mir erst die Kraft
ɔlen, das auch zu können, was ich thun will, und darum wollt' ich eine
:acht hier mit mir allein sein. Richte mir ein wenig zu essen her und dann
hicke Jemand, um den Pater Francesco zu bitten, daß er mich besucht. Denn
: ist spät, und ich kann nicht mehr wie sonst, wo ich barfuß über die Klippen
ɔrang, beim Mondschein ins Kloster hinauf, ohne daß ein Gerede entsteht.

„Eine Heilige hätte sich nicht besser benehmen können, das werden Sie mir
ıgeben, lieber Herr.

„Und richtig, wie sie am anderen Morgen wieder fortfuhr, hatte sie ein
anz klares, stilles Gesicht, und das behielt sie auch all' die Jahre, seitdem sie
ɔren letzten Kampf gekämpft hatte, obwol auf die Länge selbst ein Strohhalm
rückt, geschweige eine so große Last, wie eine heimliche Passion zu einem schönen
nd braven Menschen. Denn das war er, leider, ich selbst mußte es sagen,

obwol ich ihn haßte, weil er mein armes Kind so viel leiden machte. Er wußte aber selbst nichts davon, denn sie hatte ihm scheinbar ganz kaltblütig jede Hoffnung benommen und nur um seinetwillen darauf bestanden, daß er seinen Verkehr im Hause abbrechen, ja am liebsten die Stadt Genua überhaupt meiden sollte. Die ersten Jahre konnt' er's nicht lassen, wenigstens Einmal im Jahr sich wieder einzufinden, als ob er fragen wollte: ist es denn möglich, daß Ihr mich sterben lassen wollt? Als er aber immer die gleiche Miene und die nämliche Antwort erhielt, sogar hier draußen, wo er meine Frau Tochter einmal allein überraschte, nur mit dem Kinde, das sich von den Folgen der Masern erholen sollte, sogar hier erreichte er nicht das Mindeste, so daß sein Leidensgefährte, der Giannicco, der damals schon hier gärtnerte, ihn mit der hellsten Schadenfreude abziehen sah.

„Mich dauerte er mehr, als ich sagen konnte und durfte. So ein schöner braver junger Mann, sanft wie ein Lamm und feurig wie ein Löwe! Und ein Maler dazu, gegen den der Herr Marchese nur ein Schulknabe war.

„Kind, sagte ich zu meiner Frau Tochter, hast du ihm denn wenigstens ein bischen Trost gegeben, daß es nicht an deinem guten Willen liegt, wenn du ihn nicht glücklich machen kannst, sondern an der Tugend und Bravheit und Dankbarkeit gegen deinen Herrn Gemahl, und hast ihm gesagt, daß es dir hart genug ankommt, ihn wegzuschicken, und daß du dich heimlich so nach ihm verzehrst, wie er nach dir?

„O Mutter, sagte sie darauf, wenn ich ihm solche Dinge sagte, brächte ich ihn nimmermehr von meiner Seite, und wer weiß, ob die Heiligen mir dann beistehen möchten; denn wenn ich täglich seine traurigen Augen sehen müßte, sagte sie, schmölze meine Bravheit und Standhaftigkeit hin, wie die Kerze am Feuer; und wie sollte ich meinem guten Mann ins Gesicht sehen, der mich so liebt und ehrt und mir vertraut wie einer übermenschlichen Creatur, wenn ich einem andern Mann gesagt hätte: geduldige dich, bis der arme Kranke nicht mehr in seinem Rollstuhl sitzt, sondern von all seinen Leiden ausruht —? Nein, Mutter, sagte sie, rede mir nicht zu, denn Gott allein weiß, wie mein Herz schreit, daß ich mir beide Ohren zuhalten muß, um nicht den Kopf zu verlieren und zu thun, was mich reuen würde in alle Ewigkeit.

„Armes Weib! Und doch hätten Sie sehen müssen, lieber Herr, wie sie immer noch lächeln konnte und Allen, die sie zu besuchen kamen, ein heitere Gesicht zeigen, und zumal, wenn sie das Kind, die Cesira, ansah, die schön wie ein Engel war und von der Mutter, der sie recht eigentlich aus dem Gesicht geschnitten war, alle Gaben und Tugenden hatte, die Sanftmuth und das gute Herz, und daß sie freundlich war mit dem Geringsten. Aber Viele sagten doch, daß ihre Mamma, obwol sie nun schon in die Dreißig ging, immer noch die Schönere sei von Beiden, und man hielte sie viel eher für Schwestern, als für Mutter und Tochter. Das war nun ihr ganzes Glück und einziger Trost, und auch den mußte sie zuletzt entbehren. Denn wie die Cesira vierzehn Jahr alt geworden war, beschloß der Herr Marchese, sie in dieselbe Pension nach Genf zu schicken, wo meine Lisa so viel schöne Dinge gelernt hatte, und meine Frau Tochter, die den Willen ihres Herrn Gemahls immer ehrte und gerecht fand

rachte das Kind selbst nach der Schule und nahm mit tausend Thränen Abschied von ihr.

„Sie hat mir dann erzählt, was ihr auf der Rückreise begegnet ist, daß der arme Lorenzino in einem Ort, wo sie übernachten mußte, — Gott weiß, wie er Alles ausgekundschaftet hatte, — ihr plötzlich in den Weg getreten sei, und er habe sich vor ihre Füße hingeworfen und sehr wenig gesprochen, aber eine ganze lange Geschichte von Desperation und durchwachten Nächten habe auf seinem schönen Gesicht gestanden. Er hatte seitdem die meiste Zeit in Paris gelebt und hätte die schönsten und reichsten Mädchen freien können, aber in seinem Herzen war immer nur die Eine Liebe, wie es in dem Vers heißt:

Wo einmal ward ein Feuer angezündet,
Bleibt stets ein Funke noch zurück im Finstern,

und er wollte lieber als ein Junggesell leben und sterben, als seiner alten Flamme untreu werden.

„Damals hat es der armen Frau mehr gekostet, als ein Mensch sich vorstellen kann, ihn hoffnungslos fortzuschicken, und sie zeigte mir hernach eine Strähne von ihrem langen schwarzen Haar, die hatte sie Nachts, da sie im Bette wach lag, zwischen die Zähne genommen und fest darauf gebissen, um nicht laut aufzuschreien. Und am andern Morgen war diese Strähne grau, und es sieht wunderlich aus, noch heute sie damit herumgehen zu sehen, denn sie hat sie nicht abschneiden wollen, um sich immer daran zu erinnern, was sie schon durchgemacht und wie tapfer sie sich dabei gehalten hat."

Giannicco trat herein. Er stand plötzlich auf der Schwelle, ohne daß ich ihn die Treppe hatte herauf kommen hören, warf einen schiefen, feindseligen Blick auf mich und sagte ein paar Worte im genuesischen Dialekt, die ich nicht verstand.

„Es ist gut, Giannicco," erwiderte die Alte, die sich nicht einen Augenblick in ihrer Ruhe stören ließ. „Ihr könnt schlafen gehn. Ich werde den Herrn selbst hinausbegleiten und das Gitter zuschließen. Gute Nacht, Giannicco!"

Der Einarmige brummte Etwas vor sich hin und zog sich geräuschlos zurück, wie er gekommen war. Wir schwiegen aber, bis wir ihn unten auf dem Kiesweg hatten hinschleichen hören, mit den schweren, gleichmäßigen Schritten eines Menschen, der große Lasten zu tragen gewöhnt ist.

„Mit Dem werden wir noch unsere liebe Noth haben," sagte die Alte. „Wenn meine Frau Tochter wiederkommt, jetzt, da sie Wittwe ist — ich glaube wahrhaftig, der verrückte Mensch bildet sich ein, nun sei das Feld für ihn frei, der armselige Krüppel, und wenn er nun erleben muß, daß der Herr Lorenzino hier als Herr befiehlt, — nun, dafür wird meine Frau Tochter schon sorgen, so oder so. Aber es ist curios, wie viel Narren frei herumlaufen, und das Sprichwort hat wol Recht: wenn Narrheit weh thäte, würde man in jedem Hause stöhnen hören. Aber obwol man sich seines Nebenmenschen erbarmen soll, ich kann doch nichts Anderes thun, als den ganzen Tag Gott loben und preisen, daß er meinem Kinde endlich die Erlösung geschickt hat und den Lohn für ihre Tugend schon hier auf Erden, und alle anderen Menschen kümmern mich nicht

mehr als eine Mücke einen Elephanten. Mein Herr Schwiegersohn — Gott hab' ihn selig — hat einen schönen, leichten Tod gehabt, er ist von seiner Siesta nicht mehr aufgewacht, ohne auch nur einen Schrei zu thun, und dann das schöne, ehrenvolle Begräbniß, wo der ganze Adel von Genua ihm die letzte Ehre erwiesen hat, und Alle haben seiner Wittwe condolirt mit großem Respect, und es sei die ganze Stadt des Lobes voll, wie schön sie sich benommen, obwol sie nur die Tochter einer so einfachen Frau ist und nicht in einem Palast geboren und auferzogen. Nun hat sie erlebt, wie das alte Wort sagt: wer ausharrt, der siegt, und wenn sie jetzt nach ihrer Trauerzeit ihren Lorenzino heirathet — lieber Gott, man ist ja noch nicht zu alt mit fünfunddreißig Jahren, um noch glücklich zu sein, besonders wenn man ein Gesicht hat, wie meine Lisa, und ein unschuldiges Herz, wie sie, das sich im ganzen Leben Nichts vorzuwerfen brauchte. Denn Reue und Schande, lieber Herr, die graben viel tiefere Runzeln als die Jahre, und ein gutes Gewissen ist das beste Schönheitsmittel. Ja, ja, nun soll es hier bald anders aussehen, und die alte Mutter kriecht dann ganz vergnügt in ihren Winkel zu ihrer alten Freundin Miranda, und wir beide stecken den Kopf nur aus unserer Schale, um uns zu freuen, wie die Jugend sich gute Tage macht und ihr Leben genießt. Herr, dein Wille geschehe! Amen."

Ich war aufgestanden und noch einmal vor das Bild getreten, das die Heldin dieser schlichten und doch seltsam ergreifenden Geschichte in ihrer ahnungslosen Kinderschönheit darstellte. Es schien mir jetzt, als deuteten diese zarten Linien schon alle Kraft und Sicherheit an, die das reife Weib bewahren sollte, nur ein rührender Hauch von Scheu vor dem unbekannten Leben schien um die frischen Lippen zu spielen.

„Ihr seid wahrlich glücklich zu preisen um solche Tochter, gute Frau," sagt' ich, da ich endlich mich zum Gehen anschickte. „Und nun wächs't Euch noch eine neue Lebensfreude heran in Eurer Enkelin, die ja der Mutter Ebenbild sein soll. Wie gern wartete ich, bis ich die Bekanntschaft der Frau Marchesa und des jungen Fräuleins machen könnte. Aber ich habe einem Freunde versprochen, morgen in La Spezzia mit ihm zusammenzutreffen, und weiß kaum, ob ich bei meiner Rückkehr über drei oder vier Tage abermals in Sestri anhalten kann."

„Dann würden Sie auch die Cesira vielleicht noch nicht hier vorfinden, lieber Herr," sagte die Alte; „sie hat nicht einmal zum Begräbniß ihres Herrn Vaters nach Genua kommen können, sie war mit der ganzen Pension abwesend auf einem Ausflug in die hohen Berge, — die Schweiz heißt man sie —, und in Genf wußte man nicht einmal genau, wohin die Depesche nachgeschickt werden sollte. Nun, sie erfährt Alles noch früh genug. Meine Frau Tochter aber wird, denk' ich, froh sein, aus dem traurigen Haus, wo sie so viel Kummer erlebt und jetzt dem todten alten Mann hat die Augen zudrücken müssen, sich zu ihrer treuen Mamma zu flüchten und hier ein wenig zu sich selbst zu kommen. Wenn Sie daher wieder vorbeikommen sollten, lieber Herr, — mein Kind hat noch allen Fremden den Eintritt in den Garten erlaubt, und wenn es höfliche und gebildete Herrschaften waren, blieb ihnen auch das Haus nicht verschlossen. Da, nehmen Sie einstweilen zum Andenken diesen Strauß mit nach La Spezzia. Es ist doch zu spät geworden, um den anderen im Garten noch fertig zu machen."

Sie drang mir den schönen vollen Rosen- und Granatblütenstrauß so treuherzig auf, daß ich ihn wol annehmen mußte. „Ich habe Sie lange aufgehalten," sagte sie, da ich ihr am Gitter noch einmal die Hand drückte; „aber wenn ich von meinem Kinde zu reden anfange, finde ich kein Ende. Gute Nacht, lieber Herr, und ich danke Ihnen, daß sie so viel Geduld gehabt haben mit einem schwatzhaften alten Weibe. Sehen Sie nur einmal mit Augen Die, von der wir gesprochen haben, so werden Sie begreifen, daß einem jedes Wort noch viel zu gering scheint, sie zu loben, und daß man nicht eine eitle Mutter zu sein braucht, um sie für die vollkommenste Creatur unter Gottes Sonne zu halten."

Diese Nacht stand ich noch lange am Fenster meines Eckzimmers im Albergo d'Europa und sah nach dem Pinienvorgebirge hinüber und auf das Meer, das wie ein ungeheurer silberner Schild mit breitem dunklem Stahlrande den Mondhimmel spiegelte. Ich fragte mich, warum die einfache Geschichte mich so feierlich gestimmt hatte. Ein reines und starkes Herz, das allen Lockungen der Leidenschaft widersteht, um seiner Pflicht treu zu bleiben, und nun endlich — spät, aber nicht zu spät — den Lohn seiner Treue erntet, war das ein so seltenes Menschenschicksal, daß man ihm wie einem Märchen nachsinnen mußte? Freilich, je mehr ein Garten dem Paradiese gleicht, desto menschlicher scheint ein Sündenfall. Die Orangen im Hof drunten dufteten so schwül herauf, ich mußte daran denken, wie der Mond so manchmal draußen im Gärtchen der Frau Marchesa die Herrin des Hauses mit ihrem Freunde durch die Myrten- und Lorbeerhecken hatte wandeln sehen, und dennoch hatte sie ihn verabschiedet mit einem gelassenen Gute Nacht! und ihn gebeten, morgen nicht wieder zu kommen. Und das im Lande des Cicisbeats und der nachsichtigen Mütter und der nachsichtigsten von allen, der Mutter Kirche. Und doch war es nicht das, was meine Gedanken immer wieder zu der Geschichte dieser „vollkommensten Creatur unter der Sonne" zurücklenkte. Ich sah beständig die sanften, lieblichen Umrisse des jungen Gesichts vor mir, und es war, als nähmen sie einen immer gespannteren, schmerzlicheren Ausdruck an, als ob sie sagen wollten: Alles ist eingetroffen, was uns damals ahnte von Schwerem und Traurigem, und wir haben das Lachen so lange nicht geübt, werden wir's überhaupt noch lernen können? Und dann fragte ich mich, ob ein Mensch, der seine Jugend nicht genossen hat, überhaupt noch entschädigt werden kann durch ein verspätetes Glück, — eine thörichte Frage, da es Menschen gibt, die erst spät jung werden, wie solche, die es niemals sind, und andere, die es zu sein nie aufhören.

Zuletzt thaten mir die Augen weh von dem blendenden Glanz des Silberschildes, und ich vergrub alles Grübeln in das heiße Kissen meines Bettes.

Am andern Morgen fuhr ich, wie ich beabsichtigt hatte, nach La Spezzia. Aber meinen Koffer hatte ich der Obhut Agostino's anvertraut, da ich entschlossen war, auf dem Rückwege nach Genua jedenfalls hier wieder eine Nacht zu rasten. Die Einladung der Alten, die Villa noch einmal zu besuchen, wenn erst ihre ‚Frau Tochter' darin eingetroffen sei, hatte, ohne daß ich es mir eingestand,

den Hauptantheil an diesem Vorsatze, den ich freilich damit vor mir selbst bemäntelte, daß ich noch Briefe nach Sestri bestellt hatte, die bisher nicht eingetroffen waren.

Was ich in den Tagen, die ich an der schönen Bucht von La Spezzia und Portovenere mit meinem Freunde verbrachte, an denkwürdigen Dingen etwa erlebt habe, gehört nicht hierher. Auch sollte das Alles bald genug in den Hintergrund der Erinnerung gedrängt werden, als ich am Abend des dritten Tages mit dem Bahnzuge wieder vor dem niedrigen Stationsgebäude von Sestri ankam und beim Aussteigen mit dem ersten Blicke die stolzen Linien des Vorgebirgs und des Meerhorizontes begrüßte.

Ich wandte mich aber nicht sogleich nach dem einsamen Gasthof am Strande, sondern schlug den Weg durch die Hauptstraße des Städtchens ein, da der kleine Apothekerladen, der zugleich als Postbureau diente, schon vor Nacht geschlossen zu werden pflegte. Wie ich so an den wohlbekannten Häusern vorüberging, fiel mir auf, daß heut fast nirgends, wie sonst üblich war, die Leute vor den Thüren saßen. Auch die Handwerker schienen vorzeitig Feierabend gemacht zu haben, und doch standen die Tische und Geräthe, die sie zu ihrem Gewerbe brauchten, noch auf der Gasse, und halbfertige Arbeit lag überall herum.

„Ist denn ein Feiertag?“ fragte ich ein junges Mädchen, das eines Gebrechens wegen immer auf demselben Bänkchen vor der Hausthüre saß und auch heute mit den großen grauen Augen in dem blassen Gesicht mir zunickte.

„Nein, Herr. Es ist nur wegen der Beisetzung der Frau Marchesa, da sind sie alle in die Kirche nachgegangen; sie müssen aber gleich wiederkommen, es ist schon eine Stunde her.“

„Der Marchesa? Welcher Marchesa? War der Marchese Piuma verheirathet und hat seine Frau verloren?“

Seltsam, daß ich nur an den Besitzer der Pinienvilla dachte. Aber so ahnungslos überraschte mich die Nachricht, daß ich plötzlich wie von einem Blitze getroffen mich an die Hauswand lehnen mußte, als die Kranke mit ihrer umschleierten, tiefen Stimme erwiderte:

„Nein, Herr; die Marchesa Piuma ist es nicht. Es ist ein Stadtkind aus Sestri, das nach Genua an einen Signore verheirathet war, und ihre Villa steht draußen an der Landstraße.“

Und nun nannte sie zum Ueberfluß den Namen, der mir in den letzten Tagen nur zu oft wieder in den Sinn gekommen war.

„Todt!“ stammelte ich endlich, indem ich mich zu fassen suchte. „Aber das ist ja unmöglich! Sie war ja in voller Gesundheit noch am letzten Samstag. Ihr werdet das verwechseln, liebes Kind. Ihr Mann ist gestorben, der Herr Marchese. Der wird angeordnet haben, daß für ihn eine Todtenfeier hier in Sestri gehalten werden solle. Ich hörte ja, daß er auch dort in der Kirche sich hat trauen lassen.“

Das Mädchen schüttelte ruhig den Kopf und bewegte den Zeigefinger der rechten Hand hin und her, um ihrem Nein Nachdruck zu geben.

„Es ist doch die Frau Marchesa, Herr. Und Alle sind so davon bestürzt worden, wie Sie, denn freilich kam sie vorgestern noch ganz wohlauf hier an,

und wir freuten uns, daß wir sie wiedersehen sollten, denn es ist nicht zu sagen, Herr, wie alle Leute in der Stadt sie verehrt und beinah angebetet haben, und die Armen nicht am wenigsten. Auch ich armes Ding — jedesmal, wenn sie hier vorbeikam, blieb sie bei mir stehen und fragte, ob es noch nicht besser werden wolle mit dem Husten bei Nacht und den Schmerzen bei Tage, und wenn sie da war, schickte sie mir oft aus ihrer Küche etwas Ausgesuchtes, oder auch ein Körbchen mit candirten Früchten und ein andermal ein Band ins Haar oder ein paar warme Schuhe für den Winter. Nun freute ich mich darauf, sie bald wiederzusehen. Und es war mir schon seltsam, daß sie gestern, als sie wirklich am Morgen hier vorüberging, mich gar nicht ansah, als ob sie auf einmal stolz geworden wäre, was ihr doch gar nicht ähnlich sah, und meine Mutter meinte, es sei nur die Trauer um ihren Gemahl. Und freilich trug sie einen dichten, schwarzen Schleier und sah weder rechts noch links, sondern immer auf den Weg, und wenn Jemand sie grüßte, dankte sie so mit der Hand, die sie ein wenig bewegte, aber ohne aufzuschauen, und immer geradeaus, ganz schnell, als ob sie etwas Eiliges abzumachen hätte. Sie stieg aber nur ins Kloster hinauf — so heiß es war am Vormittage, und sie war doch schon ein wenig stark, obwol es ihrer Schönheit nichts schadete — und mit demselben raschen Schritt und immer unterm Schleier kam sie hier wieder vorbei und ging dann in ihre Villa hinaus, und kein Mensch bekam sie mehr zu sehen. Nun denken Sie, Herr, wie wir plötzlich heute früh erschraken, als die Nachricht durch die ganze Stadt lief: die Frau Marchesa sei todt in ihrem Bette gefunden worden, eine Kugel aus der alten Pistole des Gärtners Giannicco sei ihr gerade durchs Herz gegangen, kaum ein Blutstropfen habe das Leintuch gefärbt, und ganz ruhig wie eine Statue sei sie in ihrem Bette gelegen, das Gesicht wie schlafend. Der Mörder aber, der Einarmige, muß gleich in der Nacht auf einer Barke entflohen sein und sich auf irgend einem Schiff, das gerade vorbeikam, in Sicherheit gebracht haben. Denn weit und breit fand man keine Spur von ihm. Daß er es aber gethan und kein Anderer, konnte man außer der Pistole auch daran sehen, daß ein kleines Bild von der Marchesa, für die er ja immer einen trasporto gehabt hat, mit verschwunden ist. Und Einige sagen, er habe den Verstand verloren, weil er der Frau Marchesa Liebesanträge gemacht oder sie habe heirathen wollen, jetzt, da sie Wittwe geworden, und wie sie ihn abgewiesen, sei er in die Wuth gerathen. Andere meinen, er habe es auf ihren Schmuck abgesehen gehabt, und damit sie ihn nicht beim Rauben attrappiren sollte, habe er sie erst getödtet. Das aber glauben die Wenigsten, obwol er ein Seeräuber war, und es wird sich ja auch zeigen, sagt meine Mutter, wenn das Gericht den Nachlaß versiegelt. Und vielleicht kommt die Wahrheit nie an den Tag. Denn Niemand ist dabei gewesen, und so still, wie sie in ihrem Bette lag, scheint sie auch, ganz ohne sich zu rühren, ja, ohne Etwas zu merken, aus der Welt gegangen zu sein, und den Knall der Pistole hat Niemand gehört in der Nachbarschaft, nicht einmal die alte Mutter."

„Herrgott! die Mutter!" unterbrach ich sie. „Das wird ihr Tod gewesen sein. Hoffentlich hat sie den Morgen, wo sie ihre Frau Tochter so finden sollte, nicht überlebt!"

Das blasse Mädchen schüttelte wieder den Zeigefinger.

„Sie hat nur einen einzigen Schrei gethan, dann aber kein Wort mehr gesprochen. Die Leute glauben, daß es in ihrem alten Kopfe nicht mehr ganz richtig sei. Denn sie hat Alles geschehen lassen, als wäre sie gar nicht mehr auf der Welt, daß man der Frau Marchesa ein Todtenkleid angezogen und sie in den Sarg gelegt und vor einer Stunde in der Kirche beigesetzt hat, und auf alle Fragen, die man an sie gerichtet, ob es ihr so oder anders recht sei, hat sie nur immer mit dem Kopf genickt. O, es ist ein so schauderhaftes Unglück, wie kein Mensch in Sestri je erlebt hat, und wer daran Schuld ist, der wird am jüngsten Tage durch keinen Ablaß, den er sich vielleicht mit dem geraubten Gut erkauft, aus den ewigen Flammen loskommen, denn Sestri hat nie eine bessere und liebere Frau gesehen, und man wird von ihr reden, so lange die Pinien oben auf den Felsen stehen und ein Fischer sein Netz am Strande auswirft."

Das Mädchen hatte sich so durch seine eigenen Worte aufgeregt, daß es jetzt in einen Strom von Thränen ausbrach, bis ein erstickender Hustenanfall ihrem Weinen ein Ende machte. Ich stand noch wie betäubt auf derselben Stelle, als ich auf der Straße von der Kirche her einen großen Menschenschwarm sich nähern sah, lauter heftig sprechende, bekümmerte, verstörte Gesichter, darunter meinen Wirth von der Europa mit seinem hohen, schwarzen Cylinder, wieder neben einem geistlichen Herrn, und Agostino mit einem breiten Strohhut, übrigens in Hemdärmeln und der Küferschürze, wie ihn die Kunde von dem Leichenconduct wahrscheinlich im Keller überrascht hatte.

Ich weiß nicht, warum es mir unmöglich vorkam, mit diesen guten Bekannten, die doch vielleicht Näheres wußten, ein Wort über das entsetzliche Ereigniß zu wechseln. Unwillkürlich bog ich in eine Seitengasse ein und suchte mir einen Weg im Rücken der Stadt, erst nach der Bucht, in die das Kloster hinabsieht, dann durch allerlei Winkelgäßchen nach der Kirche zurück, die eben die Bevölkerung der ganzen Stadt in sich aufgenommen und jetzt nur noch die entseelte Hülle der edlen Frau zu bewahren hatte.

Diese Stadtkirche von Sestri ist ein ziemlich schmuckloser Bau mit zwei niederen Thürmchen neben dem Porticus und einem gewölbten Dach, Alles blendend weiß angestrichen, und doch, am Fuße des Vorgebirges errichtet, nicht eben zur Unzierde für den übrigen, so unscheinbaren Häuserhaufen, den die Landzunge trägt. Als ich die wenigen Stufen hinaufgeschritten war und mich der Thüre zur Rechten näherte, wo nur ein paar Bettler noch an ihren Krücken kauerten, war der Sacristan eben im Begriffe, die Thüre zu schließen. Zum Glück hatte ich ihn bei einem früheren Besuch in der Kirche durch ein freigebiges Trinkgeld mir zum Freunde gemacht. Er warf zwar, als er meinen Wunsch begriffen hatte, einen bedenklichen Blick auf den Platz hinaus, wo noch einzelne Gruppen Andächtiger zurückgeblieben waren. Als ich ihm aber wieder ein großes Silberstück in die Hand schob, nickte er mir einverständlich zu und ließ mich eintreten, nicht ohne die Thüre hinter uns mit einem sicheren Riegel zu verwahren.

So waren wir ganz allein in dem kühlen, dämmerigen Raum, wo das

Auge zuerst, vom Licht draußen noch verblendet, nur undeutliche Massen unterschied. In der Mitte aber, um den schwarzen, schmucklosen Katafalk, brannten auf hohen Messingleuchtern zwölf dicke Kerzen.

Ich hatte dem Sacristan einen Wink gegeben, daß er sich ein wenig beiseit halten möchte. Er mochte glauben, ich sei ein Verwandter der Todten, der in der Stille für sie beten wolle. Also setzte er sich im Winkel auf einen Strohsessel, und ich konnte die schaurig feierliche Stimmung, in der ich der Todten gegenübertrat, ungestört in mir walten lassen.

Sie lag im Sarge nicht so starr auf dem Rücken, wie man Todte sonst zu betten pflegt, sondern ein wenig auf die linke Seite geneigt, in einem schwarzen Seidenkleide, ich weiß nicht, ob ganz nach der Landessitte, oder weil man sie in ihrer frischen Wittwentrauer beigesetzt hatte. Die bleichen, kleinen Hände waren um ein Crucifix mit einem silbernen Christus gefaltet, das Haupt und Gesicht mit einem schwarzen Schleier zugedeckt.

Ich widerstand der Versuchung nicht, den Schleier zurückzustreifen. Da sah ich das schönste Todtenantlitz, das ich je erblickt habe, und mußte an das Wort der alten Mutter denken: ihre Jugend sei stehen geblieben. Zug für Zug glich dies wie aus reinem Wachs gebildete Gesicht der Zeichnung, die mir noch so deutlich in der Erinnerung stand, nur die Wangen waren etwas voller geworden, und zwischen dem tiefschwarzen Haare, das nur leicht um die ganz faltenlose, schmale Stirn geordnet war, erkannte ich jenen grauen Streif, von dem ich wußte, wie er entstanden. Und ganz wie auf dem Mädchenbilde ging ein Zug von Scheu und Entsagung um die Lippen, die ein wenig geöffnet waren, daß die oberen Zähne vorschimmerten, und eine traurige Spannung war von den starken, schwarzen Brauen auch im Tode nicht gewichen. Nun sah ich auch, daß dieser jugendliche Kopf auf einem stattlichen, schon etwas zur Fülle geneigten Leibe geruht hatte. Keine Spur von einem letzten Ringen mit dem Tode, der die Seele in tiefster Bewußtlosigkeit des Schlafes überfallen zu haben schien.

Ich hatte mich auf die oberste Stufe der Todtenbühne gesetzt, auf welcher der niedrige Sarg, noch ohne Blumenschmuck, so wie er aus der Villa hergetragen war, unter den zwölf Kerzen stand. Alles Grauen war verschwunden. Ich hätte ein Bildwerk, das diese Gestalt in schwarzem und weißem Marmor verewigt hätte, nicht mit ruhigerem Staunen betrachten können.

Endlich hörte ich ein Klirren in meiner Nähe und schreckte auf wie aus einem langen, wundersamen Traum. Der Sacristan war herangetreten, und ich sah an seinem Gesicht, daß er mich gern zum Aufbruche gemahnt hätte, aber in der Meinung, ich hätte ein besonderes Recht darauf, hier zu verweilen, wagte er es nicht.

Ich stand auf.

„Es ist wol schon spät, guter Freund?“

„Eccellenza ist schon eine Stunde hier.“

Ich sah nun, daß die übrige Kirche in tiefstem Dunkel lag. Noch einmal wandte ich mich nach der Todten um, zog den Schleier sacht wieder über die regungslosen Züge und stieg langsam über die Stufen des Katafalkes hinab.

Der Sacristan begleitete mich bis an die Thüre, und da ich ihm abermals ein Geldstück in die Hand drückte, entließ er mich mit den ehrerbietigsten Verbeugungen.

„Uebermorgen ist die Bestattung," sagte er; „man erwartet noch die junge Marchesina. Wenn Eccellenza morgen wiederkommen wollen, Sie haben jederzeit zu befehlen."

Ich nickte stumm mit dem Kopf und trat in die laue Nacht hinaus.

Ich war noch so bewegt von Allem, was in dieser stillen Stunde mir durch den Sinn gegangen war, daß ich mich unfähig fühlte, zu Menschen zu gehen, die von dem erschütternden Ereigniß wie von jedem anderen Unglücksfalle zu schwatzen geneigt wären. Langsam ging ich die Straße zurück, an den wohlbekannten Häusern vorbei, vor denen jetzt, wie jeden Abend, die Weiber mit ihren Kindern saßen, während die Männer theils vor dem Café, theils auf den Steinen der kleinen Werft, die weit in den Platz an der Kirche hineinragt, beisammenhockten, rauchend und mit einander discurrirend. Es kam mir vor, als gehe Alles stiller und zahmer zu, als sonst, gleichsam als hielte die Stadt noch unter dem Eindrucke des furchtbaren Erlebnisses den Athem an.

So kam ich, ohne angehalten zu werden, am anderen Ende der Straße wieder hinaus und fand mich auf der Landstraße, die zu der Villa der Todten führt. Der Himmel war mit leichtem Dunst übersponnen, durch den nur schwache Sternfunken hie und da aufblitzten, und man hörte fern das bewegte Meer branden, in großen, schweren Wellenschlägen, wie vor einem Ungewitter. Aber die feuchtere Luft, die mir um die Stirn strich, that unsäglich wohl, und ich hätte, wenn ich landkundiger gewesen wäre, am liebsten meine Wanderung die halbe Nacht hindurch fortgesetzt, nur um mir die Rückkehr zu bekannten Menschen, in das dumpfe Hotel am Strande zu ersparen.

Nicht von fern dachte ich daran, den Garten oder gar das Haus wieder zu betreten, das in der vorigen Nacht der Schauplatz jener geheimnißvollen Tragödie gewesen war. Als ich aber unvermuthet, auf der anderen Seite der Straße hinwandernd, das Gitterthor drüben erblickte und dahinter das Haus und die beiden Cypressen, die heute wie zwei Grabhüter neben dem Eingange standen, blieb ich unwillkürlich stehen und konnte die Blicke nicht davon abwenden.

Das Thor stand weit offen, ja, wie mir schien, war auch die Hausthüre unverschlossen und oben alle Fenster und Jalousieen wie gestern geöffnet, nur daß heute nirgends ein Kerzenschimmer darauf deutete, daß man noch die Rückkehr der Herrin erwarte. Auch der Ziehbrunnen, dessen langer Arm damals kreischend auf und ab gegangen war, streckte ihn jetzt regungslos in den grauen Nachthimmel hinein. Aber an dem Fenster oben, wo ich gesessen, als mir die Mutter die lange Geschichte erzählt hatte, klapperte und rasselte eine Jalousie, die nicht mehr gehörig befestigt war, in der Zugluft, und durch die Bäume ging stoßweise ein Rauschen, als ob der Ausbruch des Sturmes nahe bevorstände.

Ich konnte nicht widerstehen, ich kreuzte die Straße und trat in den Garten. Richtig, das Haus war offen, ich hätte ungehindert hineingehen und alle Räume durchwandern können. Nirgends die Spur einer lebendigen Seele, nur der

schwüle Athem der Rosen und Orangenblüten, der durch die öden Gartenwege schwebte. Ich gestehe, daß mich ein gespenstiges Grauen anwandelte.

Eben wollte ich den Rückzug antreten, als ich hinter einem Lorbeerbusche dicht neben dem einen Thorpfeiler eine dunkle Gestalt sitzen sah, wie es schien, auf der platten Erde, die Hände in den Schoß gelegt, das Haupt mit einem schwarzen Tuch umwickelt. Ob sie mich bemerkt hatte, ob sie schlief oder wachte, konnte ich nicht unterscheiden. Ich wußte aber im ersten Augenblicke, wer da saß, und brachte es nicht übers Herz, stumm, wie ich gekommen war, an der Aermsten wieder vorbeizugehen.

„Gute Frau," sagte ich, „Ihr habt Euch da kein gutes Quartier für die Nacht ausgesucht. Ein Gewitter wird kommen, und dann werdet Ihr im Schlafe vom Platzregen überfallen. Wollt Ihr nicht lieber —"

„Ins Haus gehen" — wollte ich sagen, aber zur rechten Zeit fiel mir noch ein, daß man der Mutter nicht zumuthen konnte, in jenem unheimlichen Hause zu schlafen, wo solch ein Greuel geschehen war.

Ich verstummte daher und stand eine Weile verlegen vor ihr, die bei meiner Anrede ihre Haltung nicht verändert hatte, so daß ich noch immer nicht wußte, ob sie mich sah und hörte, oder mit offenen Augen nichts mehr um sich her vernahm.

Schon überlegte ich, ob ich nicht in einem der Nachbarhäuser die Leute wecken und sie bitten sollte, sich der verlassenen alten Frau anzunehmen, als plötzlich aus der dunkeln Ecke hinter dem Strauche die wohlbekannte Stimme, nur etwas heiserer und eintöniger, mich anredete:

„Ich weiß sehr gut, wer Sie sind und was Sie hier suchen, lieber Herr. Aber ich bedauere, daß Sie sich vergebens hier herausbemüht haben. Um mich machen Sie sich nur keine Sorge. Denn sehen Sie, die Jungen *können* sterben und die Alten *müssen* sterben, und der Herrgott wird wissen, warum. Es ist mir nur um meine Miranda. Wenn ich die Augen geschlossen habe, wer weiß, in welche Hände sie kommt. Nu, sie ist ein kluges Thierchen, sie wird sich wol gut verstecken. Ja, ja, lieber Herr, so lange Einer noch Zähne im Munde hat, weiß er nicht, was für Nüsse er zu knacken kriegt. Ich habe gedacht, mit mir sei's nun vorbei, da ich, Gottlob, den letzten Zahn mir vorigen Herbst ausgebissen habe an einer Pfirsich. Aber wie Gott will, wie Gott will!"

Ich wunderte mich, die Alte so viel und leidlich vernünftig sprechen zu hören, nach Allem, was mir heute von ihrem Zustande gesagt worden war. Um den Faden fortzuspinnen, fragte ich, ob sie irgend Etwas wünsche oder bedürfe, was ich ihr besorgen könne? Es freue mich, daß sie mich wiedererkannt habe, und sie könne zuversichtlich glauben, ich nähme wie ein alter Freund an Allem Antheil, was sie inzwischen erlebt.

Darauf antwortete sie nicht sogleich. Dann hörte ich sie nach einer Weile tief aufseufzen und mit den Nägeln auf der Schale ihrer Schildkröte klappern, wie wenn ein Fieberfrost ihre Finger convulsivisch schüttelte.

„Ich danke gar schön, lieber Herr," sagte sie endlich. „Ich bedarf Nichts, als vier Bretter, die decken Alles zu, und mein Trost ist: wenn man nicht mehr *kann*, schickt Gott den Tod. Ja, ja, ja, Miranda, mein braves Thierchen,

es hat nicht Jeder einen so schönen festen Panzer, wie du. Aber einmal werden wir Alle gleich, und dann thut uns kein Finger mehr weh, und dem Lamm ist es gleich, ob es der Wolf frißt, oder es muß zur Schlachtbank. Ninni nanna, mein Liebling, schlafe du nur, es ist spät, und worauf sollen wir jetzt noch warten? Niemand kommt mehr, Nichts, was uns Freude macht, nichts Schönes, Liebes und —"

Sie stockte. Ich hörte, wie ihr auf einmal die Stimme brach; aber es kam nicht, wie ich gehofft hatte, zum Weinen. Es war, als wäre die alte Brust so ausgedörrt, daß sie eher noch Blut als Thränen hergegeben hätte.

Und auf einmal fuhr sie mit ihrer früheren Stimme fort:

„Haben Sie auch gehört, lieber Herr, daß die alte Cesira den Verstand verloren hat? Das haben die dummen Menschen gesagt, dicht neben mir, und ich habe mich wohl gehütet, darüber zu lachen. Denn erstens, was nicht ist, kann ja noch werden mit Gottes Hülfe, und dann, wie hätte ich ihnen zeigen können, daß ich meine paar Gedanken noch besser beisammen habe, als sie alle, ohne mein Kind zu verrathen? Nein, nein, es ist besser so. Niemand braucht es zu wissen, als der liebe Gott und die alte Cesira, nicht einmal der Pater Francesco; der am wenigsten. Ist er nicht mit Schuld daran, weil er keinen besseren Rath gewußt hat? Und wenn meine letzte Stunde kommt, Niemand brauch' ich's zu beichten, Niemand. Denn wenn es eine Sünde war, meine war's nicht; wie hätte mir so was einfallen können! Aber eine Mutter zieht sich Alles zu Gemüth, was ihr Kind thut, ganz wie eine eigene Sache. O, wenn Sie wüßten, lieber Herr! Aber ich und Miranda, wir sind stumm wie ein paar alte Schildkröten."

Ich sah deutlich, daß ihr Geheimniß ihr das Herz abdrückte, und da ich selbst auf die Lösung des Räthsels im höchsten Grade gespannt war, wagte ich unbedenklich den Versuch, ihr das Herz auf die Zunge zu locken.

„Arme Mutter," sagte ich, „Ihr wißt nicht, was ich darum gäbe, wenn ich Euch Euer bitteres Schicksal erleichtern könnte. Ihr habt mich hier vor drei Tagen wie einen alten Freund aufgenommen, und morgen gehe ich von hier fort, weit, weit weg, und kann nicht mehr herauskommen, in Eurer Einsamkeit Euch ein gutes Wort zu sagen und ein menschliches Herz zu zeigen. Aber die Erinnerung an Eure Tochter wird mir immer nachgehen, zumal seit ich sie in der Kirche gesehen habe, wie sie daliegt in all' ihrer Schönheit, und stolz wie eine schlummernde Königin. Darum kann ich es auch nicht glauben, daß sie mit einer Sünde aus der Welt gegangen sei, und wenn ich auch nicht weiß, wie das Alles gekommen ist, ich werde nie aufhören, sie für das vollkommenste Wesen unter der Sonne zu halten."

Die Alte machte plötzlich eine Bewegung, daß das Thierchen in ihrem Schoß ängstlich wurde und mit allen Gliedmaßen zu zappeln anfing. Aber gleich sank sie wieder in ihre kauernde Unbeweglichkeit zurück.

„Ihr reis't morgen fort, lieber Herr? Nun, wenn Ihr einmal wieder kommt, dann findet Ihr uns Beide nicht mehr hier im Garten, und nur fremde Gesichter; denn die Tochter wird doch nicht glücklich sein können, wo ihre Mutter ihren letzten Hauch gethan hat, wenn sie auch nicht weiß, daß sie selber Schuld

ran ist. Und das soll sie auch nie erfahren, und darum ist die alte Cesira umm gegen Alle, die es verrathen könnten. O lieber Herr, reis't Ihr denn in inz fremde Länder, wo man andere Sprachen spricht? Nun, dann schadete es Nichts, wenn Ihr es wüßtet. Einer Menschenseele möcht' ich es doch aufzuheben ben. Es ist mir sonst, als wüßt' ich irgendwo einen Schatz vergraben, und üßte noch einmal aus meinem Grab aufstehen, um die Stelle wieder zu suchen. Wenn sie es aber hier in der Stadt zu wissen bekämen, am Ende dächten sie, s sei eine große Sünde gewesen, und statt meine Frau Tochter ehrenvoll zu Grabe zu bringen, verweigerten ihr die Priester den Segen und das Weihwasser ber ihre Gruft. Oder sie wüßten auch wol nicht, ob sie es überhaupt glauben ollten, und meinten, die alte, verrückte Mutter habe sich's nur so zusammen=eträumt.

„Und doch ist Alles wahr, wie das Wort Gottes. Wo hab' ich denn den Brief, in welchem er selbst es ihr geschrieben hat, der Lorenzino? Richtig, den aben wir ja nicht aufgehoben, den hat sie selbst noch verbrannt, nachdem sie hn mir gezeigt hatte, wobei sie sagte: Mutter, nun ist Alles aus, und das ist er Lohn für meine lange Lieb' und Treue, und daß ich lieber eine brave Frau abe sein wollen, als eine glückliche. Und das Alles sagte sie, ohne eine Thräne u weinen, mit demselben stillen Gesicht, wie sie vorgestern Abend plötzlich ei mir eintrat und Guten Abend! sagte. Ich merkte aber auf den ersten Blick, daß was Schauderhaftes geschehen war, und wie ich ihre Hand faßte, war sie so kalt, wie meine Miranda. Kind, sagt' ich, setze dich hier zu deiner Alten Mammina und laß dir etwas zu essen bringen. Du bist so elend und schwach, wie damals, als du kamst und zuerst erfahren hattest, daß der Lorenzino dich liebt, sagt' ich. Laß nur, Mutter, sagte sie. Heut ist's schlimmer als da=mals, heut, sagte sie, werd' ich's wol nicht wieder überstehen. Und da mußte ich Thür und Fenster zusperren, daß der Giannicco nicht etwa horchen könnte, und nun holte sie den Brief heraus, den hatte sie an demselbigen Morgen erst erhalten, ein paar Tage nach dem Begräbniß ihres Gemahls, und der Lorenzino hatte ihr geschrieben in irgend einer Hütte oben zwischen den Eisbergen, wo er mit der Cesira zusammengetroffen war. Es war ein schöner Brief, lieber Herr, so ehrerbietig und wohlgesetzt, daß man ihn gleich hätte können drucken lassen, aber jedes Wort ein Dolchstich in das arme Herz meines armen Kindes. Er wußte ja noch nichts vom Tode des Herrn Marchese, die Anzeige war ihm nach Paris zugeschickt worden, als er schon weg war, um eine Reise durch das Ge=birge zu machen, da oben in der Schweiz. Und da hatte er die Kleine getroffen, die er seit ein paar Jahren, seit sie in Genf war, nicht wiedergesehen hatte, und nun schrieb er, da sie — nämlich meine Lisa — ihm jede Hoffnung be=nommen habe, er aber ihr Bild immer noch im Herzen trage, und nun ihrem Abbild begegnet sei, habe sich sein Herz ihrer Tochter zugewendet, die ihr so gliche, daß er manchmal glaubte, er sähe sie selbst; und da er das Mädchen be=fragt, ob sie ihm wol gut sein könne, habe sie ihm unter Lachen und Weinen gestanden, daß sie ihn schon seit ihrer Kinderzeit im Herzen getragen habe. Er hoffe nun, daß auch sie und ihr Gemahl, obwol er kein vornehmer Herr, sondern nur ein Künstler sei, ihm ihren Segen nicht versagen würden, und wolle die

Antwort in Genf abholen, wohin er seiner jungen Geliebten, die mit ihrer Kameradinnen dorthin zurückkehre, auf dem Fuße folgen werde.

„Ob ich starr war, lieber Herr, wie ich mir diesen Unheilsbrief hatte vorlesen lassen, ob ich etwas Anderes zu thun wußte, als meinen alten Kopf zwischen beide Hände nehmen und alle Heiligen anrufen, das fragen Sie mich wo nicht. Diese ganze Nacht saßen wir beiden armen Seelen beisammen, unten in meinem Stübchen, und oben in den schönen Zimmern brannten die Kerzen und blühten die Blumen, ohne daß ein Mensch daran Freude hatte. Sie sprach nicht Viel, aber ich sah, daß es in ihr zuckte und brannte, wie ein Kohlenhaufen unter der Asche. Und einmal sagte sie: Kann das der Himmel verlangen, daß man sein Liebstes, um was man sich zehn Jahre gehärmt hat, hergibt, sobald ein Andrer die Hand danach ausstreckt? Und wenn das die eigene Tochter thut ist's darum anders? Hat sie nicht noch ein langes Leben vor sich und kann noch viel Glück finden? Muß sie ihrer Mutter gerade das Einzige nehmen, was der noch übrig geblieben ist? — Und dann stellte sie sich vor den kleinen Spiegel und nahm einen Leuchter in jede Hand und beschaute sich eine ganze Weile. Meinst du nicht auch, Mutter, sagte sie, daß ich's mit so einem jungen Lärvchen noch aufnehmen könnte, wenn ich nur wollte? Was hat sie ihm zu bieten als ein ganz unerfahrenes Herz? O und ich, sagte sie, alle die aufgesparten Schätze — ich wollte ihn damit überschütten, ihn reich machen, wie kein König auf der weiten Welt! Meinst du nicht auch, Mutter? Wenn ich nur wollte — Kind, sagt' ich, du hast das Vorrecht, du bist die Mutter, du mußt ihn wählen lassen, und wenn er Augen im Kopfe hat, sagt' ich —

„Aber sie ließ mich nicht ausreden. Das verstehst du nicht, Mutter, sagte sie, immer noch vor dem Spiegel. Eben weil ich die Mutter bin von so einem großen Kinde — und da ist auch die graue Strähne, sagte sie, an der ist freilich Schuld, aber was kümmert das die Männer, ob wir um sie alt und häßlich werden? O und mit meinem eigenen Fleisch und Blut mich zanken — um einen Mann — pfui! ich könnte mir selbst nie wieder in die Augen sehen.

„Zuletzt rieth ich ihr: Frage den guten Pater Francesco! nur um sie zu beruhigen. Denn mir ahnte wol, daß es zu Nichts helfen würde. Und sie nickte dazu, und so brachte ich sie endlich dahin, da schon die Hähne krähten, daß sie sich auf mein Bett streckte, und ich blieb im Lehnstuhl am Fenster sitzen, aber weder ich noch mein Kind fand nur eine Viertelstunde Schlaf.

„Am Morgen ging sie dann wirklich zum Kloster hinauf, aber wie sie wieder zurückkam, sah ich schon von Weitem an ihrer Geberde, daß es zu Nichts geholfen hatte. Geduld hatte er ihr angerathen und Ergebung, und sie möchte der Welt entsagen und den Schleier nehmen. O lieber Herr, diese Frati! Weil sie's selbst nicht besser haben, gönnen sie's jedem Menschenkinde, auch einmal zu fühlen, wie's ihnen in ihrer Haut zu Muth ist. Und das Kraut Geduld wächst nicht in jedem Garten, und wie sie davon sprach, daß sie es erleben sollte, die Cesira mit ihrem Lorenzino an das Sprachgitter ihres Klosters kommen zu sehen — Mutter, sagte sie, ich wäre im Stande, wie eine gefangene Pantherin das Gitter zu zerbrechen und auf die beiden Glücklichen zu stürzen:

:bt mir heraus, was ihr mir gestohlen habt, mein Herz, mein Leben, meine
ilische Seligkeit!

„Damals sah ich sie zum ersten Male weinen, ob vor rabbia oder vor Gram,
:iß ich nicht, aber die Thränen erleichterten sie, und von da an war sie völlig
hig, sprach aber von der ganzen Sache nicht mehr, wie von dem Donnerwetter
m vorigen Jahr. Sie aß ein wenig, und wir scherzten sogar zusammen, daß
: mehr Wein trank als gewöhnlich. Darin muß ich mich nun üben, sagte sie;
e Klosterfrauen haben auch kein anderes Vergnügen, als ein Glas guten Wein.
nd Nachmittags schrieb sie einen kurzen, aber sehr freundlichen Brief an Herrn
orenzino nach Genf, worin sie ihm ihren Segen schickte und tausend Grüße an
ine junge Braut auftrug, der sie selbst schreiben würde, wenn sie nicht dächte,
ie Nachricht vom Tode des Vaters sei jetzt schon in ihren Händen und sie
:lbst unterwegs nach Genua.

„Und diesen Brief las sie mir noch vor und fragte mich, ob sie sich auch
nit keinem Wort darin verrathen hätte. Und dann küßte sie mich und ließ
nich geloben, daß auch ich dem Lorenzino und meinem Enkelkind nie eine Silbe
on alledem sagen wollte. Wie ich ihr das fest versprochen, schickte sie mich
inunter, ich sollte ein paar Stunden Siesta halten, sie selbst wolle schlafen.

„Ich ging aber erst in den Garten nach dem Ziehbrunnen, meine Miranda
zu holen, denn die Hände brannten mir nicht wenig. Und nun weiß ich nicht,
wie es kam, daß ich da hinter der großen Myrtenhecke mich hinsetzte und vor
Kummer und Mattigkeit fest einschlief. Aber auf einmal weckt mich eine Stimme,
das war die Stimme meiner Lisa, die ging mit ihrem schwarzen Sonnenschirm
durch den Myrtenweg und sprach mit dem Giannicco, und Keines hatte eine
Ahnung, daß ich hinter der Hecke saß. Was sie schon Alles geredet haben moch-
ten, wußt' ich nicht, ich hörte nur noch, wie meine Frau Tochter sagte: Ich
weiß, Giannicco, wie lange und treu du mich geliebt hast, und daß ich keinen
Menschen auf der Welt habe, der Mehr für mich zu thun Willens wäre. Wenn
du mir nun diesen Liebesdienst versagst, den ich von keinem Anderen gefordert
haben würde, werde ich glauben müssen, nun sei die letzte Liebe und Treue aus
der Welt verschwunden, und selbst die himmlische Barmherzigkeit Gottes eine
armselige Lüge. — Und dann entfernten sie sich wieder, und erst nach einer
Weile, wie sie wieder den Gang herauf zu mir zurückkamen, mein Kind immer
noch bemüht, ihn zu überreden zu Etwas, das ich damals nicht begriff, da
hörte ich den Burschen, den Giannicco, plötzlich sagen: Nun denn, und wenn es
mich die ewige Seligkeit kosten sollte, ich will es thun, Frau Lisa, aber Ihr
müßt mir meinen Lohn vorauszahlen. Erlaubt mir, daß ich nur ein einziges
Mal den einen Arm, den ich noch habe, um Euch schlingen und Euch ein ein-
ziges Mal auf den Mund küssen darf. Dann soll es mir gleich sein, was man
auf Erden und im Himmel von mir denkt oder spricht.

„Darauf sprach meine Tochter nichts, aber nach einer kleinen Weile hörte
ich den Giannicco sagen: Ich danke Euch, Madonna. Nun ist Giannicco Nichts
als ein Stück von Euch und Ihr mögt mit ihm thun, wie Euch beliebt.

„Ich grübelte, wie sie nun wieder gegangen waren, meine Frau Tochter
ins Haus und der Krüppel an seine Arbeit, noch eine Zeitlang über dieser wun-

derlichen Geschichte, kam aber dem Wahren nicht auf die Spur, und ich weiß nicht, warum ich mich schämte, mein Kind geradewegs zu befragen, was das zu bedeuten habe. Werden Sie's glauben, lieber Herr, daß ich nicht eine Ahnung hatte, was sie sich mit diesem einzigen Kuß erkaufen wollte? Erst am Morgen, wie ich sie in ihrem Bette fand, blaß wie eine Lilie, und der Giannicco war verschwunden — und nun lief das Volk zusammen und die dummen Menschen schrieen: Er hat sie aus Wuth wegen verschmähter Liebe umgebracht und Andere, die noch einfältiger waren: Er hat sie beraubt! — Der! Giannicco! O und ich, die ich mir auf die Lippen beißen mußte, daß sie zuletzt sich in die Ohren raunten: sie hat den Verstand verloren!

„Und ich hab' ihn auch verloren, lieber Herr! Ich kann unsern Herrgott nicht verstehen, und warum er das Alles zugelassen hat, und vielleicht finde ich meinen Verstand wieder, da oben, wo ich nun bald hinkommen werde. Glauben Sie, daß auch unvernünftige Geschöpfe in den Himmel kommen? Ich möchte die arme Miranda gern droben wiedersehen."

Ich mußte ihr die Antwort schuldig bleiben. Die ersten großen Tropfen des Ungewitters schossen in den Staub herab. Wenn ich nicht hier im Hause die Nacht zubringen wollte, mußte ich auf eilige Flucht bedacht sein. Nur die Hand konnte ich der Alten hastig drücken und ihr einschärfen, ein Obdach zu suchen. Dann stürmte mich der näher und näher heranbrausende Orkan die Straße hinab, wenig geschützt durch die Mauern der kleinen Gehöfte, so daß ich das Albergo d'Europa mitten im furchtbarsten Ungewitter erreichte.

Am andern Morgen, als ich bei ganz reinem Himmel auf der Bahn nach Genua fuhr, hielt in Chiavari der Zug, um einen entgegenkommenden vorbeizulassen. Ein paar Augenblicke standen die beiden Wagenreihen nebeneinander still. Ich musterte drüben die Gesichter hinter den kleinen Fenstern, an denen der Sonne wegen meist die Vorhänge herabgelassen waren. In einem Coupé der ersten Classe schob eine kleine Hand die seidene Gardine beiseit, und ein schönes Mädchengesicht wurde einen Augenblick sichtbar, in Trauer, aber, wie es mir schien, ohne tieferen Schmerz in den Zügen. Ich erkannte sofort die Tochter, die zu ihrer Mutter eilte, nicht ahnend, wo sie sie finden sollte. Es war in der That ein Abbild, das dem Urbild gefährlich werden konnte. Und doch — für mich wenigstens, der ich eingeweiht war, stand es fest: die Mutter würde gesiegt haben, sobald sie nur gewollt hätte!

Die Herzogin von Berry

und

die Anfänge der legitimistischen Partei in Frankreich.

(1832—1833.)

Nach meist ungedruckten Quellen dargestellt

von

Karl Hillebrand.

Mehr als vierzig Jahre sind seit den Ereignissen vergangen, die hier erzählt werden. Das leidenschaftliche Interesse, das die Person der Herzogin von Berry, ihr Unternehmen und ihre Schicksale unsern Vätern einflößten, hat einer Art Verschollenheit Platz gemacht. Vielleicht ist der Augenblick günstig, jene Episode, gereinigt von aller Zuthat bewußt und unbewußt schaffender Phantasie, herausgehoben aus der Parteiatmosphäre, in der frühere Erzähler meist befangen waren, einem neuen Geschlechte in ihrem wahren Verlaufe darzustellen. Dieser wahre Verlauf aber ist kaum aus den gleichzeitigen Zeitungen, geschweige denn aus den Schilderungen der Pamphletisten jener Zeit zu erkennen, selbst wenn die Pamphlete in gewichtiger, bändereicher Form erschienen sind. Das erst jetzt zugänglich gewordene Material der Staatsarchive bietet allein ohne „Haß und Liebe" niedergelegte Zeugnisse von Zeitgenossen, welche vermöge ihrer gesellschaftlichen und politischen Stellung in das ganze geheime Getriebe eingeweiht waren. Manches, was dunkel blieb, mehr gemuthmaßt als bewiesen werden konnte, wird dadurch klar; viele Fabeln werden in ihr Fabelreich zurückgewiesen; Umstände, die von den betheiligten Regierungen aus Rücksicht auf die Ruhe Europa's sorgfältig verheimlicht worden, kommen an's Tageslicht. Auf solchen Zeugnissen beruht im Wesentlichen die nachfolgende Erzählung, der noch persönliche Bekanntschaften, sowie die Ereignisse von 1872 und 1873 zu Gute gekommen sind. Andererseits ist die

---

Anmerkung. Die Abkürzung A. B. bedeutet Archiv von Berlin, A. T. Archiv von Turin. Ueber den Zusammenhang der Episode mit den gleichzeitigen Ereignissen der europäischen und französischen Politik wird der Verfasser im ersten Band seiner „Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Sturze Napoleon's III.", welche in der Heeren-Ukert-Giesebrecht'schen Staatengeschichte (Gotha, F. A. Perthes) erscheint, Näheres bringen.

Heldin des Romans selber, vor wenig Jahren erst, aus der Reihe der Lebenden geschieden; auch lebt wol keiner ihrer Schicksalsgenossen mehr; die Partei und das Princip, die sie vertrat, scheinen für immer besiegt; aber wir waren alle Zeugen ihrer letzten Kraftentfaltung, die nach fast schon errungenem Siege in jene unwiederbringliche Niederlage von 1873 ausartete. Wir sehen vor Allem die französischen Parteien zugleich mit mehr Verständniß und weniger Erregung an, als unsere Väter es konnten: die nationale wie die Vertragsmonarchie und die Lebensbedingungen beider, die hier feindlich aneinanderprallten, erscheinen uns in anderem Lichte; das tua res agitur aber, das uns bei jeder Erschütterung des französischen Staatslebens zugerufen werden konnte und mußte, hat keine Anwendung mehr auf uns: wir stehen den Parteien Frankreichs, seit wir Nichts mehr von ihnen zu fürchten und zu hoffen haben, mehr als Zuschauer gegenüber. So erst können sie Object der Wissenschaft wie der Kunst werden: denn in einem Sinne kann man ja von beiden sagen, daß die Gleichgültigkeit die erste und nothwendigste Voraussetzung derselben ist.

I.

Schon während der Krankheit Perier's hatte man die Lücke, die nicht auszufüllen war, durch eine zweite Besetzung zu verdecken gesucht. Graf Montalivet hatte den Muth gehabt, das Portefeuille des Innern aus den Händen des Sterbenden wieder an sich zu nehmen, während er sein eigenes Departement, den Unterricht, einer bequemen Mittelmäßigkeit, dem Kammerpräsidenten Girod, (del'Ain) überließ. Man wartete das Ende ab (16. Mai 1832), um das verwaiste Cabinet durch einen Namen, der etwas helleren Klang hätte als die der zurückgebliebenen Minister, zu stärken, ohne den König, der am liebsten wieder, wie in den ersten sieben Monaten seiner Regierung, selber Minister-Präsident gewesen wäre, in den Schatten zu stellen. Man hätte gewünscht, eine parlamentarische Autorität, wie den Oberstaatsanwalt Dupin den Aelteren, oder eine europäische wie Talleyrand, hereinzuziehen. Allein bei dem vorsichtigen Geschäftsmanne des Hauses Orléans, dem die zweite Stelle keineswegs genügte, war jetzt wie immer die kluge Sorge für die eigene Person mächtiger, als die Ergebenheit: und der greise Diplomat kannte sich selber und Frankreich genug, um zu wissen, daß es ihm ein Leichteres war, von London aus Europa, als in Paris sein Vaterland zu regieren. Während aber der schlaue Jurist seine Weigerung, nicht ohne die ihm zur andern Natur gewordene Schaustellung derber Offenheit, in constitutionelle Bedenken gewickelt hatte, wich der Botschafter in London höflichst aus, indem er, statt der verlangten That, seinen nicht erbetenen Rath in demnächstige Aussicht stellte, wenn er auf seiner Sommer-Badereise auch Paris berühren würde.*)

Jetzt erst fühlte man den ganzen Werth des Dahingegangenen, die Bedeutungslosigkeit der Zurückgebliebenen. Kaum war der König seines lästigen Vor-

*) S. Dupin, Mémoires II. 425 u. ff. Guizot, Mémoires II. 339 u. ff., und Dep. de Sales' vom 27. Juni. A. T.

mundes ledig, ohne daß ein Gefälligerer seine Stelle hätte einnehmen wollen, so suchten auch schon die feindlichen Parteien durch das nunmehr unvertheidigte Thor einzudringen. Denn wie ein gegebenes Losungswort wirkte der Tod des gewaltigen Hüters auf die verbündeten Gegner des Juli-Königthums, denen wie immer die kurzsichtigste aller Parteien, die parlamentarische Linke, ihre Waffen lieh, indem sie sich einredete, so, nicht zum Umsturz, sondern zur Befestigung des neuen Thrones beizutragen, dessen Inhaber falsche Wege eingeschlagen, gefährlichen Freunden sein Ohr geliehen habe. Von allen Seiten zugleich begann der Angriff oder erneuerte er sich mit verdoppelter Wucht. Allüberall tauchten, wie durch ein Zauberwort, die geheimen Gesellschaften auf der Oberfläche auf, tobte bald wilder Aufruhr in den Straßen von Paris, drohte im Westen der kleine Krieg in offene Feldschlacht auszuarten. Keiner dieser Kämpfer aber dachte daran, im Falle des Sieges bei einer „Aenderung des Regierungssystems" stehen zu bleiben.

Langsam und mühsam hatten sich die anti-orleanistischen Interessen und Leidenschaften zu Gruppen gesammelt; aber noch waren diese Gruppen nicht als organische Mächte an's Licht getreten. Wol hatten sie sich fühlbar genug geregt, aber ohne bewußtes Ziel und feste Ordnung, planlos und unsicher tastend. Erst nach dem Tode Periers traten die Parteien, die legitimistische, die republikanische und die kaiserliche, als constituirte Mächte in die Geschichte ein. Für's Kaiserthum freilich hatte die Stunde noch nicht geschlagen, sein Glück zu versuchen. Um so gefährlicher für die Schöpfung der Julitage waren die beiden andern Feinde, und, trotz des Anscheines vom Gegentheil, war es die legitimistische Partei noch mehr als die republikanische. Diese hatte nur die Meinung hinter sich — die Meinung der Jugend, der Besitzlosen und der Studirten — die wol auf Augenblicke wie ein mächtiger Wind die Segel unaufhaltsam schwellen, aber auch jede Minute wieder umschlagen konnte; jene hatte an Kirche und altem Grundbesitz stetige Stützen. Und wie ihr äußerer Anhaltspunkt ein gediegener, so ihr innerer. Auch sie hatte die politische Abstraction nicht fern von sich zu halten gewußt; denn auch sie gehörte der Nation und der Zeit an; aber die legitimistische Theorie war erwärmt, ernährt, gehalten von dem sehr concreten Gefühle ritterlicher Anhänglichkeit an lebendige Menschen, deren Familie mit Frankreichs ganzer Geschichte verwachsen war; sie beruhte auf einer in sich übereinstimmenden Gesammtanschauung, in welcher Nation, Monarchie und Religion ein Ganzes bildeten. Neben den unzähligen persönlichen Interessen, die eine fünfzehnjährige Herrschaft nothwendig hatte schaffen, die Julirevolution nothwendig hatte schädigen müssen, lebte in den feinsten Geistern und den edelsten Gemüthern die unerschütterliche Ueberzeugung, daß auch die Freiheit nur dann in Frankreich blühen und den Stürmen trotzen könnte, wenn sie aus dem kräftigen Stamm der geschichtlichen Ueberlieferung herauswachse, deren tiefe Wurzeln sich in der Erinnerung der Menschen verloren. Zum Unglück für die Partei war aber auch in ihrem Schoße die Zahl Derer, welche, in ihrem Gesichtskreise befangen, nicht sahen, was jenseits desselben lag und lebte, größer als Derer, die sich bewußt waren, daß die ewig arbeitende Geschichte seit einem halben Jahrhundert neue und andere Interessen erzeugt, als

die des Großgrundbesitzes, des alten Adels, der Kirche, ja als die der Männer, welche seit 1815 im Dienste des Staates oder durch die Begünstigung der Umstände heraufgekommen. Würden sie es verstehen, jene sich stets neu gebärenden, in allgemeinem und dauerndem, nicht in begrenztem oder vorübergehendem Sinne conservativen Interessen der Nation für sich zu gewinnen, welche ja heftige Umkehr fast ebenso sehr beunruhigt als heftiges Vorwärtsdrängen?

Die Anhänger des vor zwei Jahren gestürzten Königshauses waren keineswegs einig über die Mittel und Wege, um zu dem erwähnten Ziele zu gelangen. Wenige glaubten an die Befestigung und Dauer des Julikönigthums; aber die Männer, welche in der Hauptstadt des Landes lebendige Fühlung mit der Nation bewahrten, unter ihnen der größte Schriftsteller und der größte Redner der Zeit, Chateaubriand und Berryer, erwarteten Alles von der Zukunft; und die Häupter der großen geschichtlichen Geschlechter, der Noailles, Dreux-Brézé, Fitzjames, welche ausgedehnter Grundbesitz und weitverbreitete Verbindungen daran gewöhnt hatten, die Folgen ihrer Handlungen zu bedenken und sich nicht als Einzelne zu betrachten, die nur ihre Person einsetzen, stimmten ihnen bei. Ebenso die Staatsmänner der Restauration, die Villèle, Martignac, selbst Marschall Victor, welche als Minister die wirklichen Machtverhältnisse des Landes kennen gelernt. Ihnen schien es, die nothwendige Entwicklung der Dinge müsse und würde Heinrich V., ihren König, wieder an die Spitze bringen, wenn das alte Königthum es nur über sich brächte, aufrichtig und ohne Hinterhalt die gesetzgeberischen Ergebnisse der Revolution und des Kaiserreiches, die Erfordernisse modernen Staatslebens anzuerkennen. Und während der in vollster Mannskraft stehende Bürgersohn Berryer thatsächlich im Parlamente zeigte, wie sich Beides, die Treue an das angestammte Königshaus und die Annahme der gegebenen Lebensbedingungen, vereinen ließ, und durch die Macht der Ueberredung herbeizuführen trachtete, was eine gewaltsame Auflehnung gegen das Bestehende nimmer erreichen würde, erklärte sich der bejahrte Dichter der „Märtyrer" als echter Edelmann, der fest gewillt, „Niemanden zu täuschen, seinem Vaterlande ebensowenig als seinem Eide untreu zu werden," gerne bereit, „sein Leben für das Kind des Unglücks zu opfern," wenn es durch Franzosen heimgeführt würde; aber auch ebenso entschlossen, „seine Landsleute gegen den Fremden aufzurufen, der Heinrich V. in seinen Armen zurückbrächte".*)

Nicht alle Getreuen waren so geduldig und so klarsichtig, als die Männer, die im Schoße eines reichen und gesicherten Daseins sich des Rückblickes auf eine ehrenvolle Vergangenheit ruhig erfreuten und von einer gewaltsamen Umwälzung wenig zu gewinnen hatten; oder als die beiden großen Künstler, denen Königthum wie Religion doch immer mehr Gegenstand poetischer Anschauung und poetischen Wohlgefallens als gläubigen Herzensbedürfnisses war, und die, bewundert von den ausgewählten Geistern der Nation, der Menge nicht mißfällig, keine Eile hatten, die beneidenswerthe, ebenso unabhängige als unverantwortliche Existenz ausgesuchtesten Lebensgenusses und beständiger Anregung im Mittelpunkte einer geschmackvollen Civilisation gegen den Besitz der Macht

*) Chateaubriand, De la Monarchie élective. Paris, 1831.

mit ihren Sorgen und Kämpfen oder gar gegen die Wechselfälle eines gewaltsamen Spieles um die Macht einzutauschen. Um die Person des alten Königs in Holyrood träumte und plante unterm trüben Himmel Schottlands die Selbsttäuschung des Exils. Die Tage von Coblenz schienen wiedergekehrt und, wenn der vertrauensvolle Leichtsinn des Grafen von Artois gedämpft war, die Emigranten-Unkenntniß Frankreichs und Europa's war dieselbe geblieben. Der Mann, der 1814 und 1815 an der Spitze feindlicher Regimenter in die Stadt seiner Väter eingezogen, begriff noch immer nicht die Bedingungen einer nationalen Dynastie und meinte für seinen Enkel zu sorgen, wenn er ihn den europäischen Höfen empfahl, sein Schicksal leidenschaftlichen Weibern und gefälligen Höflingen anvertraute. Auch sein alter Vertrauter, Herzog von Blacas, einst der Günstling seines Bruders, hatte die fünfundzwanzig besten Jahre seines Lebens in der Verbannung zugebracht, und begriff die neue Welt nicht viel besser, als sein königlicher Gönner. Junge Edelleute und alte Diener des Hauses Bourbon, entlassene Officiere und eifrige Geistliche, welche mehr auf die Nation als auf's Ausland rechneten, wurden nicht müde, den willigen Ohren des verbannten Hofes die schmeichelnde Märe von der Ungeduld der treuen Unterthanen zu erzählen, die nur die Rückkehr ihres gesalbten Königs erwarteten, um aufzustehen und den Usurpator zu vertreiben, die Revolution zu ersticken. Niemand lauschte eifriger solchen Erzählungen aus dem schönen Frankreich als die jugendliche Mutter Heinrich's V., welche nach kurzer Trennung zu ihren Kindern geeilt war. Der ehrgeizigen und lebenslustigen Neapolitanerin ward es bald zu eng im unheimlichen Schlosse Maria Stuart's, wo die alternde Schwägerin, die vielgeprüfte Tochter Ludwig's XVI., entsagend, aber nicht gemildert durch das Unglück, mit dem nüchternen Gatten, dem letzten Dauphin Frankreichs, Gebete murmelte, während der greise Schwiegervater und sein Günstling wie Geister einer längst verschollenen Zeit in den düstern Räumen umgingen. Alles schien ihr willkommen, was das ewige Einerlei dieses Daseins unterbrechen konnte. Intriguen und Complote, Abenteuer und Gefahren, Entbehrungen selbst, vor Allem, wenn am Ziele des kurzen, stürmischen Romans der Glanz und die Heiterkeit des Pariser Lebens winkten, die sie vierzehn Jahre lang vollauf genossen und die sie nun als sieggekrönte Herrscherin und Königsmutter berauschender als je zuvor kosten sollte.

Marie Caroline war keine gewöhnliche Frau; aber sie war ganz Frau. In ihrem zarten, anmuthigen Körper lebte eine kräftige, muthige Seele. Sie besaß keine tiefe Bildung, noch ein Interesse an geistigen Dingen, selbst nicht an politischen Fragen, wenn sie diese nicht persönlich angingen: dann freilich erfaßte sie dieselben mit ihrem ganzen Wesen. Eine äußerst lebhafte Phantasie und eine elastische Lebenskraft waren ihr statt geistiger Begabung. Ganz im Augenblicke lebend, bedachte sie meist nur das Nächste, opferte ihm wol auch das Wichtigste, wenn es ferne schien. Sie handelte mehr, als sie urtheilte, und sie machte kein Hehl daraus, daß sie nur nach Empfindung, nicht nach Grundsätzen oder Systemen handelte. So auch in der Wahl der Freunde und Vertrauten waren es Sympathie oder Antipathie, welche sie allein bestimmten, und ihre persönlichen Verhältnisse waren fast ausnahmslos rein menschliche, bei denen Rang

und die Meinung Dritter nicht in Betracht kamen. Auch der Schmeichelei war sie wenig zugänglich; allein ungeduldig gegen jedes Hinderniß, war sie leicht getäuscht, wenn Einer in ihrem Sinne redete; wer ihr aber nahe trat, verzog die Verzogene gern. Der Zauber ihrer Persönlichkeit hielt die Treuen gefesselt, die ihr kopfschüttelnd folgten und folgten. Selbst die Gegner entwaffnete ihre gutmüthige Heiterkeit und ihr stets bereiter Witz, der sie auch in der Gefahr und Sorge nicht im Stiche ließ. Durch die Leidenschaftlichkeit, mit der sie die Dinge ergriff, riß sie rasche Männer mit sich fort, durch das vertrauliche Sichgehenlassen und die Natürlichkeit ihres südländischen Wesens auch die Bedächtigen, und der Gedanke, ihrem Sohne seinen Thron zu erobern, so abenteuerlich er auch klingen mochte, wenn er von ihr vertheidigt wurde, fand er ernste Leute, die ihn billigten. Der König selbst fühlte, so lange sie gegenwärtig war, daß alles Leben der Familie in ihr pulsirte. Schon gleich nach seiner Ankunft auf englischem Boden (den 24. August 1830) hatte er das Dekret von Rambouillet, wodurch er den Herzog von Orléans zum Reichsverweser eingesetzt, widerrufen und sich die Einrichtung einer Regentschaft vorbehalten. Jetzt, früh im Jahre 1831 (27. Januar, erneuert den 8. März) setzte er seine Schwiegertochter als Regentin ein und zeichnete die Befehle, denenzufolge alle Unterthanen sich ihr zu unterwerfen hätten.

Bald darauf verließ sie wieder Holyrood, ihre Kinder der ernsten Schwägerin anvertrauend, und ließ sich in Bath nieder, wo sie dem Schauplatze der Weltereignisse näher war und wo sie in der That die Nachricht von der Demonstration ihrer Getreuen (14. Februar) zu Ehren ihres ermordeten Gemahls und den darauf folgenden, alle frommen Gemüther so tief verletzenden Auftritten von St. Germain l'Auxerois bald erreichte.*) Hier ward der Plan der Unternehmung in seinen Hauptpunkten festgestellt, und die friedliche Provinzialstadt ward auf Monate lang der Mittelpunkt und der Heerd der sich sammelnden Partei, welche erst jetzt von ihrer ersten Betäubung zurückkam. Hier fanden sich die Häupter und Unterhändler ein, vor Allem die Frauen, welche bei keiner Verwicklung französischer Geschichte fehlen, und die, in der legitimistischen Partei noch treibender und noch mehr angehört als in irgend einer andern, eine hervorragende Rolle in dieser Walter Scott'schen Episode zu spielen berufen waren. Marschall Graf Bourmont, der Sieger von Algier, einst ein Werkzeug Polignac's, von Karl X. selber mit Mißtrauen betrachtet, hatte sich nach kurzem

*) S. Nettement, Mémoires de la Duchesse de Berry (Brüsseler Ausgabe) II. 269. Dies, im Auftrag der Familie geschriebene Werk des unermüdlichen Publicisten der Legitimität hat keinerlei geschichtlichen Werth; aber wenn es sich um Thatsachen handelt, bei denen das Parteiinteresse nicht in Frage kommt, bleibt es doch immer die Hauptquelle. So meint Capefigue, die Herzogin sei nie in Holyrood gewesen und habe den ganzen Herbst, Winter und Frühling in London zugebracht; während Louis Blanc, de Nouvion u. A. sie die ganze Zeit in Holyrood zubringen und dort Alles vorbereiten lassen. Aus Nettement's Bericht geht hervor, daß die Herzogin nicht mit der Familie nach Holyrood reiste, sondern nach London ging; von dort aus stieß sie jedoch im Laufe des Winters wieder zu ihren Kindern und ihrem Schwiegervater in Schottland und zog im Frühjahr nach Bath, wo sie bis Mitte Juni blieb. In Holyrood bewohnte sie eine kleine Villa neben dem Schlosse, das die Familie inne hatte.

Zaudern ganz der Sache der Legitimität ergeben und fühlte sich weit besser in solch geheimem Intriguenspiel als im offenen politischen Kampfe zu Hause. Der gewandte und geistreiche Mann, der den Abfall der Armee versprach, welche er zum Siege geführt, genoß das größte Ansehen bei der zukünftigen Regentin. Graf Kergorlay, ein rascher Enthusiast und hitziger Parteimann, aber unerfahren in Geschäften, ohne Menschenkenntniß, ganz von seiner Frau beherrscht, stand in London ein für die Vendée, in Paris für den König. Gräfin Kergorlay's Haus aber bildete in der Hauptstadt Frankreichs den Vereinigungspunkt aller Exaltirten der Partei, deren kecke Reden die Regierung Louis Philipp's besser von Allem unterrichteten, als die gewandtesten Kundschafter in London es vermocht hätten. Drei andere Frauen wetteiferten im leidenschaftlichen Vorwärtstreiben und Pläneschmieden. Eine zweite Diana Vernon feuerte die muthige Amazone, Gräfin Augusta de la Rochejacquelin, die Cavaliere, Priester und Bauern der Bretagne zum bevorstehenden Kampfe an, während die Vertraute der Herzogin, Mme. de Podenas, ungeduldigen Charakters, jetzt doppelt ungeduldig, ihre alte Stellung bei Hofe wiederzuerobern, und die heftige und gebieterische Vicomtesse de Saint-Priest in Bath das Feuer unablässig schürten.*)

Auch der Herzog von Escars kam nach England, um für den Süden gut zu sagen, während Dom Miguel von Lissabon aus zum raschen Handeln trieb und der Vicomte St. Priest, ein ruhiger Kopf, aber kein sehr fester Charakter, den seine herrische Gemahlin leicht zu unüberlegten Schritten fortzureißen wußte, die Stimmung des spanischen Hofes, an dem er beglaubigt gewesen, als eine äußerst günstige schilderte. Und wie hätte die Herzogin nicht auf ihre jüngere Schwester zählen können? Wich Marie Christine je zurück vor einer kecken That, welche der Familie zu Gute kommen könnte, und beherrschte sie nicht unumschränkt ihren alternden königlichen Gatten, konnte sie ihn nicht durch die Aussicht auf eine Verbindung des französischen Thronerben mit seiner Lieblingstochter ganz für die Sache Heinrich's V. gewinnen? Der Bruder freilich, der vorsichtiger geworden, seit er auf dem Throne saß, Ferdinand II. von Neapel, rieth von unbesonnenen Streichen ab. Dagegen zeigte sich der neue König von Sardinien, der seine frühen Carbonarikünste nun für die Sache der Legitimität zu verwerthen große Lust zu empfinden schien, nicht abgeneigt, die kühnen Pläne der Regentin zu unterstützen, und der Erfolg würde dann wol auch den furchtsamen Bruder fortreißen. Um die Niederlande könnte jeden Augenblick der europäische Krieg entbrennen, und König Wilhelm von Holland war reich, besaß eine schöne Armee, er war auf's äußerste gebracht, und er hatte bei dem Sturz des Usurpators an der Seine Alles zu gewinnen. Czar Nikolaus' Gesinnungen waren für Niemanden ein Geheimniß, und man wußte, daß, sobald er nur frei sein werde, er der legitimen Sache seine Hilfe nicht verweigern würde. Metternich allerdings, der immer befürchtete, „alle die Leute, die Nichts könnten als intriguiren" möchten nach Oesterreich kommen,**) verhielt sich recht kühl, oder zeigte

*) Siehe über alle diese Personen und Intriguen die ausführliche Depesche Graf de Sales' vom 3. April 1832 (A. T.), der auf's genaueste unterrichtet war.

**) S. Dep. Pralormo's vom 22. Mai 1831. A. T.

oft sonderbare Anwandlungen von Herzlichkeit für den Enkel seines Kaisers, den Napoleoniden in Wien;*) doch konnte er, der Doctrinär der Legitimität, offen Partei gegen die Sache Heinrich's V. nehmen? Preußens aber glaubte man entrathen zu können. Seine „feige Friedensliebe", die an die Zeiten des Basler Friedens erinnerte,**) und die Sorgfalt, mit der es jede Einmischung in die innern Angelegenheiten Frankreichs vermied, waren Bürgschaft, daß man von ihm Nichts zu befürchten habe. England gar hatte aus dem Nichtinterventionsprincipe noch eben erst den obersten seiner politischen Glaubenssätze gemacht. Und was brauchte es mehr? Wenn nur die beiden Gegner allein mit einander gelassen wurden in den Schranken, so war man des Sieges gewiß. Noch war der märchenhafte Zug Napoleon's von Fréjus nach Paris in aller Menschen Erinnerung, und warum sollte nicht dem Muthe der schönen Vorkämpferin des Hauses Bourbon gelingen, was der Tollkühnheit des Soldatenkaisers geglückt war? Ja, vielleicht schlössen sich in gemeinsamem Haß, wenn nicht in gemeinsamer Liebe, die Freunde des Hauses Bonaparte dem Sturmlaufe gegen das Julikönigthum an, wie die Republikaner es thatsächlich schon thaten. Meinten doch kältere Köpfe, wie Metternich, im Frühling und Sommer 1831, die Stunden des Julikönigthums seien gezählt, und die Wahlen würden das Signal zum Sturze Louis Philipp's geben, wenn der europäische Krieg durch ein Wunder vermieden werden sollte.***) Jetzt oder nie war der Augenblick, das Aeußerste zu versuchen.

Der Süden aber, wo Napoleon vor sechzehn Jahren gelandet, schien ein vor Allem günstiger Boden. In jedem Schlosse der Provence und des Languedoc lebten noch die legitimistischen Ueberlieferungen, und die Rache, welche die Besiegten und Verfolgten von 1816 gerade jetzt in jenen Provinzen übten oder zu üben versuchten, hatte den Geist des Widerstandes bei den Adeligen und ihren Anhängern mehr als je erregt. Denn gerade, wo 1816 die Fahne der Bourbons den „weißen Schrecken" am nachdrücklichsten verbreitet, pflanzte man jetzt am herausforderndsten die phrygische Mütze auf. Eine Mittelpartei wie im Centrum, im Norden und Osten des Königreiches bestand hier nicht: Revolution und Royalismus standen sich schroff gegenüber mit der Wuth von 1793. Und wie damals gesellte sich die religiöse Leidenschaft hinzu. Die Kreuze wurden ausgerissen, die Freiheitsbäume aufgerichtet. Hinter den Königlichen stand die gesammte Geistlichkeit, welche sich dort, in täglicher feindlicher Berührung mit den zahlreichen Protestanten, ihren Glaubenseifer noch bewahrt hatte. Selbst die Gottesleugner und Republikaner hielten hier zum Hause Orléans, und hier bediente sich die Regierung gern auch dieser äußersten Bundesgenossen gegen die Feinde der Dynastie. Ueberall und täglich kam's zu Reibereien, bei Processionen, Jahresfeiern revolutionärer oder monarchischer Daten. In Tarascon und Montpellier, in Nimes und Marseille, in Montauban und wiederum in Montpellier brach während des Frühlings und Sommers der helle Aufruhr aus.

Aehnlich, wenn auch weniger leidenschaftlich, war die Stimmung in den

*) Dep. Pralormo's vom 30. Juni 1831. A. T.

**) Dep. Pralormo's vom 13. April 1832. A. T.

***) Pralormo's Dep. aus Wien vom 26. und 30. Juni 1831. A. T.

südwestlichen Provinzen, der Guyenne und dem Poitou. In Bordeaux selber, wo einst die Herzogin von Angoulème, allein von der Familie, dem wiederkehrenden Usurpator getrotzt und die Stadt hinter sich gehabt in ihrem Widerstand, war noch eine starke Partei, selbst in dem Bürgerthume, das sonst überall der neuen Ordnung zugethan war, den Bourbonen treu geblieben. Ueber Angoulème aber und Poitiers reichte Bordeaux der Saintonges, der Vendée, der Bretagne die Hand, wo der Kampf gegen das Bestehende schon seit Jahresfrist nicht aufgehört hatte, gleich einem niederen Haidebrand am Boden hinzulodern. Noch waren hier die Erinnerungen an den Heldenkampf von 1793 nicht erloschen; noch lebten die Söhne der Charette und Cathelineau, und jedes Schloß barg in einem der abgedankten Officiere des vorigen Jahres den natürlichen Chef für die Abtheilung des Aufstandheeres, die er jeden Augenblick einberufen konnte.

Auch hier war die neue Regierung ungeschickt gewesen; und beleidigte sie nicht das religiöse Gefühl wie im Süden, so forderte sie doch unnöthig den Widerstand gegen die Gesetze heraus. Noch war der Herzog von Orléans nicht König der Franzosen, als auch schon der damalige Dictator von Paris und Frankreich, Lafayette, zwei Parteimänner in die Vendée schickte, um einem Aufstande „zuvorzukommen". Ein junger Dramatiker und Romanschriftsteller, Al. Dumas, und einer der einflußreichsten Journalisten der Hauptstadt, Armand Carrel, waren mit der Pacification beauftragt, die einer Kriegserklärung so ähnlich sah. Wol herrschte in den westlichen Provinzen ein Zustand, dem ein Ende gemacht werden mußte; aber man beging den Fehler, der Sache eine politische Farbe zu geben. Die Bretagne war für Frankreich, was die baskischen Provinzen für Spanien. Wenn auch keine Fueros eine Ausnahmestellung anerkannten, so sträubte sich wenigstens der Unabhängigkeitssinn des Bretagners gegen den Militärdienst. Die Refractäre waren hier selbst unter der Restauration zahlreicher gewesen, wie in irgend einer anderen Provinz; und mehr noch als der zerklüftete Boden mit seinen Wäldern, Hecken und Hohlwegen begünstigte die Sympathie der Bevölkerung die kühnen Outlaws, welche sich in Banden gesammelt hatten und das Land durchstreiften. Armand Carrel, der in ihnen die Söhne der „Chouans", freiwillige Kämpfer für das Haus Bourbon sah, suchte sofort den Widerstand der „Blauen" zu organisiren und führte statt der Polizei und Gensdarmerie die Patrioten und Nationalgarden gegen die Widersetzlichen, welche sofort den Charakter royalistischer Banden annahmen. Zugleich begann ein eifrigst betriebenes System lästiger Haussuchungen, welche vornehmlich die Schlösser der Adligen, die Pfarrhäuser und Pachthöfe trafen und, von der Bürgerwehr der Städte ausgeführt, bald in einen Klassenkrieg ausarteten. Die Dinge waren bei Perier's Uebernahme des Ministeriums im März 1831 schon so weit gediehen, daß die Obrigkeiten mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nicht fertig werden zu können glaubten. Sie wandten sich wiederholt um Hilfe nach Paris. Perier verweigerte ihnen den Belagerungszustand, aber er schickte doch einen General als außerordentlichen Commissär hin, dem alle Civilbehörden Beistand zu leisten hätten und der auch die Gewaltmittel nicht scheuen sollte, um der Gegend den Frieden wieder zu geben, wenn er mit Versöhnungsmitteln den Zweck nicht erreichte. „Es besteht kein Kriegszustand im Westen," sagte der Minister in seiner Instruction an

General Bonnet (16. Mai 1831), „folglich auch kein Vorwand zum Belagerungszustand. Das Gesetz wird verletzt; Gerichte und Polizei müssen hinreichen, ihm Achtung zu verschaffen." Aber schon hatte sich allenthalben der Kampf zu sehr erhitzt. Viele unreine Elemente hatten sich zu den Widerspenstigen gesellt: Räubereien und Ausschreitungen aller Art forderten Repressalien heraus, und mehr als ein Chouan ward ein Opfer der Erbitterung der Städter oder der Liberalen unter den Landbewohnern. Mord und Brandstiftung waren die Antwort, und bald war kein Weg mehr sicher in dem aufgeregten Lande.

Nicht alle Schuld an diesem innern Zwiespalte, an dem mehr oder minder ganz Frankreich litt, war dem demokratischen Neide und der Herrschsucht der Bourgeoisie zuzuschreiben, welche, damals durchgängig anti-royalistisch und anti-religiös, die Hauptstütze des neuen Königthums war gegen den Adel und die niedere Bevölkerung der Städte, und von der sich nur allzubald die studirten Kreise und die Jugend, die Verbündeten der ersten Tage, trennten, um sich der republikanischen Strömung anzuschließen. Die Hauptschuld traf den Stand, der von 1815 bis 1830 mehr oder weniger den Staat gelenkt. Der emigrirte Adel hatte sich von Anfang an zu sehr als Adel, nicht genug als Aristokratie gefühlt und betragen. Es brauchte lange Jahre der Prüfung, um die treugebliebenen, alten Familien zur Einsicht zu bringen, daß sich im Laufe eines halben Jahrhunderts in Frankreich eine neue Aristokratie gebildet hatte, zusammengesetzt, wie alle Aristokratien der Geschichte, aus sämmtlichen großen und ererbten Existenzen, welches auch ihr Ursprung sein mochte, hoher Staatsdienst oder Waffendienst, ausgedehntes Grundeigenthum oder Anhäufung beweglicher Reichthümer. In dem Theile des alten Adels, der unter den Fahnen des ersten Kaisers gefochten, besaß man den Kitt, der diese neue Aristokratie zusammengehalten hätte. Indem die rückkehrenden Emigranten diese als Abtrünnige bekämpften, den napoleonischen Adel sich ferne hielten, die reichen Bürgerfamilien, welche in ihrer Abwesenheit heraufgekommen waren, den Emporkömmling fühlen ließen, gruben sie eine Kluft zwischen sich und der Nation, in der das angestammte Königthum selber und mit ihm die Hoffnung eines auf geschichtlicher Grundlage aufgerichteten, dauerhaften Staatsgebäudes auf lange, vielleicht auf immer, verschwinden sollte. Aber noch waren die Augen nicht geöffnet, noch meinte man, ohne, ja gegen die Nation den alten Zustand der Dinge wieder herstellen zu können. Denn mit nichts Geringerem trug man sich an den verbannten Höfen von Holyrood und Bath, wo man schon eine vollständige Verfassung — die von 1788 — mit Generalständen, Intendanturen und Parlamenten bereit hielt, und den Connetable von Frankreich schon im Voraus bezeichnet hatte.

II.

Mitte Juni 1831 verließ die Herzogin von Berry, unter dem Namen einer Gräfin Sagana, und in Begleitung ihrer Vertrauten, darunter Mme. de Podenas und zwei ritterlich ergebene Hofleute, die Grafen Mesnard und Brissac, die englische Hauptstadt, um sich nach dem Festlande einzuschiffen. Ueber den Plan war man noch ganz unsicher; nur so viel wußte man, daß Etwas geschehen

:üsse. Bald wollte man den alten König nach Spanien berufen, dort die Ab=
ankungsacte von Rambouillet erneuern und sich feierlich zur Regentin einsetzen
issen, dann über die Pyrenäen dringen und die Generalstände in Toulouse ein=
erufen, während die französische Armee von den mit Holland verbündeten
Mächten am Rhein und in den Niederlanden festgehalten würde; bald dachte
an mit Hilfe Karl Albert's Streitkräfte in dessen Stammherzogthume Savoyen
u sammeln, von da in Frankreich einzufallen und das Dauphiné zu den Waffen
u rufen, während sich die Stimme der Nation, welche sich binnen Monatsfrist in
en allgemeinen Wahlen vernehmen lassen sollte, wol einmüthig und unzwei=
eutig für die Rückkehr des angestammten Fürstenhauses aussprechen würde. Karl X.
atte seine Einwilligung zum Unternehmen gesandt, doch nicht ohne der heiß=
lütigen Schwiegertochter den bedächtigen alten Freund Blacas beizugeben, der
ie überwachen und mäßigen sollte, dazu geheime Vollmachten in der Tasche trug,
welche die Regentschaft Marie Carolinens zu einem leeren Titel gemacht hätten.
Der Zwiespalt zwischen dem lästigen Vormunde und seiner ungeduldigen Schutz=
empfohlenen, der die trotzigen Ehrenritter und die heftige Freundin stets zur
Seite standen, sollte nicht auf sich warten lassen.

Die kleine Reisegesellschaft hielt sich nur gerade lange genug in Rotterdam
auf, um den alten Freund, König Wilhelm, der jetzt eben den Bruch des ihm
von den Mächten aufgezwungenen Waffenstillstandes plante, von der Inangriff=
nahme des kühnen Werkes in Kenntniß zu setzen. Dann schiffte man still=
schweigend, aber von Tag zu Tag auf's genaueste überwacht von den Kund=
schaftern Perier's, den Rhein hinauf nach Mainz und Mannheim, wo man fast
nahe genug war, um die Reden des Königs der Franzosen zu hören, der gerade
jetzt damit beschäftigt war, in den Städten Elsaß=Lothringens in eigener Person
für die bevorstehenden Wahlen zu agitiren. In Mannheim trennte man sich in
drei Gruppen, um in Genua wieder zusammen zu treffen.*)

Die Herzogin selbst reiste vorerst über die Schweiz nach Turin. Dort
empfing der unklare Schwärmer, welcher damals auf dem Throne der trocknen
Savoyer saß, die unternehmende Altersgenossin auf's zuvorkommendste. Die ent=
schiedene Einrede des französischen Botschafters und seines Chefs, General Se=
bastiani, der sofort, nach seiner Gewohnheit den Kleinen gegenüber, mit Krieg
drohte,**) genügte freilich, um dem Zusammensein ein schnelles Ende zu machen.
Doch auch in Sestri bei Genua, wohin sich die Mutter Heinrich's V. auf den
Wunsch ihres königlichen Wirthes begab, sah dieser sie mehrmals, wenn schon
nur heimlich; und als die Vorstellungen Barante's endlich die Entfernung der
Herzogin vom letzten Punkte sardinischen Bodens zur Folge hatten, entließ er
die Freundin mit einer bedeutenden Geldunterstützung — einer Million —, die
er selbst von einem seiner Getreuen entlehnen mußte. Aehnliche Unterstützungen
aus dem Haag und Lissabon, sowie der Verkauf aller ihrer Juwelen setzten die
Herzogin in Stand, die Pläne ihrer Phantasie auch thatsächlich vorzubereiten:

*) S. Dep. de Sales' aus Paris vom 18. Juli 1831. A. T.
**) S. ebenda und die Dep. desselben vom 19. Juli. A. T.

denn schon sah sie ein, daß die Dinge noch nicht so reif waren, wie ihre hoffnungsvollen Anhänger sie dargestellt hatten.

In der That gingen die Wahlen vorüber (Juli), ohne die geringste legitimistische Kundgebung von Belang; König Wilhelm brach los (August), warf die belgischen „Heere" und seinen Brüsseler Gegenkönig, ward selber von den französischen Truppen wieder in seine Grenzen zurückgedrängt, und Niemand rührte sich im Innern Frankreichs, um hinterm Rücken der nationalen Armee Heinrich den V. zum Könige auszurufen; Perier aber folgte mit scharfen Augen allen Vorgängen in Italien, wo er, nachdem es ihm gelungen war, die Oesterreicher zum Abzug zu bewegen (Juli), diese, den Papst, den Herzog von Modena und den König von Sardinien argwöhnisch überwachte und trefflichste Grenzpolizei unterhielt. Unterdessen hörte der letztere, der aus seinen Sympathien für die Herzogin kein Hehl machte, nicht auf, schriftlich mit ihr zu verkehren; seine Vertrauten kamen und gingen, wohnten auch wol in Nizza, wo die Verschworenen aus der nahen Provence sich, trotz aller Einreden der französischen Regierung, ungestraft versammelten, diesen Besprechungen bei und berichteten darüber nach Turin.*)

Karl Albert, der vor zehn Jahren die Fahne des nationalen und liberalen Aufstandes erhoben, die er achtzehn Jahre später wieder entfalten sollte, war nicht so sehr im Widerspruch mit sich selbst, als es wol scheinen möchte, wenn er die legitime Sache in Frankreich auf diese Weise begünstigte. Sein Wille war ein halber, wie sein Geist ein unsicherer. Es fehlte ihm nicht an persönlichem Muthe, wol aber an moralischer Energie, weil er, ohne rechtes Selbstvertrauen, nie ganz sicher war, das Rechte erwählt zu haben. Er gefiel sich in abenteuerlichen Geheimplänen und in romantischen Träumen, zog sich aber vor der rauhen Wirklichkeit leicht zurück, und seine scheue Schwäche ward ihm dann wol allzustrenge als Feigheit, sein Spielen mit den Versuchungen seiner Phantasie als Falschheit ausgelegt. Den Grund aller seiner Anschauungen und Gefühle bildete eine Mischung savoyischer Hauspolitik mit italienischen Nationalitätsbestrebungen und dem Hasse Oesterreichs, des zudringlichen Berathers. Ihm schwebte als unbestimmtes Ideal ein Bund der lateinischen Nationen unter den legitimen Herrschern der Häuser Bourbon und Savoyen vor. Der bürgerliche Voltairianer im Palais Royal und seine bürgerliche Regierung waren ihm in der Seele zuwider; die guten Rathschläge Louis Philipp's aber und seines getreuen Dolmetschers Sebastiani, die immer und auch jetzt wieder laut wurden, sich der Schweizer Neutralität anzuschließen, d. h. auf eigene Politik zu verzichten, verletzten sein empfindliches Königsgefühl um so tiefer, als er sich dem mächtigen Nachbar gegenüber entwaffnet fühlte und seinem Groll nur in bitteren Worten Luft machen konnte.**)

Mittlerweile hatte sich die Herzogin von Berry mit ihrem kleinen Hofe auf das einzige Gebiet Europa's begeben, dessen Herrscher die Regierung des Usurpators nicht anerkannt und dem er folglich keine Vorstellungen machen konnte,

*) S. Dep. de Sales' vom 12. März 1831. A. T.
**) S. Dep. de Sales' vom 4. August. A. T.

ch Massa, das dem Herzog von Modena gehörte. Umsonst tobte Sebastiani: it ein paar Bataillonen und einigen Fregatten werde er schon den kecken inen Fürsten „zur Raison bringen", der nur erst von den Oesterreichern ieder in seine aufständische Residenz heimgeführt worden*); umsonst ließ er ne Corvette vor Viareggio kreuzen. Die Herzogin begnügte sich, in die benachbarten Bäder von Lucca zu ziehen. Hier reiften ihre Pläne. Bald erschienen ourmont und Kergorlay, d'Escars, ja selbst der bedächtige Präsident des Oberauses unter Karl X., der einflußreichste Mann der Partei, Marquis de Pastoret, er sich bis dahin mehr zurückgehalten hatte, im versteckten kleinen Thale, dieser ielleicht mehr um zu warnen, als um zu treiben, wie denn das Pariser Comité äter auch den Marquis von Podenas zu diesem Zwecke nach Massa schickte**). Doch fand der Rath seiner heftig vordrängenden Gattin und ihrer thatendurstigen Bundesgenossen natürlich besseres Gehör. Sie stießen freilich auf entschiedenen Widerspruch von Seiten des Herzogs von Blacas, der, von Metternich auf's wärmste unterstützt, zur Vorsicht mahnte, ja gegen jeden übereilten Schritt sein Veto einlegte. Als er seine geheimen Vollmachten zeigte, wollten die eifrigen Freunde der Regentin ohne ihn vorgehen. Man war betroffen, sammelte sich ndeß zu einer Berathung, in der man beschloß, dem Könige eine ehrerbietige Vorstellung zu übersenden, um die Rechte der Regentin zu wahren. Er habe durch seine Abdankung von Rambouillet auf jede Macht verzichtet; die Mutter des neuen unmündigen Königs trete, nach altem Rechte des Hauses, und ohne daß ihre förmliche Einsetzung durch den abdankenden König nöthig sei, als Regentin ein und habe allein zu entscheiden.***) Zugleich sandte die Herzogin den Günstling ihres Schwiegervaters selber nach Holyrood mit einem besonderen Auftrage, den er übernahm, ohne sich von dem Vorwande täuschen zu lassen. Ein Schreiben des Königs, worin er der Mutter seines Enkels seine Unzufriedenheit aussprach, sie an der Seite ihrer Kinder, „ihrem natürlichen Platze", zu sehen wünschte, mit der Abberufung von Blacas drohte, kreuzte sich mit diesem. (Dez. 1831.)

Die Herzogin aber fühlte sich endlich frei, wenigstens nach dieser Seite hin. Denn viel Raum zur Bewegung war ihr nicht gelassen. Metternich drängte den Herzog von Modena, sie zu entfernen;†) der Großherzog von Toscana gestattete ihr nicht, das nahe gelegene Pisa zu besuchen. Der Bruder in Neapel war äußerst ärgerlich, während man in Paris wünschte, die Herzogin, da sie nun doch einmal auf dem Festlande sei, begebe sich nach dem ferneren Neapel, wo ein französischer Gesandte den Neffen des Königs der Franzosen allezeit zur Ordnung rufen könnte.††) Marie Caroline war dem Gedanken nicht abhold, die Stille der Berge gegen ihre lärmende Vaterstadt zu vertauschen, wo sie durch ihre Gegenwart von dem zögernden Bruder den Beistand zu erlangen hoffte, den er der Entfernten versagte. Sie täuschte sich. Sie fand wol in

*) S. Dep. de Sales' vom 5. August. A. T.

*) S. Dep. Solar's della Margarita aus Madrid vom 20. December 1831. A. T.

***) Schreiben Kergorlay's an Karl X. aus Bagni di Lucca vom 29. September 1831.

†) S. Dep. Pralormo's vom 27. Januar 1832. A. T.

††) S. Capefigue, L'Europe depuis l'avènement du Roi Louis Philippe. VIII. 179 Note.

Neapel ein höflicheres Entgegenkommen, als ihr die Gesandten der nordischen Höfe auf ihrer Durchreise in Rom erwiesen, aber keine thätige Hilfe, und nach kurzem Aufenthalte kehrte sie in Begleitung Vicomte's de St. Priest nach Massa zurück, und nun sollte nicht länger gezögert werden.*)

Man war im Beginne des Jahres 1832. Schon am 2. Februar wurde wahrscheinlich verfrüht, von Paris aus das Zeichen zum Aufstand gegeben. Die trefflich organisirte Verschwörung der Rue des Prouvaires**) ward im Entstehen erdrückt. Doch von den Tausenden der Angeworbenen und Kampfbereiten, meist entlassene Diener und Garden des gestürzten Hauses, wurden nur ein Hundert mit den Waffen in der Hand ergriffen. Die Untersuchung ergab Nichts, und die bescheidnen Angeklagten deckten muthig und unerschüttert ihre vornehmen Mitschuldigen. Gegen ihre Gewohnheit erkannten die Pariser Geschwornen, welche alle republikanischen Verschwornen oder Rebellen unbedingt freizusprechen pflegten, auf schuldig. Wohl waren Bourmont's und Montholon's, ja selbst Marschall Victor's Namen im Processe ausgesprochen worden, allein über unbestimmte Anklagen ging es nicht hinaus. Man hatte eine provisorische Regierung bereit gehalten, aber Chateaubriand, dem man den Vorsitz angeboten, hatte ausgeschlagen. Das Decret der Regentin aus Massa vom 5. Februar, welches den Marquis de Pastoret, den Herzog von Belluno (Marschall Victor), den Vicomte de Chateaubriand und den Grafen von Kergorlay in den Regentschaftsrath berief, kam zu spät. Ehe man den mißlungenen Versuch erneuerte, wollte man sich neuer Verbündeter versichern, und die Unterhandlungen mit der bonapartistischen Partei wurden wieder aufgenommen. Metternich selber hatte der Herzogin geflissentlich kein Hehl aus der Existenz der Partei, ihrer Umtriebe in Wien, ja seiner eigenen Sympathien für den Enkel seines Kaisers, den jugendlichen Herzog von Reichstadt, gemacht; die Sache scheiterte an der heiklen Fahnenfrage, die mehr als einmal der legitimistischen Sache verhängnißvoll werden sollte und in der das Haupt des Hauses doch nicht nachgeben konnte, nachdem Ludwig XVIII. die unwiederbringliche Thorheit begangen, die Tricolore zurückzuweisen, als er es im Jahre 1814 unternahm, den Faden der geschichtlichen Ueberlieferung Frankreichs wiederanzuknüpfen.

Nicht viel glücklicher waren die Unterhandlungen mit dem Auslande: Czar Nikolaus beklagte sich gegen Graf Choulot, den Abgesandten der Regentin, über die Lauheit Preußens und Oesterreichs, versprach aber keine Hilfe. In Berlin stieß man in der That auf taube Ohren, und Metternich, der es für klug hielt, „die royalistische Partei Frankreichs wach zu halten, ohne sich von ihr fortreißen zu lassen,“ ***) entmuthigte die Verschwornen durch seine Kälte. Ferdinand VII. verweigerte seiner Schwägerin den Eintritt in Spanien; er hatte die Unternehmung Mina's und Valdes', die im Herbst 1830 unter der Begünstigung Louis Philipp's,

*) Auch hier sind die meisten Geschichtsschreiber in Widerspruch mit einander: die Einen lassen die Herzogin direct von Genua nach Rom und Neapel gehen, die Andern lassen sie erst lange in Massa weilen. Das Itinerarium war: Turin, Genua, Sestri, wo längerer Aufenthalt, Massa (acht Tage), Bagni di Lucca (vier Wochen), Rom (drei Wochen), Neapel (ein Monat), Rom (eine Woche) und Rückkehr nach Massa.

**) S. oben Capitel V.

***) S. Dep. Pralormo's vom 4. November 1831. A. T.

r seine Anerkennung erzwingen wollte, organisirt worden war, sowie die Drohun-
n Sebastiani's noch in zu frischem Gedächtnisse.*) Doch drückte er ein Auge zu,
s verdächtige Franzosen sich in Valladolid sammelten und militärisch einrichteten.
om Miguel, der die Züchtigung vom vorigen Sommer nicht vergessen hatte, stellte
eld und Truppen in Aussicht. Der Prinz von Oranien beschied zwar Anfangs
n jungen Bourmont, den man von Massa aus an ihn geschickt, er wolle sich
icht binden, er werde auf eigene Faust losbrechen; jetzt aber versprach sein Vater,
em die mißglückte Schilderhebung vom vorigen Sommer nicht wenig Groll
egen Louis Philipp und seinen durchgreifenden Minister gelassen, loszuschlagen,
enn die Herzogin nur halben Erfolg habe.**) Am weitesten ging der König
on Sardinien. Auch er theilte alle die Täuschungen, in welche die hoffnungs-
ollen Berichte der legitimistischen Agenten die Herzogin gewiegt. Das Erscheinen
er Mutter Heinrich's V. auf französischem Boden werde genügen, einen Theil
er Nation fortzureißen; viele Generale seien gewonnen.***) Und Metternich be-
tärkte, trotz seines besseren Wissens, den jungen Monarchen in solchen Täuschun-
gen, ohne sich jedoch selber zu irgend etwas verpflichten zu wollen. Umsonst
arnten Jenen seine Vertreter in Paris und Wien wieder und wieder vor un-
edächtigen Schritten; in seinem Eifer verhieß er „selbst, wenn Oesterreich sich
nicht rühren sollte," der guten Sache seine bewaffnete Hilfe.†) Ja, er half
schon jetzt eifrig genug mit: denn seine Behörden ließen wol nicht ohne Ermäch-
tigung die geheimen Zusammenkünfte auf sardinischem Gebiet gewähren, und
wenn die Herzogin die sardinische Flagge auf dem nach dem Könige selber be-
nannten Schiffe aufzog, das sie an das französische Ufer tragen sollte, so war's
wahrlich nicht ohne seine Zustimmung.††)

---

*) Schon Anfangs 1831, als die Rede von einer Reise der Herzogin nach Spanien war, hatte Sebastiani dem spanischen Gesandten, Ofalia, erklärt, falls das Gerücht sich bestätige, wäre der Krieg mit Spanien unvermeidlich. Dep. Werther's vom 22. Februar 1831. A. B.

**) S. Dep. de Sales' vom 16. Mai 1832. A. T.

***) S. Nicomede Bianchi, La diplomazia europea in Italia, IV. 47 u. ff. S. auch de St. Marsan's Dep. aus Wien vom 5. Mai 1832. A. T.

†) Unter andern zahlreichen Depeschen in diesem Sinne s. diejenige Pralormo's vom 4. November 1831, der seiner Regierung räth, jedenfalls sich nur auf mündliche Abmachungen mit den französischen Royalisten einzulassen, wenn der König durchaus nicht von der unglückseligen Idee lassen wolle; und de Sales' ausführliche Depesche vom 3. April 1832, ein Muster von Freimuth, Unabhängigkeitssinn und Patriotismus, gepaart mit klügster Einsicht, worin er den König, seinen Herrn, beschwört, Nichts zu thun, „was seinem Ansehen und den Interessen seines Landes schaden könne". Schon aus allen diesen Depeschen würde die Connivenz Karl Albert's klar hervorgehen, selbst wenn die betreffenden Documente nicht von der Regierung Louis Philipp's entdeckt worden wären. Dieselben fielen theils im „Carlo Alberto", theils in der Vendée, vornehmlich aber bei der Verhaftung der Herzogin in die Hände Louis Philipp's. S. Dep. de Sales' vom 18. und 21. Mai und 26. November 1832 (letztere in Ziffern und im Auftrage des kranken Botschafters von dem ersten Botschafts-Secretär de Blonay geschrieben). Vor Allem aber die vom 4. und 12. März 1833, welche wörtliche Auszüge aus den Berichten der Agenten der Herzogin am Hofe Karl Albert's geben. Der Hauptunterhändler war Mse. Pallavicini. Doch sind jene im Text citirten Worte von Karl Albert selber gesprochen worden. Freilich ging die sardinische Regierung viel vorsichtiger zu Wege, als der König. Damit vgl. Nicomede Bianchi a. a. O. IV. 50, 51.

††) Die schon angeführte Depesche de Sales' vom 18. Mai, welche den Antheil der sar-

Denn die Stunde der Ausführung war gekommen: Alles schien hinlänglich vorbereitet, um das Signal zum Aufstande zu geben. Schon im Herbste des vergangenen Jahres (1831) hatte sich Baron Charette in die Vendée begeben und mit seinen Freunden den Plan einer allgemeinen Bauernerhebung in allen Einzelnheiten festgestellt, das ganze Land in militärische Bezirke getheilt, an deren Spitze sich die Edelleute selber stellten. Sechsundzwanzig solcher Bezirks-compagnien, deren Durchschnittszahl 50 Mann betrug, waren am Anfang des Jahres vollständig bewaffnet und mit Munition versehen. Doch war, gegen Charette's und der Gräfin Larochejacquelin Wunsch, der Aufstand im Westen dem vorherigen Losbruch des Südens untergeordnet worden. Auch hatte sich schon während des Winters in Marseille ein Actionscomité gebildet, das mit dem von Nizza in Verbindung stand. Jetzt bereisten die Freunde des Hauses Bourbon den Süden in allen Richtungen, um unbestimmt auf ein großes Ereigniß vorzubereiten oder gar ausdrücklich die baldige Ankunft der „Heldenmutter des Wunderkindes" anzukündigen. Die Bildnisse der blonden Herzogin und der „Hoffnung Frankreichs", sowie Geldstücke mit Heinrich's V. Effigie wurden zu Hunderten und Tausenden in den Dörfern und Flecken verbreitet, während in den Hütten der Armen Unterstützungen im Namen der Rückkehrenden ausgetheilt wurden. In Paris waren die Bürgermeister ängstlich genug — man sah, Perier war an sein Krankenlager gefesselt —, um das „Schärflein der Wittwe" für die Cholerakranken — je 1000 Franken auf den Bezirk, 12,000 Franken für ganz Paris! — von Chateaubriand's Händen auszuschlagen.*) Zugleich ergingen Aufrufe an die Armee, welche in den Julitagen so tief gedemüthigt worden, um sie an die Triumphe des Trocadero und Algier's zu erinnern, die sie unter der weißen Fahne erfochten. Verschiedene Decrete waren schon bereit und unterschrieben, in denen die Regentin den arbeitenden Classen Erleichterungen versprach, die Soldaten der drei letzten Jahresaushebungen des Dienstes entließ, wol ebensosehr, um nur den unter legitimistischen Führern herangebildeten älteren Leuten die Waffen zu lassen, als um sich bei den jüngeren populär zu machen. Aehnliches bezweckten die der algierischen Armee versprochenen Auszeichnungen. Auch ward die Getränkesteuer abgeschafft, die Salzsteuer auf ein Minimum gebracht, ohne daß man sich viel Sorgen darum gemacht hätte, die dadurch ausfallenden 150 Millionen auf anderem Wege zu beschaffen. Die Finanzbeamten wurden angewiesen, keinerlei Steuern im Namen und für Rechnung der bestehenden Regierung aufzunehmen.

So angekündigt, verließ die Herzogin am Abend des 25. April das Schloß von Massa, auf dem Wege nach Genua, wußte an der nächsten Station, unbemerkt vom Postillon, auszusteigen und einer Kammerjungfer ihren Platz im Wagen neben Mme. de Podenas einzuräumen, während sie selber, begleitet von einer Dame und ihren Edelleuten, in der entgegengesetzten Richtung nach dem nahegelegenen Viareggio eilte; dort wartete ihrer der „Carlo Alberto," ein kleiner

---

dinischen Höflinge und Freunde des Königs, Venanson, Maistre und Pallavicini, beim Kauf des Dampfers als unbestritten darstellt.

*) Der einzige der zwölf Bürgermeister, der annahm, wurde abgesetzt.

ampfer, den man für sie in Livorno gekauft und auf dem sie und ihre Ge-
euen, darunter St. Priest, Bourmont und Kergorlay, um 3 Uhr Morgens der
anzösischen Küste zusteuerten. Achtundvierzig Stunden später legte man bei
izza an, wo die sardinischen Behörden, trotz der vornehmen Besucher aus der
Stadt, nichts Auffallendes an dem Fahrzeug fanden und am 28. April Abends
ar man in Sicht des Bestimmungsortes. Kaum sah man in Carry die Si-
nale des „Carlo-Alberto," als auch ein Nachen vom Ufer stieß und im heftig-
ten Sturme und finsterster Nacht seine kostbare Ladung aufnahm und zurück-
brachte. Die unerschrockene Fürstin und vier ihrer als Fischer verkleideten Edel-
eute eilten sofort, ungesehen von den Küstenwächtern, auf rauhen Pfaden in
eine naheliegende Hütte, wo man die Ereignisse in Marseille abzuwarten ge-
dachte. In der That kam es am übernächsten Tage (30. April) zu einer Schild-
erhebung in der provençalischen Hauptstadt, und die weiße Fahne flatterte
einige Stunden lang auf dem Thurme der Matrosenkirche von Saint Laurent;
aber der Versuch, sich des Justizpalastes zu bemächtigen, scheiterte an der Festig-
keit der Truppen und an den trefflichen Vorsichtsmaßregeln der schon in Kennt-
niß gesetzten Militär- und Polizeibehörden: denn die Fischer von Carry hatten
von der geheimnißvollen Landung geplaudert. Die Führer, Leute von Ansehen
und die hohe Stellungen in der Armee oder der Diplomatie Karl's X. bekleidet
hatten, wurden gefangen genommen. Die paar Hundert Seeleute, die ihnen
zögernd gefolgt, waren bald zerstreut und schon am Nachmittag erhielt die Her-
zogin in ihrem Verstecke die lakonische Nachricht: „Der Streich ist mißlungen.
Verlassen Sie Frankreich."

Aber die Mutter Heinrich's V. gab sich noch keineswegs für besiegt. Schon
von Massa aus hatte sie den Getreuen in der Vendée Befehle gegeben, sich für
Anfang Mai bereit zu halten. Jetzt galt's, ihr Wort einzulösen. So brach
die kleine Gesellschaft auf — Einer, Graf Kergorlay, hatte sich bis nach Mar-
seille gewagt, wo er ergriffen worden war — und trat, Anfangs zu Fuß,
die lange und beschwerliche Reise durch ganz Frankreich an. Zwei Tage lang
irrte man auf Ungefähr umher, stets der Entdeckung ausgesetzt, von Hütte zu
Hütte. Kein Wort der Klage oder der Entmuthigung entschlüpfte der Fürstin,
deren zarter Körper fast der Ermüdung erlag. Endlich erreichte man ein be-
freundetes Schloß, wo man Pferde und Wagen erhielt, und vierzehn Tage später,
am 17. Mai, erreichte die Herzogin auf Umwegen, unter Verkleidung, nach allen
möglichen Abenteuern das Schloß la Preuille bei Montaigu, wo sie ihren
Wagen verließ, der, wie früher in Massa, mit einer andern Inhaberin seinen
Weg fortsetzte, während die Herzogin hinter einem alten Edelmanne aufsitzend
und gefolgt von ihrem treuen Stallmeister, Graf Mesnard, nach der Meierei
Mesliers ritt, wo sie in wenig Tagen eintraf und sich im gefälligen Costüme
eines Bretagner Bauernjungen nur wenige Tage von ihren Strapatzen und Ge-
müthsbewegungen ausruhte.

Mittlerweile jagten die Verfolger eigensinnig auf einer ganz anderen Fährte
und erleichterten so die wunderbare Unentdecktheit. Der „Carlo Alberto" war,
nachdem er kurz an der spanischen Küste angelegt, wieder in die Gegend östlich
von Marseille zurückgekehrt, wo er die Herzogin am 28. April abgesetzt, sei's

um sich zu verproviantiren und Nachrichten einzuziehen, sei's um die Fürstin wieder aufzunehmen und zurückzuführen. Hier in der Bucht von la Ciotat, einige Meilen westlich von Toulon, ward der verdächtige kleine Dampfer am 3. Mai signalisirt, von der königl. Corvette „Sphynx" angehalten und in's Schlepptau genommen. An Bord traf man noch St. Priest, die Söhne Bourmont's und Kergorlay's, sowie eine verschleierte junge Dame, die einer Erkennung ausweichen zu wollen schien und der die Edelleute die größte Ehrfurcht erwiesen. Der Capitän der „Sphynx" glaubte seiner kostbaren Beute sicher zu sein und wandte sich nach Corsica, wohin er Befehl hatte, die Herzogin im Betretungsfalle zu bringen. Doch zwang ihn das Wetter, anderen Tages schon in Toulon anzulegen. Dort wurde der „Carlo Alberto" von Neuem besucht und der commandirende Viceadmiral, sowie der Präfect von Toulon beeilten sich, den glücklichen Fang nach Paris zu telegraphiren. Um indeß die Neugierigen, wie die Patrioten der Stadt zu hindern, den „Carlo Alberto" zu umlagern, wurde derselbe sofort sammt seinen Passagieren nach Ajaccio geführt. Erst einige Tage später erkannte ein Officier in der geheimnißvollen Unbekannten im Augenblicke, wo sie nach Holyrood abgeführt werden sollte, eine Dame der Herzogin. Diese aber war weit, ihre Spur durchaus verloren. Noch am 28. Mai glaubten Hof und Regierung sie in Spanien.*) Schon den andern Tag sollte man von ihr hören.

Ein Aufruf an die Häupter der getreuen Vendéer war der Ankunft der Fürstin vorausgegangen: „Haltet Euch bereit. Im Süden war's nur ein Irrthum und ein Mißverständniß; ich bin mit der dort herrschenden Stimmung noch immer sehr zufrieden, und man wird dort sein Wort halten. Meine treuen Provinzen des Westens werden dem ihren nicht untreu werden ... Die näheren Befehle werdet Ihr vor dem 24. erhalten." In der That zeichnete sie schon am 15. Mai und noch ehe sie die Vendée erreicht hatte, den Befehl, am 24. loszubrechen, den sie noch am 18. in einer Antwort auf Marquis de Coislin's und seiner Freunde dringende Bitte, den Ausbruch eines europäischen Krieges abzuwarten, bestätigte.**) Kaum angekommen, sah sie sich indeß genöthigt, diesen Befehl zu widerrufen. In einer Versammlung aller Häupter der Verschwörung, welche am Tage ihrer Ankunft auf dem einsamen Meierhofe von Mesliers stattfand (21. Mai), erklärte sich die Mehrzahl der Stimmen gegen eine Schilderhebung. Es sei äußerst unwahrscheinlich, daß die Bauern, welche 12 Bataillone unter Charette's Oberbefehl bildeten, aufstehen würden, nun, da keines der erwarteten Ereignisse — ein Losbrechen des Südens, ein Aufstand in Paris oder der Krieg am Rhein — eingetroffen sei. Die Häupter der Partei in der Hauptstadt waren noch weniger für das Losschlagen als die der Vendée. Schon hatte man die Heißsporne davon abzuhalten gewußt, am 9. April den am 2. Febr. mißglückten Anschlag zu erneuern. Jetzt schickte die geheime Regierung, an deren Spitze Chateaubriand stand, sobald sie die Ankunft der Herzogin in der Vendée

*) S. Dep. de Sales' vom 28. Mai. A. T. Dasselbe berichtet Werther nach Berlin unterm 2. Juni. A. B.

**) S. bei Gisquet, Mémoires III. 171—180 die beiden Schriftstücke.

fahren, den beredtesten ihrer Anhänger, Berryer, zu der Mutter ihres Königs, m derselben das gewagte Unternehmen auszureden. Dieser traf in Nantes mit em Tags vorher dort angelangten Bourmont zusammen, dem künftigen Groß= onnetable Frankreichs, dem die Oberleitung aller militärischen Operationen an= ertraut war. Es gelang ihm, von dem Marschall einen Gegenbefehl zu er= ngen, und mit diesem versehen, eilte er nach dem etwa acht Stunden von lantes entfernten einsamen Pachthofe, wo ihn die Herzogin — sie war schon ange zu Bette gegangen, und auf dem Stuhle lag das Wamms und die Perücke Petit=Pierre's, unter dessen Namen sie ging — in dem ärmlichen Bauerstübchen mpfing. Sie hörte die Botschaft mit verhaltenem Unmuthe an; endlich brach ie heftig los in ihrer südlichen Weise gegen den Kleinmuth ihrer Freunde; doch rgab sie sich endlich in ihr Schicksal, unterzeichnete die Gegenbefehle Bourmont's nd versprach, Frankreich zu verlassen. Dies war in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai. Schon am nächsten Tage hatte sie ihren Entschluß geändert, ei's, daß ihr Freund Guibourg und der zum Kampfe treibende eifrige Charette, der im Kriegsrathe am 21. überstimmt worden, sie wieder überredet, sei's, daß ie Nachrichten aus dem Süden erhalten, welche ihr den verspäteten Aufstand der Provence verkündeten. Nur vertagte sie den Ausbruch vom 24. Mai auf den 3. Juni. Alle diese Befehle und Gegenbefehle machten ein gemeinsames Handeln unmöglich. Viele, die schon versammelt waren, zerstreuten sich wieder, Andere begannen auf eigene Faust den kleinen Krieg. Die Regierung ward auf= merksam, verdoppelte ihre Vorsichtsmaßregeln, schickte Verstärkungen, spürte eifriger als je und wußte schon am 29. Mai bei einer Haussuchung im Schlosse Chaslières Papiere zu entdecken, die den ganzen Plan enthüllten. Am 1. und 3. Juni wurden die vier Departements, welche nach des eifrigen Montalivet's Bericht „das Gehege bildeten, wo die Herzogin eine Zuflucht gesucht zu haben schien und wo man sie einschließen und abfassen müsse", in Belagerungszustand gesetzt. Diese aber hatte schon Tags zuvor les Mesliers verlassen, um unter Verkleidungen, meist zu Fuß, manchmal auf den Schultern getreuer Landleute, öfter zu Pferd, stets in Manneskleidern, die sie zwei, drei Mal des Tages wechselte, durch Sümpfe und Gestrüpp, von Gehöft zu Gehöft zu irren, die überall aufgestellten, stets miteinander in Fühlung stehenden kleinen Abtheilungen der Armee täuschend oder meidend.

Am bezeichneten Tage in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni warfen sich die zusammengeschaarten Bauern von fünf Ortschaften, kaum 1000 Mann hoch, auf das Städtchen Aigrefeuille, wurden aber von den dort stehenden regulären Truppen geworfen. Aehnlich ging es Charette selber, der an der Spitze von 500 Mann die Regierungssoldaten beim Chêne angriff und nach heftigem Kampfe und großen Verlusten zum Rückzuge gezwungen wurde. Hier wie an den beiden folgenden Tagen schonten die jungen Edelleute ihr Blut nicht, und der Helden= kampf des Schlosses la Penissière ist im Gedächtniß der Vendée geblieben, wie einst die Großthaten Cathelineau's und Cadoudal's, deren Söhne auch jetzt in den ersten Reihen mitfochten. Auch in den mörderischen Kämpfen von Chanay und Riaillé blieb mehr als ein Sprößling altberühmter Familien, und der treue Bauer wetteiferte mit dem Schloßherrn in Muth und Aufopferung für eine im

Voraus verlorene Sache. Gleich groß, ja größer noch war die Erbitterung der Truppen, denen sich die patriotische Bürgerwehr der Städte angeschlossen, und die, durch den nun schon bald in's dritte Jahr dauernden Kampf gereizt und fast verwildert, alles Maß in der Rache verloren. Gefangene wurden niedergemetzelt, selbst Frauen, wie Mlle. de la Roberie, erschossen, und obschon die Häupter des Aufstandes ihre Leute sofort heimschickten, fielen doch auch nach dem Siege der Truppen noch viele Opfer. Marie Caroline selber, welche während des Treffens beim Chêne in einem nahen Bauernhause die Verwundeten gepflegt hatte, verließ am 9. ihr letztes Versteck, la Chevrolière, und wanderte zu Fuß, als Bäuerin verkleidet, in Gesellschaft einer Vertrauten, Fräulein Stylita von Kersabiec, welche alle Gefahren mit ihr getheilt, nach der Hauptstadt des Westens. Noch am selben Abend war sie in dem unscheinbaren Hause getreuer Anhängerinnen aus dem Bürgerstande verborgen und für's Erste auch geborgen.

Gleichzeitig mit ihr traf Berryer in Nantes ein, aber als Gefangener, man hatte ihn in Angoulême ergriffen; denn die Untergebenen Montalivet's zeigten fast ebensoviel Eifer gegen ihren jungen Vorgesetzten, als dieser gegen seinen königlichen Herrn und Gönner. Auch Chateaubriand, der Herzog von Fitzjames und Hyde de Neuville, der seit Kergorlay's Festnahme in Marseille in die geheime Regierung eingetreten, wurden verhaftet, ohne daß man Beweise gegen sie gehabt hätte. Der Anklagesenat mußte sie bald wieder auf freien Fuß setzen, Berryer ward nach mehrmonatlicher Gefangenschaft von den Geschwornen in Blois freigesprochen, nachdem der Staatsanwalt selber die Klage hatte fallen lassen, und der Vertheidiger Ney's feierte wieder einmal einen jener zahlreichen Triumphe, die er sich sein Leben über so trefflich zu veranstalten wußte. Zweiundzwanzig Vendéer begegneten ebenfalls großer Milde vor dem Assisenhofe; alle auf dem „Carlo Alberto" und in Marseille auf frischer That Ergriffenen wurden sogar vollständig freigesprochen (Assisen von Montbrison, März 1833), während sich die unliebsamen diplomatischen Erörterungen mit dem Turiner Hofe noch auf Monate lang hinauszogen. Auch dem schon so lange dauernden halben Kriegsstande des Westens war mit diesem niedergeworfenen letzten Ausbruche ein Ende gemacht, und das Julikönigthum mochte sich Glück wünschen, fast an einem und demselben Tage die Anhänger der Vergangenheit, wie die nicht minder hartnäckigen Apostel der Zukunft aus dem Felde geschlagen zu haben. Denn an jenem Tage, an dem Charette und seine Nobelgarde beim Chêne ruhmvoll, aber unglücklich fochten, kämpfte ein Häuflein unerschrockener Republikaner nicht weniger heldenmüthig und nicht weniger unglücklich um die Herrschaft in der Hauptstadt.

— — — — — — — — — — — — — — —

III.

Vier Monate lang war es der Herzogin von Berry gelungen, allen Nachforschungen der Polizei zu entgehen, ohne ihren Aufenthaltsort zu wechseln, ja ohne auf die Erneuerung ihres fehlgeschlagenen Unternehmens zu verzichten. Umsonst flehten sie ihre Verwandten an, zu ihnen zu kommen; der bloße Gedanke

an die Prosa Holyrood's genügte, sie in Frankreich zurückzuhalten.*) Ihre verborgene Thätigkeit war eine rastlose: unablässig schrieb und empfing sie Briefe in geheimnißvoller Zifferschrift; unablässig waren die nächtlichen Zusammenkünfte. Sie gefiel sich darin, tausend Fäden mit unsichtbarer Hand zu lenken, selbst als diese Fäden Nichts mehr in Bewegung setzten, und glaubte zu handeln, weil sie sich bewegte. Treue Freundschaft und die zärtliche Sorge eines lebhafteren Gefühles erwärmten die Atmosphäre ihrer kleinen Traumwelt und verscheuchten die Gedanken an das unausbleibliche Morgen. Umsonst bestürmten sie ihre vorsichtigen Pariser Freunde, den französischen Boden zu verlassen, umsonst hielten selbst die streitbaren Chefs des niedergeschlagenen Vendéeaufstandes ein Schiff bereit, das sie fortführen sollte; umsonst gab der König den Vertrauten der Fürstin das feierlichste Versprechen, ein Auge zuzudrücken, und machte aus ihrer Entfernung von Frankreich eine Bedingung seiner Einwilligung zur Uebersiedlung Karls X. nach Oesterreich.**) Marie Caroline hoffte noch immer, und der Fall Warschau's, der Czar Nikolaus frei machte, der Eigensinn König Wilhelm's von Holland, der es wiederum auf ein bewaffnetes Einschreiten der Westmächte ankommen ließ, steigerte diese Hoffnung zu einer Art Zuversicht. Um so unabweisbarer ward in diesem Augenblicke, wo der Krieg an der Grenze drohte, die Nothwendigkeit für die Regierung Louis Philipp's, den letzten noch glimmenden Funken des royalistischen Bürgerkrieges zu ersticken, indem sie sich der Person der Fürstin bemächtigte. Doch ließ sich die Sache nicht so leicht an, als man hätte glauben sollen.

Der unerfahrene und ungeschickte junge Günstling des Königs, der seit Perier's Tode das Ministerium des Innern leitete, zeigte wol Eifer genug, aber seine Bemühungen waren fruchtlos. Er las die Briefe, welche die Herzogin an ihre Vertrauten schrieb; er las sogar diejenigen, welche sie an die Königin, ihre Tante, richtete, um ihr das Schicksal derer anzuempfehlen, die für die Sache des legitimen Königs gefochten; aber es gelang ihm nicht, den Ort zu entdecken, von dem diese Briefe abgesandt worden. Der commandirende Obergeneral des Westens war nicht glücklicher als der Minister, und der Präfect der Niederloire schien gar nicht zu ahnen, daß der Gegenstand der Sorgen und Befürchtungen des Königs und seiner Minister nur durch wenige Straßen von ihm getrennt war. Thiers hatte nicht sobald das Portefeuille des Innern übernommen (11. October), als er auch unter strenger Wahrung des Geheimnisses

*) Auch der preußische Gesandte, Freiherr von Werther, „attribue l'obstination de la Duchesse à rester en France ... à sa répugnance de retourner à Holyrood quoique le Roi Charles X. et Mme. la Dsse. d'Angoulême l'ont (sic) instamment priée de venir les rejoindre.“ Dep. Werther's vom 28. Juli. A. B.

**) S. Dep. St. Marsan's aus Wien vom 16. und 25. September 1832. Kaiser Franz hätte danach sehr trocken geantwortet, er brauche jene Einwilligung nicht und lasse in seine Staaten ein, wen es ihm gefiele einzulassen. A. T. Ebenso Werther (Dep. vom 30. August und 9. October). A. B. Freilich hatte dem preußischen Gesandten zufolge Metternich auch bei Louis Philipp anfragen lassen, ob er seine Zustimmung zur Uebersiedlung gebe; als aber dieser dieselbe von der Entfernung der Herzogin von Berry abhängig machte, schrieb Metternich einen ostensiblen Brief an Appony, jene Anfrage sei nur eine Höflichkeitsformel gewesen und der Kaiser empfange, wen er wolle. Sofort gab Louis Philipp nach.

selbst gegen seine Collegen Maßregeln ergriff, um der leidigen Angelegenheit ein Ende zu machen. Schon am folgenden Tage (12. October) ward der energischste Präfect des Königreiches, Maurice Duval, ein Mann aus des Kaisers Schule, der noch vor wenig Monaten bei dem Aufstand in Grenoble bewiesen hatte, daß er auch nicht vor Gewaltmitteln und Unpopularität zurückscheute, wenn's die Lage erheischte, zum Präfecten von Nantes ernannt, während General d'Erlon das Obercommando übernahm. Alle Polizeicommissäre des Westens wurden nach Paris berufen, um neue Verhaltungsbefehle zu empfangen, welche an Entschiedenheit Nichts zu wünschen übrig ließen, aber die äußerste Schonung in der Ausführung anempfohlen. „Wir wollen den Herzog von Enghien fangen," schrieb der neue Minister an seinen Hauptagenten, „aber wir wollen ihn nicht erschießen; dazu haben wir nicht Ruhm genug, und hätten wir ihn, so würden wir ihn nicht beflecken wollen."

Noch war es nicht gelungen, mehr als unbestimmte Anzeichen über den Aufenthaltsort der Fürstin zu erlangen, als freiwilliger Verrath den Faden in die Hände des wachsamen Ministers drückte, der sich hütete, ihn wie sein Vorgänger im Amte unbeachtet fallen zu lassen. In der That hatte schon Montalivet durch den französischen Botschafter in Madrid Briefe erhalten, in denen ihm der Verräther seine Dienste anbot. Ja derselbe war Anfangs October in Person bei dem Minister gewesen, der es nicht einmal für nöthig erachtete, seinen Nachfolger im Amte von diesem Umstande in Kenntniß zu setzen. Jetzt erhielt dieser einen anonymen Brief, worin man ihm wichtige Enthüllungen versprach, wenn er nach Einbruch der Nacht an einen einsamen Punkt der Champs Elysées kommen wolle. Thiers zögerte nicht, auf die Gefahr hin, das Spielzeug eines Witzmachers oder eines Wahnsinnigen zu werden, auf dies abenteuerliche Anerbieten einzugehen. Polizeidiener folgten in gemessener Entfernung. Ein Unbekannter wartete am angegebenen Orte, gab sich zu erkennen — es war derselbe, der sich an Montalivet gewandt — versprach seine Hilfe bei Aufsuchung der Fürstin. Der Minister beschied ihn in sein Cabinet, wohin er von den herbeieilenden Polizeidienern durch einen geheimen Gang geführt wurde. Der Mann hieß Deutz. Er war von Geburt ein Jude aus Köln, hatte sich aber vor wenig Jahren in Rom nicht ohne Geräusch zum Katholicismus bekehrt. Der Papst hatte ihn der Herzogin von Berry empfohlen, welche an dem geistreichen und gewandten Manne Gefallen fand. Sie beauftragte ihn mit nicht unwichtigen Sendungen, an ihre Schwester in Madrid, an Dom Miguel in Lissabon, mit Aufnahme von Anleihen; machte ihn zum Baron. Schon in Spanien, wo er sich von der Aussichtslosigkeit des legitimistischen Unternehmens überzeugt hatte, war sein Entschluß gefaßt. Doch hatte er gehofft, ihn ausführen, den Preis für seinen Verrath erlangen zu können, ohne daß die Verrathene oder Dritte seine Hand erkännten. Thiers benahm ihm sofort diese Täuschung, bot einen guten Lohn — eine halbe Million — nöthigte aber den Denuncianten, selbst die Expedition zu leiten, widrigenfalls er ihn als Verschwornen verhaften würde. Deutz fügte sich. Ein gewandter Polizeiofficier ward ihm beigegeben mit der Weisung, ihn nicht aus den Augen zu lassen. Ein Dutzend ausgesuchter Agenten folgten den beiden Emissären, welche allein um

den Zweck der Reise wußten. Am 20. October kamen sie in Nantes an, wo Deutz der Herzogin sofort seine Ankunft meldete. Erst am 27. erhielt er eine Karte seiner Gönnerin, die ihn auf den Abend des nächsten Tages zu sich beschied. Der Bruder der Damen, in deren Hause die Fürstin seit fünf Monaten verborgen lebte, kam um die angezeigte Stunde in's Gasthaus und verlangte Herrn Gonzales zu sprechen — Deutz hatte sich unter dem Namen eingeschrieben —. Nachdem sich die beiden Eingeweihten durch Anpassung einer zerschnittenen Karte Einer des Andern versichert hatten, schlugen sie den Weg nach dem Verstecke der Herzogin ein. Die Polizeiagenten folgten in einiger Entfernung, verloren aber bald im Straßenknäuel der alten Stadt die Spur der beiden Vorauseilenden. Deutz selber behauptete, als er zurückkam, er würde den Weg nicht wiederfinden können. Auch habe er keinen Vorwand mehr, um eine zweite Audienz zu bitten, fragte, ob es nicht genüge, wenn er Marschall Bourmont ausliefere, dessen Versteck er kenne. Die telegraphische Antwort Thiers' war: „Ich kaufe keinen Gefangenen, den ich erschießen lassen müßte;" und in der That ließ man den Marschall ungehindert aus der Stadt entkommen. So versprach Deutz endlich, das Begonnene zu Ende zu führen. Die so mißtrauische Umgebung der Herzogin, welche seiner ersten Zusammenkunft so viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt, war noch nicht ganz über ihn beruhigt. Er wußte sie zu umgehen, indem er sich an eine mit der Herzogin vertraute Nonne wandte, die ihm dann auch eine zweite Einladung für den 6. November verschaffte, diesmal mit voller Angabe der Adresse, welche er sich beeilte seinem Wächter einzuhändigen. Jetzt war man seiner Sache sicher. Der Präfect wurde von dem Vorhaben benachrichtigt, die Polizeidiener aufgestellt, ja sogar die Truppen bereitgehalten. Kaum hatte Deutz, nach beendigter Audienz, das Haus verlassen, als es umringt wurde, und da man sich weigerte, es zu öffnen, die Hausthüre unter der Axt der Polizeidiener fiel: aber schon war die Herzogin verschwunden und nur die Hausbesitzerinnen und ihre Freundinnen zeigten sich. Umsonst wurde das Haus unter der persönlichen Leitung des Präfecten Maurice Duval durchsucht, alle Ausgänge besetzt. Man fand zahlreiche und wichtige Documente;*) aber die Nacht verging, ohne daß man auf die Spur der Flüchtigen gekommen wäre. Schon glaubte man, trotz beweisender Anzeichen der Nähe der Herzogin, ein Spiel des Verräthers gewesen zu sein, als zwei in einem oberen Zimmerchen wachende Gensdarmen, sich gegen die Morgenkälte zu schützen, Feuer im Kamine anzündeten. Verworrene Stimmen geboten Halt: das brennende Holz ward zurückgezogen, und die Herzogin kam zum Vorschein, mit ihr die Treuesten der Treuen, ihr alter Ehrenritter Mesnard, der sie seit London nicht verlassen, Fräulein von Kersabiec, die während des Aufstandes an ihrer Seite gestanden, ihre Flucht ermöglicht hatte, Guibourg, ein Advocat aus Nantes, der im Mai die Befehle der Herzogin an die Häupter der Verschwörung gebracht, nach dem unglücklichen Ausgange der Erhebung verhaftet worden und aus dem Gefängnisse

*) Unter andern sehr compromittirende Briefe aus Turin von Karl Albert's Vertrauten Mse. Fabio Pallavicini und den Agenten der Herzogin. S. Dep. de Sales' vom 12. März 1833. A. T. Vgl. auch Dep. Werther's vom 17. November 1832, der die Einzelheiten von Thiers hatte. Danach waren auch viele Schreiben des Königs von Holland darunter. A. B.

zu entkommen gewußt hatte, der fürstlichen Wittwe vertrautester Freund, wol mehr als Freund.*) Sechzehn Stunden waren sie in dem vermauerten Wandschrank, der sich nur gegen das Kamin hin öffnete, und wo sie weder sitzen noch stehen konnten, zusammengedrängt gewesen. Die Herzogin hatte sich bald vom Schrecken erholt; ja sie fand sogar, trotz der unzarten Behandlung des Präfecten, der nicht nur die Fürstin, sondern sogar die Dame vergaß, bald ihren gewohnten Humor wieder. Am folgenden Tage verließ sie, nur von ihrem getreuen Eckard, Graf Mesnard, und Fräulein von Kersabiec begleitet, die Hauptstadt des Westens, um sich nach Blaye einzuschiffen. Am 17. November früh langte die Brick „La Capricieuse" in der Mündung der Gironde an, und am Abende desselben Tages saß die Mutter Heinrichs V. hinter den Wällen der Citadelle von Blaye.

Deutz aber starb bald darauf, nachdem er den Lohn seines Verrathes in ausschweifendstem Genusse verschleudert, wol um sein Gewissen zu beruhigen; denn Augenzeugen berichten, daß sein Zustand nach der Verhaftung seiner Wohlthäterin ein bemitleidenswerther war und daß er die qualvollste Reue an den Tag legte, wenn nicht empfand.**)

„Glauben Sie mir, General, man wird verlegener sein als ich," hatte die Herzogin beim Abschiede von Nantes zum diensthuenden Officier gesagt, und die Verlegenheiten begannen, schon ehe sie in Blaye gelandet war. Das Appellationsgericht von Poitiers hatte die Herzogin früher schon in Anklagestand versetzt, das von Rennes wollte sich jetzt der Sache bemächtigen, die ergriffenen Papiere in Beschlag nehmen; und Thiers mußte sich fast mit Gewalt in den Besitz dieser wichtigen Documente setzen, fast mit Gewalt den Proceß den Händen der Justiz entwinden. Eine Anzeige im Amtsblatte (9. November), welche ankündigte, daß den Kammern ein Gesetzentwurf, betreffend das gegen die Herzogin einzuhaltende Verfahren, vorgelegt werden würde, erregte einen wahren Sturm. Ganz Frank-

---

*) S. Dep. de Sales' vom 27. Februar 1833. A. T. Diese erste Vermuthung ist noch immer die wahrscheinlichste geblieben.

**) Wir schreiben hier Geschichte, nicht Roman. Die Erklärung der Ereignisse, ihres Werdens und ihres Zusammenhanges, nicht die malerische Darstellung oder die dramatische Wirkung sind die Aufgabe, die wir uns stellen. Wir sind zu überzeugt von der Wahrheit des Goethe'schen Wortes, daß „Historiker und Dichter so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer mit einander concurriren", um uns auf den ungleichen Kampf einzulassen; auch beherzigen wir zu sehr des alten Dichters Rath an die Geschichtsschreiber, „das Publicum nicht in's Geheimniß hineinsehen zu lassen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden," um ihnen mehr als dies Wenige zu bieten. Dies gilt auch von den früheren und späteren romanhaften Scenen dieser abenteuerreichen Episode. Wer die zeugenlosen Gespräche zwischen Deutz und Thiers in den Gebüschen der Champs-Elysées, zwischen Deutz und der Herzogin im Wohnzimmer der Fräulein Duguigny kennen will, wer über das Mienenspiel der Personen und über ihr Costüm Auskunft zu haben wünscht, der findet das Alles auf's genaueste, trotz Walter Scott und Spindler, bei Louis Blanc, Capefigue, Victor de Nouvion, Crétineau-Joly u. A., welche natürlich alle an „den besten Quellen" geschöpft haben, deren Erzählung stets „von der strengsten Genauigkeit" ist, obschon sie in Allem von der der Andern abweicht, welche aber diese Quellen nicht nennen oder als mündliche Mittheilungen bezeichnen. Die amtlichen Berichte wie die Schriften der Betheiligten, als General Dermoncourt's, Guibourg's und Deutz', sind allein zu benutzen, obwol mit großer Vorsicht, namentlich die der beiden letzteren.

reich, ohne Ansehen der Partei, erhob Einsprache. Ganz Frankreich war im Unrecht. Der gesetzgebende Körper selber hatte die Herzogin dem gemeinen Rechte entzogen, indem Er, nicht die Justiz, aus politischen Rücksichten, nicht wegen Gesetzesverletzung, sie mit der Strafe der Verbannung heimgesucht hatte, ohne doch für den Betretungsfall eine Strafe oder auch nur eine Procedur festzustellen.*) War sie wegen eines politischen Vergehens, an dem sie keinerlei Antheil hatte, von einer politischen Behörde verurtheilt worden, so mußte sie auch für ein politisches Verbrechen, das sie wirklich begangen, vor einem Ausnahmsgericht Rede stehen. Das Gleichheitsgefühl des Franzosen, welches so oft seit 1789 sein Rechtsgefühl verwirrt hat, verlangte einstimmig die Anwendung des gemeinen Rechts. Die Abwesenheit politischen Sinnes kam hinzu. War es dem Minister unmöglich gewesen, sich der Herzogin stillschweigend zu bemächtigen, sie stillschweigend vom Boden Frankreichs zu entfernen, so blieb ihm nichts übrig, als sie den gewöhnlichen Gerichten zu entziehen; denn jede gerichtliche Entscheidung nach dem gemeinen Rechte konnte nur die vor zwei Jahren gegründete Ordnung erschüttern: eine Freisprechung seitens der Geschwornen bedeutete Straflosigkeit des offenkundigsten Staatsverbrechens; die Verdammung zog die Todesstrafe nach sich, die der gekrönte Oheim der Schuldigen weder vollziehen, noch Kraft seines Begnadigungsrechtes hindern konnte. Zudem enthielten die in Nantes ergriffenen Papiere wichtige Stücke, deren Veröffentlichung durch einen gerichtlichen Proceß internationale Verwicklungen gefährlichster Art nach sich hätte ziehen müssen; denn Frankreich konnte die fremden Souveräne, welche Marie Carolinen in ihrem Unternehmen beigestanden, weder strafen, ohne einen europäischen Krieg heraufzubeschwören, noch straflos ausgehen lassen, ohne seiner Würde zu vergeben.**) Wol hätte der König selber, wenn er sich nur schon sicher genug gefühlt hätte, die Nichte seiner Gemahlin, der er selbst einst manche Gnade verdankt, auf eigene Verantwortlichkeit in die Fremde führen lassen können, wie er's vier Jahre später mit L. Napoleon that; es wäre die einzig würdige und zugleich staatskluge Lösung gewesen, auch, im ersten Augenblicke wenigstens, eine nicht allzuschwierige, aber, wie gewöhnlich, wagte Louis Philipp nicht der öffentlichen Meinung entgegenzutreten und stellte nicht einmal das Verlangen an seine Minister,***) ihn gewähren zu lassen.

Als zwei Monate nach der Verhaftung der Herzogin (am 5. Januar 1833) ihre Angelegenheit vor das Haus der Abgeordneten kam, das mit Bittschriften aller Art bestürmt, von der Presse laut gedrängt war, machte der Minister des Aeußeren, Herzog von Broglie, mit Offenheit und überzeugender Klarheit jenen Rechtsstandpunkt geltend, nicht ohne zuzugeben, daß nicht nur die Verbannung der Herzogin, daß auch die Thronumwälzung selber eine Ungesetzlichkeit gewesen,

*) Gesetz vom 20. April 1832, das der König lange gezögert hatte zu sanctioniren.

**) Doch war ernstlich die Rede davon, Varante aus Turin abzuberufen. S. Werther's Dep. vom 17. November. Und schon hatte der russische Botschafter Befehl erhalten, seine Päße zu verlangen, wenn die Herzogin den Gerichten ausgeliefert würde. S. Dep. Werther's vom 17. December. A. B. Ueber Oesterreichs Stellung zu der Angelegenheit und Appony's schüchterne Vorstellungen in Paris, s. Pralormo's Dep. vom 22. Januar 1833. A. T.

***) Guizot a. a. O. III, 49.

daß hier zwei Feinde, nicht Regierung und Unterthan, einander gegenüber ständen, daß folglich nur das Kriegsrecht, nicht das bürgerliche Recht Anwendung finde; und forderte für die Regierung die Vollmacht, nach eigenem Gutdünken, aber unter voller Verantwortlichkeit zu handeln, wie es vom parlamentarischen Ausschuß vorgeschlagen worden. Der Redner der royalistischen Partei, Berryer, benutzte diese „Sitzung der Geständnisse" (la séance aux aveux), um dem Vorschlag der Mehrheit, dem Verlangen der Regierung das Wort zu reden, und der Meister der Leidenschaft und der Rührung zeigte sich diesmal als Meister des Spottes. Nie hatte er so sehr mit dem Minister übereingestimmt; wol war der Sturz des legitimen Königs, wol war die Wahl des neuen, war die Verbannung Ungesetzlichkeit; aber würde ein Urtheil des Gerichts etwas Anderes sein? Die Herzogin von Berry war nicht die Unterthanin Louis Philipp's; zwei gegnerische Principien, hier das der Revolution und das des Rechtes, konnten einander bekämpfen, nicht einander richten. Die Kammer möchte es dem Sieger überlassen, mit dem Besiegten zu handeln, wie er's für gut fände. Der Eindruck der Rede in einem französischen Hause war ein vernichtender, und Thiers, der jetzt eben das politische Ministerium des Innern niedergelegt hatte, um das unpolitische der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen, mußte seinem Collegen beispringen, um den Vorschlag des Ausschusses „sowol gegen die, welche ihn bekämpft, als gegen den, welcher ihn so geschickt gefährdet, indem er ihn vertheidigte", zu schützen. Er berührte nur mit wenig Worten die Rechtsfrage: wol gäbe es eine Ausnahme vom gemeinen Recht; herrschende Familien seien ihm nicht unterworfen. Man richte die Fürsten nicht; man morde sie in gerichtlichen Formen, wie Karl I., Ludwig XVI., der Herzog von Enghien gemordet worden, oder man mache sie unschädlich, ohne sie zu Gegenständen des Mitleids zu machen. Vor Allem suchte er die Gefahr eines politischen Processes, der die Erörterung und Infragestellung des Regierungsprincipes mit sich bringe, in's grellste Licht zu stellen, und vor den Augen der ruhebedurftigen Abgeordneten das traurige Bild des Bürgerkrieges, dem man kaum in der Hauptstadt wie in der Provinz entronnen war, heraufzubeschwören. Seine Rede wirkte; umsonst suchte die Opposition sich zum Dolmetscher der öffentlichen Meinung zu machen und den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz anzurufen; die Schwäche einer Regierung darzuthun, welche vor einem regelmäßigen Processe zurückbebe; die noch eben schwankende Mehrheit war gewonnen und die Regierung erhielt die gewünschte Vollmacht, trotz der schwungvollen Proteste Odilon Barrot's und Eugène Salverte's, freilich mit geringer Mehrheit. Das draußen stehende Publicum, das ein Schauspiel und eine Aufregung einbüßte, war so unzufrieden als die dynastische Opposition, welche ihre geliebte Abstraction der Gleichheit auf dem Altar der Opportunität geopfert sah, und als die republicanische Partei, welche eine Gelegenheit verlor, die bestehende Regierung öffentlich in Frage gestellt, vielleicht vielversprechende Unruhen entstehen zu sehen. Nur die legitimistische Partei konnte sich zu dem Ergebnisse Glück wünschen. Für die Regierung selber blieb die Verlegenheit einer unentschiedenen, schwer zu entscheidenden Frage, deren Lösung sie auch nicht der Zeit überlassen konnte. Der böse Stern des Hauses Bourbon wollte, daß die Rollen bald gewechselt wurden.

Die legitimistische Partei hatte Anfangs über die Verlegenheit der Regierung frohlockt, den Anlaß zu ritterlicher Declamation freudig benutzt. Von allen Seiten boten sich Geiseln für die heldenmüthige Fürstin. Chateaubriand zog die Strafe der Gerichte auf sich, indem er der Gefangenen theatralisch zurief: „Madame, Ihr Sohn ist mein König." Allein, während noch die Anhänger des gestürzten Königshauses in der Presse, durch Petitionen, wie im Parlamente gegen die Härte protestirten, mit der die „Besiegte der Vendée" in ihrem Kerker behandelt werde, ja nicht undeutlich zu verstehen gaben, man suche das Ende der kränkelnden Märtyrerin zu beschleunigen, deren Tod die vortheilhafteste Lösung des verwickelten Knotens sein würde, drang ein Gerücht anderer Natur in die politischen Kreise und brachte in denselben eine nicht geringe Aufregung hervor. Schon vor der Verhaftung der Herzogin hatte der Präfect von Nantes von unbekannter Hand die Mittheilung erhalten, die Wittwe des Herzogs von Berry habe Grund zu glauben, daß sie auf dem Punkte sei, ein drittes Mal Mutter zu werden, und Louis Philipp hatte auf die Anfrage Duval's geantwortet (am 2. November, als Deutz schon seinen ersten Besuch abgestattet): „er sei constitutioneller König; der Präfect habe nur den Befehlen der Minister zu gehorchen, die Sache sei unmöglich".*) Die ersten Anspielungen auf die Schwangerschaft der Herzogin, welche gegen Mitte Januar in Paris laut wurden, hatten nur ungläubige Hörer gefunden: man behandelte sie als müßigen Klatsch, wo nicht als böswillige Verleumdung, welche die Regierung in Umlauf bringe, um die Gefangene in der Achtung der Welt zu verderben. Dem König, wie seinen Ministern kam freilich der Umstand erwünscht genug; und die kleinen Schwierigkeiten, welche der Ausnutzung dieses Umstandes entgegentraten, waren reichlich aufgewogen durch die Erwägung, daß die Mutter Heinrich's V. moralisch vernichtet war, wenn sich die Thatsache erwahrte; ja daß sogar ein schiefes Licht auf die Legitimität Heinrich's V. zurückfiel, gegen die der Herzog von Orléans schon vor zwölf Jahren bei der späten Geburt des Prinzen protestirt hatte.

Jenen Schwierigkeiten zu begegnen, wurde sofort ein Mann gewählt, auf den man zählen konnte. Der Oberst Bugeaud, der während der fünfzehn Jahre der Restauration schmollend seitwärts gestanden, hatte nach der Julirevolution wieder Dienste genommen und war von der neuen Dynastie sofort zum General befördert worden. Seine Vergangenheit, wie seine Gesinnungen bürgten für den Mann. Als Adjutant begleitete ihn ein Officier, der ebenfalls der Julirevolution seine Wiederaufnahme in die Armee verdankte und sich in der Vendée hervorgethan, intelligenter als achtungswerth, und der durch Rücksichtslosigkeit gegen die Gefangene Verzeihung für frühe Sünden zu erkaufen suchte, der zukünftige Marschall Saint Arnaud. Die Herzogin hatte bis jetzt unter der Aufsicht des Festungscommandanten und in Gesellschaft Madame de Hautfort's und Graf Brissac's, welche die vor die Gerichte gerufenen Mitgefangenen von Nantes ersetzt hatten, ihre einförmige aber keineswegs harte Gefangenschaft recht munter er-

*) S. den sonst nicht eben glaubwürdigen Crétineau-Joly, Hist. de L. Philippe, II. 180 2 ff., der behauptet, die Sache aus Maurice Duval's eigenem Munde zu haben: und der sardinische Botschafter Graf de Sales meldet Aehnliches. Dep. vom 27. Februar 1833.

tragen, und die unvermeidliche Katastrophe, die ihrer wartete, zu vergessen gesucht, zu vergessen gewußt. Vielleicht auch hoffte sie, noch vor dem verhängnißvollen Termin die Festung verlassen zu können, ohne daß die Wächter ihren Zustand entdeckt. General Bugeaud war bald trotz, vielleicht auch wegen seiner rauhen Soldatenmanieren ein gern gesehener Besucher in den Gemächern der Herzogin und ihr Begleiter auf ihren Spaziergängen, welche sich fortan nicht mehr auf den Festungsgarten beschränkten. Doch entschlüpfte der Gefangenen, selbst in den Augenblicken größter Vertraulichkeit, keine Anspielung auf das, was ihr bevorstand. Sogar gegen ihre beiden alten Freunde behauptete sie dieselbe Zurückhaltung. Draußen stieg unterdessen die Neugierde, und mit ihr die Aufregung. Die Presse bemächtigte sich der heiklen Angelegenheit. Alles Andre schien vergessen. Ganz Frankreich hatte nur Augen und Ohren für den Roman, der sich in Blaye lösen sollte. Ritterliche Jünglinge nahmen den Handschuh auf für die Sache der Herzogin. Duelle folgten auf Duelle, meist zwischen Journalisten. Selbst Armand Carrel verschmähte nicht, die Vertheidiger der Frauenehre zu verspotten, herauszufordern und den Degen in der Hand zu bekämpfen, während ihrerseits die legitimistischen Schriftsteller, keck gemacht durch die Freisprechung Berryer's und der Vendéekämpfer, immer lauter zu ihrer Fahne schwuren. Schon organisirte man Gottesgerichte im mittelalterlichen Styl, wo zwölf Republikaner gegen ebensoviele Legitimisten, ja sogar ganze Compagnien beider Parteien gegeneinander fechten sollten. Die Geheimbünde mischten sich in die Sache, verglichen „ihre Dame, die Revolution" mit der Dame der jungen Adligen, verboten ihnen, von ihr „im Guten oder Schlimmen" zu reden; drohten, ihre Gegner, wenn sie schamlos genug wären, das freie Versammlungsrecht anzurufen, mit Gewalt auseinander zu treiben. Umsonst schritt die Polizei gegen die Zweikämpfe ein, umsonst mahnten die gemäßigten Häupter beider Parteien zur Schicklichkeit, wenn nicht zur Ruhe. Die gehässige und rohe Polemik ward immer heftiger, bis die Ereignisse eine der beiden Parteien zum Schweigen brachten.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Januar hatte die Herzogin heftiges Erbrechen gehabt. Der Verdacht einer Vergiftung lag nahe für die von Parteileidenschaft Verblendeten: ein Ausbruch der Entrüstung und der furchtbarsten Anklagen machte sich in der legitimistischen Presse Luft. Bis zum Wahnwitz stieg die Verleumdung des Argwohns, als die telegraphische Nachricht nach Paris kam. Unverhohlen versprach man schon jetzt Vergeltung, Auge um Auge, Zahn um Zahn, als ob kein Zweifel an der Blutschuld der Regierung sei. Diese hatte indeß den ehemaligen Leibarzt der Herzogin und den berühmten Toxicologen Orfila nach Blaye geschickt, wo sie in Gemeinschaft mit den beiden Bordeauxer Aerzten, welche die Gefangene seit Monaten zu besuchen pflegten, den Zustand der Kranken prüften. Ihre Consultation (vom 25. Januar) constatirte gewisse Symptome, stellte indeß jede Lebensgefahr in Abrede, und sprach sich über den Grund der Krankheit nicht aus, da sich die Patientin einer nähern Untersuchung widersetzt hatte. Ein zweites Gutachten (vom 1. Februar) der beiden Pariser Aerzte schilderte den Aufenthaltsort der Herzogin als durchaus gesund. In einem mündlichen Bericht, den Beide dem Ministerium bei ihrer Rückkehr ab-

ıtteten, versicherten sie, daß sie die moralische Ueberzeugung von der Schwanger=
ıaft der Herzogin hätten. In Blaye aber dauerte die peinliche Situation noch
ıe Weile. Erst am 22. Februar und, nachdem General Bugeaud selber den
ırten Gegenstand der Gefangenen gegenüber zur Sprache gebracht, ihr das Ge=
imniß versprochen, ohne ein Geständniß von ihr erlangen zu können, erhielt
r „Gefangenwärter", wie ihn die royalistische Presse nannte, ein Billet der
erzogin des Inhalts: „Durch die Umstände und die von der Regierung ange=
:dneten Maßregeln gedrängt, glaube ich es mir selber und meinen Kindern
huldig zu sein, obschon ich die gewichtigsten Beweggründe hatte, meine Ehe
:heim zu halten, zu erklären, daß ich mich während meines Aufenthaltes in
,talien heimlich verheirathet habe." Vier Tage darauf (am 26. Februar) er=
hien diese Erklärung in der Amtszeitung. Die Wirkung war vorauszusehen.
llen galt die Heirath als eine Erdichtung, bestimmt, einen schwachen Augenblick
er Fürstin und seine Folgen ungeschickt genug zu beschönigen. Die Anhänger
er gestürzten Familie aber waren lauter als je in ihren Anklagen gegen eine
Regierung, welche das „Unglück zu beflecken" nicht erröthe; die Republikaner
erbargen ihre Genugthuung nicht, eine Königsmutter und Königstochter in den
Schmutz ziehen, den herrschenden König aber einer Unzartheit gegen die Nichte
einer Gemahlin zeihen zu können. Die Männer aller drei Parteien, deren Geist
und Gemüth nicht gleicher Weise durch die Leidenschaft verwildert oder verwirrt
waren, schwiegen, wie sich's gegenüber so schwerer Buße des verzeihlichsten aller
Fehler gebührt. Der König selber war nur halbzufrieden mit dem Erfolg jener
Veröffentlichung. Als man ihm ehrfurchtsvolle Bemerkungen darüber machte,
verschanzte er sich hinter seine Minister, sprach von den Verleumdungen der
Presse, denen er hätte begegnen müssen; klagte über den Mangel an Vertrauen,
den die Herzogin „ihrer guten Tante" gegenüber an den Tag gelegt; was ihn
verhindert habe, Alles zu vertuschen, wie er wol gewünscht; bedauerte, daß seine
Regierung ihm nicht erlaube, die Gefangene zu entlassen, und schwieg, als
man ihn fragte, ob das Geheimniß versprochen worden.*)

Die Herzogin hatte gehofft, um den Preis jenes Geständnisses die Freiheit
zu erlangen, um so mehr, als die aus Bordeaux herbeigerufenen Aerzte schon am
1. März erklärten, ein Wechsel des Aufenthalts sei zu wünschen und das ita=
lienische Klima anempfahlen. Die Regierung, welche Grund hatte zu befürchten,
die Herzogin werde, wenn sie einmal in Freiheit wäre, ihre Niederkunft geheim
zu halten wissen und die Schwangerschaft als eine Verleumdung, die Erklärung
ihrer Ehe als ein ihr abgezwungenes Document hinstellen, wie es ihre unbe=
sonnenen Freunde schon jetzt thaten — die Regierung versprach der Gefangenen
die sofortige Freilassung nur unter der Bedingung, daß vier Frauenärzte, von
denen sie selber zwei bezeichnen sollte, ihre Schwangerschaft amtlich feststellten. Man
schickte die beiden Pariser Aerzte von Neuem zu ihr, ohne daß sie etwas erreicht

*) S. de Sales' ausführlichen Bericht vom 4. März über seine Unterredung mit dem Könige. A. T. Ebenso bei Werther (Dep. vom 27. Februar, A. B.). Ob der König die Wahrheit sprach, oder ob die Herzogin wirklich früher an ihre Tante, die Königin, geschrieben, um ihr ihren Zu=stand mitzutheilen, wie Werther glaubt, ist nicht ausgemacht.

hätten. Selbst der alte Geburtshelfer, der ihr früher bei ähnlichen Gelegenheiten beigestanden und ihr jetzt in der Haft Gesellschaft hielt, konnte Nichts von ihr erlangen. Sie weigerte sich, die nothwendige Untersuchung über sich ergehen zu lassen, die ihrem Schamgefühl so empfindlich sein mußte; auch verbarg sie ihre Befürchtung nicht, daß man nach Erlangung des vernichtenden Documentes das Versprochne nicht halten werde. Alle Bemühungen, sie durch Einschüchterung oder Versprechen, ja selbst durch die Vorstellungen ihrer eigenen Freunde umzustimmen, scheiterten an ihrer Hartnäckigkeit. So blieb Nichts übrig, als die Niederkunft in der Festung abzuwarten. Ein Versuch Graf Choulot's — desselben, der vor einem Jahre die Hilfe Czar Nikolaus' in St. Petersburg angerufen —, den König persönlich zur Begünstigung einer Flucht seiner Nichte zu bewegen, schlug fehl. Louis Philipp stellte sein Interesse über die Ehre der Familie, mit der er für immer gebrochen: und wer die haarsträubenden Anklagen kannte, welche ungestraft gegen ihn laut wurden, konnte es ihm kaum verdenken. Etwas mehr Vorsicht und Maß seitens der Anhänger der unglücklichen Fürstin hätten ihr vielleicht die äußerste Schande ersparen können. Unterdessen wurde zwischen der Wöchnerin und dem Regierungsvertreter nicht ohne Mühe das Ceremoniell festgestellt, mit welcher die Niederkunft stattfinden sollte; endlich kam man überein, soweit es die Verhältnisse erlaubten, dieselben Förmlichkeiten zu beobachten, die bei der Geburt der beiden ersten Kinder (Prinzessin Louise und Graf Chambord) beobachtet worden; über die Wahl der Personen, welche diesmal beiwohnen sollten, war man erst einig geworden, nachdem der argwöhnischen Kranken ein von den Ministern unterzeichnetes beglaubigtes Versprechen, sie nach der Genesung in Freiheit zu setzen, eingehändigt worden. In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai trat das erwartete Ereigniß ein; der Arzt und Freund der Herzogin erklärte vor den Zeugen, welche sofort aus dem Nebenzimmer eingeführt wurden, er habe soeben „die hier anwesende Herzogin von Berry, die gesetzliche Gemahlin des Grafen Hector Lucchesi-Palli aus der fürstlichen Familie Campo Franco, Kammerjunkers des Königs beider Sicilien, wohnhaft in Palermo," von einer Tochter entbunden. Das Document, welches die Geburt constatirte, erschien wenige Tage darauf in der Amtszeitung. Die letzten, unüberlegten Versuche der Freunde, die Thatsache zu leugnen, die Minister des Verbrechens der Unterschlagung anzuklagen, ja solche Klagen gerichtlich gegen die Unterzeichner jenes Documentes anhängig zu machen, mußten verstummen, als Chateaubriand im Auftrage der Wöchnerin, welche ihn zwei Tage vor der Niederkunft von Allem unterrichtet, nach Prag reiste, um dem König Karl X. das Geständniß zu überbringen, und seiner Schwiegertochter die Erlaubniß zu erwirken, ihren Titel beizubehalten.*)

*) S. Mémoires d'Outretombe (vol. V. 373. Brüsseler Ausgabe). Der Brief ist vom 7. Mai. Chateaubriand reiste den 14. Mai ab. S. die Erzählung seiner Reise ebenda S. 379 bis 463. Ein früherer Wunsch, Brissac nach Prag zu schicken (Ende Februar), war von der Regierung verweigert worden. Graf Choulot, der die Herzogin einen Monat vor ihrer Niederkunft in Blaye gesehen, leugnete ihre Schwangerschaft (s. Dep. de Sales' vom 23. April, vgl. die vom 4. März). Leroy de St. Arnaud muthete der Herzogin zu, aufzustehen und vor dem Grafen auf- und abzugehen, damit er enttäuscht werde, was sie sich zu thun weigerte.

Kaum hergestellt, verließ die Herzogin (am 8. Juni), von ihren eifrigsten Anhängern verlassen, nur von General Bugeaud, dem treuen Mesnard, ihrem Arzte und der Fürstin von Beauffremont begleitet, Blaye, um sich nach Palermo einzuschiffen, wo sie von dem Manne, dessen Namen sie angenommen, verlegen genug empfangen wurde.*) Es brauchte Monate, ehe es ihren Freunden gelang, durch Einsendung des Heirathscheines ihren Schwiegervater einigermaßen zu beruhigen;**) noch länger, ihr die Erlaubniß auszuwirken, ihre Kinder, deren Vormundschaft ihr genommen wurde, wenn auch nur auf wenige Tage wiederzusehen. Ein erster Versuch Chateaubriand's, der sich im September von Neuem nach Prag begab, wo eine Art legitimistischen Congresses die Großjährigkeit Heinrich's V. feierte, war erfolglos.***) Erst im October fand ein kurzes Zusammentreffen in Leoben statt, wo einst Napoleon die Präliminarien des Friedens von Campo Formio unterzeichnet. Die Rolle der Mutter Heinrich's V. war ausgespielt, und auch die Partei erholte sich nicht von dem Schlage, der sie getroffen. Zwei Tage, nachdem die Herzogin Blaye verlassen, ward der Belagerungszustand im Westen aufgehoben; und an demselben Tage (10. Juni) ertheilte das Haus der Abgeordneten dem Ministerium, das seinem eigenen Geständnisse nach die Herzogin ungesetzlich ohne die Ermächtigung der Gerichtsbehörden verhaftet, ungesetzlich in Gefangenschaft gehalten, ohne sie den Richtern auszuliefern, ungesetzlich freigelassen, ohne Urtheilsspruch" (Worte Thiers' in der Sitzung am 10. Juni), eine Indemnitätsbill. — Die Republikaner des Hauses verstummten vor diesem Geständniß der Nation durch ihre Vertreter, daß auch das Grunddogma der großen Revolution, die Gleichheit vor dem Gesetze, an der Nothwendigkeit eine Grenze findet.

---

*) S. den Brief General Bugeaud's, gefunden 1848 in den Tuilerien, veröffentlicht in der „Revue retrospective", S. 106 und 107.

**) Saint Priest war es, der diesen Trauungsact (datirt Massa, 26. April 1832, am Vorabend der Abfahrt auf dem Carlo Alberto) zu Karl X. brachte. Ludwig's XVIII. letzte Freundin, Mme. du Cayla, hatte die ganze Angelegenheit in's Reine gebracht.

***) Chateaubriand hat auch über diese seine zweite Sendung, mit der ihn die Herzogin in Ferrara betraute, in seinen Mémoires d'Outretombe (II. 160 und 166, und besonders 175—186) ausführlich berichtet. Er scheiterte hauptsächlich an dem Widerstande, den Blacas und Damas, die Häupter der absolutistischen Fraction, ihm als dem Chef der entgegengesetzten liberalen Gruppe und dem Freunde la Ferronnays' entgegensetzten. Metternich, welcher die unruhigen Köpfe in Prag fürchtete, überredete den alten König, Böhmen zu verlassen und nach Laybach zu reisen; unterwegs erkrankte er in Leoben, was den willkommenen Vorwand zum Herbeieilen der Herzogin gab. S. Brockhausen's Dep. aus Wien vom 1. und 9. Oct. 1833. A. B.

Alexander und Peregrinus:
ein Betrüger und ein Schwärmer.

Von

E. Zeller.

Der Unglaube, sagt man, und der Aberglaube seien zwei Brüder, die fort während im Streit liegen und doch nie von einander lassen können; wo der ein von beiden sich eines Theils der menschlichen Gesellschaft bemächtigt habe, d habe man sicher auch nach dem andern nicht weit zu suchen. Und wenn wi nach Belegen für diesen Satz fragen, nennt man vor Allem zwei Perioden welchen in der Geschichte der menschlichen Geistesentwicklung eine hervorragend Bedeutung zukommt: die Zeiten der römischen Kaiserherrschaft und das acht zehnte Jahrhundert. Dies ist nun auch in gewissem Sinn richtig. Aber e kommt Alles darauf an, was man unter Aberglauben und Unglauben versteht Will man alles das Aberglauben nennen, was reineren Begriffen widerstreitet so wird man dessen in jeder positiven Religion mehr als genug finden; und nac dem Maßstab unseres Wissens und Denkens würde man in dem religiösen Leben und Glauben ganzer Zeiten und Völker — wie dies ja früher nur allzu gewöhnlich war — nichts als Aberglauben sehen können. Dann ließe sich abe nicht behaupten, der Aberglaube sei immer mit dem Unglauben verschwistert da gerade in solchen Zeiten und bei solchen Völkern ein Zweifel an der Wahrheit des überlieferten Glaubens nur selten gewagt wird. Soll andererseits jede ein Ungläubiger heißen, der einem thatsächlich bestehenden und anerkannte Glauben widerspricht, so müßte man alle Reformatoren, Alle, die sich um Aufklärung der religiösen Begriffe, um Läuterung des frommen Gefühls, um Veredlung der Gottesverehrung ein Verdienst erworben haben, den Ungläubigen zuzählen. Der großen Mehrzahl ihrer Zeitgenossen haben sie ja auch alle dafür gegolten. Leibniz war als der „Glaubenichts" verschrien, Sokrates ist als Götterfeind verurtheilt worden; und in den Jahrhunderten vor Constantin waren es die Christen, an die man zuerst dachte, wo von Atheisten die Rede war. Daß aber diese Art von „Unglauben" den Aberglauben nicht allein zum Gegner,

ondern auch zum Begleiter habe, kann man nicht sagen. Nicht einmal von den virklich Ungläubigen, von Denen, die überhaupt keine Religion haben und haben wollen, wird man ohne Weiteres annehmen können, sie seien deshalb für den Aberglauben empfänglicher, als Andere; und andererseits findet man große Theile der menschlichen Gesellschaft, deren Religion zu einem äußerlichen Cärimonienwesen, einem geistlosen Aberglauben, entartet ist, ohne daß von irgend Jemand die Kraft jener Cärimonien oder die Wirklichkeit der Wesen bestritten würde, auf die sie sich beziehen. Nur dann ist der obige Satz richtig, wenn man unter dem Aberglauben nicht jeden religiösen Irrthum versteht, sondern blos denjenigen, welcher *für den Glaubenden selbst* seine Wahrheit verloren, der ihm für sein religiöses Leben etwas zu leisten und zu bedeuten aufgehört hat, der aber trotzdem festgehalten wird; und unter dem Unglauben nicht jede Bestreitung des überlieferten Glaubens, sondern nur eine solche, die von keinem Ernst der Gesinnung, keiner eigenen Ueberzeugung getragen ist, die das, was Anderen heilig ist, deshalb haßt, weil ihr selbst Nichts heilig ist, mit Einem Worte, die *frivol* ist. Bei dieser Art von Aberglauben und dieser Art von Unglauben ist es allerdings sehr erklärlich, daß beide einander theils voraussetzen, theils hervorrufen. Der Aberglaube in diesem Sinn ist ein wurmstichiger Glaube; ein Glaube, der den Unglauben in sich trägt, dem dieser seinen innersten Kern zerstört und nur die leere Hülse übrig gelassen hat, der daher nur über sich selbst aufgeklärt, nur zum Bewußtsein seiner wahren Beschaffenheit gebracht zu werden braucht, um in Unglauben umzuschlagen. Der Unglaube seinerseits ist eine Verneinung, die an keiner Bejahung ihren Halt hat, ein Aufgeben der Religion ohne anderweitigen Ersatz. In dieser Leere werden es die Wenigsten auf die Dauer aushalten, sie werden statt des Glaubens, den sie verloren haben, einen anderen suchen; da es ihnen aber an einer positiven Ueberzeugung fehlt, fehlt es ihnen auch an einem sicheren Urtheil über Wahr und Falsch. Frivol, wie sie sind, bezweifeln sie in ihrem Innersten jede Wahrheit, lassen sich aber ebendeshalb am Ende, wenn einmal etwas geglaubt werden soll, Alles gleich sehr gefallen. Was ihnen früher einen äußeren Halt bot, gewährt ihn nicht mehr; frei auf eigenen Füßen zu stehen, haben sie nicht gelernt, so halten sie sich an das nächste Beste, ohne doch ernstlich daran zu glauben: der Unglaube treibt sie dem Aberglauben, die Oberflächlichkeit ihres Zweifels einem oberflächlichen Fürwahrhalten in die Arme.

Eine solche Mischung von Glaubensbedürfniß und Zweifel, und weiterhin von Aberglauben und Unglauben, wird sich nun im Großen immer nur da finden, wo ein namhafter Theil der Gesellschaft im Uebergang von einer veralteten Bildungsform zu einer neuen begriffen ist, die, mit jener verglichen, sich als eine freiere und aufgeklärtere darstellt. Eben dies war denn auch wirklich in den Perioden der Fall, die uns oben als Beispiele für jene Erscheinung gedient haben. Wenn uns in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts neben einer Freigeisterei, die ihren Atheismus selbstgefällig zur Schau trug, eine seltsame Vorliebe für alles Geheimnißvolle und Magische auffällt, wenn das Zeitalter Diderot's und Holbach's auch das Mesmer's und Cagliostro's war, und wenn nicht selten die gleichen Gesellschaftsclassen und die gleichen Personen für Beides zugleich schwärmten, heute mit den Aufklärern gegen den Aberglauben

loszogen und morgen zu einem Wahrsager oder Geisterbeschwörer ihre Zuflucht nahmen, so sind dies die charakteristischen Züge einer Zeit, in der das Alte keinen Halt mehr gewährt und das Neue, das man sucht, noch nicht da ist. Eines äußerlich gewordenen Kirchenthums, eines unverständlichen Lehrsystems ist man überdrüssig; aber die Wenigsten sind dessen, was an seine Stelle treten will, so sicher, in ihrer Aufklärung so befriedigt, daß sie nicht immer wieder der eben verlassenen Stützen bedürften. Allein zu dem Glauben und den Gebräuchen, die dem Spott der starken Geister erlegen sind, kann man kein Herz mehr fassen. Man greift daher nach den alten Zaubermitteln in anderer Umhüllung: die priesterliche Magie wird verschmäht, die neu auftretenden Geheimnißkrämer und Gaukler finden ihre Rechnung.

Nicht anders haben wir auch die verwandten Erscheinungen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zu beurtheilen. Der alte Götterglaube der Griechen und Römer war damals schon längst durch Zweifel erschüttert, die sich aus den Schulen der Philosophen seit Jahrhunderten in immer weitere Kreise verbreitet hatten. Wer einer wissenschaftlichen Bildung bedurfte, der suchte sie bei den Philosophen, und er konnte sie nur hier suchen. Unter allen diesen Philosophen war aber nicht Einer, welcher die Vorstellungen des Volkes und der Dichter über die Götter noch ernstlich getheilt hätte. Ob Peripatetiker oder Akademiker, ob stoische Pantheisten oder epikureische Deisten: darüber waren sie alle einverstanden, daß jene Vorstellungen nichts Anderes seien, als Mythen; nur daß ihnen die Einen einen tieferen Sinn unterlegten, während sie von den Anderen mit der wissenschaftlichen Vornehmheit eines Aristoteles und Plato zur Seite geschoben oder mit dem aufklärerischen Fanatismus Epikur's verunglimpft wurden. Für die Gebildeten war nicht allein in der griechischen, sondern auch in der römischen Welt die Philosophie an die Stelle der Volksreligion getreten; und auch wer kein Schulphilosoph war, hatte sich doch in der Regel die allgemeinsten Resultate der einen oder der anderen Schule angeeignet, oder sich auch aus den Lehren verschiedener Schulen einen Glauben, wie er ihm zusagte, zurechtgemacht. Aus den oberen Classen der Gesellschaft senkte sich diese Denkweise mit der Zeit immer mehr in die tieferen Schichten herab, und so fehlte es freilich vom Standpunkt der alten Religion aus nicht an Veranlassung, über die zunehmende Ausbreitung des Unglaubens, das Verschwinden der Gottesfurcht und Frömmigkeit zu klagen. Aber wenn schon von den Philosophen nicht wenige, im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung wol die Mehrzahl, sich bemühten, den offenen Bruch mit der Volksreligion zu umgehen, in die mythischen Göttergestalten und ihre Geschichte, je abenteuerlicher sie sich ausnahm, um so gewisser, mit der vollen Willkür der ausschweifendsten Allegorie philosophische Lehrsätze hineinzudeuten, so begnügten sich die Ungelehrten in der Regel noch viel weniger mit den Brosamen, die ihnen von den Tischen der Gelehrten zugefallen waren; je weniger sie vielmehr auf dem Boden ihres altväterlichen Glaubens noch feststanden, in den herkömmlichen Religionsübungen und Cultusgebräuchen sich befriedigt fanden, um so lebhafter und allgemeiner entwickelte sich die Neigung, durch den Beistand auswärtiger Gottheiten und durch ungewohnte Formen der Gottesverehrung die innere Beruhigung und die äußeren Lebensgüter zu erlangen,

welche man von der Verehrung und der Gunst der einheimischen Götter zu gewinnen nicht mehr recht vertraute. Von Rom aus wandte man sich hiefür in der älteren Zeit vorzugsweise an die Griechen, aus Griechenland, seit Alexander und seine Nachfolger den Orient den Hellenen erschlossen hatten, an die asiatischen Völker, die aus dem unerschöpflichen Vorrath ihrer vielgestaltigen Religionen immer neue Götter und Gottesdienste spendeten. Seit vollends die römischen Waffen über den Nil und den Euphrat vordrangen, seit zahllose Bewohner der östlichen Länder als Kriegsgefangene, als Sklaven, als Soldaten, als Handelsleute, als Handwerker, als Astrologen, Magier, Gaukler und Priester in das Abendland einwanderten, seit Syrien und Kleinasien, Nordafrika und Aegypten von römischen Beamten regiert, mit römischen Heeren besetzt waren, ergoß sich ein immer breiterer Strom orientalischen Glaubens und Aberglaubens in den Westen, und vor Allem in die Hauptstadt des großen Weltreichs, nach der alle guten und schlechten Elemente der Zeit hindrängten, um sich an dem Orte zur Geltung zu bringen, wo sie sich im Fall des Gelingens auf den größten Gewinn und den durchgreifendsten Erfolg Rechnung machen konnten. Ihren Höhepunkt erreichte diese Religionsmengerei seit dem Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts, als längere Zeit Orientalen und Halborientalen den römischen Kaiserthron einnahmen, und bald auch die Philosophie im Neuplatonismus sich einem immer maßloseren Synkretismus in die Arme warf. Zu welcher Macht aber der Aberglaube auch schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in der römisch-griechischen Welt herangewachsen war, welche Bewunderung selbst die unsinnigsten Excesse der Schwärmerei fanden, was sich andererseits alle Theile der damaligen Gesellschaft von gewandten Betrügern bieten ließen, davon hat uns, neben Anderen, der bekannte Satyriker Lucian aus eigener Anschauung zwei denkwürdige Beispiele in der Geschichte seiner Zeitgenossen, des paphlagonischen Propheten Alexander von Abonuteichos und des Cynikers Peregrinus, aufbewahrt.

Die Geburt Alexander's fällt unter die Regierung Trajan's, sein Tod in das letzte Jahrzehend Mark Aurel's; jene etwa 102—105, dieser 172—175 unserer Zeitrechnung. Lucian, der mit ihm, wie wir sehen werden, in seinen späteren Jahren in eine gefährliche Berührung kam, beschreibt ihn als einen hochgewachsenen, stattlichen Mann von würdigem Aussehen, ehrfurchtgebietendem Blick und gewinnendem Wohlklang der Stimme; nur die Haare, welche sein Haupt in reicher Fülle umgaben, waren damals größtentheils fremde. In seiner Jugend war er nach Lucian ein ungewöhnlich schöner Mensch gewesen. Ebenso hervorstechend war seine geistige Ausstattung, wie man dies nach der Rolle, die ihm zu spielen gelang, gerne glauben wird. Schlau und verwegen, gewissenlos und frech, wußte er doch Jeden durch seine entgegenkommende Freundlichkeit, seine anscheinende Biederkeit und Einfachheit für sich einzunehmen; kühn und erfinderisch, war er um die Mittel zur Ausführung seiner Pläne nie verlegen. Als junger Mensch hatte er seine Schönheit zu dem schmählichsten Gewerbe gemißbraucht. Auf diesem Wege war er mit einem früheren Schüler des berühmten neupythagoreischen Wundermanns Apollonius von Tyana bekannt geworden, einem Arzte, der aber auch mit magischen Künsten gute Geschäfte machte. Von diesem wurde er zum Gehülfen angenommen und nicht blos in sein ärztliches

Wissen, sondern auch in seine übrigen Geheimnisse eingeweiht; mit der neupythagoreischen Schule, einer von den Brutstätten abergläubischer Speculation, sehen wir ihn auch später im Zusammenhang, indem er den Weisen aus Samos anpreist, sein Dogma von der Seelenwanderung für sich verwendet, und sich selbst als wiedererschienenen Pythagoras aufspielt. Nach dem Tode seines Meisters verband er sich mit einem Spießgesellen ähnlichen Schlages, Namens Kokkonas, zu gemeinschaftlichem Gewerbebetrieb; und nachdem sie Bithynien und Macedonien als Zauberer und Wahrsager durchzogen hatten, faßten sie den Plan, ein neues Orakel zu begründen. Als der geeignete Ort dafür wurde Alexander's Heimath, die kleine paphlagonische Stadt Abonuteichos, gewählt, welche an der Südküste des schwarzen Meeres, westlich von Sinope, lag; denn seine paphlagonischen Landsleute, versicherte Alexander, seien so abergläubisch und dem Orakelwesen so blind ergeben, daß sie nirgends günstigere Aussichten haben könnten. Um aber den Plan schon von Weitem vorzubereiten, wurden zunächst im Apollotempel zu Chalcedon (an der kleinasiatischen Küste, gegenüber von Byzanz) ein paar Erztafeln vergraben und dann wieder aufgefunden, die verkündeten, daß Asklepios und sein Vater Apollo sofort nach Abonuteichos übersiedeln werden. Was die beiden Gauner damit bezweckten, traf ein: die Kunde von dem merkwürdigen Funde verbreitete sich schnell über die benachbarten Länder; die guten Bürger von Abonuteichos fühlten sich durch die Absicht des Heilgottes, ihr Landstädtchen zu seiner Residenz zu machen, außerordentlich geschmeichelt, und beschlossen, ihm einen Tempel zu errichten, an dessen Bau sie auch sofort durch Ausgrabung der Fundamente Hand anlegten. Um die Sache dort weiter in Scene zu setzen, begab sich Alexander in seine Heimath; Kokkonas, der ihm später nachfolgen sollte, starb noch in Chalcedon. Orakelsprüche, die der neue Prophet in Umlauf gesetzt hatte, darunter auch einer der alten Sibylle, kündigten ihn seinen Mitbürgern als einen Nachkommen des Perseus und einen leiblichen Sohn des Podaleirios an, der selbst bekanntlich der Sohn des Asklepios war. Dieser hohen Abkunft entsprach denn auch sein Auftreten. Im Purpurgewand, mit einem Säbel umgürtet, wie ihn sein Urahne Perseus getragen haben sollte, hielt er seinen Einzug; wenn der Gott über ihn kam, gerieth er in Ekstase und zeigte, wie ein Schamane, einen künstlich gemachten Schaum vor dem Munde; er that mit Einem Wort Alles, um seine leichtgläubigen Landsleute zu überzeugen, daß sie wirklich einen Liebling der Götter und einen Propheten höheren Ranges unter sich hätten.

Nach diesen Vorbereitungen ward nun der Ausführung des schwindelhaften Unternehmens näher getreten. Eine Hauptrolle war dabei einer großen, gezähmten Schlange zugedacht, die der Gaukler schon früher angekauft und an sich gewöhnt hatte. In der Gestalt dieses seines heiligen Thieres sollte nämlich Asklepios in seine neue Residenz einziehen. Zu dem Ende nahm Alexander zunächst eine kleine Schlange, steckte sie in die leere Schale eines Gänseeies und legte dieses nächtlicher Weile in das Wasser eines Grabens, der für die Fundamente des neuen Tempels ausgehoben war. Am anderen Morgen lief er dann nackt, mit einem Gurt um die Lenden und seinem Säbel an der Seite, auf den Markt und verkündete in enthusiastischen, halb verständlichen Worten die An-

kunft des Gottes. Von da rannte er auf die Baustätte des Tempels, die halbe Stadt hinter ihm her, und nach mancherlei Gebeten und Hymnen wurde dann wirklich der neugeborene Gott vor Aller Augen in seinem Ei aufgefunden. Statt seiner zeigte der Prophet nach einigen Tagen der Menge, die von allen Seiten herbeiströmte, die ausgewachsene Schlange, die er hiefür schon längst in Bereitschaft gehalten hatte; was natürlich bei derselben kein Bedenken, sondern nur ein gläubiges Staunen über das schnelle Wachsthum des Gottes hervorrief. Ebensowenig kam man darauf, daß das wunderbare Aussehen der göttlichen Schlange das Werk eines gemeinen Taschenspielerstücks war. Statt ihres eigenen Kopfes ließ nämlich Alexander, wenn er sich mit der Schlange um den Hals in seinem halb dunkeln Gemach zeigte, einen aus Leinwand verfertigten, bemalten Schlangenkopf aus seinem Gewand hervorstehen, der eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Menschengesicht zeigte und so eingerichtet war, daß er durch einen Zug mit Pferdehaaren geöffnet und geschlossen werden konnte. In der Folge wurde sogar eine Röhre in diesen Kopf geführt, mittelst deren ein Helfershelfer den Gott sprechen lassen konnte; doch waren solche „selbstgesprochene" Orakel eine große Vergünstigung, die besonders gut bezahlt werden mußte.

Nachdem für den Gott gesorgt war, wurde das Orakel eröffnet. Die eben geschilderten Vorgänge hatten ein hinreichendes Aufsehen erregt, um demselben von vorne herein den nöthigen Zulauf zu sichern. Durch Paphlagonien und Galatien, Bithynien und Thracien verbreitete sich das Gerücht von dem neu erschienenen Gott Glykon, wie er sich nannte. Bilder desselben aus Erz und aus Silber, Zeichnungen und Gemälde wurden verfertigt und fleißig gekauft; und als sein Prophet ankündigte, daß der Gott an einem bestimmten Tage seine Sprüche ertheilen werde, fehlte es nicht an Gläubigen, welche die Zukunft durch ihn zu erfahren begehrten. Die Orakel erfolgten in der Regel in der Art, daß Die, welche sie nachsuchten, ihre Anfragen in einer versiegelten Schrift übergaben; diese wurde ihnen dann im Asklepiostempel feierlich zurückgegeben, und bei ihrer Eröffnung fanden sie die Antwort des Gottes darunter geschrieben. Alexander hatte natürlich die Siegel unbemerkt geöffnet und wieder verschlossen; denn diese Kunst stand schon im Alterthum nicht weniger in Blüthe, als in den schwarzen Cabinetten der Neuzeit, und Lucian beschreibt uns die Kunstgriffe des Näheren, deren man sich hiefür bediente. Nur wenn der Prophet die Eröffnung einer besonders sorgfältig verschlossenen Schrift zu schwierig fand, ertheilte er die Antwort auch wol mündlich; dann aber meist in so zweideutigen Worten, daß man alles Beliebige darin finden konnte. In der Abfassung der Orakel, die herkömmlicher Weise in Versen zu erfolgen pflegte, scheint Alexander mit vielem Geschick verfahren zu sein. Die zahlreichen Bitten um Heilmittel gegen Krankheiten half ihm seine ärztliche Kunst beantworten; und wenn auch die Mittel nicht immer halfen, so hätte es doch wunderbar zugehen müssen, wenn es ihm nicht leicht gemacht worden wäre, den Glauben an dieselben ebenso gut aufrechtzuerhalten, wie dies heute noch Hunderten von Quacksalbern, Wunderdoctoren und Verkäufern von Geheimmitteln gelingt. In anderen Fällen wußte er sich durch die Dunkelheit und Zweideutigkeit seiner Sprüche zu decken, oder er ließ den Gott seine Versprechungen verclausulirt geben: „Eure Wünsche sollen

erfüllt werden, wenn es mein Wille ist und mein Prophet für Euch bittet." Hatte endlich der Erfolg eine seiner Weissagungen zu augenscheinlich widerlegt, so fehlte es ihm nicht an der Unverschämtheit, dieselbe abzuleugnen und sie in den Orakelsammlungen, die er von Zeit zu Zeit erscheinen ließ, durch eine andere, die das Gegentheil aussagte, zu ersetzen. Bisweilen setzte er auch Weissagungen in Umlauf, die er erdichteten Personen gegeben haben wollte, um durch die unbegreifliche Genauigkeit ihrer Vorhersagen Staunen zu erregen. Dabei wußte er die Reclame trotz den neuesten Erfindern von Gnaden- und Wallfahrtsorten, Wunderwassern und Universalmitteln zu handhaben. Gab es damals auch noch keine Zeitungen, die man dazu benutzen konnte, so war dafür die Sage um so geschäftiger, und der fromme Gaukler unterließ Nichts, um diese zu seinen Gunsten in Bewegung zu setzen. Er verschickte seine Sendlinge in ferne Provinzen, um von den Wundern zu erzählen, die sein Gott durch ihn verrichtet haben sollte: wie er Diebe und Räuber ermittelt, entlaufene Sklaven aufgefunden, verborgene Schätze nachgewiesen, selbst den einen oder anderen Todten erweckt habe. Er wußte sich ferner sehr geschickt über die Verhältnisse und die Wünsche der Personen zu unterrichten, die seinen Rath einholten. Die Boten, die man ihm schickte, wurden ausgefragt und bestochen, in Rom und anderen großen Städten wurden Agenten unterhalten, die ihm Gläubige zuführten und zugleich deren Anliegen auskundschafteten. Sehr wohl berechnet war es auch, daß er Die, die ihn befragten, bisweilen an andere berühmte Orakel verwies: die Priester dieser Orakel wußten ein so collegialisches Verhalten zu schätzen, und schließlich gewannen beide Theile, wenn eine Hand die andere wusch. Die Mittel, deren er sich bediente, sind so, wie man sieht, im Wesentlichen die gleichen, welche das geistliche, und vielfach auch die gleichen, welche das weltliche Gründerthum bis in unsere Tage herab mit immer neuem Erfolg in Anwendung gebracht hat.

Derjenige, den Alexander erreichte, war allerdings ein so glänzender, wie er nur selten einem so ganz und gar nur auf den Betrug gestellten, jeder höheren Bedeutung und jeder eigenen Ueberzeugung seines Urhebers ermangelnden Unternehmen in den Schoß gefallen ist. Wie groß der Zudrang zu seinem Orakel war, sieht man aus der für jene Zeit außerordentlich hohen Summe, die es ihm einbrachte. Für jede Frage, die man ihm vorlegte, ließ er sich eine Drachme und zwei Obolen, etwa eine Mark unseres Geldes, bezahlen, und er soll auf diesem Wege siebzig- bis achtzigtausend Drachmen (56,000 — 64,000 Mark) im Jahre verdient haben, da ihm seine zahlreichen Besucher nicht selten zehn oder fünfzehn Fragen auf einmal überreichten. Durch diese gute Einnahme wurde er in den Stand gesetzt, eine ganze Schaar von Gehülfen der verschiedensten Art zu besolden und mittelst derselben sein Geschäft immer schwunghafter zu betreiben. Nach Lucian's Versicherung waren schließlich zwei eigene Exegeten mit der Erklärung seiner räthselhaften Sprüche beschäftigt, die sich dabei so gut standen, daß jeder von ihnen von seinem Einkommen ein attisches Talent (4800 Mark) an Alexander abgeben konnte.

Am meisten kamen aber diesem die Verbindungen zu statten, die ihm in Rom anzuknüpfen gelang; und hier war es namentlich ein gewisser Rutilianus,

den er mit Leib und Seele in sein Netz zu ziehen wußte. Dieser sonst ehrenwerthe Mann hatte bedeutende Staatsämter bekleidet und stand nicht allein in der vornehmen Gesellschaft, sondern auch am kaiserlichen Hof in hohem Ansehen; dabei war er aber so abergläubisch, daß er, wie Lucian sagt, an keinem bekränzten oder mit Oel gesalbten Stein (wir würden sagen: an keinem Heiligenbild) vorbeigehen konnte, ohne niederzufallen und sein Gebet zu verrichten. Als er von dem neuen Licht hörte, das in Paphlagonien aufgegangen sein sollte, bestürmte er sofort den Propheten mit Botschaft über Botschaft. Alexander seinerseits wußte die Diener des vornehmen Mannes geschickt zu behandeln, und diese selbst wußten so gut, was ihr Herr von ihnen hören wollte, daß ihre Nachrichten den letzteren in Feuer und Flamme versetzten; Rutilianus wurde der begeistertste Apostel des paphlagonischen Propheten, er warb für ihn bei allen seinen Bekannten und brachte es wirklich so weit, daß das Orakel von Abonuteichos bei den Spitzen der römischen Gesellschaft förmlich Mode wurde. Die Abgesandten der reichen und vornehmen Römer drängten sich um den Wahrsager, und selten kam einer nach Hause, der nicht von seiner liebenswürdigen Aufnahme entzückt, durch seine Geschenke gewonnen gewesen wäre, der nicht alle die Wunder, welche von ihm erzählt wurden, bereitwillig weitererzählt und nöthigenfalls mit neuen Erfindungen bereichert hätte. Die Herren selbst freilich hatten es mitunter zu bereuen, daß sie sich an Alexander gewandt hatten; denn ihre Anfragen waren nicht immer so ganz harmlos; sie betrafen nicht blos Krankheiten, Erbschaften und ähnliche Dinge, sondern bisweilen auch Staatsangelegenheiten: wie lange der Kaiser noch leben, wen er zum Nachfolger haben werde und dergleichen. In Rom waren aber Fragen dieses Inhalts bei Wahrsagern eine gefährliche Sache; sie waren gesetzlich verpönt und konnten ihrem Urheber einen Hochverrathsproceß zuziehen. Es war daher zwar ein schmählicher Vertrauensmißbrauch, im Uebrigen aber ganz schlau von Alexander, wenn er die Schreiben, welche derlei verfängliche Dinge enthielten, zurückbehielt: er hatte die Verfasser derselben damit in der Hand und war sicher, daß sie seine Verschwiegenheit mit reichen Geschenken erkaufen würden.

Rutilianus selbst wurde von dem Propheten in der unglaublichsten Weise übertölpelt; aber er forderte freilich, wie auch Lucian bemerkt, den Betrug durch seine kindische Leichtgläubigkeit in einer Weise heraus, daß man in diesem Falle dem Betrogenen fast noch mehr Schuld beimessen muß, als dem Betrüger. Als er Alexander befragte, wen er seinem Sohne zum Lehrer geben solle, antwortete dieser: Pythagoras und Homer. Der Junge starb nun zwar wenige Tage darauf. Allein der Vater selbst gab nun dem Orakel die Deutung: eben dies habe der Gott zu verstehen geben wollen, daß sein Sohn demnächst mit dem Dichter und dem Philosophen im Hades zusammen sein werde. Ein andermal fragte der Römer, zu dessen Glaubensartikeln die pythagoreische Lehre von der Seelenwanderung gehörte, wessen Seele in ihm selbst sei, und war ohne Zweifel sehr befriedigt von der Antwort: er sei erst Achill, dann Menander gewesen, und werde dereinst ein Sonnenstrahl werden, nachdem er sein Leben auf 180 Jahre gebracht habe. Fühlte sich doch einer seiner Glaubensgenossen, ein gewisser Sacerdos aus Tios, von der Auskunft, daß er nach seinem Tode zuerst zwar

ein Kamel und alsdann ein Pferd, schließlich aber ein Prophet, wie Alexander, werden solle, so beglückt, daß er die Unterredung mit dem Gotte Glykon, worin ihm dieser Aufschluß ertheilt worden war, in einer Inschrift verewigte, die Lucian selbst gesehen zu haben versichert. Das Aergste aber, was sich Rutilian aufbinden ließ, betraf seine Heirath. Nach dem Tode seiner Frau befragte er seinen geistlichen Berather über seine Wiederverheirathung, und dieser gab ihm ohne vieles Bedenken den Bescheid: „Freie die Tochter du nur Alexander's und der Selene." Von der letzteren nämlich, der Mondsgöttin, die sich in ihn verliebt habe, wollte er seine Tochter haben. Und sein Verehrer war Thor genug, auch diesem Orakel zu gehorchen und als sechzigjähriger Mann, ein Römer vom höchsten Range, die Tochter des paphlagonischen Schwindlers zu heirathen; wobei er es, sagt Lucian, nicht unterließ, sich der Gunst seiner Schwiegermutter, der Selene, durch ganze Hekatomben zu versichern.

Mit dieser Verwandtschaft im Rücken kannte nun die Frechheit des Betrügers vollends kein Maß. Nachdem er in Rom festen Fuß gefaßt hatte, benahm er sich wie ein öffentlich anerkannter Vertreter der Gottheit. Er bot den Städten im römischen Reiche durch eigene Abgesandte seinen Beistand gegen Seuchen, Feuersbrünste und Erdbeben an; und wie man in der christlichen Kirche seiner Zeit zur Abwendung der Türkengefahr und anderer Uebel eigene Gebetsformeln empfohlen hat und deren heute noch empfiehlt, so verbreitete er während der Pest, die unter Mark Aurel im römischen Reiche wüthete, einen Vers auf Apollo, den man allenthalben an die Thüren schrieb, um die Krankheit dadurch zu bannen. Um die gleiche Zeit (169 n. Chr.), als der eben genannte Kaiser an der Donau gegen die Markomannen zu Felde lag, schickte er einen Orakelspruch in das römische Lager, welcher zwei Löwen unter feierlichen Opfern in die Donau zu treiben befahl, worauf alsbald ein großer Sieg erfolgen und der Krieg zu Ende kommen werde; und durch den Einfluß seines Schwiegersohnes hatte er bereits ein solches Ansehen bei Hof erlangt, daß diese albern Komödie wirklich aufgeführt wurde. Der Erfolg war freilich ein schlechter: es wurden nicht allein die Löwen von den deutschen Barbaren todtgeschlagen, sondern auch das römische Heer erlitt eine so schwere Niederlage, daß sich der Prophet nur mit der verbrauchten Ausrede zu helfen wußte: er habe zwar einen Sieg geweissagt, ob aber die Römer oder die Deutschen siegen werden, habe er nicht gesagt. Den Städten in Pontus und Paphlagonien entbot Alexander, sie sollten ihm eine Auswahl schöner junger Leute zum Tempeldienst schicken, die dann von ihm in die Schule des Lasters genommen wurden; wie er denn überhaupt das sittenlose Leben seiner Jugend auch im Alter fortsetzte, aber bei seinen Anhängern damit so wenig Anstoß erregte, daß nach Lucian's Versicherung manche Frauen sich geradezu mit den Kindern brüsteten, die sie von ihm hatten, und die Pinsel von Männern auf die Ehre noch stolz waren, die der Halbgott ihrer Familie damit erwiesen hatte. Zu seiner und seines Gottes Verherrlichung veranstaltete der Gaukler, nach dem Vorgange der Mysterien, mit denen in jener Zeit so viel Unfug getrieben wurde, eine dreitägige mystische Feier, bei der in theatralischen Aufführungen die Geburt des Apollo und seines Sohnes Asklepios, die Erscheinung des Glykon in Abonuteichos, die Verbindung des Pod-

eirios mit der Mutter Alexander's, und der Selene mit ihm selbst dargestellt wurde, und er unterließ es nicht, bei dieser Gelegenheit die goldene Hüfte zu zeigen, die er sich nach dem Vorbild der Pythagoras-Sage beigelegt hatte, so daß unter seinen Verehrern alles Ernstes darüber verhandelt wurde, ob die Seele des samischen Philosophen selbst oder nur eine ihr verwandte in ihm sei. Ja, er trieb die Anmaßung so weit, daß er an den Kaiser die Bitte richtete, es möge der Name seiner Vaterstadt aus Abonuteichos (Burg des Abonas) in Jonopolis (Stadt der Jonier) verwandelt und ihr zugleich für ihre Münzen ein neues Gepräge verliehen werden, welches auf der einen Seite den Gott Glykon, auf der andern ihn selbst im Priesterschmuck darstellen sollte. Daß auch diesem Ansinnen mehr als zur Hälfte entsprochen wurde, sehen wir aus einigen noch erhaltenen Münzen von Abonuteichos, welche auf der Vorderseite zwar die Brustbilder der Kaiser Antoninus Pius und Mark Aurel und des von dem letztern zum Mitregenten angenommenen Annius Verus tragen, auf der Rückseite dagegen das Bild einer Schlange mit einem Menschenkopfe, einige mit der Unterschrift: „Glykon". Auf einer von ihnen (der mit dem Brustbild des Verus) wird auch der Prägeort, welcher bei den andern noch Abonuteichos heißt, Alexander's Wunsch entsprechend „Jonopolis" genannt, und dieser Name scheint wirklich in der Folge den älteren verdrängt zu haben.

Es ist bezeichnend für die damaligen Zustände, daß in einer Zeit, in welcher der öffentliche Geist und das wissenschaftliche Leben allerdings unverkennbar im Rückgang begriffen waren, die sich aber doch noch einen reichen Schatz überlieferter Bildung bewahrt hatte, unter der Regierung eines so verständigen Fürsten, wie Antoninus Pius, und eines Philosophen, wie Mark Aurel, eine so offenbare Betrügerei ein Menschenalter hindurch nicht etwa nur beim Pöbel, sondern in den obersten Schichten der Gesellschaft und in der nächsten Umgebung der beiden Kaiser, einen so außerordentlichen Erfolg haben konnte. Ohne allen Widerspruch sollte es dem Schwindler freilich nicht hingehen. Aber von Denen, welche die nächste Veranlassung gehabt hätten, ihn zu erheben, den Philosophen, waren die meisten entweder in den Vorurtheilen ihrer Zeit selbst zu tief befangen, oder sie bekümmerten sich zu wenig um die Sache; nur die Epikureer sind es, welche als die unerbittlichen Feinde alles Aberglaubens, die sie waren, sich auch hier das Verdienst erwarben, die Sache des gesunden Menschenverstandes gegen den Betrug und den Aberwitz zu vertreten. Und wenn es sich nur um Vernunftgründe gehandelt hätte, mußte es ihnen ein Leichtes sein, den Betrüger zu entlarven. Aber Alexander kannte sein Publicum gut genug, um zu wissen, wie er sich in diesem Fall zu verhalten hatte. Er machte es, wie es Seinesgleichen noch immer gemacht haben: wo ihm die Gründe ausgingen, appellirte er an den Fanatismus; wer seine Schliche aufzudecken drohte, dem hetzte er den Pöbel auf den Hals. Sobald er bemerkte, daß man ihm zu Leibe ging, verbreitete er das Gerede: die ganze Provinz sei voll von Atheisten und Christen; diese Götterfeinde müsse man mit Steinwürfen vertreiben, wenn man die Gnade des Gottes nicht verscherzen wolle. Ueber Epikur brachte er Götterspräche unter die Leute, die von den Strafen erzählten, welche er wegen seiner Gottlosigkeit zu erdulden habe; und den Einwohnern der Stadt Amastris, in der sich die epiku-

reische Philosophie besonderen Beifalls erfreute, versagte er den Zutritt zu seinem Orakel. Epikur's gelesenste Schrift, die „Grundlehren", verbrannte er feierlich auf dem Markte und warf ihre Asche in's Meer. Seine eigene mystische Feier wurde mit dem Heroldsruf eröffnet: „Falls ein Gottesleugner oder ein Christ oder ein Epikureer gekommen ist, die Weihen zu belauschen, mög' er entweichen!" wobei seinen Zuhörern ohne Zweifel die uns so befremdende Zusammenstellung der Christen mit den Epikureern nicht im mindesten auffiel; denn diese wie jene galten der öffentlichen Meinung (wie schon im Eingang bemerkt wurde) einfach als Atheisten: die einen, weil sie die Volksgötter leugneten und ihre Verehrung für ein Teufelswerk hielten, die andern, weil sie nicht zugaben, daß die Götter in den Weltlauf eingreifen. Es läßt sich übrigens nicht annehmen, daß jemals ein Christ den Versuch gemacht habe, mit Alexander und seinen Weihen in Berührung zu kommen, da er in dem Treiben des Goëten nur etwas Dämonisches sehen konnte, dessen Nähe ihn befleckt hätte: die Nennung der Christen sollte nur dazu dienen, die Epikureer durch die Zusammenstellung mit den verhaßtesten Götterfeinden in den Augen des Volks noch schwärzer zu machen, als sie ihm ohnedem schon erschienen. Man sieht: der Mann verstand sein Handwerk; man sieht aber auch, daß die Mittel der priesterlichen Agitation immer die gleichen waren: in allem dem, was soeben aus Lucian mitgetheilt wurde, ist kein Zug, für den sich nicht noch aus der Gegenwart Parallelen in Menge finden ließen. Was insbesondere die Zusammenstellung der Epikureer mit den Christen betrifft, so ist sie ein Kunstgriff, gerade so gewissenlos und so wohlberechnet, wie wenn man staatstreue Katholiken als Protestanten verdächtigt, oder wenn seiner Zeit Lessing nachgesagt wurde, daß ihn die Juden bestochen haben, die Wolfenbüttler Fragmente herauszugeben, in denen freilich dem Judenthum noch übler mitgespielt wird, als dem Christenthum. Daß aber diese Hetzereien nicht auf die Erde fielen, bekam mehr als Einer von Alexander's Gegnern zu empfinden. Wen er als Epikureer brandmarkte, der war geächtet: „kein Obdach nahm ihn auf, weder Feuer noch Wasser ward ihm gereicht;" und als einmal ein Mitglied dieser Schule die Kühnheit hatte, es dem Propheten öffentlich vorzuhalten, daß auf sein Anstiften ein paar Sklaven, deren völlige Unschuld sich später herausstellte, wegen eines vermeintlichen Mordes den wilden Thieren vorgeworfen worden waren, konnte ihn nur das sofortige Einschreiten eines muthigen Mannes vor der Steinigung retten, mit der die Anhänger des Propheten auf seine Aufforderung hin schon den Anfang gemacht hatten.

Auch Lucian gerieth durch den Haß, den er sich von ihm zuzog, in keine geringe Gefahr. Alexander hatte in Erfahrung gebracht, daß er ihn mit sorgsam versiegelten Anfragen, deren Inhalt der Ueberbringer falsch angab, auf's Eis geführt und zu Antworten, die ihn lächerlich blosstellten, verleitet hatte. Es war ihm ferner bekannt, daß jener den Rutilianus vor ihm und vor der Verbindung mit seiner Tochter gewarnt hatte. Allein gewandt, wie er war, wußte er den Lucian, als dieser nach Abonuteichos kam, so für sich einzunehmen und so sicher zu machen, daß dieser wirklich glaubte, er habe sich mit ihm versöhnt, und das Schiff annahm, welches ihm Alexander zur Weiterreise anbot. Auf offener See erfuhr er zu seinem Entsetzen, daß der Prophet der

Mannschaft befohlen habe, ihn in's Meer zu werfen. Wäre der Steuermann nicht dazwischengetreten, der sein Gewissen nicht mit der Blutschuld beladen wollte, so war er verloren. Aber als er die Sache, um sie weiter zu verfolgen, dem Statthalter von Bithynien vortrug, beschwor ihn dieser auf's dringendste, eden Gedanken an eine Klage aufzugeben, da es ihm die Rücksicht auf Rutilianus unmöglich machen würde, den Schwiegervater desselben zu bestrafen, die Beweise möchten so schlagend sein, wie sie wollten.

So gelang es dem Betrüger, sein Blendwerk bis zum Ende seines Lebens in ungeschmälerter Geltung zu erhalten. Nicht einmal sein Tod machte der Vergötterung, die der Lebende sich zu erschwindeln gewußt hatte, ein Ende, wiewol er eine seiner Prophezeihungen Lügen strafte. Alexander hatte nämlich geweissagt, er werde 150 Jahre lang leben und dann vom Blitz getödtet werden, starb aber an einer schmerzhaften Krankheit, ehe er das 70. Jahr erreicht hatte. Wie wenig sich jedoch seine Anhänger dadurch in ihrer blinden Verehrung irre machen ließen, dafür findet sich ein merkwürdiger Beleg bei einem Zeitgenossen Lucian's, dem christlichen Apologeten Athenagoras. In seiner Schutzschrift für die Christen, die in den letzten Jahren Mark Aurel's, also in der nächsten Zeit nach Alexander's Tod und noch vor Lucian's Bericht, abgefaßt wurde, erzählt dieser Schriftsteller (c. 23): In der Stadt Parium in Mysien (am südöstlichen Ende des jetzigen Marmarameeres) befinden sich Bildsäulen des Alexander und jenes Proteus, der sich selbst (wie wir sogleich des Näheren hören werden) in Olympia verbrannt habe. Die des Alexander stehe auf dem Markte der Stadt, neben ihr sein Grab, mit dem aber ohne Zweifel ein Kenotaph gemeint ist, da es Lucian doch wol gesagt hätte, wenn er so entfernt von seiner Heimath gestorben wäre. Diese Bildsäule werde als ein Gott verehrt, der Gebete erhöre; es werden ihr auf öffentliche Kosten Opfer dargebracht und Feste gefeiert. Aus den weiteren Aeußerungen des Athenagoras geht hervor, daß mit diesem Cultus ein Orakel verbunden war, wie nach Lucian auch das in Abonuteichos den Tod seines Stifters überdauerte; durch die Anrufung des verstorbenen Propheten sollten in Parium wunderbare Heilungen bewirkt worden sein, deren Thatsächlichkeit auch Athenagoras nicht bezweifelt, nur daß er sie, nach der gewöhnlichen Annahme der damaligen Christen, auf die Dämonen zurückführt, welche, nach Blut und Opferdampf lüstern, durch solche Wunder und Weissagungen die Menschen verleiten, ihnen zu opfern. Ein weiteres merkwürdiges Zeugniß für die große Verbreitung dieses Cultus besitzen wir in drei Inschriften, die allen Anzeichen nach noch vor Alexander's Tod gesetzt wurden. Zwei davon sind zu Karlsburg in Siebenbürgen, die dritte ist in Uskub, dem alten Scupi in Mösien (in der nordwestlichen Ecke der türkischen Provinz Macedonien) gefunden worden. Jene sind „auf Befehl des Gottes" dem Glyko (dem Asklepios Alexander's) geweiht, diese „dem Jupiter und der Juno, und dem Drachen und der Drachenfrau (Draconi et Dracenae) und Alexander," welcher demnach, wenigstens nach dem Glauben seiner dortigen Verehrer, außer dem von Lucian beschriebenen Drachen auch noch ein weibliches Exemplar der gleichen Gattung gehabt haben müßte, dessen dieser nicht erwähnt. Erinnert man sich nun auch, daß die Alten mit dem Begriff eines Gottes nicht alle die Merkmale verbanden, die wir da-

mit verbinden, daß ihre Götter durch weite Abstände der Macht und der Würde von einander getrennt waren, und daß ein vergötterter Mensch, wie Alexander, in dem Cultus jener Völker im Wesentlichen keine andere Rolle spielte, als die Heiligen in dem der katholischen Kirche, so erhalten doch immer Lucian's Aussagen über die abgöttische Verehrung, welche dem betrügerischen Propheten gezollt wurde, durch das Zeugniß des Athenagoras und der Inschriften eine Bestätigung, die um so schwerer in's Gewicht fällt, da diese Zeugnisse durchaus unabhängig von einander sind. Athenagoras bekräftigt übrigens Lucian's Schilderung seines Alexander auch noch nach einer anderen Seite, wenn er auf ihn die scheltenden Worte anwendet, die Hektor bei Homer seinem Bruder Alexander (oder, wie er gewöhnlich heißt: Paris) zuruft: „Weibertoll, an Gestalt nur ein Held, ein Schwindler, ein Unheil."

Es trifft sich günstig genug, daß uns Lucian auch mit dem zweiten von jenen Männern, die in Parium neben einander verehrt wurden, dem Peregrinus, in einer eigenen kleinen Schrift bekannt gemacht hat. Unter den satyrischen Sittenschilderungen aus seiner Zeit, die wir ihm verdanken, sollte neben dem Bilde des Betrügers auch das des Schwärmers nicht fehlen. Denn als solcher erscheint Peregrinus; und wenn auch Lucian mit der Bemerkung ohne Zweifel im Recht ist, daß die Eitelkeit und die Sucht, Aufsehen zu machen, an seinem wunderlichen Treiben einen Hauptantheil gehabt habe, so hat er ihn doch schwerlich richtig aufgefaßt, wenn er ihn, wie Alexander, einfach als einen Betrüger behandelt; sondern es zeigt sich in diesem Urtheil nur, wie unfähig die Aufklärung gewöhnlichen Schlages jederzeit war, die Selbsttäuschungen und die Phantastik eines in diesem Fall allerdings unlauteren und verworrenen Enthusiasmus zu begreifen. Auch Peregrinus gehörte nun von Geburt Kleinasien an, aber dem westlichen, schon seit unvordenklichen Zeiten vollständig gräcisirten Theil dieser Halbinsel; seine Vaterstadt war eben jenes Parium, in dem Athenagoras später seine Bildsäule gesehen hat. Der Sohn eines wohlhabenden Mannes, hatte er sein ganzes Vermögen seinen Mitbürgern geschenkt. Mißgünstige wollten jedoch wissen, es sei dies ziemlich unfreiwillig geschehen. Nachdem er nämlich als junger Mann schon einige andere schlechte Streiche gemacht hatte, habe er sich beim Tode seines Vaters der Anklage auf Vatermord nur durch die Flucht zu entziehen gewußt. Das Wanderleben, das er nun trieb, habe ihn unter Anderem auch nach Palästina geführt. Hier habe er die „seltsame Weisheit" der Christen kennen gelernt, habe sich ihrer Partei angeschlossen und sei als einer ihrer Sprecher und Propheten bei ihnen zu hohem Ansehen gelangt; vollends seit er um seines Glaubens willen in's Gefängniß geworfen, aber von dem Statthalter von Syrien als ein Narr, dem das Martyrium gerade erwünscht gewesen wäre, ohne Strafe wieder entlassen worden sei. Denn die Christen, fügt Lucian bei, haben sich von dem Stifter ihrer Secte weißmachen lassen, wenn sie die griechischen Götter verleugnen, und ihn selbst, den in Palästina Gekreuzigten, anbeten und seinen Gesetzen nachleben, so seien sie alle Brüder. Da sie überdies meinen, sie werden unsterblich sein und ewig leben, so machen sie sich nichts aus dem Tode und stellen sich meist freiwillig der Verfolgung. Und wenn einer von ihnen in's Gefängniß geworfen werde, sei ihnen für einen solchen kein Opfer zu groß. Ein geschickter Gaukler

könne daher bei diesem einfältigen Volk leicht sein Glück machen, und dies sei denn auch Peregrinus gelungen. Vom frühen Morgen an sei sein Gefängniß von Wittwen und Waisen belagert worden; die Vorsteher der Christengemeinde haben die Wachen bestochen, um die Nacht bei ihm zubringen zu können; man habe ihm die besten Bissen in den Kerker geschickt, ihn wie einen zweiten Sokrates gepriesen; selbst aus kleinasiatischen Städten seien von den dortigen Christen auf Gemeindekosten Abgeordnete zu ihm geschickt worden, um ihn durch ihren Zuspruch zu ermuthigen und ihm vor Gericht Beistand zu leisten; und von den Geschenken, mit denen er aus Anlaß seiner Gefangenschaft überhäuft wurde, habe er ein recht hübsches Einkommen gehabt. Indessen sei Peregrinus wieder in seine Heimath zurückgekehrt. Da er aber gefunden habe, daß sich die Entrüstung über seinen Vatermord hier noch nicht gelegt hatte, und daß die Anklage immer noch drohe, so sei er, um sich die Gunst seiner Mitbürger zu erwerben, im Aufzug des Cynikers in der Volksversammlung aufgetreten und habe erklärt, daß er die ganze Hinterlassenschaft seines Vaters der Stadt schenke. Jetzt habe er mit Einem Mal bei dem Volke für einen Patrioten, einen Philosophen, einen ebenbürtigen Nachfolger des Diogenes und Krates gegolten, und wer des Mordes noch erwähnt hätte, wäre gesteinigt worden. Peregrinus habe nun sein herumziehendes Leben auf's Neue begonnen; für seinen Unterhalt brauchte er dabei nicht zu sorgen, da es ihm die Christen an Nichts fehlen ließen. Als er aber aus irgend einem Grund auch mit ihnen zerfiel, habe er die Abtretung seines Vermögens wieder bereut und durch eine Eingabe an den Kaiser rückgängig zu machen gesucht. Erst nachdem er auf die Einsprache der Stadt damit abgewiesen worden war, sei er in seiner späteren Rolle aufgetreten.

Es ist nun freilich schwer zu sagen, was und wieviel dieser Erzählung Thatsächliches zu Grunde liegt. Lucian selbst scheint die Verantwortlichkeit für dieselbe nicht unbedingt übernehmen zu wollen und sie gerade deshalb einem Dritten, einem ausgesprochenen Gegner des Peregrinus, in den Mund gelegt zu haben; und in ihrem Inhalt ist das Eine und Andere geeignet, Bedenken zu erregen. So kann namentlich der angebliche Vatermord des späteren Cynikers unmöglich eine so ausgemachte Sache gewesen sein, wie Lucian es darstellt; denn in diesem Fall hätte er es nicht wol wagen können, auch da noch in seine Vaterstadt zurückzukehren, als er derselben sein ihr geschenktes Vermögen wieder zu entziehen versuchte, da die Gefahr doch zu nahe lag, daß er durch diesen gehässigen Schritt die Anklage sofort wieder hervorrufe. Noch größeren Anstoß hat man an dem genommen, was hier über Peregrinus' Verbindung mit den Christen erzählt wird. In der christlichen Kirche sah man darin eine so abscheuliche Lästerung, daß unser Schriftsteller zur wohlverdienten Strafe dafür von Hunden zerrissen worden sein sollte. Aber auch unbefangene neuere Forscher waren geneigt, diesen Zug für eine Erfindung Lucian's zu halten, welcher dadurch das Christenthum als eine von den aberwitzigen Verirrungen der Zeit, als einen thörichten und verderblichen Aberglauben, mit der Schwärmerei eines Peregrinus auf Eine Linie stellen, und namentlich den Märtyrerheroismus der Christen als ein Erzeugniß verblendeter Eitelkeit brandmarken wollte. Und daß Lucian von dem Christenthum und den christlichen Märtyrern diese Meinung hatte,

läßt sich allerdings um so weniger bezweifeln, da in jener Zeit selbst ungleich ernstere Geister, ein Tacitus, Plinius, Mark Aurel, nicht anders darüber urtheilten. Ebenso klar ist, daß es ihm aufrichtiges Vergnügen macht, mit seinem Haupthelden zugleich auch die Christen zu geißeln, ihn als den Betrüger, sie als die Betrogenen, beide aber als Thoren, die in dem gleichen Spital krank liegen, zu behandeln. Allein daraus folgt nicht, daß die Spitze seiner ganzen Erzählung gegen die Christen gerichtet und alles Andere, und so namentlich das zeitweilige Christenthum des Peregrinus, eine bloße Erdichtung sei. Läge der Schwerpunkt unserer Geschichte in dem Angriff auf das Christenthum und die christlichen Märtyrer, so würde Lucian dies ohne Zweifel ebenso deutlich und unumwunden zu erkennen gegeben haben, wie er überhaupt die Gegenstände seiner satyrischen Angriffe zu bezeichnen gewohnt ist. Es gab ja doch Nichts, was ihm besondere Rücksichten gegen das Christenthum auferlegen und ihn veranlassen konnte, bei seiner Polemik gegen die Christen einen solchen Umweg zu nehmen, sie in einem Angriff auf einen cynischen Philosophen zu verstecken. Und er hat ja auch keine Rücksichten genommen, sondern sich über die Christen, wo er von ihnen redet, in den stärksten und wegwerfendsten Ausdrücken geäußert. Hätte er aber einmal, weshalb immer, unter der Gestalt des Peregrinus das Christenthum angreifen wollen, so hätte er anders verfahren müssen, als er verfahren ist. Er hätte die Rolle, die Peregrinus ihm zufolge gespielt hat, und namentlich den Gipfel seiner Schwärmerei, seine Selbstverbrennung in Olympia, ihm als Christen zuschreiben müssen. Statt dessen läßt er ihn der Christensecte nur vorübergehend angehören und vor seinem öffentlichen Auftreten in Griechenland und Italien aus ihr wieder ausscheiden; und im Zusammenhang damit kommt er von da an nicht wieder auf die Christen zu sprechen, und enthält sich namentlich bei Gelegenheit der Schlußkatastrophe in Olympia der ihm so nahe liegenden Hinweisung auf die Christen und die Holzstöße christlicher Märtyrer vollständig. Dies spricht entschieden gegen die Annahme, es sei ihm bei seiner Erzählung über Peregrinus in erster Reihe um einen Angriff auf das Christenthum zu thun gewesen. Er will nicht die Christen mit dem Cyniker schlagen, sondern diesen mit jenen; er will uns nicht das zu verstehen geben, daß die Christen eben solche Schwärmer seien, wie Peregrinus, sondern umgekehrt, daß dieser, um keinem schwärmerischen Aberwitz fremd zu bleiben, auch durch's Christenthum hindurchgegangen sei. Auch bei dieser Auffassung wäre es nun freilich immer noch denkbar, daß der Satyriker diesen Zug erfunden hätte, wie er sich ja offenbar starke Uebertreibungen erlaubt hat, wenn er uns erzählt, Peregrinus sei von den Christen, noch vor seiner Verhaftung, wie ein Gott verehrt worden, sie haben ihn zu ihrem Gesetzgeber und Vorsteher (also zum Bischof) gemacht. Aber an sich selbst steht der Annahme, daß Peregrinus wirklich eine Zeit lang der christlichen Kirche angehört habe, keine innere Unwahrscheinlichkeit entgegen. Gerade eine Natur, wie die seinige, konnte in dem unruhigen Suchen nach Wahrheit und innerer Befriedigung dem Christenthum ebenso leicht zugeführt, als in der Folge, wenn Unterordnung unter den kirchlichen Glauben und die kirchliche Sitte von ihm verlangt wurde, wieder von ihm weggeführt werden.

Wie es sich aber hiemit verhalten mag: in seiner späteren Zeit finden wir

regrinus als einen entschiedenen Anhänger der cynischen Philosophie; jener engen Schule, die uns bei ihren berühmten Lehrern im vierten vorchristlichen hrhundert, bei einem Antisthenes, Diogenes und Krates, durch den männlichen nst ihrer Moral, durch die Willensstärke und die Bedürfnißlosigkeit, zu der ihre Jünger erzog, trotz aller ihrer Uebertreibungen, Härten und Sonderbarten immer wieder Achtung abnöthigt; die aber damals längst entartet und i Vielen nur ein Vorwand für die Rohheit und Schamlosigkeit eines müßigen agabunden- und Schmarotzerlebens geworden war. Lucian zufolge wurde eregrinus, nach seinem Zerwürfniß mit den Christen und dem mißlungenen ersuch zur Wiedererlangung seiner Güter, in Aegypten durch einen Cyniker amens Agathobulus in die ganze Ascese dieser Schule, bis auf ihre abstoßendsten erirrungen hinaus, eingeführt. Von da kam er nach Italien, wo er alsbald rch öffentliche Schmähreden gegen alle Welt, und vor Allem gegen den Kaiser, ufsehen erregte; was für ihn unter dem milden und hochherzigen Antoninus ius zwar keine Bestrafung, aber doch eine Ausweisung zur Folge hatte. So verent diese aber auch sein mochte, so verschaffte sie ihm doch den Ruhm eines ilosophischen Märtyrers. Auch in Griechenland, wohin er sich nun begab, gte er seiner Zunge keinen Zaum an, polterte in seiner heftigen Weise bald gen ganze Bevölkerungen, bald gegen einzelne hervorragende Männer, kehrte berhaupt die rauhe Seite des Cynismus, die herbe Menschenverachtung desselben, stark hervor, daß selbst ein Mitglied dieser Schule, der milde Demonax, den wegen seiner Heiterkeit gar nicht für einen Cyniker gelten lassen wollte, ihm widerte: „Und Du bist kein Mensch". Lucian berichtet sogar von dem nsinnigen Einfall, die Griechen zur Abschüttelung der römischen Herrschaft aufrfordern. Dabei soll er nicht immer den Muth gehabt haben, zu seinen Worten stehen, und in einem von Lucian besprochenen Fall durch unwürdige Retractionen sich verächtlich gemacht haben. Doch haben wir über ihn auch ein günigeres Zeugniß. Aulus Gellius nämlich, ein römischer Zeitgenosse Lucian's, er sich längere Zeit in Athen aufhielt, erzählt uns (N. A. XII, 11. VIII, 3), er Philosoph Peregrinus habe damals in einer Hütte außerhalb dieser Stadt ewohnt, in der er von ihm, wie von andern lernbegierigen jungen Männern, eißig aufgesucht wurde. Er nennt ihn einen ernsten Mann von festen Grundätzen, von dem er manches gute und heilsame Wort gehört habe, und als Probe davon gibt er eine Erörterung darüber, daß der Weise nichts Unrechtes hun werde, wenn auch kein Gott und kein Mensch Etwas davon erfahren würde. Denn nicht aus Furcht vor Strafe oder Schande, sondern aus Liebe zum Guten müsse man das Schlechte unterlassen. Für Diejenigen aber, denen es an dieser höheren sittlichen Kraft fehle, sei der Gedanke, daß kein Unrecht verborgen bleibe, ondern die Zeit Alles am Ende an's Licht bringe, ein sehr wirksamer Beweggrund zur Vermeidung des Unrechts. Dieser Bericht und dieses Urtheil des Gellius läßt den Philosophen nun doch in einem etwas anderen Licht erscheinen, ls die Schilderung eines so ausgesprochenen Gegners, wie sie uns in Lucian's Satyre vorliegt. Sie beweist, daß es ihm neben den Verirrungen des damaligen Cynismus auch an den tüchtigen und gesunden Elementen nicht fehlte, welche ns in dieser Erscheinung immerhin eine nicht ganz erfolglose Reaction gegen

die Weichlichkeit und Genußsucht der Zeit sehen lassen, so vielfach sie auch von den Meisten, und so auch von Peregrinus, zum Zerrbild übertrieben wurden. Nebenbei erfahren wir aus Gellius, daß Peregrinus den Beinamen „Proteus", dem er nach Lucian vor seinem eigentlichen Namen den Vorzug gab, erst nach dem Zusammentreffen des Gellius mit demselben erhalten hatte; was er bedeuten sollte, und ob er ihm von Bewunderern oder von Gegnern beigelegt worden war, wissen wir nicht.

Wir kommen nun zu dem bekanntesten Ereigniß im Leben dieses Mannes, seiner öffentlichen Selbstverbrennung bei den olympischen Festspielen des Jahres 164 n. Chr. Diese Thatsache, die begreiflicherweise kein geringes Aufsehen machte, wird öfters, unter den gleichzeitigen Schriftstellern von Athenagoras a. a. O. und bald nachher von Tertullian (ad Mart. 4) erwähnt; den näheren Hergang hat uns aber nur Lucian, der öfters darauf zurückkommt, berichtet. Den Beweggrund zu dem abenteuerlich ausgeführten Selbstmord sucht er, wie sich nach allem Bisherigen nicht anders erwarten ließ, lediglich in der Eitelkeit dieses Mannes. Als Peregrinus mit der Zeit sein Ansehen eingebüßt hatte, erzählt er, und Niemand mehr von ihm Notiz nahm, habe er eines Tages, in Ermanglung eines anderen Mittels, um Aufsehen zu erregen, unmittelbar nach den olympischen Spielen eine Schrift ausgehen lassen, worin er ankündigte, da er beim nächsten Feste sich selbst verbrennen werde. Er sei denn auch in der That auf demselben erschienen, habe sich unweit Olympia eine klaftertiefe Grube gegraben und in dieser den Scheiterhaufen errichtet, in den er sich stürzen wollte. Indessen habe er es mit der Ausführung seines Vorhabens nicht sehr eilig gehabt. Er habe erst lange Reden an die neugierige Menge gehalten, die ihn natürlich, wo er sich blicken ließ, umdrängte, habe von seinem bisherigen Leben, von allen den Gefahren, Entbehrungen und Mißhandlungen erzählt, denen er sich im Dienst der Philosophie ausgesetzt habe, und schließlich seine Absicht angekündigt, ein Leben, in dem er Herakles nacheiferte, auch mit dem Ende dieses Helden zu krönen und die Menschen durch sein Beispiel Todesverachtung zu lehren. Dabei habe er im Stillen gehofft, daß man ihn an der Verwirklichung seines Planes verhindern werde; wie er ja seine Liebe zum Leben noch kurz vorher in einer Krankheit und früher einmal bei einem Sturm auf der See durch weibische Furcht verrathen habe. Wirklich habe sich auch, sagt Lucian, der eine solche Rede mit anhörte, von vielen Seiten der Ruf vernehmen lassen: „Erhalte Dich den Hellenen!" Aber Andere haben ihn zur Ausführung seines Entschlusses ermuntert, und so habe er sich denn, als er sah, daß man ihn beim Worte nahm, bleich und vor Todesangst zitternd, zur Besteigung des Scheiterhaufens verstanden. Aber er habe dieselbe immer wieder hinausgeschoben, bis er sie endlich unwiderruflich für die nächste Nacht ankündigte. Als Lucian mit einem Bekannten um Mitternacht an die Stelle kam, welche für dieses Schauspiel bestimmt war, sei Proteus beim Aufgang des Mondes („denn Selene mußte es doch auch mitansehen") mit einem Gefolge cynischer Philosophen gekommen, von denen einer eine Fackel trug, um als Philoktet dem neuen Herakles seine Dienste zu leisten. Dieser selbst habe zunächst seine cynische Uniform, den Knotenstock und den Ranzen und das rauhe Oberkleid abgelegt, und nachdem der Scheiterhaufen he

ufloderte, eine Handvoll Weihrauch in das Feuer geworfen und mit den Worten: Ihr Geister meiner Eltern, nehmt mich freundlich auf," sich in die Flammen estürzt, in denen er alsbald verschwunden sei.

Dieser Vorgang hat nun freilich für uns viel Befremdendes. Wenn man nit unsern modernen Vorstellungen an ihn herantritt, fragt man sich zunächst chon, ob es denn damals in Griechenland gar keine Polizei gab, daß eine Scheußlichkeit, wie die Selbstverbrennung eines Menschen, mit aller möglichen Oeffentlichkeit, Jahre lang vorher angekündigt, auf dem besuchtesten und angesehensten Nationalfest, in der Nähe der gefeiertsten Tempel, vor den Augen von ganz Hellas vor sich gehen konnte? Unser Erstaunen darüber wird auch durch die Bemerkung nur theilweise gehoben, daß die Griechen und Römer das Leben als ein Privateigenthum des Einzelnen betrachteten, worüber ein Jeder nach Belieben verfügen könne, und daß eben so gut, wie sich Jemand durch einen rechtsgültigen Vertrag als Gladiator verkaufen konnte, um vor den Augen des römischen Volkes zu morden und gemordet zu werden, wie er dem Inhaber der Fechtschule die Befugniß einräumen konnte, ihn „mit Eisen zu schneiden und mit Feuer zu brennen," es am Ende auch Jedem freigestanden habe, sich selbst zu verbrennen und dazu beliebig viele Zuschauer einzuladen. Uns erscheint dies immer noch als ein Unfug, von dem man kaum begreift, daß weder eine obrigkeitliche Behörde noch die Zuschauerschaft selbst dagegen einschritt. Indessen, ländlich sittlich: wenn ein Boxer dem andern vor einem gewählten Publicum den Schädel einschlägt, oder ein Duellant dem andern eine Kugel durch die Brust schießt, und meilenweit keine Polizei zu sehen ist, wird man dies vielleicht auch einmal unbegreiflich finden.

Auch an sich selbst erscheint uns aber die That des Peregrinus fast unerklärlich. Selbstmorde kommen ja leider immer noch nur zu oft vor. Aber daß Jemand dazu den Feuertod wählte, daß er sein Vorhaben so lange zuvor bekannt machte und mit solchem Pomp ausführte, ist nicht mehr möglich und wird Niemand mehr in den Sinn kommen, während es bei Peregrinus offenbar gerade diese Publicität und dieser dramatische Effect ist, auf den er vor Allem ausgeht. Es ist nicht ein Selbstmord aus Lebensüberdruß, sondern der Selbstmörder will mit seiner That eine bestimmte Wirkung hervorbringen, er will durch dieselbe der Wirksamkeit seines Lebens die Krone aufsetzen, die Todesverachtung, die er mit Worten gepredigt hat, nun auch durch sein Beispiel einschärfen. Wie soll man sich dies psychologisch zurechtlegen? Das Motiv der Eitelkeit und der Ruhmsucht, auf das Lucian Alles zurückführt, reicht hiefür doch kaum aus. Daß es mit im Spiele war, ja daß es sehr erheblich mitwirkte, läßt sich allerdings nicht verkennen. Aber doch wird man schwerlich einen zweiten Fall beibringen können, in dem Jemand sich selbst getödtet, und vollends in einer für das natürliche Gefühl so schauerlichen Weise getödtet hätte, blos um von sich reden zu machen; denn der angebliche Sprung des Empedokles in den Aetna, und was etwa sonst noch Aehnliches erzählt wird, gehört in's Reich der Fabeln. Die Selbstverbrennung des Peregrinus dagegen ist eine unantastbare, durch zeitgenössische Zeugnisse und selbst durch Augenzeugen festgestellte Thatsache. Jene Erklärung wäre jedenfalls nur dann genügend, wenn Peregrinus nicht blos der

Charlatan, als den ihn Lucian schildert, sondern geradezu verrückt gewesen wäre. Allein dies war er denn doch nicht; wie groß wir uns vielmehr seine Ruhmsucht, seine Excentricität und sein Bedürfniß, Aufsehen zu erregen, vorstellen mögen, so muß doch nach dem, was oben aus Gellius angeführt wurde, trotzdem ein Kern von sittlichem Ernst und Charakter in ihm gewesen sein. Er war ein Schwärmer, aber kein Schwindler. Lucian's Behauptung, daß er gehofft habe, an der Ausführung seines so laut angekündigten Vorsatzes verhindert zu werden, und daß er, als dies unterblieb, alle Fassung verloren habe, lautet nicht sehr glaubwürdig, und Lucian war auch über das, was im Innern des Cynikers vorging, gewiß nicht unterrichtet. Wenn dieser seinen Selbstmord so feierlich vorher ankündigte und alle Vorbereitungen dazu traf, so mußte er, falls es ihm nicht damit Ernst war, sich wol sagen, daß dies ein sehr gewagtes Spiel sei; wenn er andererseits so am Leben hing, wie Lucian will, so hätte ihn Niemand gehindert, nach jener letzten Rede in Olympia sich von Denen erweichen zu lassen, die ihn baten, sich seinem Vaterland zu erhalten. Aber so gewiß es die Eitelkeit war, welche ihm diese theatralische Ausführung seines Selbstmordgedankens eingab, so wenig werden wir diesen Gedanken selbst hieraus allein erklären können. Derselbe war vielmehr nichts Anderes, als die Anwendung einer alten und lange vor Peregrinus in Uebung gestandenen Lehre der Schule, der er angehörte. Schon die ersten Cyniker, ein Antisthenes und seine Schüler, hatten mit allen anderen äußeren Gütern auch das Leben für etwas Gleichgültiges erklärt und sich für den Nothfall das Recht vorbehalten, es freiwillig zu verlassen. Ihre Nachfolger, die Stoiker, gingen noch weiter: ihnen galt der Selbstmord geradezu als die höchste Bethätigung der sittlichen Freiheit, als der thatsächliche Beweis von der Erhebung über alles Das, woran die Menschen sonst zu hängen pflegen; und es hat sich deshalb von den ersten Meistern der Schule mehr als einer nach dem Vorgang ihres Stifters aus unbedeutenden Veranlassungen getödtet. Die gleichen Grundsätze pflanzten sich zu den jüngeren Cynikern fort, als sich diese Schule um den Anfang unserer Zeitrechnung von der stoischen wieder abzweigte; so hat sich z. B. der oben erwähnte Schul- und Zeitgenosse des Peregrinus, der von Lucian gefeierte Demonax, in hohem Alter ausgehungert. Daß es Peregrinus ebenso machte, könnte an sich nicht auffallen. Aber was Andere thaten, ohne viel Wesens davon zu machen, das mußte bei ihm mit Aufsehen erregendem, theatralischem Gepränge geschehen. Nach Allem, was wir von ihm wissen, muß er einer von den Menschen gewesen sein, die Nichts anders als mit Leidenschaftlichkeit und Uebertreibung zu thun wissen. Als er Christ wurde, scheint er sich sofort zum Martyrium gedrängt, seinen neuen Glauben in provocatorischer, die Anhänger der anerkannten Religionen verletzender Weise verkündigt zu haben; denn da damals in Syrien offenbar keine allgemeine Christenverfolgung stattfand, seine Glaubensgenossen vielmehr auch nach seiner Verhaftung offen und ungehindert mit ihm verkehren konnten, und da der Statthalter dieser Provinz dem Christenthum als solchem so geringe Wichtigkeit beilegte, daß er auch ihn schließlich als einen ungefährlichen Schwärmer wieder laufen ließ, so läßt sich seine Einkerkerung nur durch die Voraussetzung erklären, er habe seinerseits eine bestimmte Veranlassung zu derselben gegeben.

Aehnlich trat er später, nach seinem Uebertritt zur cynischen Schule, in Rom auf. Wie schon vor ihm einzelne Mitglieder dieser Schule durch Schmähungen gegen die Regierung sich Ausweisung, Auspeitschung, selbst die Todesstrafe zugezogen hatten, so konnte auch er es nicht lassen, in den Ton jenes renommistischen Republikanismus einzustimmen, durch den die Cyniker der Kaiserzeit ihre philosophische Unabhängigkeit beweisen zu müssen glaubten. Der gleiche Zug zeigt sich in dem Pomp, mit dem er seinen Selbstmord umgab. Auch dieser letzte Schritt muß möglichst viel Aufsehen machen. Er will sich der Welt als ein zweiter Herakles zeigen, will das Menschengeschlecht durch sein Beispiel den Tod verachten lehren. Seine Sprache und seine Handlungsweise ist die eines ehrgeizigen Schwärmers, eines Menschen, von dem man zwar nicht sagen kann, daß es ihm mit seiner Sache nicht Ernst sei, der aber sich selbst von der Sache nicht zu trennen weiß, ihren höchsten Triumph in dem Effect sucht, den sein Thun hervorbringt. Ein solches Pathos übernimmt sich fortwährend, seine hohle Erhabenheit schlägt in Lächerlichkeit um, und es wird uns am Ende begreiflich, wenn ein Satyriker, wie Lucian, die That des Peregrinus schlechterdings nur von dieser Seite, als eine abgeschmackte Komödie, zu fassen weiß. Auch die Todesart, die er gewählt hat, trägt dieses theatralische Gepräge. Er will dadurch dem Herakles, den die Cyniker als ihren Schutzpatron und ihr Vorbild verehrten, auch in seinem Ende ähnlich werden; er will es den damals vielgefeierten indischen Philosophen, den Brahmanen, gleichthun, von denen namentlich Einer, der mit Alexander aus Indien nach Babylon gekommen war, Kalanus, durch seine Selbstverbrennung das Staunen der Hellenen hervorgerufen hatte. Der Spott des Satyrikers wurde natürlich auch durch diese Parallelen, deren Benutzung sich Lucian nicht entgehen läßt, herausgefordert: der Knittel des Cynikers war eben keine Herakleskeule, und seine schmutzige Kutte keine Löwenhaut; und wenn ein Kalanus nach dem Glauben seines Volkes den Göttern in seiner Person das ihnen gefälligste Opfer darbrachte, so war die mildere und menschlichere Religion der Hellenen schon längst über die Stufe hinausgeschritten, auf der man die Bewohner des Olymp durch freiwillige oder unfreiwillige Menschenopfer versöhnen zu können meinte.

So seltsam uns aber der Selbstmord des Peregrinus erscheinen muß, und so sehr die Art seiner Ausführung auch schon die Zeitgenossen dieses Cynikers befremdete, so fehlte es ihm doch unter denselben nicht an Bewunderern. Wir sehen aus Lucian, wie verschieden dieser Schritt schon vor seiner Ausführung beurtheilt, wie er von den Einen ebenso lebhaft gepriesen als von den Andern getadelt und verlacht wurde. Er erwähnt anderswo (adv. Ind. 14) eines Verehrers von Peregrinus, welcher den Stock, den dieser Philosoph vor seinem Tode getragen hatte, für ein ganzes Talent erkaufte. Er theilt eine Weissagung mit, die von seinen Anhängern als sibyllinisch in Umlauf gesetzt worden sei, um ihn nach seinem Tode als einen Heros zur Verehrung zu empfehlen. Er erzählt, es haben sich noch an Peregrinus' Todestage Gerüchte verbreitet, die auf eine Apotheose des Verstorbenen hinzielten. Er selbst, sagt er, habe sich den Spaß gemacht, einfältigen Zuhörern vorzuschwindeln, daß sich aus der Flamme von Peregrin's Scheiterhaufen, unter dem Gebrüll eines Erdbebens, ein Geier er-

hoben habe, der mit lauter menschlicher Stimme den Ruf erschallen ließ: „Ich verlasse die Erde, ich steig' auf zum Olympos;" und ganz kurz darauf habe ihm ein würdig aussehender Greis betheuert, daß er nicht allein diesen Geier selbst gesehen habe, sondern daß ihm auch der verklärte Peregrinus in weißem Gewand, den Kranz auf dem Haupt, begegnet sei. Unter diesen Umständen, fügt Lucian bei, wäre es kein Wunder, wenn ihm bald genug Altäre und Bildsäulen errichtet würden, wenn sich Thoren fänden, die versicherten, daß ihnen der neue Dämon des Nachts begegnet sei und sie von Krankheiten geheilt habe, wenn an der Stätte seines Todes ein Orakel gegründet würde. Habe doch er selbst darauf hingearbeitet, indem er Sendschreiben an die angesehensten Städte mit allerlei Ermahnungen und Vorschriften hinterlassen und diejenigen von seinen Schülern bezeichnet habe, welche ihnen dieselben überbringen sollten. Wissen wir nun auch nicht, was von diesen Angaben geschichtlich, was eine Erfindung des Satyrikers, theilweise vielleicht geradezu eine Parodie auf die Erzählungen von der Auferstehung Jesu ist, so ging doch die Weissagung, welche Lucian daran anknüpft, thatsächlich in Erfüllung. Wir sehen aus Athenagoras, daß Peregrinus in seiner Vaterstadt, wenige Jahre nach seinem Tode, nicht blos eine Bildsäule gesetzt war, sondern daß man auch — in welcher Form wissen wir nicht — Orakel von ihm zu erhalten meinte. Auch Lucian hat aber das, was angeblich unmittelbar nach Peregrin's Tod oder gar noch vor diesem Ereigniß über die Verehrung desselben vorhergesagt wird, wahrscheinlich größtentheils bereits aus dem Erfolge geweissagt. Jedenfalls ist so viel sicher, daß es auch ihm an Anhängern nicht gefehlt hat, die ihn nicht blos, wie Gellius, als Moralphilosophen hochschätzten, sondern auch in seinem Lebensende eine bewunderungswürdige That und in dem schwärmerischen Selbstmörder einen weissagenden Dämon verehrten. Neben der Bildsäule Alexander's stand in Parium die des Peregrinus, dem Orakel des Einen machte das des Andern Concurrenz; und ist uns auch dieser Cultus, den Peregrinus betreffend, nur von Parium bezeugt, so können wir doch schon nach Lucian nicht annehmen, daß er sich auf diesen Ort beschränkt hat.

Eben dies ist es aber, worin das Interesse der Erscheinungen, mit denen wir uns hier beschäftigt haben, an erster Stelle liegt. Betrüger, wie Alexander, Schwärmer, wie Peregrinus, hat es viele gegeben; aber nur den wenigsten ist es gelungen, auch nur vorübergehend einen Erfolg, wie diese Männer, zu erreichen. Dies war nur in einer Zeit möglich, die ihrem Treiben eine besondere Empfänglichkeit entgegenbrachte, deren geistige Atmosphäre mit allen den Elementen gesättigt war, welche Schwärmer erzeugen und Betrügern den Weg ebnen. In dem Bilde einer solchen Zeit dürfen auch die Züge nicht fehlen, welche uns an einem Peregrinus und einem Alexander so abstoßend entgegentreten; und die Erinnerung an diese Züge macht uns auch in edleren und bedeutenderen Erscheinungen, die der gleichen Zeit angehören, Manches verständlich, in das wir uns sonst schwer finden würden. Andererseits zeigt aber gerade die Vergleichung der einen und andern, was für ein Unterschied zwischen Solchem ist, das von Anfang an auf Betrug beruht, oder dessen besserer Gehalt sich in schwärmerischer Uebertreibung verloren hat, und Solchem, an das sich diese unsauberen Elemente nur als äußerliche Entstellung angehängt haben. Es gibt keine Re-

igion, welcher der Kampf mit Einflüssen erspart geblieben wäre, die ihrem in-
ersten Wesen widerstrebten, mochten sie ihr nun von ihrem Ursprung her an-
aften oder erst im Verlauf ihrer Entwicklung sich in sie eingedrängt haben,
nochten sie aus abergläubischer Beschränktheit und Phantastik oder aus ten-
enziöser Erfindung und hierarchischer Berechnung herstammen. Aber der große
Unterschied liegt in der Bedeutung, welche diese Elemente im gegebenen Falle
haben. Ein kräftiger Organismus kann Entwicklungskrankheiten durchmachen
und Störungen überwinden, an denen der schwächere zu Grunde geht; er kann
unter günstigen Umständen und bei zweckmäßiger Lebensweise selbst Fehler seiner
ursprünglichen Anlage verbessern. Auch mit den geistigen Organismen verhält
es sich nicht anders. Wie kein Körper vollkommen schön und gesund ist, so gibt
es auch auf dem geistigen Gebiete keine Erscheinung, die nicht in mancherlei Ge-
brechen dem Geist ihrer Zeit und den allgemein menschlichen Schwächen ihren
Zoll entrichtete. Aber so wenig wir alle Menschen körperlich krank nennen
werden, ebensowenig werden wir das Große und Gesunde, das aus der Geschichte
unseres Geschlechts hervorglänzt, deshalb in den Staub ziehen, weil es sich nicht
von aller Befleckung durch Ungesundes und Verkehrtes freizuhalten vermocht hat;
sondern die Frage ist eben die nach dem Verhältniß, in dem beide gemischt sind.
Wie es aber damit steht, erfährt man am besten aus den Wirkungen, die eine
Erscheinung für die Menschheit gehabt hat. Was dem Fortschritt ihrer Gesit-
tung zum Träger gedient, was ihr neue Lebenskräfte zugeführt hat, das muß
in seinem Kerne gesund sein, wie viel sich auch von Beschränktheit, Mißverständ-
niß und Uebertreibung daran angesetzt habe; wo umgekehrt statt dieser Wir-
kungen die entgegengesetzten hervortreten, da wird uns kein äußerer Glanz über
die Leerheit und Unfruchtbarkeit des inneren Wesens täuschen dürfen. Was von
den Einzelnen gilt, das gilt auch von den geschichtlichen Ganzen: „An ihren
Früchten sollt ihr sie erkennen."

Ein Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos.

Von

W. Roßmann.

Am 18. October 1872 gegen Abend, nachdem wir das türkische Staatsschiff mit den Mekkapilgern den Hafen hatten verlassen sehen, riefen wir dem alten Stambul Lebewohl zu und schifften uns auf dem französischen Messageriedampfer Méandre ein, um selbst unsere Pilgerfahrt nach dem Berge Athos anzutreten. Die Mannschaft des deutschen Kanonenbootes Delphin, auf dem wir während unseres Aufenthaltes in Constantinopel so manche trauliche Stunde verlebt, rief uns ein kräftiges Hurrah nach, und mit diesem treugemeinten Segen wagten wir uns auf das Marmarameer hinaus.

Unsere Reisegesellschaft bestand aus einer Anzahl von Russen, deren Reiseziel ebenfalls der heilige Berg war, und einem bunten Durcheinander von allerhand Unterthanen des osmanischen Reichs. Die Russen umbauten sich mit einem Walle von Säcken aus rohen Fellen, in denen sie reichliche Pilgergaben für die Mönche mit sich führten, und legten sich in den so abgegrenzten Raum zum Schlafen; in ihrer Mitte lagerte die imposante Gestalt eines Priesters, der mit seinem gelockten Barte, seinen langen, schwarzen Haaren und der mörserförmigen Kopfbedeckung, um die er ein weißes Tuch gewunden hatte, wie ein assyrischer König aussah. Die Muselmänner erstiegen das obere, für die erste Classe der Passagiere reservirte Deck und verrichteten auf mitgebrachten Teppichen ihr Gebet in der Richtung gen Mekka; dann gingen die Einen, sich ein Nargileh zu entzünden, das sie mit einer Feierlichkeit und einer Würde umhertrugen, als sei es ein transportabler Brandopferaltar und als vollende sich in der Raucherzeugung die Ceremonie des abendlichen Gottesdienstes. Andere setzten sich in traulichem Kreise um einen gewaltigen Schnürbeutel, holten daraus einen gebratenen Hammelskopf hervor und klaubten bedächtig daran herum. Dann wurde er nach einem ernsten Abschiedsblicke wieder sorgfältig verhüllt, um folgenden Tags zu derselben Zeit von Neuem zu erscheinen und vollends zu einem Memento mori herausgearbeitet zu werden. Minder harmlos für uns war die Thätigkeit

jüngerer Leute, die sich ebenfalls zu geselligen Kreisen ordneten und bis spät in die Nacht hinein zu den schwirrenden Klängen einer kleinen, langhalsigen Cither in unwandelbar gleichem Tempo auf vier Tönen sangen. Die Saiten des Instruments, die stets alle zugleich gerissen wurden, erklangen in allen denkbaren Möglichkeiten der Dissonanz, und die Stimmen der Sänger gingen in einer Weise durch die Nase, als könnten sie schlechterdings keinen andern Ausweg finden. „Dies ist die Musik," sagten die Muselmänner, als man ihnen über den Greuel milden Vorhalt machte, „dies ist die Musik, die uns zu Herzen geht; die Eurige fassen wir wol mit dem Ohre, aber sie rührt uns nicht."

Inzwischen hatte das Schiff die enge Furth des Hellespont erreicht; die Fahrt ging vorüber an dem alten Abydos, wo einst das Heer des Xerxes übersetzte, vorüber an dem Burghügel von Troja und den Gräbern des Achill und des grauenden Aesyetes, denen ein späterer Besuch zugedacht war. Wir befanden uns jetzt auf dem Wege, den einst, nach Aeschylos, die Feuerpost des Agamemnon genommen, um der heimischen Burg von Argos den Fall Troja's zu verkünden,

Da in der Feuer Wechselpost hinausgesandt
Ein Brand den andern, Ida selbst zum Hermesfels
Auf Lemnos. Von der Insel her zum dritten
Nahm den mächt'gen Lichtstrahl auf des Zeus Athosgebirg.

In der Nähe von Lemnos, dem männerfeindlichen Eiland, war es, wo wir folgenden Tags den heiligen Berg, die weiberfeindliche Halbinsel, in schwachen Umrissen entdeckten. Immer höher und majestätischer erhob sich der amaranthfarbene Marmorkegel des Athos, in seinen Formen an den heimischen Watzmann erinnernd, und um Mitternacht schwebten wir über der noch nicht ergründeten Tiefe des Meeres, das seinen Fuß umspült und über welches er etwa 6000 Fuß emporragt.

Nachdem wir das Vorgebirge Portäs, das alte Nymphäon, umfahren, hielt das Schiff um zwei Uhr Nachts an der Westseite der Halbinsel ungefähr in deren Mitte gegenüber dem Russikonkloster, um unsere frommen russischen Begleiter und uns auszusetzen und dann seinen Cours nach Saloniki weiter zu steuern. Ein Inselgrieche, der im Auftrage des heiligen Synod der Republik die Landungsstelle mit einer langen Flinte hütete und der über Geschriebenes die Ansicht zu haben schien, daß es sich auch im Dunkeln lesen lasse, unterhielt sich eine Zeit lang mit unseren Reisepässen und Empfehlungsbriefen; dann übernahmen uns einige dienende Mönche mit hohen Filzmützen und schwarzen Gewändern und führten uns einige Stiegen hinauf in das mächtige alte Kloster, das sich unmittelbar am Strande erhebt. Zuerst geleitete man uns drei Treppen hoch über lange, schmale Gänge in das Archontalik, ein Gastgemach, welches mit Teppichen gedeckt und an den Wänden mit Divans nach türkischer Art versehen, aber sonst sehr einfach ausgestattet war. Wir richteten uns eben ein, mit unserem Dragoman und unsern Dienern zu Sechsen hier zu schlafen, als eine Deputation von Geistlichen, mit schwarzen Tuchschleiern über der Priestermütze, erschien, um nach unserem Stand und Herkommen zu fragen. Als sie von unseren Umständen Einsicht genommen, namentlich ein Empfehlungsschreiben des

Patriarchen von Constantinopel recognoscirt hatten, veranlaßten sie uns sofort, ihnen in ein anderes Haus dieser ausgedehnten Anlagen zu einem besseren Quartiere zu folgen. Es war ein malerischer Zug, der sich nun über den weitläufigen von stark profilirten Gebäuden umgebenen Klosterhof einer oberen Terrasse zu bewegte. Voran einige schwarzgekleidete dienende Mönche mit Windlichtern, dann einige Geistliche mit ihren langen Haaren, langen Bärten und schwarzen Schleiern, dann wir selbst in einer Tracht, die in der Eile des Umzugs auch etwas Büßerartiges angenommen hatte, nämlich in Hemd und Beinkleid, und zum Schluß eine lange, schwarze Schaar hinter uns. Aus einer kerzenerleuchteten Kirche, an der wir vorbeiwallten, erscholl eine feierliche Hora. Einem Dritten hätte es scheinen können, als habe man eine Anzahl von Ketzern, die einer geistlichen Inquisition verfallen, in ihren Betten aufgegriffen und führe sie nächtlicher Weile zum Köpfen; was uns betraf, so war unsere Stimmung die heiterste und angenehmste von der Welt und Herz und Sinn für die Aufnahme des Märchenhaften und Fremden, das sich hier anzukündigen schien, weit geöffnet.

Wir wurden nun in drei freundliche Zimmer vertheilt und schickten uns eben an, uns zur Ruhe zu legen, als eine Deputation niederen Ranges erschien, um uns auf einem geräumigen Präsentirteller das moderne Symbol griechischer Gastfreundschaft, nämlich Mastixliqueur, Gelée und Wasser, darzubieten. Man nahm davon zu allseitiger Befriedigung und legte sich zu Bette. Aber der Begrüßung war noch kein Ende. Wiederum erschien einer der schwarzen Geister und präsentirte vortrefflichen Caffee, den wir nunmehr im Bette anzunehmen geruhten.

Als wir früh Morgens an's Fenster eilten, zeigte sich, daß wir die höchstgelegenen Räume des außerordentlich umfangreichen, burgartig gebauten Klosters bewohnten. Ueber die Dächer der niedriger gelegenen Flügel und die zahlreichen grünen Kuppeln der Kirchen und Capellen hinweg erblickten wir das tiefblaue Wasser des singitischen Golfs und jenseit die langgestreckte mittlere Halbinsel Chalcidices, einst Sithonia, jetzt Longos genannt; darüber in blauer Ferne erhebt sich der griechische Olymp. Das Kloster selbst ist auf der einen Seite vom Meere bespült; auf der anderen erhebt sich in ziemlicher Steilheit das busch- und waldbewachsene, hier und da durch Kalk gedeckte Glimmerschiefer-Gebirge des Hagion Oros, der sich vom Canal des Xerxes an sechs geographische Meilen lang und in einer ungefähren Breite von einer Meile in's Meer hinauserstreckt und in Athos seine höchste Höhe erreicht.

Mit dem dienenden Bruder, der den Morgencaffee brachte, erschien ein stattlich aussehender Mönch, der als Sohn einer Kurländerin etwas Deutsch sprach und den der Igumenos (der Abt des Klosters) dieser Eigenschaft wegen uns zur Verfügung stellte. Seine Mittheilungen bestätigten vorläufig die Angaben über die Einrichtungen der Mönchsrepublik, welche wir den Werken Pierre Belon's, der in den vierziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts den Orient bereiste, Grisebach's, Zachariä's, Leake's und Anderer und vor Allem Fallmerayer's schon entnommen hatten; die Einrichtungen dieses einzigen Staatswesens, welches in der großen Revolution der Völkerwanderung entstanden, seitdem ein fast ge

schichtsloses Dasein geführt hat und von den späteren Umwälzungen des Continents unberührt geblieben ist.

Der ganze Grund und Boden des heiligen Berges ist unter 21 Klöster vertheilt, von denen 14, die man Cönobien nennt, in monarchischer, 7 unter dem Namen von idiorhythmischen Monasterien in republikanischer Verfassung leben. In den einen regiert ein Igumenos mit unbeschränkter Gewalt auf Lebenszeit, in den anderen wählt der Convent sich jährlich vier Vorsteher, unter welche er die Verwaltungsgeschäfte vertheilt. Jedes dieser Klöster, welche zum Theil mehrere Hundert Mönche beherbergen, besitzt eine Anzahl von größeren Häusern, Skiten oder Askitirien, und von Einsiedeleien, Kellien, hin und her auf dem Gebirge. In den ersteren, die ebenfalls alle mit Gotteshäusern versehen sind, wohnen unter Aufsicht eines vom Kloster gesetzten Dikäos kleinere Gemeinschaften von Mönchen, die sich mit Spinnen und Schneidern, mit Anfertigung von Mützen, die nach Außen zum Verkauf kommen, mit Holzschnitzerei und dergleichen beschäftigen und im Uebrigen eine ähnliche Lebensweise führen wie die Bewohner der großen Klöster. Vielleicht überwiegt hier die Handarbeit vor der Contemplation, da die Skitenbewohner nicht am Ertrage der Güter Theil nehmen, welche den großen Klöstern gehören. Aber es kommt ebenso oft vor, daß Mönche von strengeren Neigungen aus den Klöstern in die Skiten übersiedeln, als daß umgekehrt Skitenbewohner das gemächlichere Leben der Klöster aufsuchen. In den Einsiedeleien leben einzelne Anachoreten, denen vorzüglich die Besorgung des Viehes, der wenigen Kornfelder, der Weinberge und ihrer kleinen Hausgärten obliegt. Solcher Einzelzellen gibt es etwa 300; jener größeren Skiten, von denen einige, wie die Skite der h. Agnes, den Mutterklöstern an Umfang beinahe gleich kommen, 11. Außerdem gibt es noch, meist in unmittelbarer Nähe der eigentlichen Klöster, kleinere Häuser, in denen weltliche Knechte, Kosmiki, wohnen, welche wie die Mönche unbeweibt sein müssen und die sich durch mehrjährige fleißige Handarbeit ebenfalls einen Platz in der Reihe der Kalogeren, der guten Alten, wie sich die Mönche nennen, erwerben können. Sie dienen ihrem Kloster als Schmiede, Holzarbeiter, Maurer, Schiffer und Fischer. Uebrigens haben die Mönche auch außerhalb des heiligen Berges einen ausgedehnten Grundbesitz; allein in den angrenzenden Theilen von Macedonien und auf Thasos bewirthschaften sie durch zuverlässige Aufseher, welche je nach zwei bis drei Jahren heimkehren, um den Gewinn ihrer Thätigkeit an die Convente abzuliefern und andern Brüdern ihren Platz zu lassen, 55 Metochieen. Aber solcher Güter besitzen sie auch in Serbien, Bulgarien, Rumänien und tief nach Kleinasien hinein. Das ganze Gemeinwesen ruht also auf breiter, wohlgefesteter wirthschaftlicher Grundlage, und Niemand, auch der mit den geistlichen Functionen betraute Mönch nicht, ist von der Handarbeit eximirt. Hierdurch unterscheiden sich die Kalogeren wesentlich von den römischen Mönchen. Der sociale Zustand ist noch heute genau derselbe, wie er sich dem Peter Belon vor mehr als 300 Jahren darstellte. „Les uns sont cordonniers, qui font les souliers aux autres, et les rabillent quand ils sont rompuz. Les autres sont cousturiers, qui taillent les robes: et eux-mesmes les cousent. Les autres sont charpentiers, pour faire barques, bateaux, et autres choses de charpenterie. Les autres

entendent au moulin: les autres sont maçons, et ainsi consequemment de tous autres mestiers. C'est une œconomie, concernant le proffit de monastère."

Wenn die Mönche darauf halten, daß Diejenigen, welche einen Platz in diesem Gemeinwesen zu erlangen wünschen, entweder etwas Vermögen oder eine tüchtige Arbeitskraft mitbringen, so nöthigt sie dazu schon die finanzielle Verpflichtung, welche ihnen der Pforte gegenüber obliegt. Die Republik hat einen Tribut nach Stambul und an den Pascha von Saloniki zu zahlen, der von den verschiedenen Schriftstellern verschieden angegeben wird, wie er sich denn auch nach der Leistungsfähigkeit des Gemeindewesens oder vielmehr nach den Inspirationen der Steuerbehörde verändern mag. Fallmerayer gibt ihn auf jährlich 500,000 Piaster an; unser guter Russe wich unsern Fragen darüber aus. Im Uebrigen ist der heilige Berg frei von jeder unmittelbaren Einwirkung der türkischen Regierung. Die Gemeinschaft der 21 Klöster verwaltet ihre gemeinsamen Angelegenheiten durch den heiligen Synod, zu dem jedes derselben einen alle drei Jahre wechselnden Delegaten sendet und der in dem Städtchen Karyäs neben der Protato, der ältesten Kirche des Berges, seinen Sitz hat. Dieser legt die zur Aufbringung des Tributs, zur Unterhaltung der wenigen Straßen ꝛc. nothwendige Steuer um und entscheidet in den zwischen den einzelnen Klöstern etwa ausbrechenden Streitigkeiten; in allen anderen Angelegenheiten übt jedes Kloster vollkommene Selbstverwaltung.

Ueber diese Dinge ging das Gespräch beim Caffee; unserm freundlichen Gesellschafter, dem der deutsche Wortschatz in erheblichem Maße ausgegangen und der nach sechzehnjährigem byzantinischem Mönchsthum überhaupt nicht mehr darauf eingerichtet war, abendländischer Fragewuth Genüge zu thun, troff dabei der Schweiß von den langen Locken. Demnächst führte er uns in ein mit einer gewissen Eleganz ausgestattetes Gemach, wo uns der mit einem goldenen Kreuz ausgezeichnete Igumenos des Klosters, ein schöner Mann von ungemein ernsten, höchst sympathischen Zügen, die auf tiefgefühltes, aber überwundenes Wehe deuteten, sehr freundlich empfing und mit den üblichen Bezeigungen der Gastfreundschaft beehrte. Seine Haltung war von ruhiger, ungekünstelter Vornehmheit, wie denn auch die übrigen Kalogeren mit demüthiger Gefälligkeit Anmuth und Würde zu verbinden wußten.

Der Igumenos zeigte uns nun die Einrichtungen und Räumlichkeiten des Klosters, das, wie er erzählte, im 13. Jahrhundert von einem serbischen Knäs, Namens Lazarus, gegründet ward, der sich aus dem Weltleben auf den heiligen Berg zurückzog und Mönch wurde. Zunächst führte er uns in die Capelle des Flügels, in dem wir wohnten. In dem Augenblicke, da wir eintraten, intonirte ein Chor von Mönchen einen Gesang, in welchem dem Haupte unserer kleinen Gesellschaft, dem Erbprinzen Bernhard von Meiningen, dem ein besonderer Platz rechts am Kuppelpfeiler auf einem Teppich angewiesen wurde, Gesundheit und langes Leben gewünscht ward — eine schöne und ungemein ansprechende Musik, in der besonders die tiefen russischen Bässe von starker Wirkung waren. Dann stiegen wir in den Hof hinab, den wir Nachts durchschritten hatten. Er zeigte sich außerordentlich geräumig, vielwinklig und von mehreren größeren und kleineren Heiligthümern und etlichen Wirthschaftsgebäuden bestanden.

Die hohen Gebäude, die ihn rings umgeben, sind von einfacher Architektur; nach der Hofseite zu laufen an den oberen Stockwerken hölzerne Galerien herum, die auf dünnen Spreizen ruhen; nach Außen zeigen sich Erker, welche in derselben Weise construirt sind. Diese stark profilirten Ausbauten, die zahlreichen Kuppeln der Heiligthümer, der unregelmäßige Grundriß und die terrassenförmige Anordnung der ganzen Anlage machen dieselbe ungemein malerisch. Die Galerien waren von den ehrwürdigen langbärtigen Gestalten der Mönche belebt, die in stiller Heiterkeit sich ergingen, mit einander ein paar Worte wechselten oder nach dem Himmel aussahen, sich an einem Blumentopf auf der Brüstung zu thun machten und gelegentlich mit leichter Handbewegung einen Gruß auf den Hof hinabsandten: seltsam schemenhafte Erscheinungen, nicht wie von selbstquälerischen Büßern, sondern von geistesentrückten Träumern, deren Blick lächelnd nach Innen gekehrt ist. An denen ihrer Genossen, die uns begleiteten, machten wir die Wahrnehmung, daß es ihnen eine gewisse Mühe verursache, zum Gefühl der Wirklichkeit und des Augenblicks durchzudringen.

In der Mitte des Hofes erhebt sich die Hauptkirche, das Katholikon des Klosters, welches außerdem noch dreizehn größere und kleinere gottesdienstliche Räumlichkeiten innerhalb seiner Mauern birgt. Sie hat eine doppelte Vorhalle (Narthex), ist in Kreuzesform erbaut und mit Tambourkuppeln der späteren byzantinischen Form überwölbt. Im Innern ist sie ganz und gar ausgemalt und die Wand, welche den Chor von der Kirche sondert, die Ikonostasis, vollständig mit Tafelbildern behängt. Das Ganze macht einen ungemein feierlichen, wohlthuend beruhigenden Eindruck. Byzantinische Malerei ist aus den vereinzelten Tafeln, denen wir hier und da in abendländischen Sammlungen begegnen, nicht zu verstehen und noch weniger zu schätzen. Diese auf einen neutralen Goldgrund gelegten illuminirten Contourzeichnungen einzelner Figuren können in ihrer körperlosen Flachheit und ohne den Reiz der Licht- und Schattenwirkung, wie sie sind, neben den in bestimmter Localität auftretenden, rundmodellirten und realistisch nachgeahmten Gestalten abendländischer Malerei unmöglich zur Wirkung kommen und werden leicht als kindische Versuche einer Kunst erscheinen, die dem Leben nicht nachzukommen vermag. Aber diese Bilder sind aus einem großen decorativen Zusammenhange gerissen, innerhalb dessen sie überdies nur eine sehr untergeordnete Stelle einnehmen. Ueberblickt man das malerische Werk, welches die Wände einer byzantinischen Kirche bedeckt, im Ganzen, so erkennt man sogleich, daß es diese Malerei für ihre wesentlichste Aufgabe erkennt, der Architektur zu dienen und mit ihr in möglichster Uebereinstimmung zu bleiben; und aus dieser Harmonie erwächst eine unleugbar ergreifende Schönheit. Die dienende Kunst verzichtet darauf, ihre Gestalten zur Rundung herauszubilden und die Scene perspectivisch zu vertiefen; sie löset die Wand nicht auf, sondern läßt sie in ihrer Wesenheit als Raumabschluß zur Geltung kommen, und um mit ihren Mitteln die Wirkung der Architektur zu verstärken, zieht sie auch ihrerseits feste, starkwirkende Linien und betont, soviel sie irgend kann, in ihren Compositionen die Senkrechte. Der einzige von allen eigentlich malerischen Reizen, den sie sich bewahrt und den sie zum Ersatze der übrigen in hohem

Maße ausbildet, ist die wohlabgewogene Harmonie der Localtöne, und auch damit widerstrebt sie der Herrschaft der Architektur keineswegs.

Das hier beobachtete Verhältniß ist in dem Charakter byzantinischer Weltauffassung durchaus begründet; eine andere Malerei wäre nur nach einer umfassenden Revolution in den Grundanschauungen denkbar. Für Bewegung irgendwelcher Art ist hier weder Spielraum noch Neigung. Die feste architektonische Ordnung der Dinge und Verhältnisse ist Alles, das Ich bedeutet nichts. So drängt die Individualität denn auch in der bildenden Kunst nicht zur vollen abgerundeten Erscheinung, zu eigener interessanter Existenz. Zur Statue hat es in Folge dessen die byzantinisch-kirchliche Kunst überhaupt nicht oder nur selten gebracht, und die wenigen Reliefs, welche vorkommen, sind in Marmor übersetzte en face genommene Bilder der Madonna. In der Malerei wird der Mensch zum Ornament, und er muß sich damit begnügen, von dem Andern durch so rein äußerliche Merkmale wie die Farbe seines Haares und seines Gewandes durch die Anzahl seiner Bartspitzen und durch den Inhalt des von seiner Hand flatternden Spruchbandes unterschieden zu werden. Die Zahl dieser Kriterien reicht aus, um in immer neuer Combination die ganze Reihe Derjenigen darzustellen, welche sich durch die passive Tugend des Erduldens einen Platz unter den Heiligen und den Anspruch erworben haben, an den Wänden der Gotteshäuser verewigt zu werden. Wie man weiß, gab es eine Zeit, wo phantasielosen Eiferern selbst dies bescheidene Maß von sinnfälliger Darstellung schon zu viel des Heidenthums dünkte, und damals — unter Leo dem Isaurier — war es gerade der heilige Berg, welcher der griechischen Kirche ihre Kunst rettete.

Er rettete in ihr sein eigenstes Werk. Man hat sich lange Zeit über die seltsame, man möchte sagen bienenhafte Gleichmäßigkeit gewundert, mit welcher überall in den griechischen Kirchen nicht nur die Reihenfolge der Bilder angeordnet ist, sondern diese selbst in Composition, Zeichnung und Farbe durchgeführt sind. Seit dem Erscheinen des durch Didron herausgegebenen Malerbuches vom Berge Athos weiß man, daß eben hier von unvordenklichen Zeiten her die Schule existirt, welche die allgemeine Grundanschauung zu bestimmten Regeln ausgestaltet hat. Es gibt hier, von kunstbeflissenen Mönchen zusammengestellt, von ihren Nachfolgern vermehrt, ein uraltes Receptbuch in mehreren Exemplaren, welches eine Unterweisung im eigentlichen Handwerk der Kunst, eine Bestimmung über die Reihenfolge der Compositionen, sowie über die Stellung der Figuren in diesen und eine vollständige Ikonographie der Heiligen enthält. Wer sich den Inhalt derselben angeeignet hat, kann das Innere einer Kirche wie ein Buch herunterlesen. Die sterbenden Besitzer verlassen es ihren ältesten Genossen, und bei diesen lernen die jüngeren Mönche, welche Talent und Neigung zur Malerei haben; die gewonnene Praxis tragen sie in die Welt hinaus.

Auf diesem Wege und bei dem canonischen Ansehen des Malerbuches ist es gekommen, daß — wie in der egyptischen Kunst — nirgends sich ein Individualstyl geltend macht und daß der eine Künstler von dem andern sich höchstens durch größere Sauberkeit und Nettigkeit der Ausführung, niemals aber durch die Auffassung unterscheidet. Vor diesen byzantinischen Bildern drängt sich dem Beschauer daher auch nie die Frage nach dem Urheber auf.

Uns Modernen tritt diese Athoskunst zunächst als etwas höchst Fremdartiges entgegen. Begreiflicher wird sie uns aber, wenn wir sie im Geiste neben die Antike stellen. Da belehrt uns ein freilich starr gewordener Zug in dem greisen Angesichte über die Verwandtschaft, welche zwischen beiden besteht. Die Athoskunst ist ein Kind und die unmittelbare Erbin der Antike, an welche sie sogar durch die Gestalt der Philosophen, welche allemal in der ersten Vorhalle der Kirche erscheinen, auch stofflich anknüpft. Wie es nicht zweifelhaft sein kann, daß die im Malerbuche aufbewahrten Vorschriften über Fresco- und Tempera-Malerei geradeswegs aus antiken Werkstätten herkommen, so stammt daher auch der typische Conservatismus in der Charakteristik der Gestalten. Was vor Allem die griechische Kunst zu so hoher Blüthe gebracht hat, ist dies, daß der einzelne Meister nicht glaubte, von vorn beginnen zu dürfen, sondern daß er das von seinen Vorgängern gesammelte Capital übernahm, um es getreulich zu mehren; dem Rechte des Individualstyls ging das des objectiven Typus voran. Die einmal hergestellten Formen bleiben constant bis in die spätesten Zeiten. Nun lasse man in diese Entwickelung eine ungeheure weltgeschichtliche Katastrophe kommen, welche das Individuum vollkommen bricht und demüthigt, und es bleibt lediglich die absolute Herrschaft des Typus. Aber die Kunst, der aus der Tiefe der Persönlichkeit fließenden Kraft der Verjüngung beraubt, muß nun erstarren, unlebendig und schematisch werden. Unterschied man den Zeus von seinen bärtigen Brüdern durch die größere Majestät des Ausdrucks und namentlich durch den Bau der Stirn, die Here von der Athene durch das mächtigere Kinn und die vollere Wange, die Artemis von der Aphrodite durch den kühnen, frei vordringenden Blick, so müssen jetzt so äußerliche Dinge wie Bartschnitt, Glatze und Spruchband genügen, um die Eigenart einer Existenz auszusprechen. Eine solche byzantinische Gestalt steht in einem ähnlichen Verhältnisse zu einer antiken, wie das byzantinische Ornament zum altgriechischen: Leben, Seele, Naturgefühl sind davon, die vertrocknete und verdorrte Form ist geblieben.

Als wir die Kirche verließen, sahen wir einen Malermönch, der auf einer hohen Leiter stand, mit dem Stifte über die Giebelwand eines neuerbauten Hauses hinmeistern. Er arbeitete in unbequemster Stellung, ohne jede Vorlage, ohne Carton und Pause; unter seiner Hand, die mit der Sicherheit einer Copirmaschine arbeitete, erschien eine lebensgroße Madonna; ein Paar Farbetöpfchen, aus denen sie illuminirt werden sollte, hingen bereits an einer Leitersprosse. Auf unsere Frage nach dem Malerbuche, die wir bei dieser Gelegenheit thaten, wich man uns aus; die Mönche bedauern, daß es veröffentlicht ist.

Der Igumenos führte uns in das geräumige Speisehaus, das Deipneterion, wo sich alle Brüder, mehrere Hundert an der Zahl, zum Speisen versammeln; Montag, Mittwoch und Freitag nur einmal um 4 Uhr, an den übrigen Tagen früh nach der Messe und Abends um 6 Uhr. In einer Vorhalle fütterte man eben unsere russischen Reisegenossen, die beim Anblicke unseres Begleiters auf die Kniee fielen, ihm Hände und Gewand küßten und auch uns, wegen unserer nahen Berührung mit dem Kreuzgeschmückten, in ihre Proskynesis einzubeziehen suchten. Der Speiseraum erwies sich als die Quelle eines wunderlichen Geruches, den wir schon in den übrigen Klosterräumlichkeiten bemerkt hatten und der sich aus

den Exhalationen der Wein- und Oelschläuche, welche nach antiker Weise d rauhe Seite des Ziegenfelles nach Innen haben, und der Vorräthe an gesalzene Fischen zusammensetzt. Mit einem gewissen Stolze zeigte man uns an eine Wand des Saales eine ganz moderne Oelmalerei, welche den auf dem Mee wandelnden Christus darstellt, wie er dem versinkenden Petrus zu Hilfe kommt ein ungeheuerliches, sowol des inneren Haltes wie der äußeren Begrenzung ent behrendes Bild voll coloristischer Rohheit und zeichnerischer Unmöglichkeit. De Phantasie eines jungen Mönches entsprungen, der seine Studien auf der Peters burger Akademie gemacht und der dort von dem Hauche modernster russische Bildung berührt worden war, bildete es einen schreienden Gegensatz gegen di bescheidene und gemessene Weise der byzantinischen Malerei, welche die Wände de Kirche bedeckt. Die treuherzigen Kalogeren bewunderten in der ihnen voll ständig fremdartigen Erscheinung die Bezeugung einer höheren und außerordent lichen Kraft.

Hiernach statteten wir dem griechischen Igumenos, der Alters halber sei Amt als Vorsteher niedergelegt hatte, einen Besuch ab. Er war 101 Jahre alt aber noch ganz rüstig; nur die Füße waren ihm von dem vielen Stehen in de Kirche geschwollen. Wir nahmen in seinem freundlichen, auf das Meer hinau gebauten Zimmer neben ihm auf dem Divan Platz und wurden alsbald auch hier mit dem üblichen Willkommen bedacht, der immer genau in derselben Form dargeboten wird. Am Rande des Präsentirtellers werden immer die Wasser gläser stehen, davor eine Reihe von Gläschen mit Mastix und Rosenliqueur vorn zwei Gläser mit verschiedenem Gelée, rechts ein Glasteller mit Theelöffeln links ein Glas, um die gebrauchten Löffel hineinzuthun. Man nimmt erst den Liqueur, dann einen Löffel voll Gelée, dann etwas Wasser; der Diener wartet bis man fertig ist. Hiernach kommt ein zweiter Diener mit Caffee, und wenn es Abend ist, mit Thee, wozu es Rum und Citrone gibt.

Während dieses Besuches wurde der Erbprinz durch die Aufforderung über rascht, sich photographiren zu lassen. Unter den der Welt entronnenen Be wohnern des Russikklosters gibt es nämlich auch einen Photographen aus Moskau, der einen vortrefflichen Apparat besitzt und seine Fertigkeit, wie jeder Andere die seinige, in den Dienst der Gemeinschaft gestellt hat. So läßt sich denn der Fortschritt der Zeit auch gelegentlich in dieser stillen, abgeschiedenen Welt spüren. Aber solche von Außen eindringende Elemente modernen Lebens dauern hier nur kurze Zeit als ein komischer Gegensatz gegen die beharrliche Einfalt der übrigen Zustände; dann versinken sie spurlos in das allgemeine und unwandelbare Einerlei. Sobald dem Photographen einmal sein Instrument außer Ordnung kommt, wird er sicher für immer aufhören, seine Kunst zu üben. Während der Sitzung kredenzte der Arzt des Klosters einem unserer Reisegenossen, den ein leichtes Unwohlsein befallen hatte, das einzige Medicament seiner Apo theke: es war zu unserer Beruhigung der Thee Betonika, von welchem schon Belon als von der einzigen Arznei der Mönche redet. So wenig hatte sich die medicinische Kunst auf dem heiligen Berge mit neuen Theorien eingelassen.

Inzwischen war in einem besonderen Zimmer ein Frühstück für uns, für den jüngeren Igumenos und zwei zu unserer Gesellschaft bestimmte Mönche be-

tet. Die Kalogeren enthalten sich alles Fleisches, und so bestand es nur aus ier Wassersuppe mit Nudeln, comprimirtem Caviar, Oliven und Fisch, der in x Formen, gesotten, gesalzen, geräuchert und gebacken, wiederkehrte, und den chluß machten schöne Trauben und Birnen. Nach dem Frühstück verabschiedeten ir uns für einige Tage von unseren Gastfreunden, um einige andere Klöster zu suchen, und ritten in Begleitung zweier Mönche auf Maulthieren, welche dem loster gehörten, unter dem Geläute aller Glocken zum Thore hinaus und den ergen zu. Noch lange winkten die guten Kalogeren uns herzliche Abschieds=üße nach.

Es ist eine wunderherrliche Landschaft, die wir nun unter heiterem, warmem immel durchritten, und ich meinestheils habe niemals eine schönere gesehen. Man ist fast immer in einem durch häufige Alpenwiesen unterbrochenen lichten Walde von seltenster Mannigfaltigkeit der Baumarten. Mächtige Platanen, Buchen, immergrüne, nordische und Steineichen, vor Allem edle Kastanien bilden den Hauptbestand; dazwischen findet sich die immergrüne Arbutuskirsche mit ihren hellleuchtenden, erdbeerartigen, rothen Früchten, Maulbeer, Myrthe, Lorbeer, Rhododendron, Mastix, Strauchwerk aller Art, holziger Ginster, Erica und Rosmarin; darunter blühen zahlreiche Alpenveilchen, und reichlich wuchernder Epheu deckt Abhänge und Steintrümmer. Es ist ein Urwald, der sich aus vor=christlichen Zeiten in unsere Tage herübergerettet hat, unter den Händen sinniger und naturliebender Mönche gesichert gegen den Wahnsinn der Waldzerstörung, dem man im Orient sonst fast überall begegnet, und nur mäßig von ihnen be=nutzt. Aber diese wundervolle, fast tropisch üppige Vegetation bildet keineswegs den einzigen Reiz dieser Landschaft; fast überall sieht man die Hochgebirgsform des zart violetten Athos, das leicht gekräuselte blaue Meer, welches tief zwischen die Berge tritt und ihren Fuß mit einem weißschimmernden Strande umsäumt, dazu auf der einen Seite die edlen Linien der Bergzüge Sithonias, auf der an=dern der Inseln Thasos, Lemnos und Samothrake. Von Oben herab springen klare Bäche über Felsblöcke und Kiesel, und an lauschigen kühlen Quellen fehlt es nirgends. Dazu das Menschenwerk: ehrwürdige kastellartige Klöster mit Gräben und Zugbrücken, die imposante Wasserleitung von Simopetra, alters=graue Bauten aus dem zehnten Jahrhundert; zahlreiche Capellen hin und wieder an die Felsen geklebt oder halb im Wald versteckt; freundliche weinbelaubte Skiten, die sich zu kleinen, idyllischen Dörfern erweitert haben; die einsamen Steinhütten der Kellioten mit kleinen Obst= und Gemüsegärten; Felshöhlen, die sich durch ein hölzernes Kreuz über der Oeffnung, durch den Rauch, der daraus hervordringt, und durch eine moosbedeckte Steinbank als die Wohnungen bedürf=nißloser Einsiedler ankündigen. All dies vereinigt sich zu einem ebenso innig anheimelnden wie majestätischen Bilde, dessen Anblick die Seele mit unwider=stehlichem Zauber gefangen nimmt. Mönche zogen hin und wieder durch den Wald, um ihren Wintervorrath an süßen Kastanien, die hier in unübertroffener Güte gedeihen, zusammenzulesen, oder lagerten neben ihrem Erntesacke am Quell, oder ritten auf einem Esel dem benachbarten Kloster zu, um diese und jene Frucht aus dessen Garten zu ertauschen. Man begriff gar wohl den Entschluß dieser Menschen, aus der tollen Hetzjagd nach dem Glücke, die man Leben nennt

auszutreten und den Frieden ihrer Seele in diese paradiesische Einsamkeit zu retten.

Unser nächstes Ziel war das auf der Ostseite liegende georgische Kloste Iwiron, von unsern Begleitern kurz Iber genannt. Der Weg führte somi quer über den Kamm des Gebirges, von wo aus sich die Formation der Land schaft übersehen ließ. Sie besteht aus einem ziemlich scharfgratigen Höhenzuge der sich rechtwinkelig an die von Norden nach Süden streichende und die Halb insel gegen das Festland abschließende Gebirgsmauer der Megali Bigla (de hohen Warte) anschließt, sich an mehreren Stellen in parallele Ketten spalte und nach beiden Seiten kurze Querthäler bildet, die sich gegen das Meer öffnen Ueber die ganze Länge des Gebirgskammes läuft, wie über die Höhe des Thü ringer Waldes, ein Rennsteig bis an den Athoskegel; die Breite der Halbinse beträgt nirgends mehr als eine Meile und meistens weniger.

Nach einigen Stunden Reitens erreichten wir das alte, mächtige Kloster eines der schönsten und reichsten der Halbinsel, von dem unser Begleiter erzählte daß es gegen 300 Einwohner beherberge. Es ist von dem Gelde der Wittw des Kaisers Romanus durch dessen Oberfeldherrn Tomicius gebaut worden, der sich selbst dahin zurückzog. Wie schön es aussah, als die alten, weißbärtigen Mönche, die von unserem Besuche im Voraus unterrichtet waren, den Igumenos mit Kreuz und Stab voran, uns unter dem Geläute der Glocken feierlich ent gegenwallten, um uns zu begrüßen! Sie führten uns in die Kirche, gebaut und völlig ausgemalt wie die des Russikklosters, und zeigten uns ihr berühmtes, mit Perlen und Edelsteinen behangenes Marienbild, von dem sie behaupten, daß es vom Apostel Lucas im Jahre der Geburt Christi gemalt, daß es einmal nach China gekommen sei und dort Blut vergossen habe, und daß es von da zu Meer hierher geschwommen. Die Carnation ist dunkelbraun, ja fast schwarz. Aber nur das Fleisch ist gemalt, die Gewandung ist aus Goldblech und Brocat ge bildet, eine Darstellungsweise, die von russischen Heiligenbildern her genugsam bekannt ist. Wenn man dieses uralte, aus so seltsamer Mischtechnik hervor gegangene Gottesbild in der abgeschlossenen Nische erblickt, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß es unter dem Eindrucke einer antiken Kunstform entstanden sein müsse. Man erinnere sich, daß zu der Zeit, als Nordgriechenland sich mit Mönchen besiedelte, die großen chryselephantinen Werke des Phidias die Athene Parthenos, sowie der panhellenische Zeus zu Olympia und wer weiß wie viele diesen ähnliche Werke noch existirten. Die große Masse des Volkes welches seit Constantin in die weitgeöffnete neue Kirche einströmte, hatte zu ihnen noch gebetet; was Wunder, wenn es die neue Gottesjungfrau, welche es in seinem Gemüthe ohnehin in die Erbschaft der alten Göttinnen einsetzte, sich ähnlich vorstellte wie die alte. Eine unmittelbare Nachahmung war begreif licherweise nicht statthaft; aber in Folge einer unwillkürlichen Reminiscenz wählte man für die Drapirung das glänzende Goldblech und in dem Brocat gewand klingt der alte Peplos an. Was die Gestalt selbst betrifft, so gebe man ihr nur Helm und Aegis, richte das demüthig gesenkte Haupt empor, und man wird finden, daß sie zu derjenigen der Athene in einem ähnlichen Verwandt

aftsverhältnisse steht, wie die Gestalt Christi zu derjenigen des Zeus und
s Hades.

Wir mußten weiter eilen, um noch vor Nacht das uns von den Russik-
önchen bestimmte Quartier zu erreichen.

Unsere Maulthiertreiber vom Russikonkloster führten uns, von dem gewöhn-
hen Wege abweichend, der geringeren Entfernung halber einen Pfad, der wegen
ner Steilheit und Zerrissenheit höchst bedenklich schien und in der Dunkelheit,
e rasch hereinbrach, zuweilen wirklich gefährlich wurde; so geriethen wir all-
älig in eine unbehagliche Stimmung, und die Reise wurde uns lang. Aber
ch habe selten einen so starken und plötzlichen Gegensatz in der Empfindung er-
hren, als den wir jetzt erlebten. Bei einer scharfen Wendung des Weges
glänzte auf einmal über uns die bis dahin durch einen Felsen verdeckte hell-
leuchtete Kuppel einer Kirche; zu gleicher Zeit begann ein schönes, harmonisches
Glockengeläute, eine Menge von Windlichtern wurde sichtbar, und da unsere
Thiere plötzlich ungeheißen anhielten, fanden wir uns mehr als hundert Mönchen
gegenüber, die vor dem Thore ihres Klosters uns erwarteten. Im Nu waren
wir aus den Sätteln gehoben, von beiden Seiten untergefaßt und wie im
Triumphe, von der großen schwarzen Schaar begleitet, über einen Hof, eine
hohe, steile Freitreppe eilend hinaufgeführt. Dann ging es in ein halbdunkles
Vorzimmer, in welchem es wie von Erwartung und Weihnachtsvorfreude
summte, und als Alles beisammen war, sprang eine breite Flügelthür auf: mit
einem Schlage befanden wir uns in einem Meere von goldenem Lichtglanze,
der völlig zauberhaft unsere Sinne berückte. Wir standen in der Kirche. Ein
wunderbar schöner Gesang erscholl, die Thüre der Bilderwand an dem Chore
öffnete sich, und ein Priester, mit violettgoldenem Gewande angethan, wurde
sichtbar. Ein Diakon trat ganz heraus in das Schiff der Kirche und löste den
Chor in seinen Gebeten ab. Man fragte den Erbprinzen um seinen Namen
und theilte ihn dem Diakonen mit, von dessen Lippen wir ihn in die Gebete
verwebt bald wieder vernahmen. Noch ein herrliches Kyrie eleison, und der
Priester trat hervor und reichte dem Erbprinzen, wie zur Besiegelung der Gast-
freundschaft, ein goldenes Crucifix zum Kusse dar. So schnell wie wir in die
Kirche hineingekommen, waren wir auch wieder hinausgeführt — die ganze
Scene lag wie ein seltsamer Traum hinter uns.

Jetzt empfing uns ein sehr freundlich ausgestattetes Zimmer, dessen Wände
mit hellblau gemalten und gelb verziertem Holzwerk bekleidet und durch ein
mit weißen Vorhängen drapirtes Muttergottesbild und die Porträts der
russischen Kaiserfamilie geschmückt waren. Es fand die übliche Bewirthung
statt, dann wurden wir in unsere Zimmer geführt, und den Abend beschloß ein
einfaches, aber freundlich dargebotenes Mahl, bei dem wieder der Fisch eine
Hauptrolle spielte. Außer einem äußerst lebendigen Griechen, den man uns als
Professor bezeichnete, nahmen noch drei russische Mitglieder des fast ausschließ-
lich dieser Nationalität angehörigen Convents am Essen Theil. Unsere Dol-
metscher assistirten behufs gegenseitiger Verständigung. Aber es ist doch eine
recht umständliche und auf die Dauer anstrengende Sache mit dieser Unter-
haltungsweise. Gegenüber der Außerordentlichkeit des Apparates, der in Thä-

tigkeit gesetzt wird, fängt die arme Seele an, sich des Gewöhnlichen zu schäm
und dem Ungemeinen nachzujagen, und da man unmöglich mit gleichgiltige
Gesichte daneben sitzen kann, während die eigene Sentenz im Haupte des Dragom
die Garderobe wechselt und im fremden Idiome seine Lippen verläßt, so suc
man ihr nebenher durch unmittelbare Einwirkungen einen wohlwollenden Em
pfang zu bereiten und beobachtet gespannt die jenseitige Wirkung. Man drän
die Seele in's Auge, das Gemüth in's Lächeln, man interpretirt die Worte d
theilnahmlosen Uebersetzers durch prägnante Bewegungen, wie bei jenem Spie
wo der Eine recitirt, der Andere gesticulirt. Und da von jenseits ein hell
Aufleuchten des Gesichtes und ein verbindliches Neigen bekundet, daß unser Wo
seinen Einzug gehalten, so bleibt diesseits nur noch ein heftiges Nicken und ei
Grimasse übrig, um die Freude über das erzielte Einverständniß an den T
zu legen. Dieses empfindungsvolle Hin und Wider erzeugt eine Spannung d
Geistes und der Gesichtsmuskeln, welche schließlich peinlich wird. Man such
daher beiderseits zu einem directen Ideenaustausch zu gelangen: wir zogen d
verfügbaren Reste unseres Altgriechisch hervor, unterwarfen sie in der Eile d
Gesetzen der Lautverschiebung und bestreuten sie mit so viel J-Lauten, als si
irgend anbringen ließen, und die Mönche schossen einige französische oder do
allgemein romanische Brocken für den gemeinsamen Bedarf zusammen. Da
dann und wann ein Händedruck oder die internationale Figur des Anstoßen
mit den Gläsern, und bald war eine, wenn nicht gerade gehaltreiche, doch leb
hafte Unterhaltung im Gange, deren hundert kleine Mißverständnisse die heiters
Stimmung hervorriefen. Vom Deutschen war unseren Gastfreunden do
wenigstens der Name „Kaiser Wilhelm" bekannt, wie denn ein so gewaltige
Aufrauschen im Strome der Geschichte, dergleichen man im Jahre 1870 gesehen
sich auch an dieser abliegenden Halbinsel durch leisen Wellenschlag bemerklich ge
macht; sie brachten ihm mit erhobenen Gläsern ihre Huldigung dar, und wir er
widerten diese Aufmerksamkeit durch ein Hoch auf den Prinzen Alexis, den si
den Gründer ihres Hauses nannten, von dem aber freilich sie so wenig wie wi
wußten, wann er ungefähr gelebt habe. Vielleicht war der Großkomnen
Alexius III. von Trapezunt damit gemeint, der auch das Kloster St. Diony
gegründet hat. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir, daß das Haus kein auto
nomes Kloster, sondern eine zu Iwiron gehörige Skite sei, die sich nach den
Apostel Andreas dem Zuerstberufenen nenne; daß es aber Hoffnung habe, in di
Reihe der selbständigen Klöster aufgenommen zu werden.

Andern Morgens geleitete uns der Dikäos mit den übrigen Tischgenossen
nach dem eine Viertelstunde entfernten Städtchen Karyäs. Vor dem Thore des
Hauses erwartete uns etwa ein Dutzend greulich zerlumpter alter Leute, an deren
Gewändern vor lauter Farb- und Formlosigkeit der Charakter der Mönchstracht
kaum noch zu erkennen war, und bettelte uns an. Ihre Erscheinung rief uns
jenen heiligen Hilarion von Syrien in das Gedächtniß, von welchem Hieronymus
nicht ohne Bewunderung erzählt, daß er den Sack, den er einmal angezogen
hatte, grundsätzlich niemals wusch und das Hemd nicht eher wechselte, als bis
es in Lumpen zerfallen war. Das sind nun die rechten Bettelmönche; sie haben
gar nichts Eigenes, nicht einmal ein Obdach. Sie nähren sich von dem Brode,

as ihnen die Klöster schenken, von rohen Kastanien, wie weiland Paulus, der ste aller Eremiten, von Datteln und von Quellwasser; schlafen, wohin ihr Bettelpfad sie führt, unter freiem Himmel und in winterlicher Zeit unter dem Portal eines Klosters oder in der Zelle des Pförtners. Unsere Begleiter, denen die Erscheinung dieser Waldmenschen unbequem war, erklärten, daß sie den Anspruch machten, für die Heiligsten zu gelten, daß sie das geordnete und gesicherte eben in klösterlicher Gemeinschaft verschmähten, aber auch nichts arbeiten wollten. Diese Begegnung berührte doch ganz eigenthümlich; es war, als ob Zeugen einer längst vergangenen geschichtlichen Epoche vor uns hinträten. Denn diese seltsamen Heiligen, die mit ihrer Heiligkeit wieder bis hart an die Grenzen der Thierheit gelangt sind, führen die allerältesten Traditionen des Athoslebens fort; auf sie hat sich in ununterbrochener Folge das unveränderte Beispiel jener Männer vererbt, welche im vierten Jahrhundert, angeekelt von einer ausgelebten Kultur, jeder Art von Bildung und Gemeinsamkeit Lebewohl sagten und in die Einöde entflohen, um ganz nur ihrem Gott, der Natur und sich selbst zu leben. Wir wissen es zwar nur von den Mönchen selbst, daß der Zug der Einsiedler schon so frühe hierherging; aber da Eunapius von Sardes von Eremiten berichtet, welche zur Zeit des Gotheneinfalles (396, unter Alarich) die Gegend am Ossa und bei den Thermopylen besiedelten, so ist auch kein Grund, an ihrer Ueberlieferung zu zweifeln. Eine durch Fallmerayer an's Licht gebrachte handschriftliche Geschichte des Klosters Philotheu berichtet, daß der Kaiser Constantin die früheren Bewohner des Athos in den Peloponnes, in's Land der Tzakonen übersiedelt und den heiligen Berg den Mönchen überlassen habe. Fallmerayer bringt gegen die Verpflanzung nach Tzakonia triftige Gründe vor; aber die auffallende Thatsache, daß die alten, nach Herodot in fünf Städtchen wohnenden Besitzer des Landes ganz und gar verschwinden und einer Gemeinschaft von büßenden Cölibatären Platz machen, scheint kaum anders als aus einer plötzlich vollzogenen umfassenden Umwälzung, von der doch aus irgend einer späteren Zeit keine Kunde auf uns gekommen, oder aus dem Machtspruch eines Gewaltherrschers oder aus Beidem erklärt werden zu können. Wahrscheinlich hat der Berg zur Zeit der großen Völkerwanderungen seine alten Einwohner ganz oder zum großen Theil verloren, die leergewordene Stelle ist rasch von größeren Schaaren von Einsiedlern in Besitz genommen, nachdem schon früher Einzelne sich dort ansässig gemacht, und ein frommer Kaiser hat ihnen schließlich den Anspruch auf das ganze, durch die Natur so scharf umgrenzte Land zuerkannt. Die noch heute lebende Mönchstradition greift noch weiter zurück. Maria, so erzählen sie, sei auf der Fahrt nach Cypern an den Athos verschlagen, die Götzenbilder selbst hätten den Mund zu ihrer Verherrlichung aufgethan, und durch solche Predigt seien die Athoniten dem Christenthume gewonnen. Auch diese Poesie hat ihr Wahres, sofern sie in der Form eines persönlichen Vorganges die auch sonst wahrzunehmende Thatsache ausdrückt, daß die neue Religion mit Vorliebe in die unmittelbare Erbschaft der alten, in den Tempeln wie in den Herzen der Menschen, eintrat und stillschweigend manches werthvolle Vermächtniß von ihr übernahm. Der Berg Athos, der weit und breit das thracische Meer beherrscht und den Seefahrern ein weiterkennbares Zeichen ist, war auch in alten Tagen ein

heiliger Berg. Da, wo jetzt das Kloster Philotheu steht, feierte man, sovi
wissen die Leute noch jetzt, ein rings bekanntes und von weither besuchtes gottes
dienstliches Fest, und von der Spitze des Bergkegels leuchtete weit hinaus ei
Tempel des thracischen Zeus, dessen zertrümmerte Statue noch heute in eine
Schlucht des Athos liegen soll. Eine solche hervorragende Bedeutung, die der
ausgezeichneten Berge vermöge einer allgemeinmenschlichen Symbolik ganz vo
selbst zukam, reizte die christlichen Schwärmer, sich seiner zu bemächtigen, un
als Siegesdenkmal erbauten sie auf der Stelle des Heidentempels das Kirchlei
der Gottesmutter.

Diese ältesten Einsiedler lebten als wirkliche Eremiten, Jeder für sic
allein, und so anspruchslos, daß sie, wie ausdrücklich berichtet wird, sich au
nicht einmal der Hilfe der Lastthiere bedienten, sondern sich selbst wie Maulesc
bepackten. Die hohen kirchlichen Feste feierten sie gemeinsam zu Karyäs, wo s
eine Kirche bauten, welche noch jetzt Protato, die Erste, heißt. Das erste Kloste
für gemeinschaftliches Leben in monarchischer Verfassung, die Abtei Laura un
mittelbar am Fuße des Athoskegels, baute unter Flavius Romanus d. J. un
Nikephorus Phokas (959—969) der Mönch Athanasius, der mit einer Schac
wohldisciplinirter Genossen von Konstantinopel herüberkam. Die alten, in de
Wildheit lebenden Eremiten erhoben sich gegen ihn und bedrohten seine Neuerun
mit Gewalt. Aber der Kaiser vertrat seine Sache, befestigte Laura, und diesc
Kloster — das Wort Laura heißt nichts Anderes als „Kloster" — wurde nun de
Muster für andere Cönobien, wie dergleichen übrigens, nach dem Zeugnisse de
Sulpicius Severus, ebenso wie die Mönchsdörfer in Egypten schon im vierten Jah
hundert bestanden. Bereits unter Constantin Monomachus (1042—1054) werde
Xeropotamus und Vatopädion genannt. Den ferneren Verlauf der Entwickelun
wird man sich so vorzustellen haben, daß die alten Einsiedeleien, die sich je
denfalls in einem Theile der heute so genannten Kellien und Skiten forte
halten haben, den durch die Kaiser neugegründeten und bevorzugten große
Klöstern unterworfen und einverleibt wurden, bis aller Grund und Boden ve
theilt war. Die letzte der Abteien, Dionys, wurde im J. 1385 gegründe
Zwischen der ungebundenen und zugleich am meisten asketischen Lebensweise de
alten Eremiten und der unfreieren, aber bequemeren der Cönobiten bildeten sic
manche Zwischenformen, deren bedeutsamste uns in der Verfassung der republ
kanisch regierten Monasterien entgegentritt. Es gab aber auch zu allen Zeite
eine Anzahl unbeugsamer Eiferer oder von Haus aus zum Troglodytenthum g
neigter Sonderlinge, die jede Annäherung an menschlich gebildete Formen for
fuhr trotzig zu verwerfen und bei der alten Art und Weise beharrte. Die
ehrenwerthe, in Lumpen gehüllte Opposition war es, welche sich jetzt an unsere
Weg drängte, da wir zur Stadt gingen.

Der aus etwa 100 Häusern, 20 Capellen und einer Kirche bestehende O
Karyäs, oder Karäs, liegt höchst anmuthig von Wald- und Obstbäumen un
geben in einem Hochthale unterhalb des Bergkammes, 2000 Fuß über der
Meere. Ob er seinen Namen, wie Leake will, von Leptokarya, das heißt Hase
nüsse, hat oder von Karä, das heißt Schädelstätte, wie Karajannopulos un
Grisebach wollen, wage ich nicht zu entscheiden. Gegen die erstere Ableitun

spricht, daß es nach des Botanikers Grisebach Versicherung nun gerade keine Haselnüsse hier gibt, und daß diese Frucht für das Empfinden der Athosmönche wol zu keiner Zeit die Bedeutung wird gehabt haben, die hiebei vorauszusetzen wäre. Gegen die zweite, welche auf eine im Jahre 1285 unter Michael Paläologus stattgehabte Niedermetzelung von Mönchen Bezug nimmt, wird geltend zu machen sein, daß der Ort schon weit früher bestand und daß eine solche Art von Umtaufe doch sonst nicht erhört ist. Kommt der Name von Karä her, so darf man eher annehmen, daß damit an die biblische Schädelstätte, an Golgatha, angespielt werden sollte.

Als wir die ersten Häuser des Städtchens erreicht hatten, wurden wir von den Mitgliedern des Synod in Empfang genommen und unter Glockengeläute in die Kirche geleitet. Die Entstehung derselben wird auf den Kaiser Constantin zurückgeführt, dessen Name nun freilich in byzantinischen Bereichen für jedes Werk von hohem und unbestimmtem Alter aufkommen muß. Aber dieser Bau zeigt in der That die älteste unter Constantin angewandte lateinische Basilikenform. Er hat eine flache Decke mit offenem Gebälke, und ich glaube nicht, daß derselbe, wie ein Mönch erzählte, der sich offenbar in die Seele des Tempels hinein des schlichten Daches schämte, jemals eine Kuppel gehabt hat und daß diese eingestürzt ist. Denn von der Wahrscheinlichkeit abgesehen, daß sie alsbald wieder aufgebaut wäre, hätten sich doch wol die Nebenkuppeln und die des Narthex erhalten; aber die Kirche ist überall mit horizontaler Holzdecke versehen. Sie besteht aus drei Schiffen mit drei Apsiden. Der Zugang zu diesen letzteren ist durch die Ikonostas und deren nur durch Thüren unterbrochene seitliche Fortsetzungen geschlossen, und ebenso ist auch der andere Theil der Seitenschiffe durch eine Mauer abgegrenzt, so daß in der inneren Raumanlage die Kreuzesform, und zwar die lateinische mit ungleichen Schenkeln, erscheint, die nach Außen nicht sichtbar wird — eine durchaus altchristliche Gestaltung des Grundrisses. Das Mittelschiff ist nach den Seitenschiffen auf jeder Seite durch zwei große Bögen geöffnet und die Wand oberhalb derselben als Lichtgadem verwandt.

In der Hauptapsis hängt ein altes, wunderthätiges Marienbild, bei dessen Anfertigung die Engel einen Hymnus gesungen haben sollen. Auch hier ist nur das Fleisch, wie fast bei allen diesen Marienbildern, gemalt; das Gewand ist aus reichstem Brokat und prachtvoller Stickerei hergestellt und auf dem Bilde befestigt. Perlenschnüre und Orden, von dankbaren Verehrern gestiftet, zieren den Hals. Von dieser Maria erzählen sich die guten Mönche gern die freundliche Sage, daß sie eines Tages, während des Gottesdienstes, den fungirenden Priester laut aufgefordert habe, die Liturgie schneller zu lesen, damit er einem sterbenden Bruder noch die Communion reichen könne. Und in diesem wahrhaft gütigen und auf das Wesen der Dinge gerichteten Sinne gestattete sie auch, daß ein ehrwürdiger alter Epistat ihr einen Strauß Amaranthblumen vom Herzen nahm und unter uns Fremdgläubige vertheilte.

Als wir wieder zum Thore hinaustraten, begrüßte uns der türkische Beamte, der hier residirt, um die Hoheitsrechte der Pforte zu vertreten und den Tribut einzuziehen. Er muß unbeweibt sein, wie seine schwarzen Schutz- und Steuerbefohlenen, mit denen er im besten Einvernehmen lebt, aber sein äußeres

Leben ist um den jeweiligen Genuß eines Fettschwanzschafes reicher als das ihre; mehr als Sinnbild, denn als Stütze seiner Macht stehen ihm zwei Soldaten zur Seite. Der Eine von diesen, der sich verspätet hatte, kam eben unter einigen gewagten Bewegungen mit seiner Feuersteinflinte rasch heran, blieb vor dem Erbprinzen stehen und präsentirte. Seine im Allgemeinen als grün anzunehmende Uniform war an denjenigen Stellen, welche mit den Dingen der Welt am meisten in Friction kommen, mit Flicken besetzt, aber zur Ehre des Tages mit völlig neuen, und auch sonst sah der Bursche ganz stattlich und hochstrebend aus. Während er noch so dastand und man sich die Frage vorzulegen begann, wer ihn, da der Bey aus Respect vor dem Erbprinzen zum Commandiren keine Anstalt machte, einmal aus dieser Stellung erlösen werde, kam der zweite Soldat athemlos angerannt, nahm ihm das Gewehr ab und verfiel seinerseits sofort in das Präsentiren. Der Erste zog das Faschinenmesser, und in einer Folge von Commandoworten kam nun seine eigentliche Würde glänzend zu Tage: er war der Unterofficier und hatte nur stellvertretend den Dienst seiner säumigen Corporalschaft versehen. Der Gemeine, der in der Präcision seiner Bewegungen nicht wenig durch das Liebäugeln mit zwei neuen rothen Troddeln beeinträchtigt wurde, die er soeben auf den Spitzen seiner Schuhe befestigt hatte, ward unmittelbar hinter den Erbprinzen commandirt, der Unterofficier trat eben so nahe vor ihn, und so dicht aufgeschlossen, einem criminellen Transporte nicht unähnlich, ging der Zug an die Thüre zum Saale des heiligen Synod.

In diesem langen, niedrigen Gemache ist an drei Seiten auf einer Estrade ein fortlaufender Divan angebracht, während auf der vierten ein schmaler Raum durch eine Schranke gegen das Innere abgegrenzt wird. Wir nahmen mit den Mitgliedern des Synod auf dem Divan Platz, einer der Epistaten hielt eine Anrede, in welcher er seine Freude über den Besuch ausdrückte, die Gastfreundschaft des heiligen Berges zusicherte und nach Herkommen und Begehr fragte. Der Erbprinz erwiderte, der Dolmetscher übersetzte, und während die üblichen Erfrischungen erschienen, wurden Andere unter schicklicher Begründung mit ihren Wünschen um weitere Erzählung laut. Diese Mönchs-Anakten haben am Ende wenig mit den Herrschern der Phäaken gemein; aber wunderlich genug, man fühlte sich fort und fort an den gastlichen Saal des Alkinoos und sein freundliches Wechselgespräch mit dem vielgewanderten Odysseus gemahnt.

„Ward um den Gast doch Alles, den ehrenwerthen, bereitet,
Fahrt und edle Geschenke, die wir ihm gaben aus Freundschaft.
Lieb ja ist, wie ein Bruder, ein Gast und nahender Fremdling
Jedem Mann, der im Herzen auch nur ein Weniges fühlet.
Drum auch du nicht hehle mit schlau ersonnenem Vorwand,
Was ich von dir erforsche; denn frei zu reden ist besser.
Sage, mit welchem Namen benennet dich Vater und Mutter,
Auch wer sonst in der Stadt, und wer in der Gegend umherwohnt?"

Einfache Lebensformen, natürliche, theilnahmvolle Höflichkeit von Innen heraus, edles Maß und ruhige Würde im Fragen und in der Mittheilung, die stattliche Schönheit der zumeist griechischen Männer — in diesen Dingen war wol jene Aehnlichkeit begründet, die uns so poetisch berührte.

Der Aelteste der Epistaten gab dem Grammateus, dem Schreiber, der außerhalb der Schranken an einem Tische saß, den Auftrag, das Empfehlungsschreiben des Patriarchen in Verwahrung zu nehmen und einen Brief des Synod für uns aufzusetzen. Dieser Epistat und seine drei Amtsgenossen haben im Namen des Synod gemeinschaftlich die oberste ausübende Gewalt; die fünf größesten und mächtigsten Klöster: Laura, Vatopädion, Iwiron, Chilandari und Dionysiu, haben das Vorrecht, sie zu stellen. Bis zum Jahre 1600 stand an der Spitze des ganzen Mönchsstaates ein einziger, mit bischöflicher Würde bekleideter Vorsteher unter dem Patriarchen von Konstantinopel; seitdem ist die gegenwärtige Verfassung eingeführt, doch ist gleichwol jenes Vorsteheramt wie ein verkümmertes Rudiment im Organismus erhalten geblieben. Die Ernennung der Igumenen in den monarchischen Klöstern ist aber noch bei dem Patriarchen, und ebenso hat er in Streitigkeiten zu entscheiden, deren Schlichtung dem Synod nicht gelingt.

Aus der Sitzung führte man uns durch den Bazar, wenn man drei, vier enge Gassen so nennen will, in denen ein halbes Hundert Krämer ihre wenigen Waaren für den Bedarf der Mönche feilhalten und deren Erzeugnisse, Mützen, Rosenkränze, Holzschnitzereien und die kostbaren Oele eintauschen, welche sie aus Rosen, Lorbeer und verschiedenen Kräutern bereiten. Diese Leute wohnen hier, dürfen aber ihre Frauen nicht hier haben und versehen ihr Geschäft abwechselnd mit ihren erwachsenen Söhnen oder sonstigen Verwandten. Die Mönche entnahmen von ihnen zu Geschenken für uns einige aus Muscheln gebildete Halsketten und in Holz geschnitzte zierliche Löffelchen, deren Griff mit der Weltscheibe, einem Cherubskopfe mit sechs Flügeln geschmückt ist und in einer Hand endet, welche nach griechischer Weise, das heißt durch Kreuzung des Daumens mit dem vierten Finger, segnet.

Nachdem wir noch die einfache, wie es scheint wenig benützte Schule besichtigt, in welcher den jungen Mönchen Gelegenheit geboten ist, Schreiben, Lesen und Singen zu lernen, kehrten wir nach St. Andreas zurück und nahmen noch ein Mittagsmahl ein, bei dem es recht heiter herging. Unser deutsch-russischer Freund mochte unsern Wirthen eine Andeutung von der Vorliebe der Deutschen für Kartoffeln und Bier gemacht haben. Es erschien eine Schüssel jener Knollen und zwar von der ersten Ernte, die man überhaupt in dieser bis dahin unbekannten Frucht auf dem Berge gemacht hatte. Rührend war es zu sehen, mit welcher kindlich freudigen Spannung die Mönche den Ausbruch unseres germanischen Entzückens erwarteten; aber da die monstrosen Früchte nur bis auf ein Drittel ihres gewaltigen Umfanges angekocht und dann in kaltem Wasser wieder abgekühlt waren, so mußten wir unseren Gastgebern freilich eine Enttäuschung bereiten. Sie versicherten dann aber, daß auch sie, die Wahrheit zugestehen, dieser gerühmten Speise keinen Geschmack abgewinnen könnten. Zugleich wurde eine Flasche Ale aufgepflanzt, welche man vor zwanzig Jahren in Erwartung eines englischen Prinzen aus dem Vorrathe eines Dampfers erworben hatte. Zum Erstaunen der guten Brüder verschmähten wir auch diese und hielten uns an ihren Wein, der sich als recht trinkbar erwies. Er erzeuge keine Kefalalgia, versicherte der griechische Professor, keinen Schmerzkopf, sagte unser Dolmetscher. Wir thaten manchen tiefen, vertrauensvollen Trunk, schwelgten

mit dem Griechen in homerischen Reminiscenzen, bis er in eine förmliche Raserei des Entzückens verfiel, machten unserem russischen Freunde, der vor Zeiten ein Infanteriehauptmann gewesen war, manche Mittheilung über den französischen Krieg, stießen an auf ein Wiedersehen und schieden unter vielen Umarmungen. Der ganze Convent gab uns wieder unter Glockenklang das Geleite.

Von St. Andreas ging es nordwärts durch herrlichen Wald und zuletzt an einem Bache entlang durch einen Hain von Oliven und Orangen nach dem großen griechischen Kloster Vatopädi, dem reichsten der ganzen Republik. Sein Name bedeutet „buschiges Land"; die Mönche haben ihn aber auf ein Ereigniß gedeutet, das einem Knaben des Arkadius begegnet sein soll, der hier in's Wasser gefallen und in einem Busche (Batos) wiedergefunden wäre. Die Häupter des Convents kamen uns über die Zugbrücke entgegen, um uns zu begrüßen; dann führten uns die vier Vorsteher dieses idiorhythmischen Hauses, von denen der eine den Heiligthümern vorsteht, der zweite die Wirthschaft, der dritte die Gebäude unter sich hat und der vierte die Schreibereien besorgt, in den gegen die See gelegenen Sommerdivan, um mit uns der Unterhaltung zu pflegen und uns die übliche Bewirthung angedeihen zu lassen. Von da geleiteten sie uns in die Kirche, wo uns der zur Decoration angebrachte kaiserliche Adler von Byzanz auf's höchste überraschte, und zeigte uns die Bibliothek. Sie hat im Ganzen 1500 Handschriften, heilige und classische; doch weiß man schon durch andere Berichte, daß sich hier wie in den übrigen Sammlungen des Berges nur wenig bisher Unbekanntes findet. Mir fiel „der leidende Christus", ein Passionsspiel von Gregor dem Theologen, in die Hände, das mich höchlich interessirte; es ist inzwischen auch schon im Druck erschienen. Von so vielen anderen Sachen — die Handschriften sind alle sorgfältig gebunden — konnte man eben nur die Titel lesen, denn unsere russischen Begleiter drängten zur Weiterreise. Sie hatten ohnehin keine rechte Lust gehabt, uns in ein griechisches Kloster zu bringen, und an ihrem Verhalten zu den Mönchen von Vatopädi bemerkten wir sehr wohl, daß zwischen Griechen und Russen einige Spannung herrsche. Der Grund davon ist in dem Verhalten Rußlands zu suchen, welches mit allen Mitteln dem russischen Elemente auf dem heiligen Berge in politischer Absicht breiteren Raum zu schaffen sucht, und dem es im Laufe der letzten zehn Jahre gelungen ist, die Zahl der russischen Mönche auf dem heiligen Berge wenigstens zu verzehnfachen. Wie in den ältesten Zeiten die Kaiser von Byzanz die Klöster und Kirchen bauten, dann die serbischen, walachischen und bulgarischen Fürsten in dieses Patronat eintraten, so bedeckt jetzt das russische Kaiserhaus den heiligen Berg, der in den Kämpfen um den Orient eines Tages einen sehr wichtigen Stützpunkt abgeben könnte, mit seinen Schenkungen und Stiftungen. Dem gegenüber suchen die Griechen, in Erinnerung an die trüben Erfahrungen, welche sie bei der letzten griechischen Erhebung gemacht, der Republik ihre Unabhängigkeit und Neutralität in jedem Sinne zu wahren.

Wir waren nun einmal von den Russen in Beschlag genommen und mußten fort. Als wir wieder über den Hof dieses großen Baucomplexes gingen, der einem alten Schlosse gleicht, bemerkte ich eine abgeschrägte Mauerecke, die auf eine so eigenthümliche Weise mit übereinander vorkragenden Reihen von Säge-

ihnschnitt ornamentirt ist, daß mir der Gedanke kam, dieses Ornament sei die Grundform der Stalaktiten; wie ich denn überhaupt den maurischen Styl nicht wenig vom byzantinischen beeinflußt finde. Auf eine Analogie anderer Art führte der Schmuck, der an der Außenseite des Narthex angebracht ist. Nicht nur eine Anzahl kleiner Nischen, die zur Belebung der Mauer angeordnet sind, hatte man mit kleinen Vasen und Schalen besetzt, sondern dergleichen auch in den offengelassenen Räumen zwischen Mauer, Dach und Gebälk aufgestellt. Ganz wie wir es uns mit den Metopen der ältesten dorischen Tempel denken. Als wir nach dem Herkommen und der symbolischen Bedeutung dieses Schmuckes fragten, erwiderten die Mönche: „Es bedeutet Nichts, aber es sieht gut aus." Dieselbe Antwort würde der altgriechische Baumeister wol auch gegeben haben.

Auf dem Berge, der sich unmittelbar hinter Vatopädi erhebt, erblickten wir ein langes Gebäude mit vielen kleinen Fenstern, einst die gelehrte Schule des heiligen Berges; das Dach ist abgehoben, aus den Fensteröffnungen wachsen Ranken hervor, es wird schon seit langer Zeit nicht mehr gebraucht. Der Mönch Eugenius Bulgari, welcher der Meinung war, daß der stille Frieden dieses herrlichen Waldes den gelehrten Studien besonders günstig sei, baute dasselbe zur Zeit der Kaiserin Katharina der Großen und zog junge Leute, bis zu Zweihunderten, in diese Akademie, an der er auch seine Genossen beschäftigte. Aber die uralte Know-nothing-Opposition des Athos zwang ihn, sein Werk aufzugeben und über die große Warte wieder von dannen zu ziehen; die Schule wurde aufgehoben. Dies ist das einzige Mal gewesen, daß der heilige Berg zur Pflege der Wissenschaften Etwas beigetragen hat. In neueren Reiseberichten findet man wol die Notiz, gegenwärtig seien die Mönche zwar ungelehrt, aber vor Zeiten habe das Studium bei ihnen geblüht; allein dieselbe Meinung findet sich auch schon bei Pierre Belon: „Les Grecs des susdicts monastères estoyent le temps passé beaucoup plus doctes, qu'ils ne sont pour l'heure présente." Da die Mönche von vierundzwanzig Stunden ungefähr acht singen und beten sollen, womit sie Nachts um 12 Uhr beginnen, und es Grundsatz ist, daß Jeder auch Handarbeiten leistet, so bleibt für das Studium in der That keine rechte Zeit. Aber sie machten vor Zeiten einmal durch eine sonderbare ascetisch-mystische Uebung von sich reden. Der Abt Simeon gab ihnen dazu folgende Vorschrift: „Schließe die Thür und ziehe Deinen Geist von allem Nichtigen, das heißt Zeitlichen, ab. Dann stemme Deinen Bart auf die Brust, senke das sichtliche Auge mit ganzer Seele auf die Mitte des Bauches, das heißt den Nabel, hemme auch den Strom des Athems in der Nase, um nicht zu sehr zu athmen; suche drinnen in den Eingeweiden die Stelle des Herzens zu finden, wo auch alle seelischen Kräfte wohnen. Und zuerst wirst Du zwar eine Finsterniß finden und feste Dichtigkeit; wenn Du aber verharrst und dies Werk Nacht und Tag gethan wird, wirst Du, o des Wunders, unaufhörliche Freude finden; denn so wie der Geist den Sitz des Herzens gewahr wird, sieht er zugleich, was er noch niemals wahrnahm, er sieht nämlich die Luft im Herzen und zwar ganz leuchtend und voll Unterscheidung." Dieses Licht sei denn ein unerschaffenes Licht, wie es einst auf dem Berge Thabor erschienen. Man sieht, daß die guten Athoniten den Dionysius Areopagita, den Urmeister der Mystik, ein wenig mißverstanden, sofern sie es statt auf ein Zu-

rückziehen der Kräfte in's Centrum und eine erleuchtete bildlose Intuition des Göttlichen, ähnlich wie die Passalorynchiten, von welchen Augustinus berichtet, auf ein durch Blutstockung hervorzurufendes Funkensehen anlegten, und sie hatten auch durch die Indiscretion des Mönches Barlaam, der sich (im 14. Jahrhundert) in ihre Geheimnisse eindrängte, viel Anfechtung darüber zu leiden; aber ihre Praxis war vielleicht besser als ihre Theorie. Heute weiß Niemand mehr von jener Periode, selbst die Namen Hesychasten, Omphalopsychiten, die ihnen damals beigelegt wurden, sind ihnen unbekannt, aber es prunkt auch Niemand mit theologischgelehrter Phrase; sie haben ihrer kindlich glückseligen Unwissenheit kein Hehl, tragen sie aber auch nicht zur Schau. Jedes Warum? Wann? Woher? macht ihnen alsbald einen rothen Kopf; dagegen fragen auch sie keinen ihrer Gäste nach den Unterscheidungslehren. Uebrigens sind die Athosmönche mit der Wissenschaft nicht anders dran, als die meisten griechischen Geistlichen überhaupt. Die griechische Kirche will keine theologische Doctrin, sondern nur Praxis und Uebung, naive traditionelle Zuständlichkeit, und in diesem Verzicht liegt vielleicht mehr Weisheit als in sämmtlichen Dogmatiken des Abendlandes.

Von Vatopädi ritten wir westwärts, quer über den Kamm des Gebirges, nach dem bulgarischen Kloster Zografu, welches nicht weit von da liegt, wo der Höhenzug der Halbinsel von dem Querriegel der großen Warte abspringt. Man war hier von unserer Ankunft nicht unterrichtet, brachte uns aber sehr bald in großen, teppichbelegten Zimmern, die mit ihren hochgetäfelten Decken und kanariengelb getünchten Wänden eigenthümlich vornehm aussahen, vortrefflich unter. Die guten Leute entschuldigten sich auf's höchste, daß sie keine Vorbereitungen zu einem anständigen Abendessen hätten treffen können; dann trugen sie nach Verlauf einer halben Stunde nicht weniger als zehn Gänge auf: Fisch in vier neuen Zubereitungsweisen, Caviar, Eier, Pilaw und so weiter. Den Schluß machten halbtrockene Korinthentrauben aus dem Garten des Klosters und herrliche Wassermelonen. Auch ein bulgarisches Nationalgericht, eine Art Sauerkohl, war unter den Speisen, und hierin sowol wie in den Sitten, Bewegungen, und Manieren der Leute zeigte sich, daß auch das Mönchthum das eigenthümlich Nationale nicht ganz zu beseitigen vermag. Diese Bulgaren waren demüthig, bescheiden, zuvorkommend, freundlich, weich in allen Bewegungen. Als ich mich vor das Kloster setzte, um das rings von herrlichen bewaldeten Bergen umgebene stattliche Gebäude mit dem Bleistift zu skizziren, kamen gleich drei Mönche auf den Zehen heran und stellten sich, doch ohne auf das Papier sehen zu können, in meiner Nähe auf, um jede Störung zu verhüten. Jedem Herankommenden winkten sie schon aus der Ferne ab, wobei sie selbst kaum zu flüstern wagten; einer Katze, die sich herangeschlichen hatte und mich mit einem Miau um mein nie gesehenes Beginnen befragte, verboten sie ihre Neugier mit den eindringlichsten Geberden. Sie sprachen nie anders, als wenn man sie fragte. Ihre Wundergeschichten erzählten sie gern, einfältig und kindlich, ohne die leiseste Spur von Bigotterie. Die Griechen dagegen sind beweglich, unterhaltsam, von einer anmuthigen und zugleich würdevollen Verbindlichkeit. Sie finden leichter Fühlung mit fremder Denkweise und vermeiden zu berühren oder zu betonen, was nach ihrem Gefühl nicht dazu paßt. Die gutmüthig phlegmatischen Russen wiederum

ben etwas redlich Biderbes, breitspurig Gemüthliches; jeden Augenblick sind geneigt, die ganze Welt brüderlich an ihr Herz zu drücken.

So reichlich wie die Tafel für unsern Empfang gedeckt war, ist sie es rigens eben nur für dergleichen außerordentliche Fälle. Die Mönche fasten gewöhnlich drei Tage in der Woche in der Weise, daß sie nur eine Mahlt halten, die ausschließlich aus Gemüse besteht; auch nehmen sie dann keinen ein. Fisch, der ihnen statt Fleisches gilt, essen sie nur Sonnabends und onntags. Dem gegenüber steht die Thatsache, daß die Mönche sehr alt werden, ß sogar jener mehr als hundertjährige Igumenos vom Russikkloster nicht niger als neun Altersgenossen auf dem heiligen Berge hatte. Woher kommt e Kraft zum physischen Leben? „Gott gibt sie", sagte unser Deutschrusse unter m stillen Applaus der Tischgenossen, denen das Antlitz vor Freude über eine glücklich abschließende Antwort strahlte, und schien sich dabei in dem Geanken an ein constantes Wunder zu gefallen. Die Sache dürfte indessen insorn natürlich zugehen, als der Verbrauch der Kräfte ein sehr geringer und ngsamer ist. Gedacht wird zunächst wenig, und gerade das Denken ist es, as Fleischkost erfordert. Sodann fehlt eben das, was an uns Andern am eisten zehrt, Gram, Sorge und Aerger. Endlich findet eine heilsame Abwechseung zwischen dem Gebrauch der geistigen und körperlichen Kräfte, zwischen Innennd Außenleben statt. Und einen der Gesundheit zuträglicheren Aufenthalt als i diesem gemäßigten Klima, in dieser köstlichen, sauerstofferfüllten Luft, welche iglich der Seewind reinigt und bewegt, mag es überhaupt kaum irgendwo geben.

Nur einige Mönche aßen mit uns; die übrigen begaben sich in die Kirche, m dort bis zum andern Morgen, zwölf Stunden, die Vigil zu halten, zu ingen und zu beten. Denn es fiel ein wichtiges Fest dieses Klosters ein: die Gedächtnißfeier von sechsundzwanzig Märtyrern, von denen man uns erzählte, aß ein Papst von Rom, der auf den heiligen Berg gekommen, sie mitsammt em Hause habe verbrennen lassen, weil sie ihm Oeffnung und Unterwerfung eigert. Wann, wußten die Mönche nicht genau; Einer sagte, im achten Jahrhundert, ein Anderer, im zwölften. Da hier in der Regel ein Tag wie er andere, ein Jahrhundert wie das andere verläuft, so vergeht ihnen die Chronologie. Nach großen Schöpfungen und großen Zerstörungen mißt sich das Leben; hier fehlt es an Beidem. Wir fanden aber in einem Zimmer eine Tafel, auf welcher jenes Ereigniß dargestellt war und wahrscheinlich bald nachher: sie trug die Jahreszahl 1272. Die Unthat ist nicht dem Papste — denn ein solcher ist nie auf den heil. Berg gekommen —, sondern dem Kaiser Michael Paläologus, dem „Lateinischgesinnten", zuzuschreiben, der, nachdem er im Jahre 1261 dem lateinischen Kaiserthum ein Ende gemacht, aus politischen Gründen sich gegen den Papst verpflichtet hatte, ihn als Haupt der griechischen Kirche anerkennen zu lassen; es kam ihm darauf an, denselben gegen seine zahlreichen Feinde und Nebenbuhler um den Thron zum Bundesgenossen zu haben. Von den griechischen Priestern wurde, außer dem Gebet für den fremden Pontifex, das Bekenntniß verlangt, daß der Geist nicht blos vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgehe; und da die armen Kalogeren sich diesen Gedanken, den man zu ihrer Seligkeit für nothwendig hielt, nicht aneignen konnten, weil sie sich überall wol

eines Geistes nicht recht bewußt waren, so mußten sie brennen. Der Kaiser selbst, erzählen die Chroniken, kam mit dem Patriarchen Johannes Beckus auf den heiligen Berg, um den Widerstand der Mönche zu brechen.

Am andern Morgen zeigte man uns in der Kirche einige merkwürdige Bildnisse. An dem einen sitzt neben der Nase eine dunkle braune Erhöhung. Zwei Brüder, sagt man, hätten erforschen wollen, wen von ihnen Gott zur Heiligkeit bestimmt habe, und zu dem Zwecke ihre Bildnisse in die Kirche gestellt. Am folgenden Tage habe das eine die göttliche Unterschrift und den Heiligenschein gezeigt. Irgendwer gab einmal Zweifel an dieser Geschichte zu erkennen und berührte zweifelnd das Bild mit dem Finger; derselbe blieb daran haften und mußte ihm abgenommen werden. Es war rührend zu sehen, mit welcher Aengstlichkeit und Sorgfalt die Mönche unseren Bewegungen folgten, um uns die Integrität unserer Gliedmaßen zu sichern. Das andere Bild, sagten sie, das des heiligen Georg, habe eine Frau von Jerusalem geholt; sie sei von den Türken in's Wasser geworfen, aber das Bild unversehrt an den Berg Athos geschwommen. Solcher zur See angekommener Gemälde gibt es eine ganze Anzahl auf dem heiligen Berge; an einem sitzt zur Beglaubigung eine Auster.

Wenn die Mönche die Geschichten von den schwimmenden Bildern erzählen, so lassen sie merken, daß es eine gewisse, in's Magnetische spielende, natürlich-heilige Kraft des Berges Athos sei, welche dieselben angezogen habe; aber diese naive Erklärungsweise nimmt auf die Hauptsache, auf das in allen diesen Erzählungen vorkommende Element des Wassers, keinen Bezug. Die Bilder hätten ja auch durch die Luft fliegen oder von Engeln getragen werden können, und dem wunderdurstigen Gemüthe der Mönche wäre eine solche Fahrt ebensowenig befremdlich gewesen, als die unversehrte Ankunft der Gemälde nach monatelangem Schwimmen auf dem Wasser. Eben dieses, das Schwimmen, will erklärt sein. Da aber die Jungfrau Maria, von deren Bildnissen das Wunder zumeist erzählt wird, zum feuchten Elemente keine besondere Beziehung gehabt hat, so wird man kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß hier die Function einer alten Naturgottheit auf die neue Gottesmutter übertragen worden ist. Als den Seefahrern ihre Schutzgöttin, die schaumgeborene, seebeherrschende Aphrodite, genommen wurde, wie so manchem anderen Stande die seinige, wandten sie sich in ihren Nöthen und Gefährden an die neue Göttin und statteten sie in ihren Erzählungen mit all' der Machtvollkommenheit aus, mit welcher ihnen die alte gedient hatte, und es waren gewiß bemerkenswerthe Beweise ihrer Gewalt über das Meer, wenn sie ihre Bildnisse von fernen Küsten her unversehrt durch die Wellen führte. Wenn aber nur die Geneigtheit zu glauben vorhanden ist, kommt bald Botschaft über Botschaft. Man muß dabei nicht an absichtliche Erdichtung und Lüge denken. Die einfältigen Menschen dieser Küsten, und vor Allem die Mönche, ermangeln jedes geschichtlichen Bewußtseins, und mit dem besten Willen wissen sie über das Nächstliegende keine verläßliche Auskunft zu geben; aber die Phantasie duldet kein Leeres, und bereitwillig tritt sie in alle Lücken des Gedächtnisses und für jeden Mangel der Urtheilskraft ein. Da erlebe nur ein Mann, der sich in äußerster Noth mit seinem Gebet an ein bestimmtes Marienbild gewandt, eine auffallende Rettung, und sofort ist auch die Wundergeschichte über

Ursprung des Bildes da. Kindliche Eifersucht spinnt die Mär dann weiter. s die eine Maria gekonnt, warum sollte es die andere nicht auch können, und um dem heil. Georg unmöglich sein, was man von der Jungfrau erzählt?

Beim Hinausgehen aus der Kirche wurden wir auf einige prachtvolle, uralte pressen aufmerksam, die davor stehen. Dergleichen Bäume, nur nicht immer ausgesucht große, finden sich, außer mitten in den Städten, neben jeder grie- chen Kirche, und das ist kein Zufall. Es sind die lebendigen Reminiscenzen alten heiligen Haine, von denen die alten griechischen Tempel umgeben waren. ist auch jede griechische Kirche, wie der alte Tempel, von einem mauer- grenzten heiligen Bezirk, von einem Temenos, umfangen. Nach der Kirche uchten wir noch die Begräbnißstätte der Mönche. Nur wenige einfache Gräber ren da zu sehen und diese nur mit ein Paar Ziegelsteinen belegt. In diesem fachen Zeichen scheint sich ein allmälig in Mißverstand gerathener Gebrauch r Alten forterhalten zu haben, welche über den Grabstätten der Ihrigen Ge- ße von gebranntem Thon zerbrachen, wie man in Athen auch noch heute thut. brigens ruhen die Mönche in diesen Gräbern, blos in ihrer Kutte bestattet, r etwa drei Jahre; dann nimmt man ihre Knochen heraus und bringt sie in nen Keller unter der Kirche, wo man die Gebeine auf einen Haufen legt, die chädel auf Bretter neben einander ordnet. Auf die Stirn schreibt man Namen nd Todestag, so daß jeder Kopf zum Denkmal seines weiland Inhabers wird. us der Farbe der Knochen ist man geneigt, auf den Zustand der Seele im Tode schließen: ein schönes Weiß oder Gelb verräth ein gutes Abscheiden, Schwarz t von bedenklichster Symbolik. Ein Haufen Knochen, den man vor fünf Tagen usgegraben hatte, um einem neu Verstorbenen Platz zu machen, zeigte sehr un- ünstige Flecken, und da man uns anmerkte, daß wir derselben gewahr wurden, agte unser Freund: „Da müssen nun Gebete nachhelfen.“ Aber die Bulgaren rklärten beruhigend, und wie um ihren heimgegangenen Bruder vor uns fremden Leuten zu rechtfertigen, er habe zwei Jahre über die gewöhnliche Zeit dagelegen, nd in so langer Zeit seien die Knochen ohne seine Schuld ein wenig schwarz geworden. Auch hierbei zeigten sich trotz der sonstigen mönchisch-christlichen Gleichartigkeit der Denkweise ethnologische Unterschiede. Der Russe erwähnte jenen Glauben, der auch bei einigen Völkern der Südsee vorkommt, als eine Eigenthümlichkeit der Bulgaren; er selbst nahm nicht daran Theil.

Nachmittags kehrten wir wieder nach dem Russikonkloster zurück. Zuerst ritten wir im Bette eines ausgetrockneten Bergstromes hinab, das von herr- lichen Platanen besäumt ist, dann den westlichen Rand entlang, wo der Weg über die Kiesel des Meeres führt. Die unteren Abhänge der Berge sind hier mit zahlreichen, wohlgepflegten Oliven bestanden. Wir zogen an den Klöstern Dochiariu und Xenophu vorüber; in den Felsspalten über dem Meere wurden hier und da die Wohnungen von Anachoreten sichtbar. Sie liegen so dicht über dem Wasser, daß die Fluth den Ausgang unmöglich machen muß. Gegen Ende des Rittes entwickelte sich das Mitglied der Mönchsleibwache, welches am Aus- gange von Karyäs die türkische Macht abgelöst hatte, ein Inselgrieche in reich- gestickter Jacke und Fustanella, zu einer wahren Batterie. Er feuerte aus seinem Handrohre und sämmtlichen Geschützen, die bisher in scheinbarer Arglosigkeit

aus seiner Leibbinde herausgestarrt hatten, mit wahrem Enthusiasmus. (
galt, die Thurmwächter im Russikkloster von unserem Herannahen in Kenntn
zu setzen, und der Zweck wurde erreicht: bald ertönte Glockengeläute, die Mön
zogen uns entgegen, und wir wurden liebevoll, wie Brüder des Hauses, empfang

Kurz nach Sonnenuntergang machten wir uns auf, um einen Einsiedler, d
etwa zwanzig Minuten vom Kloster entfernt wohnte, in seiner Hütte zu besuche
Wir stiegen über eine doppelte Leiter hinauf und hinab in ein wohlgehaltenes Gär
chen, in welchem unter einigen Oliven etliches Gemüse wuchs, und befanden uns v
einer niedrigen Steinhütte, die keine einzige Oeffnung als die enge Thür zeigt
Die Mönche, welche uns begleiteten, klopften an, und eine alte, zitternde Stimm
antwortete ihnen ein wenig mißvergnügt. Der Anachoret hatte bereits geschlafe
wurde aber vermocht, aufzustehen und Licht zu machen. Beim Scheine ein
kleinen Wachslichtes, das er auf eine Stuhllehne klebte, traten wir in sei
Hütte. Sie zeigte sich in zwei Räume getheilt: im vorderen lag Holz geschic
tet und standen einige zerbrochene Töpfe, im hinteren befand sich eine Pritsch
mit einer zerfetzten wollenen Decke bedeckt, ein Stuhl und ein klaffendes Schrän
chen mit einigen Büchern darauf; im Winkel war eine Feuerstätte angebrach
Herd und Kamin zugleich. Der Rauch hatte das Innere des Gemaches, da
nicht viel größer als ein Grab war, völlig gebräunt; einige Heiligen-Holzschnitt
bilder an der Wand waren kaum zu erkennen. Der mehr als achtzigjährig
Alte war in ein zerlumptes braunes Untergewand gekleidet; Haare und Bar
nie von einer Scheere berührt, hingen ihm wirr vom Haupte. Als wir mi
ihm sein Wohn- und Schlafgemach betraten, verneigte er sich dreimal gegen di
Wand, an der sein Lager stand, nahm ein Bildchen herunter, wickelte es au
einem Lappen heraus, küßte es und reichte es — es war eine Madonna —
seinen Besuchern zum Kusse dar. Geld, das wir ihm boten, nahm er nicht
Sein Brod empfängt er vom Russikkloster, auf dessen Grund und Boden er sic
vor 45 Jahren diese Steinhütte erbaut hat, nachdem er vorher im Kloster selbs
gewohnt; das Gemüse, dessen er für zwei warme wöchentliche Mahlzeiten bedarf
baut und kocht er sich selbst; sein Kleid mag so alt sein, wie seine Hütte, und
es wird ihn in die Grube begleiten. Anderer Bedürfnisse hat er sich längs
entwöhnt.

Welch ein Leben! In so strenger Einsamkeit durchgeführt, liegt es doch
außerhalb unserer Sympathie. Denn dem wirklichen Einsiedler schwinden un-
rettbar die Seelenkräfte ein, seine Empfindung wird dumpf, sein geistiges Leben
bethätigt sich nur noch in einem starren Hinausblicken in eine Zukunft, die nicht
von dieser Erde ist. Dieser Greis hat keine Vergangenheit, weil er nie in der
Gegenwart gelebt hat. Wenn er auf sein Leben zurückblickt, das sich ihm endlos
gedehnt haben muß wie das Warten auf einer Station, so wird er es trotzdem
fühlen wie einen einzigen Augenblick; denn auf jeder Seite des Buches findet
er die nämliche Schrift, und diese Schrift drückt keinen Inhalt aus. Mit Aus-
nahme eines Tages im Jahre 1828, wo ihn die Türken nach der Art eines
Maulesels bepackten und über die Berge trieben, verlief jeder von den etwa
zwanzig tausenden, die er hier verlebte, wie der andere.

Wir wünschten dem Alten ein noch langes und glückliches Leben und ver-

n ihn. Als wir wieder auf der Leiter standen, hörten wir ihn rufen und hinter her trollen. Er reichte Jedem von uns einen Stock, den er selbst geschnitzt , und wünschte uns eine glückselige Wanderschaft. Nachts um 12 Uhr wurden Mönche zum Beginn des Gottesdienstes geweckt und zwar dadurch, daß e der jüngeren dienenden Brüder mit einem Hammer in lebhafter Wieder= ng auf hölzerne Bretter schlugen, welche, an zwei Eisenstangen befestigt, auf offenen Galerien angebracht sind. Dieses einfache Instrument diente in den ten Zeiten überhaupt zur Berufung christlicher Versammlungen; in der ischen Kirche wird es noch an den beiden letzten Tagen der Charwoche statt Glocken angewandt.

Um ein Uhr kam der Dampfer in Sicht, der uns abholen sollte. Während ihn, der milden Luft uns erfreuend, von der Galerie aus beobachteten, er= n plötzlich mit freudestrahlendem Gesicht der griechische Professor von Andreas; er hatte einen Genossen, der nach Stambul wollte, begleitet, um noch einmal zu sehen.

Die Mönche hatten inzwischen begonnen, zu singen und zu beten. Früh gegen Uhr verließen wir ihr gastliches Haus. Der würdige Igumenos und unser und ließen es sich nicht nehmen, uns an Bord des Dampfers zu begleiten; rend wir auf dem kleinen Boote zwischen Strand und Schiff schwammen, gen die Glocken vom Russikkloster feierlich in die stille Nacht hinaus.

Als wir andern Morgens erwachten, war unser erster Blick in der Rich= g des Athos. Sein majestätischer, amaranthfarbener Gipfel, über Wolken vorragend, war noch deutlich zu erkennen. Wir sandten ihm tausend Grüße er aufrichtigen Dankbarkeit.

Die Lage im Orient.*)

Von ****

„Noch heute ist die dauernde Erhaltung des Friedens nach menschlichem
messen gesicherter, als sie es jemals in den letzten zwanzig Jahren vor Herstell
des deutschen Reiches gewesen ist. Abgesehen von der Abwesenheit eines je
erkennbaren Grundes zu einer Störung genügt zur Aufrechthaltung des Fried
der feste Wille, in dem S. M. sich mit den ihm befreundeten Monarchen ei
weiß, und die Uebereinstimmung der Wünsche und Interessen des Volks." I
diesen Worten glaubte die Thronrede bei Eröffnung des deutschen Reichst
am 27. October 1875 die auswärtige Situation bezeichnen zu können. Ein
anderes Bild derselben gab die Thronrede vom 30. October 1876. Sie wies n
nur allgemein auf die augenblicklichen Schwierigkeiten der Lage und die
gewisse Zukunft, sondern gab auch die Möglichkeit zu, daß der Friede unter
Deutschland nachbarlich und geschichtlich näher stehenden Mächten bedroht
könne. Da hiermit unzweifelhaft Rußland und Oesterreich gemeint waren,
konnte vom Dreikaiserbund vorläufig nicht mehr die Rede sein. Die Rede
kundete also, bei aller gebotenen Zurückhaltung und nachdrücklicher Betonu
der Friedensliebe Deutschlands, deutlich genug den Ernst der Lage. Und
wäre dies auch anders möglich gewesen: die kleine Wolke, die wie eines Man
Hand am Himmel stand, hat denselben schwarz umzogen, das Bischen Herze
wina ist zu der maßgebenden Frage der europäischen Politik geworden, und
verschieden auch die Situation je nach Stellung der Mächte und Parteien
urtheilt werden mag, immer allgemeiner wird die Ueberzeugung, daß der rolle
Stein nicht wieder zum Stehen gebracht werden kann, daß das ganze Bün
von Fragen, welche in der sogenannten orientalischen Frage enthalten sind, ei
Lösung entgegendrängt. So mag es wol denn an der Zeit sein, einen Rückblick
den Weg zu werfen, den die Verwicklung bisher durchmessen; denn wenn m
auch nicht weiß, wohin man geht (und man geht bekanntlich in solchen Fäl

*) Man vergl. Deutsche Rundschau, Band VII (April und Mai 1876), S. 97—119,
S. 225—232.

ıde oft am weitesten), so ist es immer schon Etwas, zu wissen, woher ın kommt.

I.

Am 2. Juli 1875 meldete der englische Consul Holmes aus Bosna-Seraï, ß Unruhen in der Herzegowina ausgebrochen, und schon bald darauf mußte er richten, daß dieselben einen sehr ernsten Charakter angenommen; im August ar der Aufstand auch in Bosnien ausgebrochen. Um seinen Ursprung und die ıische Ausbreitung richtig zu beurtheilen, müssen wir zunächst einen Blick auf ie Verhältnisse des Landes werfen.*)

Die nordwestliche Provinz der Türkei, in deren südlichsten Theil Serbien nd Montenegro so einspringen, daß sie nur durch einen schmalen Streifen mit dem brigen Reiche zusammenhängt, hat eine Bevölkerung von etwa 1,211,800 Seelen, ovon 442,170 Muselmänner, 571,800 griechisch-orthodoxe, 185,500 katholische hristen sind, sämmtlich desselben slavischen Stammes. Die übrigen sind riechen, Juden, Zigeuner u. s. w.**) Eine ähnliche Mischung verschiedener onfessionen findet sich auch in den meisten andern Provinzen der Türkei; was ber hier durchaus eigenthümlich, ist: daß die Muselmänner nicht Türken sind, eren es vielmehr, mit Ausnahme einiger Beamten und Soldaten, in dem Lande icht gibt. Bosnien, einst ein Theil des großserbischen Reiches, behauptete egen die Osmanen eine verhältnißmäßige Unabhängigkeit, länger als Serbien elbst, und ward erst 1463 unterworfen. Es war bis dahin ein Lehnsstaat wie die umliegenden Länder gewesen; ein mächtiger Adel hatte fast allen Grundbesitz, auf dem die Bauern als Hörige wohnten. Während aber in Serbien der Adel durch die Eroberung vernichtet ward, trat der bosnische Adel, um seine Güter und seine herrschende Stellung zu retten, zum größten Theile zum Islam über, die Masse der Bauern blieb dagegen dem Glauben ihrer Väter treu. Dieser alte Adel ergänzte sich durch Renegaten geringerer Abkunft, welche sich in den Wirren der Kriege gegen Ungarn theils verlassener Ländereien bemächtigten, theils die christlichen Besitzer geradezu verdrängten und von der Pforte mit diesen, sowie mit heimgefallenen Besitzungen belehnt wurden. Die jüngeren Söhne zogen sich vielfach in die Städte, die überwiegend von Muselmännern bewohnt sind. Bosnien ist somit die einzige Provinz der Pforte, welche eine bedeutende muselmännische, nichttürkische Bevölkerung und einen Erbadel hat, welcher derselben Race angehört, wie die Rajah, denselben serbischen Dialekt spricht wie diese und von ihr doch social wie religiös scharf getrennt ist. Mögen die bosnischen Begs manche Sitten aus der christlichen Zeit erhalten haben, wie z. B. die Polygamie nie unter ihnen herrschend ward und die Frauen eine freiere Stellung haben

*) Der Name der Herzegowina, die jetzt als besonderes Vilajet constituirt ist, stammt daher, daß Kaiser Friedrich III. dem Fürsten der bosnischen Provinz Kosatschina die Herzogswürde verlieh.

**) Bei dem Mangel einer zuverlässigen officiellen Statistik sind diese Angaben nur annähernd; nach Arbuthnot, den einer der besten Kenner der Türkei, Lord Strangford (Select Writings II, 99), als zuverlässigsten Gewährsmann nennt, kommen auf die Herzegowina 182,000 Seelen, wovon 60,000 Muselmänner, 70,000 griechisch Orthodoxe, 52,000 Katholiken.

sollen, mögen sie auch Türkisch gar nicht verstehen, so sind sie doch Muselmänner und zwar, wie fast alle Renegaten, fanatische. Sie nahmen hervorragenden Antheil an den Kämpfen, welche die osmanischen Heere bis an die Thore Wien's führten, sie lieferten das zahlreichste Contingent für die Janitscharen und blieben in ihrer Abgeschiedenheit unberührt von den europäischen Einflüssen, welche in den Provinzen, die mehr dem Verkehr zugänglich waren, auch auf die Türken wirkten. So fest war ihre Unabhängigkeit begründet, daß selbst die rücksichtslose Härte, mit der Mahmud II. den Lehnsadel zerstörte, in Bosnien nicht durchzudringen vermochte. Erst 1851 konnte Omar Pascha nach blutigem Kampf sie soweit unterwerfen, daß die Souveränetät des Sultans einigermaßen hergestellt ward. Aber das Loos der Rajah, welche den Schutz der Pforte gegen ihre Bedrücker angerufen, ward dadurch nicht gebessert, daß die politischen Privilegien der Begs etwas beschnitten wurden. Schon früher waren diese aus Lehnsherren freie Eigenthümer, aus den Hörigen Pächter geworden, ohne alle festen Rechte gegen den Besitzer des Bodens, den sie anbauten. Nun nahm die Regierung den bisher an die Grundherren entrichteten Zehnten (Desetina), der bei Gelegenheit der Reise des Sultans 1868 auf $12\frac{1}{2}$ erhöht ward, für sich, gab aber den Begs die Tretina, d. h. ein Drittel des Gesammtertrags der von der Rajah bebauten Felder. Außerdem gibt es Grundsteuer (Campatico), Haussteuer (Cusatico), Grassteuer (Travarina), Steuer auf Kleinvieh und Schweine, Arbeitssteuer, Honigsteuer und Militärkopfsteuer, Accise auf Taback und Wein, daneben Hand- und Spanndienste. Endlich kommt noch die Kirche mit ihren Forderungen. Der muhamedanische Cultus ist mit seinen Anstalten in Bosnien wie in den übrigen Provinzen wohl ausgestattet, indem ein bedeutender Theil des Bodens den Moscheen gehört und als solcher (Vakuf) steuerfrei ist. Die beiden christlichen Confessionen entbehren solcher Mittel; die römisch-katholische ist noch in der günstigsten Lage, sie hat vier Klöster erhalten und empfängt Hilfe aus der übrigen katholischen Welt; die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit ist auf Besteuerung ihrer Angehörigen gewiesen, und diese ist um so härter, als alle Stellen durch Simonie vergeben werden. Metropolit wird und bleibt, wer in Constantinopel das höchste Gebot thut und hinlängliche Spenden an die Hauptquelle der Corruption sendet. Um auf seine Kosten zu kommen, läßt er sich natürlich wieder alle Stellen bis zum ärmsten Dorfpopen bezahlen, und die Hirten, welche von ihrem Bischof gerupft werden, scheeren ihrerseits nach Möglichkeit die Heerde.

Die Härte der Abgaben wird nun noch bedeutend erhöht durch die Art ihrer Erhebung: wie in allen Provinzen verpachtet die Regierung ihre Steuern, und zwar an den Meistbietenden. Der Steuerpächter kommt, begleitet von Polizei (Zaptiehs) in das Dorf, lebt auf dessen Kosten und bestimmt den Zehnten nach einer Schätzung, die immer zu hoch ist, weil sie ihm Gewinn bringen soll. Nicht eher, als bis die Steuer bezahlt ist, darf die Ernte eingebracht werden, und da die Pächter meist die Steuern mehrerer Dörfer gepachtet haben, können sie nicht in allen rechtzeitig erscheinen, so daß die Ernte vielfach leiden muß. Ebenso zieht der Grundherr mit seinem Gefolge im Herbst umher, quartiert sich im Dorf ein und bleibt, bis er seinen Antheil erhalten.

chtsmittel gegen Ueberbürdung hat der Bauer nicht; die Steuerpächter werden ts von den Beamten unterstützt, deren manche mit ihnen speculiren; die Gleich- it der Confessionen vor Gericht, die oft proclamirt, steht nur auf dem Papier, die Muselmänner in den Gerichten stets die Mehrheit bilden und nur nach m Koran urtheilen.

Ein solches Regiment muß die Bevölkerung verarmen, erniedrigen und er- ttern. Das Jahr 1874 hatte eine Mißernte gebracht; nichts desto weniger tte die Pforte in ihren finanziellen Nöthen die Pächter noch hinaufgetrieben, id diese suchten sich durch entsprechende Erhöhungen der Steuer schadlos zu lten; außerdem kamen sie nicht nach der Ernte, sondern erst im Januar 1875. ie Bauern, die, um zu leben, einen Theil des Getreides verkauft, konnten ihre orderungen nicht erfüllen; darauf folgten Gewaltmaßregeln aller Art; die orfältesten, die sich an den Kaimakam wandten, wurden beschimpft, und die aptiehs nahmen Alles, worauf sie Hand legen konnten. Nun weigerte sich ne Anzahl von Bauern in vier Dörfern des Districts von Newessinje, weiter r ihre Herren zu arbeiten, und gingen theils nach Montenegro, theils in die erge. Einige Monate darauf kamen sie wieder, erklärten aber, nicht eher teuern zahlen zu wollen, als bis ihren Beschwerden abgeholfen. Sie wurden rch Zuzug rasch verstärkt, begannen Karawanen zu berauben und nahmen Zaptiehs gefangen.

Die Provinz war fast von Truppen entblößt, so suchte der Statthalter zu rmitteln und sandte zwei Commissare an die Insurgenten, welche genaue rüfung und Abstellung aller Beschwerden versprachen, wenn sie die Waffen rher niederlegten. Dessen weigerten sich aber die Führer, da einige ihrer zu- ckgekehrten Kameraden erschlagen worden waren. Sie forderten vorgängige usführung der lange versprochenen Reformen, vor Allem Abschaffung der teuerpacht und Zwangsarbeit. Dies erbitterte die Muselmänner auf das chste; sie verlangten vom Statthalter Waffen, und als derselbe dies weigerte, brachen sie die Regierungsniederlagen. Die Insurgenten ihrerseits erhielten affen aus den Nachbarländern; bald kam es zu ernsteren Gefechten, in denen iderseits mit der größten Erbitterung gekämpft ward, und die überwiegend folgreich für die Aufständischen waren. Jeder Erfolg vergrößerte ihre Schaaren. ald kamen auch Freiwillige aus Montenegro und Dalmatien, wohin Weiber, inder und Heerden geschafft wurden. Anfang August waren sie bereits in der ge, Trebinje einzuschließen; im Laufe des Monats brach die Bewegung auch Bosnien aus. Dennoch konnte die Pforte, die Alles hätte aufbieten müssen, m durch Entsendung einer größern Truppenmacht einerseits den Aufstand, an- erseits die Usurpation der Begs zu unterdrücken, und geordnete Zustände durch bstellung der schlimmsten Mißbräuche herzustellen, sich mit Rücksicht auf ihre eren Kassen nicht zu einer energischen Action aufraffen; sie erschöpfte sich in eschwerden über die Unterstützung der Rebellen von Außen.

Daß dies von Seiten Montenegro's, später auch Serbiens geschah, war otorisch und erscheint begreiflich; gegen Rußland konnte in diesem Stadium inerlei Vorwurf erhoben werden. Fürst Gortschakow, der im Juni, während ines Aufenthaltes in Baden, wiederholt die Zuversicht aussprach, daß, nachdem

die Kriegswolken zwischen Deutschland und Frankreich zerstreut seien, der europäische Friede auf Jahre gesichert sei, ward vielmehr in der Schweiz von dem Ausbruch und Fortschritt des Aufstandes sehr unliebsam überrascht. Auffallen aber mußte es, daß die Klagen der Pforte sich nicht ohne Grund gegen Oesterreich richteten, die Macht, welche — wie man meinen mußte — das dringendste Interesse hatte, den Aufstand nicht um sich greifen zu lassen. Schon früher waren die warmen Worte, welche Kaiser Franz Joseph auf dem Besuche Dalmatiens seinen südslavischen Unterthanen gewidmet, in der Bevölkerung des Nachbarlandes auf empfänglichen Boden gefallen und dort so aufgefaßt, daß man auf Oesterreichs Hilfe rechnen könne: nach den ersten Erfolgen pflanzten Insurgenten die österreichische Fahne auf. Graf Andrassy mahnte nun zwar den Fürsten Milan bei seinem Besuch in Wien, Anfangs August, zur Ruhe; gleichzeitig aber wurde eine gemäßigt insurgentenfreundliche Politik beschlossen, da man den Sympathien der eigenen südslavischen Unterthanen zu nahe treten würde, wenn man sich zum Executor der Türkei hergebe. Mit jenen Sympathien, die freilich am meisten durch die gewaltthätige Politik der Magyaren gegen die übrigen Nationalitäten Ungarns genährt waren, hatte es nun allerdings seine Richtigkeit, wie der Proceß Miletic später gezeigt hat; aber um so weniger durfte man ihnen freie Hand lassen, wenn man nicht absichtlich den Brand anfachen wollte, wie dies von der südslavischen Presse fortwährend geschah. Man rechtfertigte die Aufnahme und Unterstützung der Familien der Aufständischen, sowie die Entsendung von Aerzten und Lebensmitteln nach Cettinje als Pflicht der Menschlichkeit; ebenso sicher aber ist, daß die Insurgenten durch die Entbindung von der Sorge für ihre Familien sehr gekräftigt wurden. Dazu handhabte der notorisch slavenfreundliche Statthalter von Dalmatien, General Rodich, die Grenzcontrole der Art, daß der Zufuhr von Waffen und Munition so wenig ernste Hindernisse in den Weg gelegt wurden, als dem Zuzug von Freiwilligen. Ernste Vorstellungen magyarischer Freunde machten Andrassy zwar einigermaßen irre an der Räthlichkeit dieser Politik; es ergingen strengere Instructionen für die Grenzbewachung; man gestattete der Pforte die Ausschiffung von Truppen in Klek, wodurch diesen die Entsetzung Trebinje's möglich ward, und verständigte sich mit Rußland und Deutschland dahin, daß es geboten sei, die Insurrection zu localisiren. Es scheint aber, daß General Rodich seine Politik des laissez-aller in den nächsten Monaten noch ziemlich fortgesetzt; denn nicht nur wiederholen sich die Klagen der Pforte, sondern auch die von Lord Derby noch bei der Adreßdebatte vom 9. Februar gethanen Aeußerungen lassen deutlich erkennen, daß nach seiner Ansicht Oesterreich die Pflichten, die Sympathien seiner Grenzbevölkerung von der Unterstützung des Aufstandes abzuhalten, nicht hinreichend erfüllt habe.*)

*) „Support coming from beyond, I believe, if the Austrian Government fulfil in efficient manner as it has undertaken to do, the duties which international obligations impose upon it, the area of hostilities will be greatly limited." Consul Holmes berichtet: „the insurrection spread the Dalmatians began to show the most enthusiastic sympathy with the insurgents by joining them in bands and furnishing them with arms, ammunition and provisions," und erklärte noch im März, daß die Dalmatiner wie die Montenegriner „have openly given every possible aid to the insurgents and have, though their Governments lou-

Inzwischen hatten sich nun zunächst die drei Kaisermächte dahin geeinigt, er Pforte ihre guten Dienste zur Beilegung des Aufstandes unter Betonung er Nothwendigkeit von Reformen anzubieten. Frankreich und Italien traten em bei, England nur zögernd, als die Türkei es selbst dazu aufforderte, da, ie Lord Derby am 24. August an Sir H. Elliot schrieb, er die Räthlichkeit olcher Intervention bezweifle, welche kaum mit unabhängiger Autorität der Pforte über ihr Gebiet vereinbar sei, die Insurgenten veranlasse, auf fremde Sympathien gegen das türkische Regiment zu rechnen, und nicht unwahrscheinlich u weiterer Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Reiches führen würde. Es wurde nun vereinbart, daß die Consuln der Mächte als Delegirte ad hoc sich auf den Schauplatz des Aufstandes begeben sollten, um die Aufständischen zur Einstellung der Feindseligkeiten, zur Formulirung ihrer Wünsche, sowie dazu zu bewegen, über dieselben mit dem türkischen Commissar in Verhandlung zu treten. Als solcher ward Server Pascha ernannt und ein Ferman an alle Statthalter erlassen, welcher zu unparteiischer Gerichtspflege bei schwerer Strafe mahnte. Ein gleichzeitiges Schreiben des Secretärs des Sultans an den Großvezier gestand zu, daß die Ursachen der Unruhe zum großen Theile der ungehörigen Haltung einiger unfähiger Würdenträger, namentlich aber den Bedrückungen zuzuschreiben seien, welchen geldgierige Pächter sich zur Erzielung größerer Vortheile hingaben. Darf man die Instruction der Consuln nach der mitgetheilten englischen beurtheilen, so waren sie nicht beauftragt, Collectivvorschläge zu machen, sondern einestheils den Insurgenten vorzustellen, daß sie nicht auf auswärtige Unterstützung rechnen dürften,*) andererseits ihre Beschwerden ad referendum zu nehmen und ihnen in Aussicht zu stellen, für die berechtigten Abhilfe zu befürworten. Ihrerseits beschlossen die Insurgentenführer in einer Zusammenkunft, lediglich anzuhören, was die Consuln zu sagen hätten, fanden sich auch nicht in Mostar ein, wo letztere mit Server Pascha zusammengetroffen waren. Dieser war ermächtigt, Amnestie, Bestrafung begangener Ungerechtigkeiten von Beamten und Prüfung der Beschwerden zuzusagen, wogegen ausdrücklich erklärt ward, daß keine besonderen Privilegien „en faveur d'une seule localité" gegeben werden könnten, da alle Gesetze ohne Unterschied für sämmtliche Unterthanen gelten müßten. Die Delegirten mußten sich also entschließen, die Aufständischen aufzusuchen, und hatten mit denselben zwei Unterredungen in Nevessinje und Trebinje, welche aber zu keinem Resultate führten. Die Insurgenten erklärten, sie wollten getreue Unterthanen des Sultans bleiben,**) aber dessen Paschas betrögen ihn, so daß er ihre Lage nicht

asserted their neutrality and friendship for the Porte, in fact done everything that declared enemies to Turkey could have effected, short of sending their regular troops to take part in the insurrection." Parl. Papers. II, p. 40.

*) „An impression has prevailed among the Christians, that they enjoy foreign sympathy in the present movement and that, if sustained, it will receive material support. The task which you and your colleagues have before you is to put an end to this delusion, and to convince the Insurgents, that the powers are unanimous in withholding all countenance from them." (Sir H. Elliot to Consul Holmes.)

**) Holmes schreibt, daß in der Herzegowina nur die Bewohner eines kleinen Grenzdistricts Annexion an Montenegro wollten; „in Bosnia the population would refuse almost to a man

kenne; sie könnten sich daher, wie die Erfahrung zeige, auf keine türkischen Ver sprechungen mehr verlassen, würden auch ihre Waffen nicht niederlegen, wen nicht die Mächte ihnen das Aufhören der Bedrückung und die Ausführung de Reformen garantirten. Da die Consuln hierzu nicht ermächtigt waren, kehrte sie unverrichteter Dinge nach Mostar zurück, nachdem die Insurgenten ihne noch eine ausführliche Darstellung ihrer Beschwerden eingesandt. Der Aufstan dauerte also fort. Die Truppen der Pforte waren den Aufständischen zwar de Zahl nach überlegen, konnten ihnen aber in den Gebirgen nicht beikommen un mußten an der Grenze von Serbien und Montenegro Halt machen, wohin sic ihre Gegner zurückzogen, sobald sie sich auf dem eigenen Gebiete nicht halte konnten. Sie wurden dort mit offenen Armen aufgenommen, erhielten Unter stützung und Waffen, überschritten die Grenze dann auf einem anderen Punk und begannen den Guerillakrieg auf's Neue. Bei Gelegenheit der Eröffnung de serbischen Skupschtina gab diese, sowie die Regierung den Sympathien für di leidenden Brüder in Bosnien und Serbien, „die sich erhoben, um für ihre Menschen- und Volksrechte zu kämpfen," vollen Ausdruck; indeß bei einer vom Fürsten an die Abgeordneten namentlich gerichteten Frage schreckten dieselben doch vor den Kriege zurück. Man begnügte sich damit, zu rüsten, sowie ein Corps von 20,000 Truppen und Milizen an der bosnischen Grenze zusammenzuziehen Diesem Versprechen gegenüber drang der türkische Kriegsminister Hussein Avn Pascha auf ein energisches Vorgehen und wollte namentlich Serbien und Monte negro den Krieg erklären, die damals noch so wenig vorbereitet waren, daß sie sich unstreitig hätten fügen müssen. Aber es gelang dem russischen Gesandten, General Ignatieff, nicht nur, dies durch die Erklärung zu hintertreiben, daß Rußland einem solchen Angriffe nicht ruhig zusehen werde, sondern auch den energischen und kriegserfahrenen Hussein zu stürzen und nach Brussa zu ent fernen, da der Sultan mit diesem längst unzufrieden war, weil er zu viel Geld für die Armee brauchte. Somit hatte Hussein's bitterster Feind und Ignatieff's ergebener Freund, der Großvezier Mahmud Pascha, freie Hand und benutzte dies sogleich, um den fähigen Befehlshaber in der Herzegowina, Reuf Pascha, durch einen unfähigen Mann zu ersetzen.

In diesem Augenblicke trat nun auch eine finanzielle Katastrophe ein, welche die Stellung der Pforte schwer schädigte. Schon seit Jahren hatten die wucherischen Zinsen der durch Verschwendung und Mißregierung zu colossaler Höhe angewachsenen Schuld nur durch stets erneute Anlehen gezahlt werden können. Das officiell eingestandene Deficit des im Juli 1875 veröffentlichten Budgets belief sich auf über 5 Millionen Francs, war aber in der That so groß, daß schon damals die Zinsreduction ventilirt ward, wie man aus einem beim Sturze Mahmud Pascha's gefundenen Plane desselben sah. Diesem Plane gemäß sollte beiläufig die Schuld um 2 Millionen zu hoch angegeben und diese Summe unter Würdenträger und Speculanten getheilt werden. Am 6. October 1875

---

to be annexed to Servia and they have never dreamt of independence." Letzterer Behauptung widerspricht das Memorandum der Insurgenten, die als eine Alternative die Bildung eines Vasallenstaates unter einem fremden christlichen Fürsten hinstellen.

ch sich die Pforte genöthigt, zu erklären, daß sie für die nächsten fünf Jahre
i die Nothwendigkeit versetzt sei, die Zinsen der Staatsschuld nur zur Hälfte
aar, zur anderen Hälfte in Obligationen à 5 Procent zu zahlen. Von dieser
Maßregel wurde nur die durch England und Frankreich garantirte Anleihe von
855 ausgenommen, da bei deren Contrahirung ausgemacht war, daß der für
ie Zinszahlung haftende egyptische Tribut direct an die englische Bank ab-
führen sei. Die Regierung bemühte sich in einem Circular, diese Maßregel
ls nur durch die damaligen Wirren hervorgerufen hinzustellen, und versicherte,
aß nach deren Beseitigung der Staatscredit ein- für allemal sicher gestellt werden
olle, fand aber wenig Glauben, da durch die Ausgabe der neuen Obligationen
ie schon über 5 Milliarden Francs betragende Schuld abermals um 875 Mill.
ermehrt wurde und nicht abzusehen war, woher die Zinsen für diese kommen
ollten. Reichten doch die Einkünfte trotz alles Steuerdruckes schon lange nicht
ir die Verzinsung aus, und durch den Aufstand waren nicht nur die Ausgaben
estiegen, sondern es fielen thatsächlich auch die Steuereingänge aus jenen Districten
weg. Ebenso wenig versöhnte die Insurgenten eine neue Proclamation Server
Pascha's, wonach der Gebrauch der Landessprache in den Gerichten zugesagt
urde, die Steuerpacht und die Spanndienste abgeschafft, die Handdienste für
Straßenbau auf 20 Tage im Jahre beschränkt und die Verhältnisse der Begs
u den Rajahs neu geordnet werden sollten, zumal gleichzeitig in einem Ferman
ei der Versicherung der allerhöchsten Huld ausdrücklich Diejenigen ausgenommen
urden, welche die Bevölkerung zum Treubruch gegen ihren obersten Herrn ver-
eiten, sowie Jene, welche sich verleiten lassen, außerdem eine Anzahl Aufstän-
ischer, die zurückgekehrt waren und sich unterworfen hatten, hingerichtet wurden,
orauf die ganze Bevölkerung des Dorfes Poporopolie nach Dalmatien floh.

Inzwischen hatten die Ostmächte seit dem Mißlingen des ersten Vermitt-
ungsversuchs unter sich weiter verhandelt, um durch gemeinsame Schritte den
usgebrochenen Brand zu ersticken. Allerdings hatte eine Note des „Russischen
Regierungsanzeigers" am 29. October 1875, die General Ignatieff bei einem Be-
uche in Livadia durchgesetzt, gesagt, daß Rußland dem Einvernehmen mit seinen
Alliirten nicht seine Sympathien für die slavischen Christen opfern werde; aber
iese Manifestation, welche die Hoffnungen der Insurgenten zu stärken ebenso
ehr geeignet war, als in Wien und Berlin zu mißfallen, war keineswegs im
Sinne des damals noch in der Schweiz weilenden Fürsten Gortschakow. Auf
einer Rückreise nach Petersburg sprach er in Berlin vielmehr unumwunden aus,
aß ihm der Aufstand sehr ungelegen gekommen und man denselben nicht zu
inem neuen Ausbruch der orientalischen Frage auswachsen lassen dürfe, viel-
nehr suchen müsse, durch gemeinsame Maßregeln, die er selbst als Flickwerk
replâtrage) bezeichnete, den Brand zu ersticken. Von diesem Gesichtspunkte konnte
enn nicht von so heroischen Mitteln wie der Besetzung Bosniens durch Oester-
eich, welche die „Times" damals warm empfahl, die Rede sein. Man kam viel-
nehr zunächst nur überein, energisch in Konstantinopel und Belgrad dahin zu
virken, daß ein Zusammenstoß vermieden werde, und es gelang auch, beide
Theile zur Zurückziehung ihrer Grenzcorps zu bewegen. Da nun außerdem der
Eintritt des Winters dem Kampf in den aufständischen Provinzen einigermaßen

Halt gebot, ward beschlossen, diesen zu benutzen, um durch eine gemeinsame No der Pforte die nothwendigen Reformen näher zu bezeichnen, und Graf Andrass als Vertreter der nächstbetheiligten Macht, mit der Abfassung derselben betrau Die drei andern Staaten hielten sich zurück. Disraeli indeß bemerkte schon bei G legenheit des Lord-Mayor-Banketts (9. November 1875), England habe im Orien wenn nicht so unmittelbare, doch ebenso bedeutende Interessen wie andere Mächt und die Regierung werde diese zu wahren wissen. Diese Erklärung erhielt kurz da auf einen praktischen Ausdruck, indem am 25. November die Welt durch die Nac richt überrascht ward, daß England die dem Khedive gehörigen Suez-Actien ang kauft habe. Formell lag hier nur ein rechtlich unantastbares Geschäft vor, dess Betrag der an Milliarden gewöhnten Börse nicht einmal hoch erscheinen konnt thatsächlich aber handelte es sich um ein Ereigniß von weittragender politisch Bedeutung, welches nicht nur zeigte, daß im Orient England nur zu woll brauche, um wieder als Großmacht aufzutreten, sondern auch seine Action fi die Zukunft nach einer bestimmten Seite band. Den englischen Ministern l es zwar fern, den Besitz des Canals selbst, geschweige den Egyptens zu erwerbe aber indem sie ihr Land zum größten Actionär machten, wollten sie sich d großen Seeweg nach Indien sichern und zeigen, daß, wenn die Türkei nicht au recht zu erhalten sei, England seine Interessen im Orient wahrzunehmen wiss werde. Daher erregte dieser entschiedene Bruch mit der Nichtinterventionspoli so großes Aufsehen; während er im Lande selbst mit begeisterter Zustimmu aufgenommen ward und die lebhafte Billigung des Fürsten Bismarck fan zeigte Rußland ein kaum verhehltes Mißfallen, Frankreich melancholische R signation. Sic vos non vobis hieß es hier für die Landsleute des Her v. Lesseps, der — trotz England — das große Unternehmen durchgeführt. „C peuple français, que tu sais bien tirer les marons du feu!“ rief John L moinne, — vom lac français war freilich keine Rede mehr.

Nachdem nun die Pforte die Action der drei Mächte durch allerlei Vo wände hinauszuzögern gesucht, erließ sie, um den Forderungen derselben die Spi abzubrechen, aus eigner Initiative einen Reform-Irade für das ganze Reich, d eine wahre Fülle von öffentlichen Freiheiten versprach, den alten Mißbräuch der Verwaltung ein Ziel setzen und das Vertrauen vollkommen herstellen soll Diese Krönung des Hat-i-Hamaïum, wie die Pforte die Wiederversprechung dess was schon so oft zugesagt und nie gehalten war, nannte, konnte im Lande w in Europa nur sehr geringen Eindruck machen, zeigte vielmehr, wie schlecht d Zustände sein mußten. Gleichzeitig erschollen die lautesten Klagen über Wiede erhöhung der Steuern, die nothwendig war, um am 1. Januar nur die Häl der Schuldzinsen zu zahlen und die Truppen nothdürftig zu unterhalten. N das erreichte die Pforte, daß die bereits fertiggestellte Note der drei Mächte ein Revision unterzogen werden mußte und erst am 30. December die Einigu über sie halb erzielt war.

Das Actenstück, das nach dem Namen seines Verfassers bezeichnet wir constatirte nach einer geschichtlichen Recapitulation, daß es weder den türkisch Waffen gelungen, dem Aufstand ein Ziel zu setzen, noch der Regierung, dur ihre Reformversprechungen die Bevölkerung der aufständischen Provinzen zu b

wichtigen. Die verheißenen Reformen seien auch ungenügend, weil sie mehr lgemeine Grundsätze für die Reichsverwaltung aussprächen, als die Herstellung s Friedens in Bosnien und Herzegowina bezweckten. Als dazu geeignete aßregeln empfahlen die Mächte folgende: 1) wirkliche Gleichstellung der Chri- en mit den Muselmännern, welche zwar proclamirt, aber theils nicht aus- führt, theils mit beschränkenden Clauseln umgeben war; 2) Abschaffung der steuerpacht und Erhebung der Steuern durch staatlich bestellte Beamte; 3) Ver- wendung der directen Steuern der Provinzen für Zwecke derselben; 4) Durch- ührung dieser Reformen durch eine Commission, die zur Hälfte aus Christen, ur andern aus Muselmännern zusammengesetzt sein soll; 5) Eine Agrarreform, welche die Lage der Rajah verbessern solle, über deren Natur aber nur all- emeine Andeutungen gegeben wurden. Wenn es nicht gelinge, den allgemeinen Versprechungen des Irade derartig für die fraglichen Provinzen feste Gestalt zu geben, so werde der Aufstand im Frühjahr unstreitig neu aufleben, Bulgarien und Kreta in denselben hineingezogen werden und die Regierungen von Serbien und Montenegro, welche sich bisher nicht ohne Mühe außerhalb desselben hielten, nicht mehr im Stande sein, beim Schmelzen des Schnees dem Streben der Be- völkerung, in den Kampf einzutreten, Widerstand zu leisten. Eine Pacification könne auch nicht dadurch herbeigeführt werden, daß man den Erfolg der von der Pforte veröffentlichten Reformen abwarte; dies vermöge nur eine von den Mächten ausgehende Kundgebung zu thun, welche sich auf klare, unanfechtbare und praktische Reformen berufen könne, die besonders geeignet seien, die Lage von Bosnien und der Herzegowina zu verbessern.

Waren nun aber die empfohlenen Reformen wirklich dazu geeignet und durchführbar? Um dies zu beantworten, müssen wir an die Bedingungen der osmanischen Herrschaft erinnern. In der Mehrzahl der ihr untergebenen Länder wohnen auf demselben Boden zwei Bevölkerungen, die sich schroff gegenüberstehen. Nichts ist zwar irrthümlicher, als die im Reich der Pforte lebenden Christen als eine einheitliche Masse zu betrachten. Zwischen Griechen, Bulgaren, Armeniern, Katholiken u. s. w. herrscht vielmehr der schärfste Gegensatz und bittere Feindschaft;*) aber noch tiefer ist die Kluft, die alle diese von den Muselmännern trennt. Die Verschiedenheit der Nationalität thut viel, aber sie tritt im Orient zurück gegen die der Religion. Schon in Ungarn ist der Gegensatz von Magyaren und Slaven überall da am schärfsten, wo er mit dem confessionellen zusammen- trifft; der lebensfähigste südslavische Stamm, die Croaten, stehen der Pesther Regierung nicht so schroff gegenüber, wie Slovenen, Serben und Rumänen, weil sie katholisch, letztere griechisch-orthodox oder unirt sind. Die Schwierig- keit in Galizien liegt darin, daß neben 2 Millionen katholischer Polen $2^1/_2$ Mil- lionen griechischer Ruthenen wohnen. Dieser Gegensatz verschärft sich, je weiter man nach Osten geht; die gemeinsame Nationalität der Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina hindert nicht, daß die drei Confessionen derselben sich auf das bitterste befeinden.

Der Westen Europas ist so lange durch gemeinsamen christlichen Glauben

*) Die Katholiken haben auch am Aufstand nicht theilgenommen.

und ähnliche Institutionen verbunden gewesen, daß für die verschiedenen Nationen ein annähernd gleiches Niveau geschaffen wurde. Rußland seinerseits hat sogar die organisch erwachsene Einheit von Gesellschaft, Staat und Kirche wesentlich bis auf den heutigen Tag erhalten. Im Westen ward dieselbe zwar durch die Reformation gebrochen, und oft ist auf die Verschiedenheit katholischer und protestantischer Länder hingewiesen. Aber dieser Antagonismus ist verschwindend klein, wenn man ihn mit dem vergleicht, der zwischen den christlichen Rajah und den Muselmännern besteht. Lord Palmerston und Lord Stratford glaubten durch Reformen einen gemeinsamen Boden für beide schaffen zu können; sie übersahen, daß das Laienelement unserer modernen Weltanschauung, welche Katholiken, Protestanten und Juden, Orthodoxe und Rationalisten doch nebeneinander leben läßt, Verfolgung hindert und Gleichstellung verschiedener religiöser Gemeinschaften möglich macht, auf den Wurzeln einer gemeinsamen Bildung ruht die im Orient fehlt. Bei Muselmännern wie Christen sind Sitten, Anschauungen, Vorurtheile zu einem Ganzen verschmolzen, aber bei jedem von ihnen zu einem diametral entgegengesetzten. Was kann gemeinsam sein zwischen dem hart arbeitenden Bauern, der mit seiner einen Frau in einer Hütte lebt, an deren Wänden die Bildnisse zahlreicher Heiligen hängen, und seinem Grundherrn, der ihn einen Götzendiener und Säufer nennt, weil der Islam jedes Bild und den Wein verbietet, aber nichts Unsittliches in der Polygamie und der Bedrückung Ungläubiger findet? Der gute Muselmann und der gute griechische Christ haben jeder ihre Moral, aber eben jeder eine verschiedene. Die Unversöhnlichkeit dieser Anschauungen machte, als in den Staaten des Islam überhaupt fremde Christen zugelassen wurden, die Capitulationen nothwendig, kraft deren die Betreffenden unter den Gesandten und Consuln ihres Landes kleine, selbständige Gemeinwesen bildeten. Für die einheimischen Christen dagegen gilt nach dem Princip des Islam stets das Wort de Maistre's: „Entre Chrétien et Musulmann l'un des deux doit servir ou périr"; denn dem Koran sind die Angehörigen des Propheten ohne Unterschied der Nationalität das auserwählte Volk Gottes, bestimmt zum Herrschen über die Ungläubigen. Ein Beispiel allerdings gibt es, wo Muselmänner, und zwar überwiegend der strengsten Richtung, den Wahabiten angehörig, in voller Gleichheit neben einer Bevölkerung anderen Glaubens wohnen, welche ihnen vielleicht noch heterogener ist, als die Christen es sind, das anglo-indische Reich. Aber diese Thatsache wird nur dadurch möglich, daß hier eine dritte Macht über Hindus wie Muselmänner herrscht, beide zwingt, friedlich nebeneinander zu leben, sich durchaus unparteiisch gegen beide stellt und, obwol ihrer Natur nach despotisch, doch durch die Controle des Mutterlandes die Bürgschaft der Intelligenz bietet. Man denke sich die Regierung Englands in Indien gestürzt, und der alte Kampf der muselmännischen und Hindustaaten, der bis zu ihrer Begründung dauerte, würde auf's Neue beginnen, sowie er in Afrika zwischen muhammedanischen und heidnischen Reichen wüthet. Eine solche dritte unparteiische Macht, die Frieden halten könnte, ist in der Türkei nicht vorhanden, wo vielmehr das muselmännische Element selbst das herrschende ist und eben deshalb das christliche das dienende sein muß. Nach jahrhundertlangem Nebeneinanderleben stehen beide noch heute sich unvermittelt gegen-

er; und deshalb bleibt die Vermischung Beider zu einem Volke ein unlösbares roblem.

Es ist damit keineswegs eine Irreformabilität der türkischen Herrschaft in m Sinne behauptet, daß dieselbe mit der bisherigen Mißregierung stehe und lle. Kein Princip des Islam hindert die Herstellung einer geordneten Ver- altung, Sicherung des Eigenthums und bürgerlicher Rechte der Christen gegen illkür der Beamten und Grundherren, Anstellung christlicher Richter für die ngelegenheiten der Christen untereinander; auch gemischte Gerichte für die treitigkeiten von Christen und Muhammedanern wären in größeren Städten nkbar; endlich würde in den rein christlichen Districten eine autonome rganisation der Ortsobrigkeit sehr wohl möglich sein. Vor Allem üßte die Centralregierung reformirt, die Willkür des Sultans und der inister beschränkt und dem Zustand ein Ende gemacht werden, wo Konstantinopel ein unaufhörliches Ringen um die höchsten Stellen durch ntriguen und Bestechung stattfindet und die dort zusammenfließenden unge- uren Summen in die Hände von Verschwendern und Wucherern gehen. Damit ürde der ewige Wechsel der höheren Beamten aufhören, von denen kaum je ner die Zeit hat, sich mit den Bedürfnissen seiner Provinz bekannt zu machen, schweige sie zu befriedigen.*)

Wohl aber ist der Islam in dem Sinne irreformabel, als er nie den hristen wirklich die Rechte gewähren kann, welche die Muselmänner zur herr- enden Classe trotz ihrer Minorität machen. Die Pforte hat das auch früher, e sie die Politik angenommen, schöne Dinge zu versprechen aber nicht zu halten, umwunden erklärt. Sie weigerte, auf die Vorschläge von Rußland, England id Frankreich einzugehen, welche für die Rajah bei Gelegenheit der griechischen ämpfe gleiche Rechte mit den Muselmännern forderten, weil das heiße, den ieger an die Stelle des Besiegten zu setzen, was nur nach Zerstörung der uhammedanischen Bevölkerung geschehen könne; sie zog die Abtretung Griechen- nds als das kleinere Uebel vor. Praktisch steht die Sache trotz aller Hats ch heute so. Wir wollen ganz von den abenteuerlichen Verfassungsprojecten r das gesammte Reich absehen, an deren Verwirklichung Niemand glauben nn, sondern nur eine einfachere Frage hervorheben. Gleichen Rechten müßten eiche Pflichten gegenüberstehen, die Rajahs also müßten wehrpflichtig werden, ogegen sie von der Militärkopfsteuer befreit würden. Auf dem Papier hat die forte dies wirklich bereits am 10. Mai 1855 verfügt, aber nie gewagt, ch nur einen Anfang der Ausführung zu machen, weil eine Einheit der Dis- plin über Regimenter, die aus Christen und Muselmännern zusammengesetzt ären, nicht möglich wäre.**) Andererseits würde sie auch die Christen gesondert

*) „Without the stability of Governors-General all other reforms will be impossible," reibt Holmes II, p. 41. Der Pascha von Candia erzählte Fr. v. Löher, daß er in den letzten er Jahren elfmal einen andern Posten erhielt; zweimal wurde er Polizei-, einmal Marine- inister, ein anderes Mal Präsident des Staatsraths; einmal wurde seine Bestimmung ver- ndert, ehe er noch auf seinem Posten eingetroffen war. (Allg. Ztg. 8. Nov. 1876.)

**) Auch in der indischen Armee sind Muhammedaner von Hindus getrennt und letztere

nicht zu organisiren wagen, weil dieselben ihre Waffen eventuell gegen die Pfor wenden könnten. Die Herrschaft der muselmännischen Minorität kann d Christen Toleranz, Gerechtigkeit, bessere Verwaltung gewähren, niemals politisc und sociale Gleichstellung, und man mag überzeugt sein, daß sie hiervon durc drungen ist. Die Unfähigkeit der türkischen Regierung schließt nicht aus, d in der muselmännischen Bevölkerung zahlreiche widerstandskräftige Elemente vo handen, die ihre Rechte zu vertheidigen durchaus entschlossen sind. Stehen auch im Ganzen an Zahl den Christen sehr nach, so bilden sie doch in d Hauptstadt und deren Umgebung die Mehrheit und spielen selbst in den Pr vinzen, obwol numerisch die Schwächeren, als Inhaber der höheren Aemter dur ihre Organisation, namentlich aber durch die bewaffnete Macht, die erste Rol Sie betrachten den Hat-i-Hamaïum als ungültig, weil er ohne Zustimmu des Scheich ul Islam erlassen, und wenn die Pforte ihren Reformirade in d Provinzialstädten vor der versammelten Garnison unter dem Donner der K nonen verlesen ließ, so wird das die Muselmänner nicht bekehrt, sondern n erbittert haben.*)

Behält man diese thatsächlichen Verhältnisse fest im Auge, so konnte m von vornherein schwerlich hoffen, daß Graf Andrassy's Vorschläge geeignet seie die Folgen jahrzehntelanger Mißgriffe und Unterlassungen auszugleichen; zu der Forderungen waren in sich unmöglich, zwei an sich möglich, aber nicht lei zu erfüllen. Die verlangte Gleichheit von Christen und Muselmännern beste ja gesetzlich schon lange; wie die Hindernisse ihrer Durchführung beseitigt werd sollen, wird nicht gesagt. Die gemischte Reformcommission würde ihren Zw nie erreichen; würden die Mitglieder von der Regierung ernannt, so hätten d ausgewählten Christen von vornherein bei ihren Genossen jedes Vertrauen ve scherzt; würden sie gewählt, so käme man nur zu dem Resultat, zwei feindli Gegensätze, durch eine gleiche Anzahl von Mitgliedern vertreten, einander gege überzustellen. Die Christen sollen sich mit ihren verhaßten Zwingherren z sammenfinden, um eine complicirte Arbeit fertig zu bringen, welche letztere not wendig wichtiger Rechte berauben muß. Das Beispiel der Organisation d Libanon, das man anführt, paßt in keiner Weise auf Bosnien und die Her gowina, weil dort wol feindliche Confessionen neben einander wohnen, aber nie Christen Hörige der Muselmänner waren; außerdem sind dort eine Reihe ve schiedener Confessionen vorhanden, so daß in den Vertretungskörpern (Medjil eine Art Gleichgewicht herzustellen ist, endlich aber wurde auch diese Organisati nur durch die französische Occupation**) und die Intervention der Mächte dur gesetzt.

---

wieder nach ihren Kasten gesondert. Jede Gruppe hat eigne Brunnen und Speiseanstalten der Garnison und findet sich auf dem Marsche an gemeinschaftlichem Feuer zusammen.

*) „It is evident from the reports of H. M.'s Consuls that the native Mussulmans Bosnia and Herzegowina and even the local authorities, have not realized to themselves importance of frankly accepting and honestly executing the reforms already decreed," schre Derby an Elliot. (Jan. 25. Parl. Papers I, p. 104.)

**) Die Eventualität einer solchen wurde aber von Oesterreich bei Mittheilung der N durchaus in Abrede gestellt; „the Government have no desire to constitute themselves guardi of the peace beyond their own frontiers," erklärte Graf Beust in London. Parl. Papers I, p.

Nicht principiell unausführbar, aber praktisch schwer und nur langsam zu verwirklichen sind die beiden anderen Forderungen der Note, Abschaffung der Steuerpacht und Verwendung der directen Steuern für die Provinzen. Um das eingewurzelte Uebel zu beseitigen, daß Steuereinnehmer die Abgabenerhebung für ihre eigene Tasche ausbeuten, müssen ehrliche und tüchtige Beamte vorhanden sein; und um solche zu erhalten, muß man sie ausreichend bezahlen, — woher aber soll die Pforte die Mittel dazu nehmen? Wenn dann die directen Steuern der beiden Provinzen für diese selbst verwandt werden sollen, so ist zu berücksichtigen, daß die Pforte, abgesehen von den Tributen der halbunabhängigen Länder, ihr Einkommen wesentlich aus den directen Abgaben zieht; an indirecten hat sie nur die Zölle, deren Ertrag nicht sehr bedeutend ist, die Viehsteuer, die Taback- und Spirituosensteuer und den Stempel, der bei dem geringen Verkehr wenig abwirft. Da nun eine Beschränkung der vorgeschlagenen Reform auf Bosnien gerechte Unzufriedenheit in den anderen Provinzen hervorrufen würde, so müßte sicher allgemeine Durchführung die vollständige Einstellung der Zahlung der Schuldzinsen nach sich ziehen.*) Die türkischen Finanzen sind eben in einer Lage, daß sie Reductionen der Einnahmen nicht ertragen können, sondern es sich nur um eine andere und gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben handeln kann. Diese Aufgabe ist an sich dornig genug; unmöglich erscheint es aber für eine Regierung, die bisher von der Hand in den Mund gelebt hat, in den schwierigsten Verhältnissen auf die bisherigen Einnahmen zu verzichten. Der letzte Vorschlag der Note konnte vollends zur Zeit nicht in Betracht kommen, da derselbe eine Agrarreform umfaßt, die erst in Angriff genommen werden konnte, wenn die äußere Ruhe hergestellt war.

Zu den Bedenken, welche die angerathenen Reformen an sich hervorrufen mußten, kam nun noch der zweifelnde Ton, in dem sie vorgetragen waren. Es wurde zugegeben, daß auch ihre Ausführung nur eine relative Sicherheit bringen werde, und als Mittel zur Erreichung dieses bescheidenen Zieles bot man nur die Aussicht, daß, wenn die Türkei nicht damit Ernst mache, die Mächte zu einer nicht angegebenen Zeit in einer nicht angegebenen Weise die Erfüllung fordern würden. So machte die Note in ihrer gesammten Haltung den Eindruck eines ziemlich resignirten Pessimismus, der Mühe hatte, sich überhaupt zur Hoffnung auf eine bessere Zukunft aufzuraffen. In der That hatte sie denn auch das Loos, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich am lebhaftesten mit ihr beschäftigte, so lange ihr Inhalt nicht bekannt; sobald dies der Fall war, fühlte man, daß sie praktisch ein Schlag in's Wasser sei.

Gleichwol wurde sie formell der Ausgangspunkt der weiteren Entwickelung. Frankreich und Italien traten ihr sofort bei, England gewährte ihr zögernd eine allgemeine Unterstützung (general support) in einer Weise, welche von vornherein zeigte, daß es sich wenig Erfolg davon verspreche. Diese Auffassung, welche Disraeli am 9. November ausdrücklich aussprach,**) geht schon aus den Aeuße-

*) Dieses Bedenken äußerte auch der Herzog Decazes gleich gegen den englischen Botschafter. Parl. Papers I, p. 84.

**) Rede am Lord-Mayors-Bankett 1876: „Although we had little hope of its proving effective. The fatal fault of the Andrassy note was, that it was inopportune.

rungen Lord Derby's sowol in seinen Depeschen als im Parlament hervor. In seinem Erlaß an Sir H. Elliot vom 25. Januar 1876 bemerkt er, daß er die Vorschläge nur als Empfehlungen betrachte,*) welche keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Pforte verlangen, wie solche durch Art. IX. des Pariser Friedens ausgeschlossen, und beauftragt nur den Botschafter, zu betonen, daß die energische Ausführung im eigenen Interesse der Türkei liege, ebenso würde eine Mittheilung der zu dem Zwecke getroffenen Maßregeln nur früheren Vorgängen entsprechen. Im Oberhause sprach sich der Minister am 9. Februar 1876 folgendermaßen aus: „Als die Frage an uns herantrat, wie wir uns zu der Note Oesterreichs stellen sollten, zeigte sich eine dreifache Möglichkeit. Wir hätten uns gänzlich fernhalten können; das wäre unstreitig das Bequemste gewesen, aber hätte uns jeden Einflusses beraubt. Wir hätten der Pforte das Gegentheil d. h. nicht auf die Vorschläge einzugehen, rathen können; aber hätte sie diesen Rath verworfen, so wären wir in einer schiefen Stellung gewesen; wäre sie ihm gefolgt, so wären wir für die Consequenzen verantwortlich gewesen. So blieb nur der dritte Weg, eine allgemeine Unterstützung zu gewähren. Wir thaten dies, weil wir glaubten, daß dies, Alles erwogen, die weiseste Politik sei; aber es steht ganz in unserer Macht, ich sage nicht uns zurückzuziehen, sondern uns einer weiteren Action zu enthalten, ohne daß irgend Jemand sagen kann, wir hätten Erwartungen getäuscht oder uns Verpflichtungen entzogen." Dazu bemerkte Disraeli im Unterhause, die Regierung habe die Mittheilung von der Pforte empfangen, daß, so sehr es ihr zuwider sei, die Note entgegenzunehmen, sie doch wünschen müsse, daß England sich bei der Ueberreichung betheilige.

Abgesehen nun von dem letzteren Grunde, welchen Lord Derby als entscheidend betrachtete, um sein inneres Widerstreben gegen den Schritt zu überwinden,**) so scheint doch, daß außer den angeführten drei Möglichkeiten für England noch eine vierte vorhanden war, nämlich: das, was an den Vorschlägen der Note unausführbar war, abzulehnen, dagegen auf die oben erwähnten, praktisch durchführbaren Reformen energisch zu dringen. Jedenfalls war die ganze Situation nicht der Art, die türkischen Minister aus ihrer Indolenz zu reißen. Zunächst erfolgte die Mittheilung der Note nur der Art, daß der österreichische Botschafter sie Raschid-Pascha vorlas, ohne officiell Abschrift zu hinterlassen. Letzterer bat nur um eine solche, um seinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen und antworten zu können; die anderen Gesandten folgten dann mit gleicher Mittheilung.***)

*) Hier zeigte sich schon ein Unterschied der Stellung Englands von der der übrigen Mächte. Graf Beust betonte, daß letztere die vorgeschlagenen Reformen nicht blos als guten Rath betrachteten, sondern ein Pfand (pledge) für ihre Ausführung verlangten, wenn sie den Insurgenten rathen sollten, die Waffen niederzulegen. Lord Derby wollte sich dagegen nur zu gutem Rath verstehen. Parl. Papers I, 91.

**) Er erinnert in seiner Depesche an Sir H. Elliot daran, daß er schon zur Sendung der Consuln ungern zugestimmt, und sagt: „Since however the Porte has begged Y. E. not to stand aloof, H. M.'s Government felt that they had no other alternative." Parl. Papers I, p. 97. Lord Beaconsfield legte in seiner Rede vom 9. November das Hauptgewicht darauf, daß, da England die empfohlenen Reformen an sich für zweckmäßig gehalten, die Regierung ihre Zustimmung gegeben habe, um das europäische Concert zu bewahren.

***) Demgemäß erklärte auch das officiöse „Bassiret", daß keine Mittheilung der hohen Pforte

e Pforte bemerkte denn auch in ihrer Antwort vom 13. Februar 1876, daß in betracht der officiösen Natur des nicht an sie gerichteten Schriftstückes sie es ht angezeigt finde, „in demselben gewisse Punkte aufzugreifen, welche sich der örterung darbieten würden"; mit andern Worten, die Pforte ließ sich auf die gemeinen Klagen, Ermahnungen und Verwarnungen der Mächte nicht ein betrachtete sie nur als die Ansichten guter Freunde. Was dann die fünf formvorschläge betraf, ward erklärt, daß „S. M. der Sultan, welcher diese aßregeln als in den Kreis seiner Souveränetätsrechte fallend und zugleich als gänzung der bereits durch sein erhabenes Rescript (Ferman vom 12. December 75) kund gemachten Verbesserungen betrachtet," durch ein Irade die Ausfüh- ng von vier Punkten angeordnet habe, „welche sich aus den von der hohen orte angenommenen Grundsätzen ergeben und ausnahmslos in allen Gebieten snniens und der Herzegowina in Kraft zu treten haben." Diese Punkte waren: eichheit der Confessionen, Aufhebung der Steuerpacht, Agrarreform, gemischte formcommission. Was den fünften Punkt, die Verwendung der directen euern für die Provinz, betrifft, so erklärte die Pforte, daß eine solche Maß- el nicht mit dem allgemeinen System der türkischen Finanzverwaltung in nklang zu bringen sei, versprach aber, eine Summe auszuwerfen, welche nach hörung der Wünsche der administrativen Congregationen festgesetzt und unter ntrole der verheißenen Provinzialräthe verwendet werden solle. Wenn man n auch nicht absah, woher die Pforte diese Summe nehmen konnte, durch die c aufständischen Provinz immerhin eine Bevorzugung vor den anderen gegeben rde, so konnte man, was diesen Punkt belangt, wol die Ansicht Raschid Pascha's eilen, daß die Anordnung materiell den Absichten entsprach, welche den be- ffenden Vorschlag der Note eingegeben. Abgesehen aber von den Hindernissen, lche sich der Ausführung der anderen Punkte entgegenstellen mußten, trat noch t anderes hinzu, welches alle Zusagen vorläufig zu einem todten Buchstaben machte: Fortdauer der Insurrection, und dies betonte die Pforte natürlich besonders, dem sie mit großer Gewandtheit suchte, die Verantwortlichkeit der Mächte für Unterdrückung des Aufstandes zu engagiren. Sie begründete ihren Beschluß, Reformen sofort in Wirksamkeit zu setzen, ausdrücklich damit, daß sie die berzeugung erlangt habe, die Mächte seien, um ferneren Verwickelungen vor- beugen, geneigt, „auf die insurgirten Provinzen mit allen ihnen zu Gebote henden Mitteln eine die Pacification bezweckende und bewirkende moralische ression auszuüben," machte also thatsächlich die Ausführung der Reformen von abhängig, daß die Mächte die „verirrten Unterthanen" zur Niederlegung r Waffen bestimmten.

Hierauf arbeitete nun allerdings Graf Andrassy sehr eifrig hin. General odich und der Befehlshaber in Croatien und Slavonien, General von Molli-

---

ergeben; es sei freilich richtig, daß Graf Andrassy ein Project zur Pacification der aufstän- ichen Provinzen ausgearbeitet und einigen europäischen Cabinetten mitgetheilt habe, auf sdrückliches Verlangen auch dem Minister des Auswärtigen, der dies Actenstück kennen lernen d seinen Inhalt studiren wolle. Diese Mittheilung aber sei nur eine officiöse gewesen, und s Project auch ganz im Sinne des bereits gegebenen Fermans gehalten; die Nachricht von em officiellen Schritte also lediglich vom Geist des Uebelwollens dictirt.

nary, wurden nach Wien berufen und instruirt, die Grenzcontrole scharf z
handhaben, den Flüchtlingen Aufenthalt und Subvention in bemessener Frist z
kündigen und keine Begünstigung des Aufstandes durch die Presse zu dulde
Außerdem wurde in Belgrad energisch zur Ruhe gemahnt, nach Cettinje ab
General Rodich gesandt, um dem Fürsten von Montenegro zu erklären, dc
jede fernere Unterstützung des Aufstandes ihm den Schutz der Mächte gegen ei
Einschreiten der Pforte entziehen werde; ähnliche Mittheilungen ergingen vc
russischer Seite. Der Abschluß einer Offensivallianz zwischen Serbien und Mo
tenegro ward so allerdings verhindert; aber die Rüstungen beider und die Unte
stützung der Insurgenten dauerten fort, auch aus Dalmatien kam Ljubibrati
mit einem neuen Trupp Freiwilliger, der zwar an der Grenze festgenomm
ward, aber die Zufuhr von Waffen aus Ragusa ging fort.*) Die Pforte schic
neue Commissare, aber Wassa Effendi, zwar persönlich ein Mann von Energ
wußte auf die Frage Elliot's, wie er die zurückkehrenden Flüchtlinge unterstütze
vor Mißhandlungen schützen und solche summarisch bestrafen könne, keine Antwo
Er hatte weder Geld noch Truppen zu seiner Verfügung,**) und sein Rath wa
vom Statthalter so wenig gehört, daß, statt wirklich eine Steuererleichteru
eintreten zu lassen, man die Hammelsteuer schon im März, statt im April, erho
Die Begs ihrerseits blieben bewaffnet, und als Elliot in Konstantinopel bemerkt
daß, so lange dies der Fall, auch die Flüchtlinge sich nicht durch ihre unbewaffne
Rückkehr der Rache ihrer bisherigen Herren aussetzen würden, antwortete d
Minister, man wolle die Sache überlegen. Das Benehmen der türkischen höher
Beamten gab allseitig den Eindruck, daß es ihnen nicht Ernst mit der Pac
fication sei. So war es nicht zu verwundern, daß, als General Rodich na
der Sutorina ging, um die Aufständischen zur Unterwerfung zu bewegen, da i
auf keine auswärtige Unterstützung zu rechnen hätten, diese sich weigerten. S
verlangten ein Drittel der Güter der Begs, den Wiederaufbau der Kirchen u
Häuser, Korn und Vieh auf ein Jahr, Freiheit von Zehnten auf drei Jah
Rückzug der Truppen aus der Provinz, mit Ausnahme von Garnisonen in sec
Städten unter Controle russischer und österreichischer Agenten, Entwaffnu
der muselmännischen Bevölkerung und Garantie der Großmächte für die E
füllung dieser Forderungen. Da diese Bedingungen sofort in Wien verwors
wurden und auch kein Waffenstillstand zu Stande kam, weil die Insurgent
die Verproviantirung des von ihnen eingeschlossenen Nikšich nicht zugeben wollte
begann der Aufstand auf's Neue, und bald ward wieder berichtet, daß der Zuz
aus Dalmatien und Montenegro stärker sei, als zuvor.***)

*) Holmes meldet noch am 20. März, daß er selbst in Ragusa einige zwanzig Insurgent
traf, die bewaffnet in die Stadt kamen, Lebensmittel kauften und unbehindert wieder na
ihrem Lager zurückkehrten.

**) Dagegen war Geld vorhanden, ein zweites Minaret auf der Moschee von Bosna-Ser
zu bauen, das höher werden sollte, als der Thurm der griechischen Kirche. Trotz aller Gleichh
wurde den Christen der Gebrauch der Glocken nicht gestattet. Parl. Papers II, 18. Die Pfor
vertheidigte dies und Elliot gab ihr Recht, „da die Glocken die Stimme des zum Gebet rufend
Muezzin übertönen könnten".

***) „It is evident that the Austrian Govt. have failed lamentably in their engageme
to guard their own frontier and by means of well armed bands coming from their territor

Offenbar aber waren die Aufständischen nicht blos hierdurch zu so weit henden Forderungen ermuthigt, denn in diese Zeit fallen die ersten deutlichen ymptome eines Umschwungs in Rußland; schon im Februar 1876 erfuhr man London, daß der russische Consul in Ragusa den Aufstand offen begünstige id dem Leichenzuge eines der Führer gefolgt sei, und am 20. März meldete olmes, daß dort ein russischer Agent, Wessilitzky Bozidorovich, mit großen ummen zur Unterstützung der Insurgenten aus Petersburg eingetroffen sei. ürst Gortschakow leugnete die erste Thatsache nicht und sagte dem englischen esandten, so sehr er wünsche die Türkei zu erhalten, so könne man nicht gegen as Unvermeidliche angehen; er fand auch, die Forderungen der Insurgenten ien nicht einfach zu verwerfen. Am 22. März telegraphirte General Ignatieff, ie Pforte habe beschlossen, Montenegro anzugreifen, worauf Gortschakow die ertreter der fünf Mächte berief, um Gegenvorstellungen zu machen. Die Pforte widerte, daß sie an keinen Angriff gedacht habe, obwol Montenegro, trotz aller Versprechungen, seine Unterstützung des Aufstandes fortsetze und selbst ein monenegrinisches Corps an demselben Theil genommen habe. Der russische Kanzler rklärte dies für einen Roman, bezeichnete dagegen die Absicht der Pforte, ein orps bei Skodra zusammenzuziehen, als gefährlich: c'est une étincelle près l'une poudrière; er könne Angesichts dieser drohenden Haltung Nichts mehr Monenegro gegenüber thun, auch nicht dafür bürgen, daß dasselbe nicht durch die mstände zur Action gezwungen werde. Er werde Nichts thun, um Serbien nd Montenegro anzuregen, könne sie aber auch nicht länger zurückhalten, wenn s zu keiner Pacification der aufständischen Provinzen komme. Hinsichtlich der Reformen meinte er, die Pforte sei unfähig, sie durchzuführen, die Forderungen der Insurgenten seien gemäßigt, es komme darauf an, die Andrassy'sche Note möglichst mit ihnen in Einklang zu bringen und gegen die Pforte die energischste Sprache zu führen. Neben der Omladina, welche besonders in den südslavischen Provinzen Oesterreichs und in Serbien arbeitete, traten die slavischen Comités in Rußland hervor, die eifrig Geld sammelten und als deren Agent Wessilitzky thätig war; das bulgarische Comité in Bucharest, das schon 1867 in Bulgarien einen Aufstand anzuzetteln gesucht, bestrebte sich, die Unzufriedenheit, die dort durch den Steuerdruck entstanden war, zu benutzen, und sandte Anfang März 20 Emissäre, welche überall Subcomités unter Vorsitz des Priesters und des Schulmeisters organisiren sollten. Der Plan war, die Städte, in denen hauptsächlich Türken wohnen, und die türkischen Dörfer in Brand zu stecken, die Eisenbahnen zu zerstören und die ganze Bevölkerung zur Erhebung gegen die Türken zu nöthigen; die Verschwörung ward verrathen und brach daher vorzeitig. Anfangs Mai, in einigen Dörfern aus. Dies verbreitete einen panischen Schrecken unter der sehr in der Minorität befindlichen muselmännischen Bevölkerung, und die Stimmung in Constantinopel ward so drohend, daß die Botschafter zum Schutz ihrer Angehörigen Kanonenböte verlangten; am 6. Mai wurden die Consuln Frankreichs und Deutschlands in Salonichi ermordet.

---

a formidable insurrection has been excited in districts which have hitherto remained quiet." (Elliot 7. April.)

Inzwischen war von den leitenden Ministern der drei Ostmächte eine Co ferenz in Berlin bei Gelegenheit der Durchreise des Kaisers Alexander nc Ems verabredet, welche vom 10.—12. Mai stattfand. Fürst Gortschakow tr hier mit dem Project einer Occupation Bosniens, die durch Oesterreich, eventu durch Italien im Namen Europa's zu vollziehen sei, da nur so die Pacificati erzielt werden könne, hervor. Er begegnete aber hiermit dem entschiedenst Widerspruch Graf Andrassy's, dem Fürst Bismarck beitrat. Um andererseis das Einverständniß zu erhalten, kam der österreichische Minister, weit über sei eigenen Wünsche, denen Rußlands entgegen, und so entstand das „happy cor promise", wie Disraeli sagte, das Berliner Memorandum. Am 13. M wurde dasselbe von den drei Ministern den Botschaftern Englands, Frankreid und Italiens mitgetheilt, wobei Fürst Gortschakow denselben bemerkte, s würden, da er und Graf Andrassy bis zum 15. in Berlin blieben, die Verstä digung sehr erleichtern, wenn sie durch telegraphische Mittheilung des wesen lichen Inhalts darauf hinwirken könnten, daß ihre Regierungen bis dahin sic äußerten. Frankreich und Italien antworteten wirklich am 15. zustimmen in England aber sah man die Sache anders an. Schon die Art der Mittheilun und der Fristbestimmung, wobei Zustimmung vorausgesetzt schien, mißfiel i London höchlich; Jemand, der Disraeli unmittelbar nach Empfang der Nachric sah, bemerkte, dessen Gesicht habe ihn lebhaft an das Lord Palmerston's erinner als derselbe den Abschluß der spanischen Heirathen erfuhr. Dem Grafen Schu waloff erklärte der Premier, von einer telegraphischen Antwort könne keine Red sein, das Cabinet werde das Memorandum sorgfältig zu prüfen haben, und fügt hinzu: „Monsieur l'Ambassadeur, c'est peut-être ainsi que l'on traite le Mon ténégro, mais on ne traite pas ainsi une grande puissance comme l'Angleterre." Abgesehen von dieser Formfrage erhob aber schon am gleichen Tage Lord Derb in einer Unterhaltung mit dem deutschen Botschafter starke Bedenken gegen de Inhalt des Memorandums, und am 19. lehnte er die Theilnahme an der vor geschlagenen Politik ab, indem er diesen Beschluß durch eine Kritik der einzelne Punkte begründete und zeigte, daß dieselben, obwol sich an die Andrassy'sch Note anschließend, doch eine Reihe neuer und undurchführbarer Forderunge enthielten.*) Namentlich betonte er, daß die Bemerkung am Schluß des Memo randums, welche, wenn die neuen Vorschläge nicht den gewünschten Zweck habe sollten, wirksame Maßregeln, um das Uebel zu hemmen, in Aussicht stellten fast einer Aufforderung an die Insurgenten gleich komme, nicht nachzugeben. Dis raeli erklärte am 9. November, daß mit jenen Maßregeln unzweifelhaft ein Besetzung türkischer Provinzen gemeint gewesen sei. In einem besonderen Erlaß sprach der Minister aus, daß es für die englische Regierung unannehmbar sei wenn ihr eine Reihe von Artikeln vorgelegt werde, ohne daß ihr vorher Gelegen heit gegeben sei, dieselben im Einzelnen zu prüfen oder ihre Einwände geltend

*) Die Behauptung Gortschakow's in seiner Depesche vom 19. November: „Das Londoner Cabinet habe diese Vorschläge, welche das Andrassy'sche Programm weiter entwickelt, zurück gewiesen" ohne dieselben zu prüfen, ohne sie zu berathschlagen — ist daher ebenso verletzend, als unzutreffend.

machen.*) Außerdem aber traf sie, im Gegensatz zu ihrer bisher passiven altung, die umfassendsten Anstalten zur Entfaltung einer imposanten maritimen treitmacht im Mittelmeer, allerdings, wie Lord Derby sagte, zur Sicherung rer Unterthanen, wesentlich aber, wie Disraeli zugestand, um die Machtstellung nglands auf dem Schauplatz der Action wirksam zu vertreten.

Wir können hier, da das Memorandum keine weitere Rolle gespielt, von ner eingehenden Betrachtung des Inhalts absehen und uns auf die Bemerkung schränken, daß Derby's Kritik gerecht scheint. Offenbar hatte Fürst Bismarck inen Antheil an seiner Abfassung; die ganze Haltung desselben, das Unzuammenhängende seiner einzelnen Theile, das Durcheinander von unbewiesenen Voraussetzungen, Hoffnungen und versteckten Drohungen widersprechen gänzlich er Art, mit der der deutsche Kanzler Dinge behandelt, die ihm am Herzen egen. Diese unklare Form verrieth den Ursprung in der zwiespältigen Politik Oesterreichs, der Inhalt kam von Rußland.**) Ebendeshalb wurde Englands Weigerung als ein schwerer Schlag in Ems,***) keineswegs in Berlin und Wien mpfunden; Oesterreich wie Deutschland weigerten sich, auf die dringende Aufforderung Rußlands einzugehen, das Memorandum ohne England in Konstantinopel zu überreichen. Frankreich suchte im peinlichen Gefühl, voreilig gehandelt u haben, vergeblich eine Manifestation zu combiniren, welche die Einheit der ction Europa's wiederherstelle.

Weit schwerer noch war die Niederlage, welche die russische Politik durch nerwartete Ereignisse am Bosporus erlitt. Die Aufregung der muselmännischen Bevölkerung war in der Hauptstadt nicht sowol gegen die Christen, als gegen die eigene unfähige Regierung gerichtet, die vollkommen in Ignatieff's Händen war. Dieser überredete auch den Großvezier, keine Truppen nach Bulgarien zu enden, da der dortige Aufstand Nichts auf sich habe und nur durch einige nichtbezahlte Eisenbahnarbeiter angeregt sei; andererseits suchte er den Schrecken, welchen die Vorgänge in Salonichi in der christlichen Bevölkerung verbreitet, möglichst zu erhöhen, indem er die zur Disposition seiner Gesandtschaft stehenden Montenegriner bewaffnet aufziehen ließ. Mahmud Pascha, der bei dem Sultan in Ungnade gefallen war, weil er demselben auch nicht genug Geld gab, hielt sich nur durch Ignatieff, und der Plan war bereits zwischen beiden discutirt, eine russische Besatzung zum Schutze Konstantinopels einrücken zu lassen.†) Allein an dem Botschafter sollte sich die Wahrheit des serbischen Sprichworts erproben: „Der Fuchs fängt sich im Eisen mit einem Bein, aber wenn er recht

*) „The northern powers had invented a totally new system of diplomacy. They drew up measures without any sort of consultation with the other powers, embodied the result of their deliberations in memoranda, which they summoned the other powers to accept or else to be responsible for the consequences," sagte der englische Gesandte in Rom.

**) Der italienische Minister Melegari erklärte dies sogar dem englischen Gesandten offen. „Although the demands had been presented by the three Powers collectively, they were the work of the Russian Cabinet only." II, 153.

***) „Die Folgen sind schreckliche gewesen," sagt Gortschakow in seiner Depesche vom 19. Novbr.

†) Hierauf spielte Lord Beaconsfield an, wenn er am 9. November als Grund für die Sendung der Flotte auch anführte, „having received intimation, that wild and daring schemes were in agitation."

schlau sein will, mit allen vieren." Durch jahrelange Arbeit hatte er sich e
ganz ausnahmsweise Stellung geschaffen, Englands Einfluß am Bosporus w
unter dem Gladstone'schen Ministerium auf Null gesunken, Oesterreich durch inn
Schwierigkeiten gelähmt, Frankreichs leitende Stellung seit Sedan vollständ
gebrochen, Deutschland noch zu sehr mit seiner Consolidirung beschäftigt, s
sich in die orientalischen Dinge näher einzulassen. Ohne daß Ali Pascha
über die Ziele Rußlands täuschte, war daher die Pforte genöthigt, ein gu
Einvernehmen mit demselben zu suchen, das dessen Botschafter naturgemäß z
mächtigen Manne machte, namentlich nachdem 1871 beim Tode Ali Pasch
Mahmud gefolgt war und seine persönliche Begabung durch die Unbedeutendh
seiner großmächtlichen Collegen noch gehoben ward. Rußland seinerseits fand
vorläufig das Beste, das alte Gebäude zu conserviren und sich seiner asiatisch
Aufgabe zu widmen. Einzelne Niederlagen kamen nicht in Betracht gegen d
Rückhalt, den ihm der Dreikaiserbund gab, welcher Oesterreich im Orient ne
tralisirte. Der bosnische Aufstand brachte Ignatieff's Einfluß auf die Spitz
mit der einen Hand lähmte er die Action der Pforte, mit der andern leitete
die Fäden der unterirdischen Minirarbeit, welche ihre Existenz untergrub. Al
als das Ziel erreicht und die Tage des Vertrags von Unkiar-Skelessi zurü
gekehrt schienen, brach das kunstvolle Gebäude zusammen. Einige energis
Männer, vor allen Midhat Pascha, der erklärte Gegner Rußlands, waren läng
überzeugt, daß nur durch einen Umschwung an höchster Stelle der Ruin d
Reichs aufgehalten werden könne. Als nun der Aufstand auch in Philippopol
ausbrach, benutzten die Reformer den Schrecken, den dies hervorrief, um d
Koranstudenten, die Softas, zu einer Action zu veranlassen. Diese zogen zu
Sultan mit einer Petition, welche die Absetzung Mahmud's und des Scheich
Islam verlangte, und Abdul Aziz, ohne zu ahnen, daß er damit sein eigen
Urtheil unterzeichnete, nahm gern diesen Anlaß wahr, sich Mahmud's zu en
ledigen. An die Stelle desselben trat Mehmed Rudschi, Hussein Avni wa
zurückberufen, bald darauf trat auch Midhat ein. Scheich ul Islam ward Hass
Cheirullah. Es gelang Midhat bald, den Großvezier und Hussein zu überzeuge
daß man nicht auf halbem Wege stehen bleiben dürfe: die Minister stellten de
Sultan noch einmal die Nothwendigkeit vor, seine Ausgaben einzuschränke
Als er erwiderte, er könne Nichts entbehren, ward seine Absetzung beschlosse
der Scheich ul Islam gab auf die Frage, ob der Herrscher der Gläubigen nic
entfernt werden müsse, wenn er Zeichen der Geistesstörung und Unkunde d
politischen Lage gebe, auch mehr Geld ausgebe, als der Staat ihm gewähr
könne, und dadurch denselben dem Ruin entgegenführe, eine bejahende Antwor
und dies Fetwa wurde sofort ausgeführt. Die Vorbereitungen wurden mit G
schick und Entschlossenheit getroffen; so viele Mitwisser es auch dabei gebe
mußte, so blieb doch das Geheimniß wohl bewahrt, weil die Ueberzeugung al
gemein war, daß nur so eine Revolution vermieden werden könne. Abdul Az
wurde am 29./30. Mai 1876 entthront, und nahm sich kurz darauf selbst de
Leben. Mochte nun auch sein Nachfolger, wie sich bald herausstellte, ein a
Leib und Geist zerrütteter Mensch sein, mochten einige der fähigsten Männe
welche ihn auf den Thron gesetzt, ermordet werden, das änderte Nichts an de

Thatsache, daß es wieder eine Regierung in Konstantinopel gab. Der Eindruck des Ereignisses wirkte am russischen Hoflager in Ems wahrhaft betäubend. Fürst Gortschakow war Anfangs gesonnen, dasselbe nicht ruhig hinzunehmen;*) aber die Friedensliebe seines Gebieters, die von Berlin wirksam unterstützt ward, siegte,**) und als der Kanzler erfuhr, daß der Kaiser sich nach dem gegenwärtigen Aufenthalt Walujew's, seines Nebenbuhlers, erkundigt hatte, fügte er sich wieder in das Concert der Mächte, zunächst abzuwarten und der neuen Regierung Zeit zu lassen, zu zeigen, was sie könne.***) Die von Frankreich ausgegangene Idee einer Conferenz ward von England und Deutschland als unzeitgemäß bezeichnet, so lange kein festeres Programm für dieselbe vorliege.

II.

Die Dinge schienen damit auf ihren Ausgangspunkt zurückgeführt: ob es der Pforte gelinge, aus eigener Kraft die Ordnung in den aufständischen Provinzen herzustellen; aber es *schien* auch nur so. Trotz aller Mahnungen der Mächte erklärte Serbien der Pforte den Krieg, und Montenegro folgte. Disraeli hat später in einer Rede gesagt, man habe nicht blos mit Kaisern und Regierungen zu rechnen, sondern auch mit den geheimen Gesellschaften und Revolutionscomités, welche fortwährend ihre Hand im Spiel hätten und höchst unerwartete Dinge zu Stande brächten. Dies war im gegebenen Falle vollkommen wahr. Unter einer freien Regierung, welche das Volk an den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt, haben geheime Gesellschaften keine Macht; unter dem Absolutismus, der die natürlichen Ventile schließt, beginnt ihre unterirdische Action. So wenig sich dieselben an das Tageslicht wagen dürfen und ängstlich alle äußere Opposition gegen das vermeiden, was als Abweichung von dem Einen maßgebenden Willen aussieht, so wirksam ist ihre Thätigkeit und erstreckt sich durch die ganze Beamtenwelt und Gesellschaft bis zu der Spitze des Regiments, von der anscheinend Alles ausgeht, die aber doch wesentlich bestimmt wird durch die mannigfachen unsichtbaren Fäden, die bis zu ihr hinaufreichen. Wie unter Napoleon III. die Marianne ihr Wesen trieb, so blühen die Geheimbünde in Rußland von den Dekabristen bis auf unsere Tage und haben wiederholt eine Macht geübt, mit der die Regierung zu rechnen hatte,†) niemals aber mehr als in der gegenwärtigen Verwicklung.††) Mochte der Kaiser Alexander dringende Warnungen

---

*) Er bezeichnet später diese „explosion" als Folge der durch Englands Haltung gebrochenen „unanimité des cabinets, qui seule avait pu contenir les passions en présence sur le sol de l'Orient." II, p. 283. So auch wieder in der Depesche vom 19. November.

**) Die „Provinzial-Correspondenz" vom 14. Juni bemerkte bezeichnend: „Wiederum hat sich in entscheidender Stunde die hochherzige Gesinnung bewährt, in welcher Kaiser Alexander so vollkommen eins mit unserm Monarchen ist."

***) Disraeli erklärte im Unterhause: We have concurred with the other powers or rather the other powers concurred with us, that no undue pressure should be exercised upon the new Sovereign, that he and his ministers should have time to mature their measures.

†) „The language and conduct of Russian agents had not always been in accordance with what I could not doubt was the intention of the Government," sagte Lord Derby dem Grafen Schuwaloff. II, 260.

††) „My conviction is that had it not been for the money spent by Russian and by

von Ems an den Fürsten Milan richten, er konnte denselben nicht abhalten sich von der Agitation fortreißen zu lassen. Schon Mitte Mai war der Genera Tschernajeff in Belgrad zur Organisation des serbischen Heeres eingetroffen Früher General-Consul in Belgrad, hatte er sich durch die Einnahme Taschkend's einen Namen gemacht, war aber später von Bochara geschlagen und zur Dis position gestellt. Der Schule jener panslavistischen politisirenden Strategen an gehörig, deren Typus der General Fadejew ist, hatte er die Herausgabe des „Rußki Mir" übernommen und war dadurch populär geworden. Er ging nun nach Belgrad, angeblich nur, um sich über die Situation zu unterrichten, fand aber, wie er seinem Blatt schrieb, Alles für den Krieg begeistert, trat in serbisch Dienste, ohne als zur Disposition stehend die Bewilligung seiner vorgesetzten Be hörde nachgesucht zu haben, und drängte nun eifrig zum Handeln. Am 22. Juni 1876 beklagte Fürst Milan sich lebhaft bei der Pforte, daß sie sein Land mit eisernen Reifen umklammere,*) und gleichzeitig schlug sein Minister Ristich der selben vor, der serbischen Regierung die Verwaltung Bosniens gegen Zahlung eines Tributs zu übertragen. Es war schwer, derartige Dinge ernsthaft zu nehmen; sie waren nur ungeschickte Vorwände zur Kriegserklärung, die am 30. Juni erfolgte.

Selten hat eine Regierung sich so unverantwortlich in den Krieg und ihr Land damit in's Verderben gestürzt. Selbst Gladstone muß zugeben, daß Serbien keinen haltbaren Grund zum Kriege hatte, aber meint, es gäbe eben Fälle, wo die Sympathie sich nicht durch die conventionellen Regeln des Völker rechtes binden lasse. Einmal aber hat kein Staat mehr Ursache, dieselben sorg fältig zu beobachten, als Serbien, da seine ganze Existenz auf europäischen Garantieen beruht; andererseits aber war die behauptete Begeisterung des Volkes eine Fiction, vielmehr nur durch die Agitatoren der Omladina in den Städten angefacht. Die Serben sind eine Nation von Bauern, die sich über keinen Druck seitens der Türkei zu beklagen hatte, denen dagegen das Auf gebot der Milizen, welche die Hauptmenge des Heeres ausmachten, sehr weh thun mußte. Der Zweck des Krieges war einfach Eroberung; man hoffte, wenn Serbien die Fahne erhebe, werde die ganze slavische Bevölkerung der Balkan halbinsel aufstehen, die Pforte nicht zu widerstehen im Stande sein und das großserbische Reich wieder aufgerichtet werden. In keinem Fall aber, versicherte Tschernajeff dem Fürsten, habe er eine Verschlechterung seiner jetzigen Lage zu fürchten; davor würde ihn Rußland schützen. Diese hochfliegenden Hoffnungen erfüllten sich nun freilich in keiner Weise; trotz der dringendsten Aufforderungen von Belgrad hielten sich die Griechen vollständig stille, weil sie seit 1867, wo Rußland sie in der candiotischen Sache fallen ließ, sich von diesem wie von der slavischen Bundesgenossenschaft abgewandt haben. sie erkannten, daß die Ersetzung

Dalmatian Panslavist Committees upon certain influential chiefs, the insurrection would long since have collapsed," schreibt der englische Consul in Ragusa am 14. Juni.

*) Die Besetzung der Grenze durch die Türkei war einfach defensiv; ein in Bulgarien bei dem Agenten Kaplichko gefundenes Schreiben an die bulgarischen Comités sagte, daß, wenn Serbien und Montenegro noch nicht den Krieg erklärt hätten, sie denselben doch bereits unter dem Namen Bosniens führten.

er türkischen Herrschaft durch die russische für die politische und Culturentwicklung des Griechenthums eine große Gefahr sei. Diese Entfremdung steigerte sich noch durch den bulgarischen Kirchenstreit, in dem Rußland die dann wirklich erfolgte Constituirung eines selbständigen bulgarischen Exarchats befürwortete, womit ein förmliches Schisma zwischen dem slavischen und dem griechischen Theil der orientalischen Kirche in der Türkei eintrat.

Was aber Serbien selbst betraf, so zeigte es sich bald, daß die Voraussetzung, ohne welche man an Krieg nicht denken durfte, nämlich eine ausreichende Rüstung, vollständig fehlte; obwol sein großer Stratege schon damals von den slavischen Comités nach Möglichkeit unterstützt ward und zahlreiche russische Officiere in die Armee eintraten, so waren die schwachen Kräfte des Landes schon am 24. August so weit erschöpft, daß die Regierung die angebotene englische Vermittlung für einen Waffenstillstand annahm. England befürwortete einen solchen von nicht weniger als einem Monat in Konstantinopel (1. September), und die übrigen Mächte traten ihm bei. Die Pforte wollte Serbien als aufständischer Provinz keinen förmlichen Waffenstillstand bewilligen, stimmte aber einer Einstellung der Feindseligkeiten zu unter folgenden Bedingungen für den Frieden: 1) Die mit der fürstlichen Würde Serbiens bekleidete Person solle in Konstantinopel dem Sultan huldigen. 2) Wiederbesetzung der serbischen Festungen, welche sie 1867 aufgegeben. 3) Abschaffung der serbischen Milizen. 4) Rücksendung der Flüchtlinge aus den aufständischen Provinzen. 5) Kriegscontribution, eventuell Erhöhung des Tributs. 6) Bau einer Eisenbahn von Belgrad nach Nisch. Obwol die Pforte diese Punkte nicht als bestimmten Entschluß hingestellt, erklärte England sofort, ihr wie der serbischen Regierung, daß dieselben ganz unannehmbare Forderungen enthielten, vielmehr einfach der status quo ante herzustellen sei, suchte aber die Frage des Waffenstillstandes hiervon zu trennen. Es gelang ihr, eine Vereinbarung der Mächte und der Pforte hierüber herbeizuführen; aber nun verwarf plötzlich Serbien den Waffenstillstand. Dies erklärte sich durch innere Vorgänge in England, durch die Agitation über die „Bulgarian atrocitias".

Der früher erwähnte Aufstand war, wie sich nicht blos aus den türkischen Darstellungen, sondern den unverwerflichen Zeugnissen des englischen Commissars Baring und des amerikanischen Consuls Schuyler ergibt, lediglich das Werk auswärtiger Comités, die in den vielfach in Rußland ausgebildeten Schulmeistern und Popen ihre Werkzeuge gefunden. Die Masse des Volkes war so wenig hieran betheiligt, daß noch im März in Grabowa eine zahlreich unterzeichnete Adresse nach Konstantinopel gesandt ward, welche um Aufhebung der Militärsteuer und Heranziehung der wehrfähigen Jugend zum Militärdienste bat, weil der Wunsch der Bevölkerung sei, die Ehre und die Gefahren der Vertheidigung des Vaterlandes mit ihren Brüdern (also den Türken) zu theilen. Diese Forderung regte die muselmännische Minorität sehr auf, weil sie die Bewaffnung der Christen nicht dulden wollte, und als nun der angezettelte Aufstand ausbrach, fürchtete sie ein allgemeines Massacre. Dazu kam es freilich keineswegs, wenngleich die Aufständischen abscheuliche Dinge verübten; aber da zufolge Mahmud Pascha's strafbarer Sorglosigkeit keine genügende Truppenmacht vorhanden war, glaubte der Pascha, als die Bewegung auch nach dem Süden des

Balkans übergriff, sich nicht anders helfen zu können, als indem er die in Bul garien angesiedelten Tscherkessen bewaffnete. Nun begannen die Greuel gege die wehrlose christliche Bevölkerung, welche so gerechten Unwillen in ganz Europ hervorriefen und die auch dann nicht aufhörten, als regelmäßige Truppen kamen da diese unter dem Einflusse der muselmännischen Bevölkerung standen, welch Rache forderte. Es ist sicher keine Entschuldigung, wenn der Großvezier au die Vorwürfe Elliot's antwortete, die Gefahr sei so groß gewesen, daß de Aufstand um jeden Preis „ausgestampft" werden mußte; aber man darf nich die Schuld Derjenigen vergessen, welche ihn hervorgerufen, noch weniger di Grausamkeiten, welche die Aufständischen zuerst begangen hatten. Diese Vor gänge benutzte nun Gladstone, um mit einigen seiner näheren Anhänger ein Agitation gegen die Regierung in Scene zu setzen, welche durch die Bedeutung seines Namens einige Zeit große Dimensionen anzunehmen schien. Mit glühender Beredtsamkeit schilderte er die Leiden der Christen, das schmachvolle Regiment der Türken; erklärte, es gäbe keine Lösung, als Vertreibung derselben aus Europa, und klagte das Ministerium auf das heftigste wegen seiner unfähigen Politik an. Aehnlich sprachen der Herzog von Argyll, Lowe und Bright; die Indignations= Meetings waren an der Tagesordnung.

Man kann das Verfahren Gladstone's nicht scharf genug tadeln. Es ist immer Parteitradition in England gewesen, daß die Opposition die Action des Ministeriums in auswärtigen Fragen nicht hemmen darf, weil es sich hier um nationale Interessen handelt. Die Tories hatten sich Gladstone's auswärtiger Politik gegenüber sehr zurückgehalten, obwol Vorgänge, wie die Behandlung der Alabama=Frage, wahrlich Gelegenheit genug zur Kritik boten. Und nun trat der Mann, der während seiner Verwaltung die höchste Unfähigkeit für die aus= wärtigen Interessen Englands gezeigt, der Anfangs offen für die Südstaaten Partei genommen und sich dann von Amerika die demüthigendsten Bedingungen hatte auferlegen lassen, der die Zerreißung des Pariser Vertrages durch Rußland ruhig hingenommen, gegen die Regierung mit einer Agitation auf, welche nicht auf einem wohldurchdachten Plane beruhte, sondern vielmehr die größte Unkenntniß der realen Verhältnisse zeigte. Seine Reden und Schriften*) waren der Ausdruck einer erregten Phantasie, die, aus theologischen Studien aufgeschreckt, sich plötzlich der nackten, rauhen Wirklichkeit gegenüber sieht. Nachdem er den Papst abgethan, sollte nun die Reihe an den Türken kommen. Während er noch in der letzten Debatte des Unterhauses keinerlei Vorschläge zur Lösung vor= brachte, trat er nun mit einem solchen hervor, dessen Ausführung ein Blutbad hervorrufen müßte, gegen das die bulgarischen Greuel ein Kinderspiel wären.**)

---

*) Man findet sie zusammen gedruckt in einem der neuesten Tauchnitz=Bände: „Bulgarian horrors and Russia in Turkistan. With other tracts. By the Right Hon. W. E. Gladstone, M. P. Copyright edition. Leipzig, Tauchnitz. 1876."

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

**) „Let the Turks now carry away their abuses in the only possible way, viz. by carrying off themselves—one and all, bag and baggage, shall I hope clear out from the province, they have desolated and profaned." Kein Wort der Mißbilligung wurde von den Leuten der Friedenscongresse, die gegen ihr eigenes Land die weitgehendsten amerikanischen For=

Allerdings hatte diese Bewegung, in der sich unklare Humanitäts- und Nationalitätsbestrebungen mit Parteizwecken verbanden, augenblicklich den Erfolg, die schon nicht sehr energische Hand der Regierung zu lähmen; sachlich aber die Folge, das Gegentheil der allgemein gewünschten Pacification zu bewirken. In Petersburg wie in Belgrad glaubte man, das Ministerium werde sich dieser Stimmung anbequemen, vielleicht Gladstone Platz machen müssen. Sodann begann der Kampf wieder und nun mehr mit offener Unterstützung Rußlands. Schon früher war das rothe Kreuz vielfach von russischen Freiwilligen gemißbraucht, jetzt aber strömten dieselben in Schaaren und voller Uniform herbei, so daß die serbische Armee eine russisch-serbische ward. Tschernajeff nahm thatsächlich die Regierung in die Hand und führte, obwol das türkische Heer auf serbischem Boden stand, die Comödie der Erhebung Milan's zum König im Lager auf.*) Das Verhalten Rußlands widerspricht den elementarsten Grundsätzen des Völkerrechtes, das es vor zwei Jahren zu verbessern unternommen. Die Entschuldigung, daß es kein der englischen „foreign enlistment act" entsprechendes Gesetz habe, welches solchen Zuzug verbiete, ist gänzlich hinfällig; mit demselben Argument hat seiner Zeit Russell die Ausrüstung der conföderirten Kreuzer in englischen Häfen vertheidigt, hat aber damit seinem Lande nur die Alabama-Entschädigung aufgebürdet. Die anerkannten Grundsätze des Völkerrechtes müssen beobachtet werden, unabhängig von den inneren Gesetzen, und einer der ersten dieser Grundsätze ist, daß ein neutraler Staat sein Gebiet nicht zur Operationsbasis gegen einen der kriegführenden Theile hergibt. Es handelt sich nicht um einzelne Freiwillige, die wie Byron und andere Philhellenen für die Griechen kämpften und damit dem Schutz ihres Heimathstaates entsagten; wenn eine Regierung mehr als 200 Officieren aller Grade und Waffengattungen und Tausenden von Soldaten Erlaubniß ertheilt, in fremde Kriegsdienste zu treten, wenn ihr Vertreter, wie es der russische Consul Karzow am 11. September in Belgrad that, in öffentlicher Rede erklärt: „Ja, meine Freunde und Brüder, Sie haben Recht. Russen und Serben vergießen jetzt ihr Blut im Kampfe gegen unseren gemeinsamen Feind", so ist von Neutralität keine Rede mehr.**) General Ignatieff hat in seiner bekannten Unterredung mit dem Correspondenten der Köln. Zeitg. vom 1. November die Freiwilligenzüge als das unentbehrliche Sicherheitsmittel bezeichnet, durch das der Ueberschuß der Begeisterung in Rußland sich Luft machte,

---

derungen vertraten, gegen den Friedensbruch Serbiens gehört; ja Gladstone scheute sich nicht, in einem späteren Artikel die Enthüllungen Schuyler's über die Ausrottung des Yomuden-Stammes durch General Kauffmann, als durch ein Mißverständniß veranlaßt, zu beschönigen.

*) Dies Pronunciamento ward allerdings in Petersburg übel vermerkt, Tschernajeff ward aufgefordert, unverzüglich nach Rußland zurückzukehren, und da er sich darauf berief, serbischer Unterthan zu sein, also vom russischen Kriegsministerium unabhängig dazustehen, aus der Liste der russischen Officiere gestrichen.

**) Als 1857, während Rußland mit den Tscherkessen im Kriege war, ein türkisches Schiff mit Munition, zwei Officieren und zehn Soldaten nach dem Kaukasus gehen wollte, erhob der russische Gesandte Einsprache, und die Regierung verbot die Abreise des Schiffes, dessen Ladung auf ein englisches transportirt ward. Nichts destoweniger richtete der Gesandte am 26. Februar einen scharfen Protest an die Pforte „contre un acte si contraire aux relations de paix et de bon voisinage".

und Kaiser Alexander sagte Lord A. Loftus, er habe den Officieren erlaubt zu gehen, vorausgesetzt, daß sie den russischen Dienst verließen, und habe gehofft, auf diese Weise die Aufregung zu beruhigen (de jeter de l'eau froide). Also eine erregte Volksstimmung, welche die Regierung selbst hatte groß werden lassen, soll den Bruch der einfachsten internationalen Pflichten rechtfertigen!

Jeder weniger schwache Staat, als die Pforte, hätte vielmehr ein solches Verfahren mit einer Kriegserklärung beantwortet. Nichts trug denn auch wirksamer bei, die öffentliche Meinung in England zu ernüchtern; Lord Hartington und Forster desavouirten Gladstone ziemlich offen. Den Serben ist diese Politik übel genug bekommen; trotz der russischen Unterstützung wurden sie immer weiter zurückgedrängt und Ende October durch die Einnahme von Djunis und Alexinatz matt gesetzt. Während dessen gingen die Verhandlungen über den Waffenstillstand fort; am 3. October schlug Rußland einen solchen von sechs Wochen vor. England kam auf seinen Vorschlag von mindestens sechs Wochen zurück und stellte diesen Antrag in Konstantinopel unter der Drohung des Abbruches der diplomatischen Beziehungen, wenn die Pforte sich weigere. Am 11. erklärte sich diese zu einem förmlichen Waffenstillstand von sechs Monaten bereit, der vom 1. October ab gerechnet werden sollte, ein Zeitraum, der für die Berathungen der von England vorgeschlagenen Conferenz sicher nicht zu lang bemessen war, wenn man erwog, daß dieselben bei Organisation des Libanon vom 22. Januar bis 9. Juni 1867 gedauert hatten. Zum allgemeinen Erstaunen aber lehnte Rußland ab, weil Serbien eine so lange Ungewißheit nicht ertragen und die schon unerträgliche finanzielle und commercielle Situation unter einem solchen Aufschub noch mehr leiden würde; man müsse deshalb auf vier bis sechs Wochen bestehen; nur Italien trat dem bei. England erklärte Rußland, daß es seinerseits die Antwort der Türkei als befriedigend ansehe, sie nicht zu einer Aenderung bewegen könne und sich deshalb weiterer Schritte in dieser Frage enthalte. Kaiser Alexander bemerkte in seiner Unterredung mit dem englischen Botschafter in Livadia am 2. November, er betrachte die Weigerung der Pforte, den sechswöchentlichen Waffenstillstand anzunehmen, als eine den Mächten gegebene Ohrfeige; außer Rußland scheint keine derselben diese verspürt zu haben, und als Serbien ohne irgend welchen Grund im September den Waffenstillstand ablehnte, hörte man kein Wort der Mißbilligung aus Petersburg. Wenn aber der Kaiser neben seinem sehnlichen Wunsch, sich nicht von dem europäischen Concerte zu trennen, betonte, wenn Europa gesonnen sei, sich diese wiederholten Zurückweisungen der Pforte gefallen zu lassen, so könne er es doch nicht länger mit der Ehre, der Würde oder den Interessen Rußlands vereinigen, so heißt das doch einfach fordern, daß die übrigen Mächte ratificiren, was Rußland verlangt.

Die Pforte unterhandelte nun direct mit General Ignatieff, der auf seinen Posten nach langer Abwesenheit zurückgekehrt war und die versöhnlichsten Gesinnungen zeigte, obwol man in London und Wien die Occupation der aufständischen Provinzen und eine gemeinsame Flottendemonstration vorschlug. Am 30. October Mittags war er mit dem Großvezier über einen Waffenstillstand von zwei Monaten einig geworden. Aber auf dies Andante folgte plötzlich ein Allegro furioso. Wenige Stunden, nachdem er den Vezier verlassen, lief ein

7 Uhr datirtes Ultimatum des Botschafters ein, welches in verletzender Form
l nen 48 Stunden den Abschluß eines effectiven, unbedingten Waffenstillstandes
t 1 sechs Wochen bis zwei Monaten forderte, widrigenfalls er mit seinem
s rsonal Konstantinopel verlassen werde. Gleichzeitig wurden mit Ostentation
l Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Da materiell die Einigung erfolgt
1 r, so war dies Vorgehen formell in der That, wie Lord Beaconsfield be-
1 rkte, dem nicht unähnlich, wenn ein Gläubiger einen Schuldner verklagt, der
' on die ganze verlangte Summe bei Gericht eingezahlt hat. Der Schlüssel
3 auffallenden Vorgehens lag nicht im Zögern der Pforte, sondern in Belgrad;
· serbische Regierung, durch ihre letzten Niederlagen bedrängt, hatte ein Tele-
amm nach Livadia gerichtet, in welchem sie sofortige Bewirkung der Ein-
llung der Feindseligkeiten forderte und im Bewußtsein des Rückhaltes, den sie
: der öffentlichen Meinung Rußlands besaß, mit separatem Friedensschluß und
ier Compromittirung der russischen Regierung drohte, die diese vor Europa
das schlimmste Licht gestellt hätte. Das wäre eine moralische Niederlage
wesen, die kein späterer Erfolg hätte gut machen können, und darum erhielt
gnatieff den ihn selbst überraschenden Befehl, die schon geöffnete Thür ein-
stoßen.*) Das trat bald klar zu Tage. Die Pforte zeigte große Mäßigung;
: antwortete, sie stimme dem Abschlusse eines Waffenstillstandes von zwei
Monaten zu und habe demgemäß Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten
:geben. Sie ersuchte dann die Mächte, die Demarcationslinie selbst fest-
stellen.

Mit dem Waffenstillstand aber war noch wenig für den Frieden gewonnen. Serbien allerdings trat zunächst vom Schauplatz zurück und büßt seinen Thaten-rang schwer; drei seiner reichsten Provinzen sind verwüstet, der Handel Belgrad's ist ruinirt, die Finanzen und der Wohlstand des bisher blühenden Landes auf lange zerrüttet. Es mag sich dafür bei den Agitatoren und Rußland be-danken, gegen welches die größte Erbitterung herrscht, die durch des Kaisers Alexander Bemerkungen über die serbische Armee nicht gemindert ist.**) Nur die vollständige Hilflosigkeit Serbiens erklärt es, daß es sich fortan einfach Rußland unterordnen muß, und das Land jetzt bis in's Einzelne nach russischen Plänen und Zwecken reorganisirt wird, demgemäß wird der nach Petersburg entsandte Marinovitsch, ein unbedingt Rußland ergebener Mann, unzweifelhaft Ristich bald ersetzen.

Wenn aber die serbische Frage somit zurücktrat, so traten die der innern Orga-nisation wieder hervor, über welche die Verhandlungen während der letzten Monate nicht geruht hatten. Fürst Gortschakow hatte schon am 21. Juni in London er-

*) Der Kaiser Alexander bemerkte in der Unterredung mit Lord A. Loftus: keiner sei bei Empfang dieser Weisung erstaunter gewesen, als General Ignatieff selbst, die Motivirung des Ultimatums durch die Befürchtung, daß den türkischen Siegen ähnliche Greuel folgen könnten wie in Bulgarien, wird dagegen schwerlich überzeugen.

**) Während serbische Soldaten von russischen Officieren bei Djunis mit Revolvern vor-wärts getrieben werden mußten, fielen in einem Regiment von 22 russischen Officieren 18 durch den Rücken geschossen. Ein deutscher Chirurg zog serbische Kugeln aus den Wunden russischer Officiere im Hospital!

klären lassen, daß nach seiner Ansicht selbst ein „réglement", wie das für Creta genommene, unzureichend sei, vielmehr nur die Bildung autonomer und trib pflichtiger Staaten eine Lösung geben könne, wodurch der Territorialbest der Türkei unangetastet bleibe. Graf Andrassy hatte sich sofort am 27. J sehr bestimmt gegen dies Project verwahrt: in Bosnien und der Herzegow sei die Bevölkerung jedes Dorfes gemischter Confession, eine Selbstverwalt daher unmöglich; Jeder, der die Regierung des Landes als autonomen Vasall staats unternehmen würde, werde an dieser Schwierigkeit scheitern, da er sich eine Classe stützen müsse, folglich die andere gleich starke gegen sich haben wü Die Pforte werde auf einen solchen Vorschlag nie eingehen, die Insurgenten ihm nur die Ermuthigung finden, vollständige Unabhängigkeit zu erstreb andere Provinzen wie Bulgarien, das reifer für Autonomie sei, würd dasselbe fordern. Hier trat also zum erstenmal ein entschiedener Gegensatz Bezug auf die materielle Lösung zwischen Oesterreich und Rußland herv Obwol nun auf Lord Derby diese Bemerkungen so viel Eindruck machten, d er am nächsten Tage dem russischen Botschafter bemerkte, er halte freie örtli Institutionen bei zwei feindlichen Classen für schwierig, auch verstehe jede Pa den Ausdruck „locale Autonomie" verschieden, und obwol er Rußlands Auffassu kannte, machte er doch am 18. September einen Vorschlag, der ebenso vag w Verwaltungsreformen in der Gestalt localer Autonomie für Bosnien und H zegowina und Garantieen ähnlicher Art gegen Mißregierung in Bulgarien, de Einzelheiten weiter zu vereinbaren seien. Auf Oesterreichs Einwendungen widerte er, daß mit „localer" o d e r „administrativer Autonomie" nichts Ande gemeint sei, als ein System örtlicher Institutionen, welches der Bevölkeru eine gewisse Controle über ihre eignen Angelegenheiten und Gewähr gegen Will der Regierung geben sollte. Darauf gab Graf Andrassy seinen Widerstand a unter der Bedingung, daß ausdrücklich erklärt werde, die bereits früher in d Note vom 30. December verlangten und von der Pforte gewährten Reformen sollt die Grundlage der localen Autonomie bilden. Nachdem nun auch sämmtlic andre Mächte zugestimmt, formulirte England seine Vorschläge vom 25. Septemb so: Die Pforte solle mit den sechs Regierungen ein Protokoll unterzeichnen, w durch sie sich verbindlich mache, Bosnien und Herzegowina ein System local oder (?) administrativer Autonomie zu gewähren, worunter ein System örtlich Institutionen zu verstehen sei, das der Bevölkerung eine gewisse Controle üb ihre eignen örtlichen Angelegenheiten und Garantieen gegen Willkür gebe. Be Errichtung eines Vasallenstaates sei keine Rede. Garantieen ähnlicher Art sollt auch für Bulgarien gegen Mißregierung gegeben werden, deren Einzelheit später festgestellt werden sollten. Die Reformen sollten die für Bosnien un Herzegowina bereits festgestellten mitumfassen und, so weit dies sich als mögli zeige, auf Bulgarien ausgedehnt werden. Die Pforte wandte ein, daß ein de artig mit den Mächten zu unterzeichnendes Protokoll ihre Autorität angrei und daß der Begriff locale Autonomie vielseitig sei, und unstreitig war dies d Fall. Auch bei der letzten Fassung Lord Derby's waren noch die wide sprechendsten Interpretationen möglich, am wenigsten die Einwürfe Oesterreich gegen alle Selbstverwaltung in beiden aufständischen Provinzen widerlegt. Wei

ch wäre diese in Bulgarien möglich, wo die Verhältnisse ganz anders liegen als in Bosnien und Herzegowina; aber hier tritt nun eine andre Schwierigkeit hervor, nämlich die, was unter Bulgarien zu verstehen ist. Dieses Wort wird in doppeltem Sinne gebraucht: einmal dem conventionellen, politisch-administrativen, das Vilajet zwischen Donau und Balkan, Serbien und dem schwarzen Meer, sodann in dem ethnologischen Sinne des von Bulgaren bewohnten Landes. Die Bulgaren aber bewohnen nicht blos jenes Vilajet, sondern außerdem auch die Gebiete südlich vom Balkan bis tief in Rumelien, Thracien und Macedonien hinein, wo sie mit verschiednen andern Stämmen zusammentreffen.*) Eben deshalb betonte Rußland 1872 bei der Frage des bulgarischen Exarchats, wo eine Empörung nicht gegen die Türken, sondern gegen die Griechen drohte, territoriale Grenzen für dasselbe zu erreichen, um so dem ethnologischen Begriff Bulgariens eine politisch-administrative Bedeutung zu geben, was ihm aber nicht gelang; und ebenso war es nicht ohne Absicht, daß die Insurrection grade südlich vom Balkan angelegt wurde, um auch dies Gebiet als zu Bulgarien gehörig zu bezeichnen, während es in Donau-Bulgarien fast ganz ruhig blieb.**) Lord Beaconsfield bezeichnete Bulgarien am 9. November als „that vast region"; die Vorschläge Derby's brauchten einfach das doppeldeutige Wort.

Das englische Programm ist daher noch ungemein vag und es ist begreiflich, daß die Pforte eine nähere Präcisirung verlangte, obwol sie klüger gethan hätte, einfach den Mächten zu überlassen, sich darüber zu verständigen, was unter Autonomie und Garantie zu verstehen sei. Sie wäre dabei sehr sicher gegangen, da eine solche Verständigung nie erzielt werden wird. Faßt man das Ganze's Auge, was nach den realen Verhältnissen möglich ist, so muß man Bosnien und die Herzegowina von den übrigen Provinzen trennen; für erstere ist aus den von Graf Andrassy angeführten Gründen eine Autonomie sowol in dem englischen als in dem russischen Sinne unmöglich. Schon John Stuart Mill hat bemerkt, daß freie Institutionen fast unmöglich in einem Lande sind, welches von verschiedenen Nationalitäten bewohnt wird; wo vollends sich die Classen der Bevölkerung so feindlich gegenüberstehen wie in jenen Provinzen, hieße locale Autonomie nur Organisation eines dauernden Kriegszustandes. Hier ist nur dreierlei möglich: entweder Erhaltung des status quo ante mit verbesserter türkischer Verwaltung, oder eine agrarische Revolution, welche die muselmännischen Grundbesitzer vertreibt, oder endlich Annexion an eine Großmacht, die stark genug ist, Ordnung zwischen den feindlichen Brüdern zu halten, wie England in Indien, und dies könnte nur Oesterreich sein.

Sieht man von diesem nordwestlichsten Theile der europäischen Türkei ab, so läßt sich für dieselbe übrigens die orientalische Frage, wie sie sich heute stellt,

*) Thracien z. B. zählt 1,149,626 Muselmänner, 1,697,763 Bulgaren, 253,302 Griechen; Macedonien 2,022,081 Muselmänner, 1,076,673 Griechen, 401,042 Bulgaren.

**) Rußland wählt deshalb absichtlich diesen schwankenden Begriff, um ihn jenachdem zu gebrauchen. In seiner Unterhaltung vom 1. November sagte Ignatieff, „überall, wo die Türken sich durch ihre Mißregierung compromittirt haben, wo sie Dörfer verbrannt u. s. w., da ist die Bulgarei"; in einer andern Unterhaltung bezeichnete er wieder den Balkan als Grenze, der doch eben wol eine strategische Linie, aber keine Völkerscheide ist.

so fassen. Wir sehen ein Reich, bewohnt von verschiedenen Nationalitäten und Co
fessionen, unter der Herrschaft einer Race, deren Lebenskraft und Zahl eben so i
Sinken, als die der Unterworfenen im Steigen begriffen ist. Sie fühlt selbst, da
die bisherige rein repressive und ausbeutende Politik nicht mehr möglich ist, da
sie nur durch Concessionen ihre Existenz fristen kann. Dies ist ein naturgemäß
Entwicklungsproceß, dessen ruhigen Fortgang zu sichern die Aufgabe der ve
mittelnden Mächte bilden sollte. Was die Verbindung mit andern Staaten b
trifft, so könnte nur davon die Rede sein, Thessalien an Griechenland zu gebe
da hier von 384,230 Seelen 341,850 Griechen und nur 38,750 Türken sin
während schon in Epirus 415,965 Griechen 318,955 Türken gegenüberstehe
Eine solche Annexion scheint uns durchaus empfehlenswerth, denn was ma
auch mit Recht gegen die griechischen Zustände sagen mag, es war ein Fehle
daß man das Königreich nicht lebensfähiger constituirte; auch haben die Griechen
die man nicht blos danach beurtheilen darf, wie sie sich in Athen und den levan
tinischen Städten zeigen, unstreitig während der letzten Jahre große Fortschritt
in ihrer geistigen Entwicklung gemacht, und eine solche Gebietserweiterung würd
am ersten der Regierung Kraft geben, die heillose Verfassung zu ändern, welch
es zu keinen geordneten Zuständen kommen läßt. Von einer Annexion a
Serbien wollen die Bulgaren nichts wissen, da dasselbe ihre Stammesgenosse
im Osten Serbiens sehr schlecht behandelt. Wirklich unabhängige Staaten wi
Rußland am wenigsten, in einer Depesche vom 12. Februar 1830 erklärte Gra
Nesselrode, es sei den Absichten des Kaisers durchaus entgegen „à substituer
l'empire ottoman des états, qui n'auraient pas tardé à rivaliser avec nou
de puissance de civilisation, d'industrie et de richesse." Aber davon abgesehe
ist keine der aufstrebenden christlichen Nationalitäten reif zur Selbständigkeit; vo
der Bildung eines Vasallenstaates im russischen Sinne könnte nur für Donau
Bulgarien die Rede sein, wo die Türken in großer Minorität sind. Die Errichtun
solcher halbsouveräner Staaten ist aber überhaupt nicht empfehlenswerth, weil eb
damit ein Zwitterzustand geschaffen wird, der nur fremden Intriguen Thor un
Thür öffnet. Außerdem verlangen die Bewohner Donau-Bulgariens gar nich
nach einem solchen, der sie von ihren Stammesgenossen südlich des Balkan
trennen würde. Die Bulgaren sind unstreitig das hoffnungsreichste Elemen
unter den christlichen Nationalitäten der Türkei,*) arbeitsam, sparsam, intelligent
lenksam; sie haben große Fortschritte gemacht und drängen im Süden die Griechen
zurück; aber ihre Entwicklung steht namentlich geistig noch in den Anfängen, si
verlangt nur Spielraum durch bessere Regierung. Dasselbe gilt von den Griechen
in Macedonien, Thracien und Epirus. Die Frage ist also, soll dieser Entwicklungs
proceß der aufstrebenden Nationalitäten unter der immer dünner werdenden Decke de
türkischen Herrschaft ruhig fortgehen, oder durch gewaltsame Eingriffe von Außen
gestört werden, so daß entweder Zwitterstaaten geschaffen würden, oder ein andre
stärkerer Staat dieselben absorbirte? Die Antwort scheint uns für Den nicht

*) Sie sind ein slavischer Stamm, welcher die Gothen aus der ihnen vom Kaiser Valen
überwiesenen Provinz Mösien verdrängte, selbst dann von dem ugrischen Stamme der Bulgaren
unterjocht ward, aber denselben so vollständig absorbirte, daß nur der Name blieb.

ifelhaft, welcher lediglich das Wohl jener Nationalitäten im Auge hat. Die
ere Alternative verfolgt Rußland; es will nicht die Türkei erobern, weil es
t stark genug ist, sie zu assimiliren, es will aber, wie es offen erklärt, sie in
fallenstaaten auflösen, in denen es mittelbar herrscht. Die Durchführung
ses Planes würde ein großes Unglück sein, sie könnte nur gelingen durch einen
chtbaren Krieg, der die Türken aus Europa vertriebe und die ganze musel-
innische Welt in die Waffen brächte,*) und würde der Islam schließlich
terliegen, so hätte man in der europäischen Türkei doch nur widerstreitende
ements, die in fortwährendem Kampf mit einander sein würden, ohne die
edingungen staatlicher Selbständigkeit zu besitzen.**)

Demgemäß muß die Aufgabe aller der Großmächte, welche dies nicht wollen,
in: den ruhigen Entwicklungsproceß der christlichen Nationalitäten zu sichern;
so die nöthigen Reformen, aber auch nur diese, der Pforte aufzunöthigen.
Worin diese bestehen, ist schon früher gesagt; sie klingen bescheiden im Vergleich
n den großartigen Programmen und Decreten, haben aber den Vortheil, durch-
führbar und wirksam zu sein, während jene stets auf dem Papier stehen bleiben.
Sie müssen auch allgemein für das ganze Reich sein; den Bulgaren Etwas zu
ewähren, was man den Griechen vorenthielte, hieße diese zum Aufstand reizen,
m dasselbe zu erreichen.***) Das Widerstreben der Türkei, sich zur Durchführung
ertragsmäßig zu verbinden, ist unhaltbar, weil sie sich nur durch den Schutz
dieser Mächte gegen Rußland behaupten kann. In dieser Hinsicht sah schon
853 Prinz Albert vollkommen klar, als er in seiner Denkschrift vom 21. October
dem Ministerium empfahl, sich dagegen zu sichern, daß die Türkei nicht die
Hilfe Englands mißbrauche, um ihre drückende Herrschaft über die Christen auf-
recht zu halten; man müsse ungefesselt durch jede Verbindlichkeit gegen die Pforte
in den Krieg gehen, der nicht für die Integrität des ottomanischen Reiches ge-
führt werden solle, sondern lediglich gegen die Uebergriffe Rußlands und um
einen Frieden zu erreichen, der den Interessen Europas und der Civilisation
besser entspreche als der gegenwärtige Zustand, wozu eben die Verbesserung der
Lage der christlichen Unterthanen der Pforte gehöre.†) Es fragt sich nur, welche
Garantieen man von letzterer fordern kann; das Verlangen einer selbständigen
Controle der Consuln würde nur den kleinen Krieg, der jetzt zwischen den Ge-
sandtschaften in Konstantinopel besteht, durch die gesammten Provinzen ver-
breiten. Eine allgemeine Entwaffnung aller Muhammedaner, wie sie Rußland
fordert, würde unstreitig ein Schritt zum Ziele sein, könnte aber nur durch eine

*) „A war of that kind however it began, would infallibly become a religious war and would not be confined to Europe," sagte Lord Derby am 9. Februar 1876.

**) „Qui ferait la police entre ces nationalités diverses, profondément divisées et rivales, acharnées les unes contre les autres," sagte Thiers treffend in einer Rede in Marseille im October 1876.

***) Dies wird durch die Meldung aus Konstantinopel vom 22. November bestätigt, daß die Griechen Rumeliens an ihren Patriarchen ein Memorial gerichtet, in welchem sie ihr Erstaunen darüber aussprechen, daß, wie es heiße, die Rebellen durch besondere Concessionen belohnt werden sollen, und jedenfalls dieselben für sich als loyale Unterthanen des Sultans gleichmäßig beanspruchen.

†) Martin, Life of the Prince Consort. II, p. 525. London 1876.

Occupation fremder Truppen durchgeführt werden. Und wird es überhaupt einer Discussion der Reformen im Einzelnen kommen, wo Rußland einfach Annahme seiner Forderungen verlangt und im Falle der Nichtannahme selbständ handeln zu wollen erklärt?

Die Gegensätze der Mächte sind hoch gespannt; auf diese erübrigt uns n einen Blick zu werfen. Wir können hierbei von Frankreich und Italien vorläu absehen: von Frankreich, insofern es fest entschlossen ist, unter allen Umständ jetzt neutral zu bleiben; von Italien, weil es nicht im Stande ist, einzugreif Seine Finanzen verbieten ihm dies, trotz aller Sympathien und Demonstration „per la causa slava", die noch dazu recht unverständig sind, weil die Slav in Dalmatien die dortigen Italiener so übel behandeln, daß nur die öst reichische Regierung sie schützt. Die Rechnung aber, im allgemeinen Trubel d Trentino oder die „natürliche" Grenze nach Triest zu zu erwerben, dürfte do sehr ohne den Wirth gemacht sein. Italiens innere Verhältnisse weisen es g bieterisch darauf hin, sich vorläufig mit dem Namen einer Großmacht zu b gnügen. Bei dieser Gelegenheit wollen wir denn auch bemerken, daß es keine wegs erstaunlich ist, wenn die Curie für die Türkei Partei genommen; Kora und Syllabus haben schon an sich manches Verwandte. Von religiöser Ve folgung der Christen ist keine Rede; daß aber die politischen Rechte in d Türkei von einer religiösen Qualification abhängig gemacht werden, kommt fü Rom nicht in Betracht; es sieht in den Griechen zunächst Schismatiker un wird Mahomet stets Photius vorziehen.

Die beiden Staaten, die als Gegner in erster Linie stehen, sind Rußlan und England. Das Ziel des ersteren ist vorher bezeichnet; ebenso erwähn daß es nicht den Aufstand verursacht hat, derselbe ihm vielmehr unzeitig gekom men ist. Es ist aber auch bemerkt, daß im Frühjahr 1876 die russische Politi eine Schwenkung vollzogen hat, und von da ab ist sie rasch auf der schiefe Ebene hinab geglitten, welche zum Kriege führt. Daß es damit einen Bewei der Stärke seiner Sache gegeben habe, wird man nicht behaupten können; inden Rußland im Berliner Memorandum Garantieen für Dinge forderte, die es selbs nicht definirte, und für den Fall der Weigerung mit Gewalt drohte, zog es sic die Niederlage der Ablehnung Englands zu, welche die türkische Reformparte zu der Pallastrevolution ermuthigte, die Rußlands Einfluß in Konstantinope brach. Der latente Krieg, den es in und durch Serbien gegen die Türkei machte führte zur Niederlage seines Schützlings, und um eine vollständige Demüthigun desselben abzuwenden, mußte es, nachdem es in London und Wien eine Occu pation vorgeschlagen, von der die Ablehnung im Voraus gewiß, zu einem Ul timatum greifen, dessen innere Zwecklosigkeit klar war. Der Czar hat nun freilich die durch seine Politik in England entstandene Erregung zu beruhigen gesucht, indem er Lord Loftus versicherte, daß alles, was man über Peters I. und Katharina's Pläne gesagt, Hirngespinnste seien, daß die Rußland untergelegte Absicht einer Eroberung Indiens eine Unmöglichkeit sei, endlich sein heiliges Ehrenwort verpfändete, daß er nicht die Absicht habe, Konstantinopel zu erobern, vielmehr seine Eroberung als ein Unglück für Rußland betrachten würde. Eins aber ist sicher, daß Rußland die Besetzung Bulgariens fordert; dies Verlangen haben

bereits General Sumarokow in Wien, Graf Schuwaloff in London im October
f mulirt, Kaiser Alexander hat es Lord Loftus bestätigt, Fürst Gortschakow sucht
e in seiner Depesche vom 19. Novbr. England dadurch annehmbar zu machen,
t z es bei der zugleich vorgeschlagenen Flottendemonstration die überwiegende
: lle spielen würde. Rußland bietet alles auf, die Zustimmung der Mächte zu
e alten, weil es hofft, daß die Pforte sich fügen würde, wenn es als Executor
(ropa's einrückte; aber es macht kein Hehl daraus, daß es auch ohne Zustim-
: ung der Mächte zur Occupation entschlossen ist. Es kann aber nicht der min-
i te Zweifel darüber bestehen, daß dieselbe den Krieg mit der Türkei bedeutet.
ie Festungen Donaubulgariens, Widdin, Rustschuk, Silistria u. s. w. machen
für die Landseite zum Schlüssel Konstantinopels, die Pforte könnte schon
um die Besetzung durch eine wirklich befreundete Macht zulassen, niemals eine
ssische Occupation, deren Ende nicht abzusehen wäre. Außerdem aber ist ein
reigniß eingetreten, welches der ganzen Frage eine neue Wendung gegeben, die
nsprache des Czaren an die Vertreter des Adels und der Stadtgemeinde in
oskau vom 10. November. Ohne seiner beiden Alliirten mit einem Worte zu
denken, erklärt der Czar, daß, wenn er nicht die nöthigen Garantieen für seine
orderungen von der Pforte erhalte, er entschlossen sei, allein zu handeln; er
hreibt offen die Durchführung der slavischen Sache als Rußlands heiligen Be-
uf auf die Fahne, für welche „unsere Freiwilligen" in den serbischen Reihen
ir Blut vergossen haben, und gibt somit dem Conflicte eine unberechenbare
Tragweite. Diesen Worten folgt die Mobilisirung.

Offen tritt hiemit auf die officielle politische Bühne der Panslavismus, der
as Princip der Nationalität durch das der Race übertrumpfen will, denn es
ibt keine einheitliche Nationalität oder Sprache, nicht einmal ein Alphabet der
Slaven. Selbst die Nationalität hat kein absolutes, sondern nur ein relatives
Recht; sollten die Grenzen der Staaten rein nach nationalen Rücksichten bestimmt
werden, so würde unheilvolle Verwirrung die Folge sein. Viel weniger aber
hat ein Staat das Recht, sich zum Vertreter aller nationalen Gruppen einer
Race aufzuwerfen. Der Anspruch Rußlands die „slavische Sache" zur seinen
zu machen, der praktisch nur bedeuten kann, die kleineren slavischen Stämme in
Abhängigkeit von ihm zu bringen, ist verhängnißvoll für das ganze europäische
Staatensystem, er bedeutet speciell die Sprengung Oesterreichs.

Der Panslavismus ist allerdings ein mächtiges Werkzeug für Rußlands
Politik gewesen; die Regierung entschied sich für ihn, als sie 1867 Griechenland
in der candiotischen Frage im Stiche ließ; 1868 fand dann der ethnologische
Congreß in Moskau statt, jene seltsame Ausstellung slavischer Typen, Costüme,
Waffen u. s. w., die mit der Wissenschaft nichts zu thun hatte, sondern nur
dazu diente, an die Sympathien „der unglücklichen und enterbten Slaven Oester-
reichs und der Türkei" zu appelliren, deren Abgesandte als Pilger zum „Mons
sacer" des Kremlin kamen und als Brüder empfangen wurden. Eine derartige
Demonstration, an deren Spitze der Hof und die höchsten Würdenträger standen,
wobei der Czar offen aufgefordert ward, die russische Fahne auf St. Sophia
aufzupflanzen und alle Slaven unter dem Banner der hh. Cyrillus und Metho-
dius zu sammeln, war noch nicht dagewesen. „Wenn unsere Gäste (unter denen

freilich die Polen fehlten) geneigt sind, ihre politischen Zustände mit den unsrig zu vergleichen, so werden wir nicht so einfältig sein, sie zu überreden, daß i ihrigen günstiger für die slavische Entwicklung sind," sagte die vom Ministeriu des Innern inspirirte „Correspondance Russe". Als Organ der Bewegu wurde das slavische Comité gegründet, dessen Zweigvereine und Agenten ba unter den Slaven Oesterreichs und der Türkei zu finden waren. Kein Zweif daß diese bald sanfte, bald stärkere Agitation eine wirksame Waffe für Rußla gegen seine Nachbarn war; aber gegenwärtig hat dieselbe sich gegen die Regieru gekehrt, insofern sie dieselbe fortgerissen hat. Bis Mitte Sommer 1876 kon man drei Factoren unterscheiden: die panslavistische Partei, welche zum Krieg tri den Kaiser, der entschieden den Frieden erhalten wollte, und den Fürsten Gortsch kow, der zwischen beiden zu vermitteln suchte. Aber die Bewegung ist der R gierung über den Kopf gewachsen, das Mittel treibende Kraft geworden. S man Belgrad zu ihrem Mittelpunkt werden ließ, gab man thatsächlich die Kart aus der Hand; mit Sendung von Geld und Arzneien fing man an, Waff und Freiwillige folgten, bis die eigene Ehre engagirt war. Nicht nur die nati nalen, auch die liberalen und radicalen Elemente haben sich der Agitation a geschlossen, alle Unzufriedenen und Ehrgeizigen, alle excentrischen Köpfe sehen dem erwarteten Triumphzug über die Donau den Weg zur Verwirklichu ihrer Pläne und Hoffnungen.*) Dem Kaiser sind die unterwühlten inneren Z stände seines Landes, das eine tief eingreifende sociale Umwälzung durchgemac aber noch nicht überwunden hat, ebensowenig unbekannt, als der unfertige Sta der Armeereform. Er hat, so lange er konnte, Widerstand geleistet; aber m kann nicht liberal sein und sich weigern, national zu sein. Die Wendung d Dinge in Serbien, das dort vergossene russische Blut hat Rußland gezwunge die slavische Sache offen zu der seinigen zu machen;**) der Kaiser stellt sich e ihre Spitze, um nicht von ihr überfluthet zu werden.

Es liegt uns fern, die Macht dieser Strömung zu unterschätzen; kommt zum Kriege, so tritt Rußland in denselben nicht ein, wie im Krimkrieg, einfa dem Befehl seines Gebieters gehorchend, sondern mit der vollen nationalen u religiösen Begeisterung, um das Ziel zu erreichen, das dem Volke als seine B stimmung vorschwebt. Aber wenn eine solche Strömung eine gewaltige Natu gewalt besitzt, so befördert sie auch sehr die politischen Illusionen. Rußla ist isolirt, seine beiden bisherigen Verbündeten schweigen, England sammelt si und rüstet. Die Theilnahme des europäischen Publicums für die türkisch Slaven hat sich in dem Maße abgekühlt, in welchem Rußlands Sympathien fi dieselben praktisch geworden sind. Der auswärtige Credit desselben ist tief g sunken, die russischen Papiere sind um mehr als 20 % gefallen, ein auswärtig Anlehen hat sich als unmöglich gezeigt; man fragt sich, ob die Regierung i Stande sein werde, wie während des Krimkriegs, ihre auswärtigen Gläubig zu befriedigen. Am 1. Januar 1853 betrug die fundirte Schuld Rußlands m

*) Die erregte Stimmung spiegelt sich sogar in den Depeschen der russischen Kanzlei wide die sonst ein Muster diplomatischen Styls, jetzt den Ton nationaler Manifeste anschlagen.

**) Ignatieff in seiner Unterredung vom 1. November anerkennt dies ausdrücklich.

)1½ Mill. Rubel, davon nur 20 Mill. £ in London; jetzt ist die dort zahl-
ıre Schuld auf 154 Mill. £, die gesammte Schuld auf 1883 Mill. Rubel ge-
:egen, dazu kommt eine schwebende von 687 Mill. und 786 Mill. Noten mit
wangscours. In der Begeisterung stellen nun die Stände und Corporationen
r Regierung Mittel zur Verfügung; aber wie lange werden dieselben für einen
rieg, wie den, um welchen es sich handelt, reichen? Bald dürfte ein Anlehen
n Inlande mit dem Grade von Freiwilligkeit begeben werden, wie das öster-
ichische Nationalanlehen von 1855, wo man die vermöglichen Personen und
orporationen für ihre Quote der Unterzeichnung taxirte und dann über diesen
Betrag mit der Behörde gehandelt wurde, bis man sich um einen aliquoten
Theil desselben einigte. Schon jetzt stockt der Verkehr, im Gouvernement Polen
llein sind über 2000 Güter subhastirt, weil sie die landschaftlichen Zinsen nicht
ufbringen können; wie wird das erst in einem großen Kriege werden? Außer-
em darf man sich nicht darüber täuschen: die Erregung in der muselmännischen
Welt ist eben so tief, als in der slavischen, von Marocco bis an die Grenze
hina's gährt es, von Tunis aus werden die Wälder in Algier in Brand gesteckt,
bwol die französische Regierung sich ganz neutral gehalten. Schon seit dem
luftreten der Softas hat sich das muselmännische Element schroffer geltend ge-
nacht, die Hats Abdul-Hamid's sind voll von Citationen aus dem Schéri, dem
eiligen Gesetz, seine Nichtbeachtung wird als Grund des jetzigen Unglückes be-
eichnet. Die Autorität des Sultans als Khalifâh, als Nachfolger des Pro-
heten, ist zwar unbestimmt und nicht im ganzen Gebiet des Islam anerkannt;
ıber sie übt doch einen mächtigen Einfluß, und wenn in Konstantinopel die
Fahne des Propheten entfaltet wird, so bricht unzweifelhaft ein großer Sturm
us. Rußland hat schon in Europa 2½ Mill. muhamedanischer Unterthanen;
wie würde es erst in Asien aussehen, wo seine neuen und nicht assimilirten
Eroberungen fast ausschließlich von fanatischen Muselmännern bewohnt sind?
Sollte dann, wenn es in einen großen Krieg verwickelt ist, nicht Yakub Beg
seine Stunde für gekommen erachten?*)

Aber sehen wir hiervon auch ab und nehmen an, Rußland stehe der Türkei
allein gegenüber. Es würde, da dieselbe ihm zur See überlegen ist, für den
Angriff zu Lande zunächst die Donaufürstenthümer, die freiwillig sicher nicht
mit ihm gehen, vielmehr officiell an den Schild der europäischen Garantie appel-
lirt haben, mitreißen müssen. Wirkliche Hilfe kann es von ihnen so wenig erwarten,
als von dem erschöpften Serbien; die Türken würden also hinter der Donau den
Angriff erwarten. Wie wenig 1854 Rußland dort auszurichten vermochte, ist
bekannt; aber nehmen wir selbst an, daß es bis Adrianopel vordränge, wie
1829, wo Müffling die bedrängte russische Armee rettete, was will es mit den
besetzten Gebieten machen? Will es denselben die Autonomie gewähren, die es
jetzt für sie fordert, die es aber seinen eigenen Unterthanen verweigert? Will es
eine religiöse Toleranz proclamiren, die man in Rußland nicht kennt, während
schon jetzt die amerikanischen Missionäre für den Fall den Schutz Englands und

*) Am 22. November ward aus Konstantinopel gemeldet, daß ein Gesandter desselben ein-
treffe, der mit dem Vicekönig von Indien mehrfache Besprechung gehabt.

Deutschlands anrufen, da alle Hindernisse, die sie bisher gefunden, von Rußland ausgegangen seien? Oder will es die Türken bis zum Balkan vertreiben, sich dann jene Gebiete einverleiben, mit denen es keinen territorialen Zusammenhang hat und die bald ein zweites Polen für es werden würden? Und selbst diese Rechnung würde besten Falls nur zu machen sein, wenn alle übrigen Mächte schweigend zusähen. Das wird aber nicht der Fall sein, England zunächst kann und wird nicht ruhig der Ausführung der russischen Pläne zusehen.

Wir haben niemals die Ansicht getheilt, daß England bereits zu der Stellung herabgesunken sei, die Holland im 18. Jahrhundert einnahm, welches zu reich, zu satt und zu verletzlich geworden, so daß es jeder Verwicklung ängstlich aus dem Wege ging. Die Politik Gladstone's hat allerdings Englands Einfluß vollständig erschüttert; die Billigkeit erfordert zu sagen, daß auch Lord Derby während seines ersten Ministeriums keine großen Lorbeeren geerntet und sich ebensowenig jetzt als großer und energischer Minister gezeigt; er hat sich vielmehr zaghaft zurückgehalten, wo er die Initiative hätte ergreifen müssen. „Ich habe keinen Plan vorzuschlagen," sagte er Graf Beust nach der Ablehnung des Berliner Memorandums; er nahm die Andrassy'sche Note an, obwol er nicht an ihren Erfolg glaubte, und beschränkte sich auf freundschaftliche Rathschläge in Konstantinopel. Er bemerkte hinsichtlich der Unterstützung Serbiens Rußland nur, daß dieselbe sich kaum in den Grenzen des Völkerrechts halte; er forderte endlich locale Autonomie, während er wußte, wie zweideutig dieser Ausdruck sei. Er hat, mit einem Wort, nicht eingesehen, was schon Prinz Albert 1853 betonte, daß man, um dem Brande zu steuern, die Pforte zu den möglichen, wirksamen Reformen nöthigen müsse. Aber Disraeli, dessen Ansicht im Cabinet entscheidet, hat ein lebhaftes Gefühl für Englands orientalische Machtstellung, wenn er demselben auch oft einen ungeschickten Ausdruck gibt, wie bei der Titelbill, oder den Mund etwas vollnimmt, und er weiß, wie Lord Derby dem russischen Botschafter bemerkte, daß für England Konstantinopel eine Lebensfrage ist.

Man hat auch dies für eine veraltete Auffassung erklärt, nach unserer Ansicht sehr mit Unrecht. Es war die egyptische Expedition Napoleon's, welche den englischen Staatsmännern die Ueberzeugung der entscheidenden Wichtigkeit eines Uebergewichtes auf dem mittelländischen Meere für die Behauptung des indischen Reiches gab; mit dem Verfall der Türkei zeigte sich die Gefahr einer neuen Seemacht, die vom schwarzen Meer aus den Bosporus beherrschen konnte; daher die Neutralisirung des ersteren im Pariser Frieden. — Diese hat allerdings Gladstone zerreißen lassen, aber der Bosporus ist wenigstens in der Hand der Türkei geblieben; eine Großmacht, die diesen besitzt, beherrscht strategisch den östlichen Theil des mittelländischen Meeres, und dagegen böte selbst die Herrschaft über Egypten kein Aequivalent. Es ist eingewendet, daß nicht der Bosporus, sondern die Dardanellen den Schlüssel bildeten, denn der Gebieter des ersteren beherrsche nur den südlichen Eingang des schwarzen Meeres; also wol Oesterreich und Rumänien, aber nicht England müßten verlangen, daß er nicht in russische Hände komme. Die Dardanellen dagegen beherrschten an ihrem schmalsten Punkt den Eingang südwärts wie nordwärts, so daß ihr Besitzer nicht blos die Durchfahrt vom schwarzen Meere, sondern auch von Konstantinopel

in Händen habe. England könne mithin den Bosporus Rußland überlassen, wenn es nur die Dardanellen bekomme. Das ist aber unrichtig, weil selbst, wenn es aus Gallipoli ein zweites Gibraltar machte, dies in der Nachbarschaft einer Großmacht wie Rußland nur ein prekärer Besitz wäre. Die Sache steht vielmehr genau so wie zu Anfang des Jahrhunderts; nicht das war der Fehler, daß man 1854 Krieg machte, sondern daß man sich 1856 zum Frieden drängen ließ, ehe die Zwecke des Krieges erreicht waren. Das Mittelmeer ist, wie Disraeli sagte, „eine der großen Heerstraßen des britischen Reiches, das Wahrzeichen und die Garantie seiner Macht. Wir sandten unsere Flotte, damit die Welt wisse, daß, was auch geschehen möge, dort keine große Veränderung im Länderbesitz stattfinden könne, ohne unsere Zustimmung." Die alte Politik Palmerston's und Stratford's, die nur Integrität und Unabhängigkeit der Pforte verfolgte, ist aufgegeben; aber das Ziel, wofür dieselbe das Mittel sein sollte, ist unverändert geblieben. *Wann* England bei einem russisch-türkischen Kriege eingreift, mag fraglich sein, nicht *daß* es dies thun wird. Denn die Türken, welche dies Verhältniß wohl durchschauen, wissen auch, daß sie so lange aushalten müssen, bis die Ereignisse England nöthigen, Konstantinopel sicher zu stellen. Keinesfalls kann es deshalb zugeben, daß ein russisches Heer den Balkan überschreite, welcher zugleich den Bosporus und die Straße nach Konstantinopel beherrscht und somit hier die Bedeutung hat, welche die Linien von Torrès-Vadras in Wellington's Händen für die pyrenäische Halbinsel gewannen. Eine andere Frage ist, ob die Mittel Englands hierzu reichen, und dies sind wir geneigt zu bejahen. Allerdings würde seine Flotte wol wesentlich nur die russische eingeschlossen halten und den russischen Handel lahm legen, und die Ziffern seiner Armee nehmen sich klein neben den Heeren des Festlandes aus. Indeß immerhin würden 100,000 Mann gut ausgerüsteter Truppen auf Seiten der Pforte erheblich in's Gewicht fallen. Außerdem aber würde in einem solchen Kriege Englands indische Armee zum großen Theile disponibel werden, die 40 Millionen indischer Muhammedaner würden es mit Begeisterung begrüßen, wenn ihre Kaiserin für den Khalifen einträte; die Muselmänner von Bombay haben schon am 24. September eine sehr loyale Adresse an ihre Souveränin gesandt, in welcher sie dieselbe bitten, nicht die Zerstückelung des türkischen Reiches zuzugeben. Was schließlich die finanziellen Mittel anlangt, so zweifelt wol Niemand, daß England auf Jahre die nöthigen Summen für einen großen Krieg aufbringen kann.

Nächst England oder richtiger weit mehr noch ist *Oesterreich* interessirt, daß Rußland seine Politik nicht durchsetzt; denn eine Absorbirung der Südslaven der Balkanhalbinsel müßte für die österreichischen wirken wie der Magnetberg auf Sindbad's Schiff, ganz abgesehen von der Unterbindung seiner Lebensader, der Donau. Und mehr noch als Lord Derby hat Graf Andrassy gegen die eignen Interessen gefehlt, wie z. B. durch das Gewährenlassen der Insurrection unter Hilfe der Dalmatiner und Croaten, welches höchstens verständlich war vom Standpunkt des slavenfreundlichen General Rodich. Mit dem Thronwechsel in Konstantinopel begann die Stellung Andrassy's Rußland gegenüber selbstständiger zu werden. Die Verabredung in Reichstadt, sich „von Fall zu Fall" zu verstän-

digen, besagte Nichts. Thatsächlich trat Oesterreich Rußland entgegen, indem es in London die von letzterem geforderte Autonomie bekämpfte, sogar gegen die englische Formulirung derselben Bedenken erhob. Dies Auseinandergehen ist durch die Natur der widerstreitenden Interessen bedingt. Oesterreichs Zukunft liegt im Donauthal; wenn es gestattet, daß Rußland die Mündung der Donau oder gar den Bosporus beherrscht, so hat es nicht nur aufgehört, eine Großmacht zu sein, sondern seiner allmäligen Auflösung zugestimmt. Das war stets Metternich's Gesichtspunkt; und Graf Buol erklärte 1853 seinem Schwager, Herrn von Meyendorf, der sich über Undankbarkeit des Wiener Hofes beklagte, Oesterreichs orientalische Politik sei durch die Geographie vorgezeichnet. Es gibt zwar eine Partei am Hofe, welche geneigt wäre, die Beute mit Rußland zu theilen, diesem Bulgarien zu überlassen, dagegen Bosnien zu nehmen; indeß wird doch wol die Erinnerung an das Bündniß von Joseph II. und Katharina der Verwirklichung dieser Pläne entgegentreten. Vor Allem müssen die Magyaren eine solche Politik bekämpfen, wie sie jeder Vermehrung des slavischen Elements Feind sind; das ist begreiflich, denn damit würde das künstliche Gebäude des Dualismus unmöglich. Der Dualismus aber ist thatsächlich bankerott. Die Magyaren haben Zähigkeit und kluge Benutzung der Umstände in der Behauptung ihrer Rechte, sehr geringe Tüchtigkeit in der inneren Politik gezeigt. Obwol sie nur höchstens 38 Procent in den Ländern der ungarischen Krone bilden, haben sie die übrigen Nationalitäten unter schwerem Druck gehalten und sich in eine finanziell verzweifelte Lage gebracht. Diese ist nicht zu verbessern, so lange nicht der ungemessene Aufwand für die Honved-Armee aufhört, die militärisch doch keine Armee ist; wird diese aber beseitigt, so kann Ungarn seine bisherige Stellung nicht aufrecht halten. Die Entwicklung der orientalischen Verhältnisse aber wird diesen Proceß befördern. Der status quo läßt sich nur verbessern, wenn man ihn verändert, so daß er also nicht mehr status quo bleibt. Die Deutschen Cisleithaniens hatten ein lebhaftes Interesse an dem Dualismus, so lange eine klerikal-absolutistische Reaction zu fürchten stand; aber eine solche ist jetzt außer Frage. Dasselbe gilt für Deutschland, das an den Magyaren die beste Garantie gegen eine Revanchepolitik hatte. Seit Graf Beust zu den glücklich Beseitigten gehört, muß jeder österreichische Staatsmann die deutsche Allianz zum Grundpfeiler seiner Politik machen, weil Deutschland die einzige Großmacht ist, die wirklich Stütze gibt und Nichts von Oesterreich will. Tritt an die Stelle des unhaltbaren Dualismus ein Föderalismus unter Wahrung der Staatseinheit, so haben wol die Magyaren, nicht die Deutschen in Oesterreich von einer Vergrößerung der slavischen Bevölkerung zu fürchten.

Wir haben bereits erwähnt, daß eine Einverleibung Bosniens die richtige Lösung für das Land selbst wäre, weil allein Oesterreich im Stande, dort geordnete Zustände zu schaffen. Eine andere Frage ist, ob dieses die Einverleibung für sich zu wünschen hat. Die Gründe, welche dagegen sprechen, liegen nahe. Die Provinz ist schwer verwüstet und wird auf Jahre hinaus viel mehr kosten, als sie einbringen kann. Handel und Industrie fehlen fast gänzlich. Straßen sind erst zu bauen, die agrarischen Verhältnisse sind schwer zu ordnen, eine starke Besatzung ist nothwendig. Dennoch scheinen uns die Vortheile überwiegend.

Durch die Annexion gewönne Dalmatien sein natürliches Hinterland, die österreichische Industrie ein erweitertes Absatzgebiet, Ingenieure, Officiere, Beamten ein neues Feld der Thätigkeit, die Armee tüchtige Rekruten. Das Land selbst ist theilweise sehr fruchtbar, es hat große Eichenwaldungen, die jetzt aus Mangel an Communicationsmitteln verfaulen, Obst und Taback; vor Allem aber würde der Besitz die Stellung und den Einfluß Oesterreichs im Orient unendlich steigern, es würde eine slavische Rivalin Rußlands, seine eigenen Südslaven würden aufhören, nach Außen zu gravitiren. Den Besitz Bosniens kann es aber nur gegen, nicht mit Rußland erreichen; es kann letzteres ruhig gegen die Türkei vorgehen lassen, denn es hat an Siebenbürgen eine natürliche Bastion, welche die Donaufürstenthümer beherrscht. So schrieb schon am 24. April 1810 Sir Robert Adair an Lord Wellesley: „Rußland' muß als militärische Maßregel die Moldau und Wallachei räumen, sobald Oesterreich hervortritt (whenever Austria comes forward)." Dasselbe hat sich 1854 bewährt; deshalb sagt nicht blos General Fadejew: „der Weg nach Konstantinopel geht über Wien," auch Fürst Paskiewitsch erklärte 1853 dem Kaiser Nikolaus, da der Krieg mit der Türkei unvermeidlich sei, müsse zuerst Oesterreich besiegt werden, und Lord Sandhurst, der 1856 General-Consul in Warschau war, nahm als militärisch feststehend an, daß Konstantinopel nur durch Wien genommen werden könne. Sicherheit gegen diese Politik hätte Rußland, da es nicht in der Lage ist, zugleich gegen Oesterreich zu gehen, nur wenn Deutschland letzteres zurückhielte, wie Rußland es 1870 mit Oesterreich that. Wir halten es für unmöglich, daß Rußland eine solche Sicherheit hat, und dies führt uns schließlich auf Deutschlands Stellung, die von Vielen mit Unmuth, von Andern als räthselhaft betrachtet wird, und doch durch die Natur der Verhältnisse gegeben scheint.

Der leitende Gesichtspunkt für die deutsche Politik bleibt Frankreich, das seine Niederlage nicht als definitiv betrachtet und sich in einer Weise rasch erholt, die alle Berechnung getäuscht hat. Immerhin wird es noch auf lange Zeit nicht in der Lage sein, allein einen erfolgreichen Angriffskrieg gegen Deutschland zu führen, und Rußland ist der einzig mögliche Verbündete hierfür. Aber auch letzteres hält diesen Gesichtspunkt fest; als Fürst Gortschakow im Mai 1875 als Friedensstifter in Berlin auftrat, erklärte er unumwunden, das Interesse Rußlands verbiete eine weitere Minderung der Machtstellung Frankreichs, und der Kaiser Alexander sagte dem französischen Botschafter: „Comptez sur moi, si quelque danger sérieux vous menaçait, je serais le premier à vous en avertir." Die Möglichkeit der russisch-französischen Allianz ist somit die Gefahr der Zukunft, die Rücksicht darauf muß unsere Politik beherrschen. Wir können eine Steigerung der russischen Macht so wenig wünschen, als die der französischen; würde Fürst Bismarck eine solche von der jetzigen russischen Orientpolitik erwarten, so kann man sicher sein, daß er längst Rußland entgegengetreten wäre. Er wird aber eben der entgegengesetzten Ansicht sein und läßt es deshalb gewähren. Was würde die Folge sein, wenn er, so wie die Dinge liegen, mit England und Oesterreich sich gegen Rußland erklärt hätte? Einfach, daß letzteres zwar nachgeben müssen und somit eine diplomatische Niederlage erlitten hätte, aber, ohne geschwächt zu sein, Deutschland tief entfremdet worden

wäre und, während im Orient höchstens der unhaltbare status quo gefristet werden könnte, um so energischer an seiner inneren Reorganisation und der Befestigung der Allianz mit Frankreich arbeiten würde, das in einigen Jahren seinerseits schlagfertiger wäre. Wir hätten also, wollte der Reichskanzler jetzt den Friedensstifter spielen, künftig an Rhein und Weichsel zu kämpfen, statt jetzt dem Kampf an der Donau zusehen zu können. Nichts ist daher irriger, als den Fürsten zu großer Hinneigung zu Rußland zu beschuldigen. Da bis jetzt Deutschland in zweiter Linie steht, so hat er den Grundsatz befolgt, so lange Rußland und Oesterreich sich einigen, mitzugehen; an der Integrität der Pforte kann ihm Nichts liegen, und er kann nicht österreichischer als Oesterreich sein. Sobald letzteres aber sich gegen Rußlands Zumuthungen wehrte, wie bei der vorgeschlagenen Occupation Bosniens, hat er Andrassy gestützt und sein ganzes Gewicht gegen ein isolirtes Vorgehen mit Rußland in die Wage gelegt. Die ablehnende Antwort Englands auf das Memorandum nahm er mit dem Ausdruck eines Bedauerns auf, dessen Kühle erkennen ließ, daß ihn die Politik Lord Derby's nicht im mindesten verstimme. Im Uebrigen hat er die strictefte Neutralität beobachtet; er lehnte selbst die von England gewünschte Vermittlung in der Waffenstillstandsfrage ab, da er nach keiner Seite einen Druck ausüben wolle. Wenn der „Reichsanzeiger" den Text der Ablehnung des Waffenstillstandes seitens Rußlands brachte, so kann das wol mit Bezug auf eine frühere Aeußerung des Reichskanzlers als Beweis des Ernstes der Situation angesehen werden, nicht als eine Parteinahme für Rußlands Verhalten. Niemand wird sich klarer über die Unhaltbarkeit der Zustände im Orient sein, als Fürst Bismarck; schon in der vertraulichen Depesche vom 14. April 1867 an Herrn v. Werther, bei Gelegenheit der Sendung des Grafen Taufffkirchen, glaubte er in diesem Punkte Nichts weiter sagen zu können, als daß er „*nicht ohne Hoffnung sei, für einen beschränkten Zeitraum* Rußlands Zustimmung zu einer Aufrechthaltung des status quo in den türkischen Grenzländern zu gewinnen". Der Dreikaiserbund konnte deshalb, was den Orient betraf, nur Erhaltung des status quo bedeuten; er hat seine volle Wirkung nach andrer Seite gethan, stürzt aber jener status quo in sich zusammen, so stehen wir vor einer neuen Situation. Ueber die Bedeutung Oesterreichs für Deutschlands Interessen im Osten ist sicherlich der Reichskanzler sich sehr klar; „wir brauchen Oesterreich für den Orient" antwortete er in Nikolsburg Denen, die den Sieg noch weiter ausbeuten wollten. Er bot in jener Depesche von 14. April 1867 ein dauerndes internationales Bündniß. Graf Beust's Revanchepolitik lehnte dies ab; aber unbeirrt dadurch, und obwol Niemand die feindlichen Absichten des österreichischen Kanzlers bei Ausbruch des französischen Krieges besser kannte, als Bismarck, bot er demselben schon von Versailles aus die Hand. Damit ist der Antagonismus beseitigt, das Wundfieber, welches der schmerzlichen, aber nothwendigen Operation der Trennung Oesterreichs von Deutschland folgte, ist vorüber, das deutsche Bündniß ist in Wien von jedem Urtheilsfähigen als das einzig Mögliche anerkannt, und Fürst Bismarck erklärte in der bekannten Unterhaltung mit Jokai, daß nicht nur Europa in seiner Mitte einen so consolidirten Staat wie die österreichische Monarchie verlange, sondern daß Der, welcher diese angreife, Deutschland sich gegen-

ber finden müsse. Oesterreich kann daher sicher darauf rechnen, letzteres an einer Seite zu finden, wenn es zur Selbsterhaltung handeln müßte. Die Beobachtung der strictesten Neutralität und Abstention war und ist noch für Deutschland geboten; weder das Beispiel Preußens im Krimkrieg, noch das Frankreichs 1866 sprechen dagegen. Preußen hatte 1854—1856 gar nicht die Absicht, einzugreifen, es hatte überhaupt keine Politik als die der Schwäche und Unentschlossenheit, die sich in zwecklosen Vermittlungsversuchen erschöpfte; Napoleon III. begünstigte 1866 allerdings den Conflict, um als Schiedsrichter aufzutreten, wenn beide Theile sich erschöpft haben würden, aber er verrechnete sich vollständig in der Schätzung der Kraft Preußens und war deshalb, als der Moment der Entscheidung eintrat, nicht fertig und nicht entschlossen.

Wir sind fertig, und niemand wird dem Fürsten Bismarck zutrauen, daß er sich in der Berechnung der Macht der Kriegsgegner ähnlich irre oder ihm die Entschlossenheit mangeln werde, im rechten Augenblick einzugreifen. Kühner Entschluß ist in einer Constellation der Politik ebenso geboten, wie ruhiges Abwarten in einer andern. Wir verwahren uns zwar gegen die Aeußerung des Abg. Lasker, daß noch eine mindestens fünfzigjährige Culturentwicklung dazu gehöre, bis öffentliche Besprechungen der auswärtigen Politik von Nutzen seien, nehmen vielmehr für den Reichstag das volle Recht des Mitsprechens aus eigener Initiative in Anspruch; aber wir glauben, daß in der gegenwärtigen Lage eine Debatte im Reichstage über die orientalische Frage und Deutschlands Stellung zu derselben zwecklos sein würde.

Europa fürchtet sich nicht vor Rußland, weil Deutschland sich nicht vor ihm fürchtet. Der Gang der Ereignisse ist für uns; die orientalische Frage drängt zur Explosion in einem Moment, wo Frankreich noch zur Neutralität genöthigt ist und Rußland dies unangenehm genug empfindet. Letzteres hat sich engagirt, nicht in Folge einer wohlberechneten Politik, sondern fortgerissen von einer nationalen Strömung; wir haben es nur seine Bahn verfolgen zu lassen, um mit Oesterreich, zur gegebenen Stunde, die Entscheidung durchzusetzen, welche den Interessen Deutschlands und Europa's entspricht.*)

*) Die vorstehenden Ausführungen wurden Ende November dem Druck übergeben; die Aeußerungen des Reichskanzlers am Abend des 1. December und in der Reichstagssitzung vom 5. konnten daher nicht mehr berücksichtigt werden, scheinen aber in keiner Weise dem zu widersprechen, was hier über die Stellung Deutschlands gesagt ist.

12. December. Der Verfasser.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau"

hat geglaubt, obigen Aufsatz, welcher ihr von hervorragend unterrichteter Seite zugegangen, in seinem ganzen Umfange mittheilen zu sollen, obwol sie sich nicht mit allen Ausführungen desselben einverstanden erklärt. Es handelt sich hier nicht um einfache Parteinahme für oder gegen eine der streitenden Mächte, sondern um eine historisch-politische Deduction, deren Schlußfolgerungen von der Zukunft bestätigt werden mögen, oder nicht; an denen zu modeln die Redaction sich aber nicht für befugt erachten konnte.

Literarische Rundschau.

Der neue Band der „Ahnen".

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. — Vierte Abtheilung. Marcus König. — Leipzig, S. Hirzel. 1876.

Schon bei Anzeige der „Brüder vom Deutschen Hause" wiesen wir an dieser Stelle darauf hin, wie der Dichter bisher nicht auf den sonnigen Höhen unserer Geschichte, sondern mit Vorliebe in schweren, dämmerigen Uebergangszeiten den Schicksalen und Wandelungen „unserer Ahnen" nachzugehen liebte. Das erste Morgengrauen der Völkerwanderung, die letzten Zuckungen der alten Volksreligion, Verfassung und Sitte, der Verfall des freien, altgermanischen Herrenstandes unter dem Einflusse des aufkommenden Lehnswesens und Hofdienstes, endlich der Niedergang der ganzen Kaiser- und Ritter-Romantik im Abendglühen der letzten Staufentage: das waren die ernsten Geschichtsbilder, von deren Hintergrund die Gestalten der Ingo, Ingram, Ingraban, Immo, Iwo sich abhoben. In „Marcus König" tritt dieser Grundzug der Dichtung zunächst noch schärfer hervor, um dann, wenn unser Gefühl uns nicht trügt, den Wendepunkt vorzubereiten, von dem aus für die noch ausstehenden (drei?) Theile eine entgegengesetzte, aufsteigende Bewegung sich anzukündigen scheint. Wir verließen Iwo, als er mit „den Bärtigen", den „Brüdern vom Deutschen Hause" der Heimath den Rücken wandte, um am fernen Weichselufer deutschem und christlichem Wesen eine neue Stätte bereiten zu helfen. Die Aussicht auf jene schönen Spätsommertage des sinkenden Mittelalters schien sich zu öffnen, in denen deutsche Tüchtigkeit im Einzelnen einzubringen und zu retten wußte, was verhängnißvolle Schicksalsfügungen und von Geschlecht zu Geschlecht forterbende Irrthümer im Ganzen und Großen verdorben hatten. Die siegreichen Heldenkämpfe des Deutschordens, das Aufblühen des Preußenlandes, die stolzen Blüthetage der Hansa, die deutsche Seeherrschaft im Norden! Boten sich da nicht verlockende Stoffe? Aber Gustav Freytag meint es anders. Er geht an der ganzen Herrlichkeit vorüber und führt uns mitten unter die schwersten, demüthigendsten Prüfungen, welche der deutsche Staat, die deutsche Gesellschaft und Sitte dort oben im Norden bestanden hat. Wir sind in Thorn, in Westpreußen, im Jahre 1519, dreiundfünfzig Jahre nach dem Frieden, der einst in derselben Stadt den Sieg Polens und das Unglück des Ordens besiegelte, sechs Jahre vor dem Frieden von Krakau, der dem Orden die Grabschrift schrieb. Schnell und schmählich ist die Spätblüthe ritterlich-christlicher Weltordnung gewelkt. Die preußischen Städte, der Landadel, die freien Bauern haben lieber den Fremden in's Land gerufen, als daß sie den Uebermuth und die Unfähigkeit des verrotteten, halbgeistlichen Junkerthums länger über sich duldeten. Der Pole herrscht im Weichsellande. Wol blühen Danzig, Elbing, Thorn noch in Wohlstand und deutscher Sitte; schon aber steigt rings um sie die slavische Sündfluth, der sie einst

lbst die Dämme geöffnet. Thorn zumal muß den Neid und die Zuchtlosigkeit der ssen Nachbarn bedenklich empfinden. Der polnische Priester bahnt dem polnischen delmanne den Weg, und beide überwachen mißtrauisch den deutschen Bürgergeist. nd noch schlimmer, womöglich, sieht es drüben aus, im Reste des Ordenslandes, jenits der ostpreußischen Grenze. Der Orden, von Deutschland abgeschnitten, kann icht leben, nicht sterben. Wol läßt er seinen Hochmeister schwören, eher die Hand t verlieren, als sie zum Lehnseid für den verhaßten Polen zu erheben. Aber woher ie Kraft nehmen, den Eid zu Ehren zu bringen? Das Land ist verwüstet, Bürger nd Bauern zu Grunde gerichtet, zerschlagen in dem endlosen Unglück. Der Ritter ill weder fechten noch zahlen, der Landsknecht verlangt Sold. Somit Krieg ohne haten, ohne Entscheidung, aber mit um so mehr Elend und Noth. Der unbezahlte söldner „braucht sein Recht". Er liegt dem Bauer in Haus und Scheuer, plündert en Kaufmann, raubt auf der Landstraße und auf dem Strom, dient je nach Gegenheit beiden Parteien. Es sind Scenen im Styl von Wallenstein's Lager, traurige Vorboten der für ganz Deutschland herannahenden eisernen Zeit, welche auf iesen Blättern das Treiben der unholden Gewalten mit ergreifender Anschaulichkeit eichnen. Das Bild würde jedes Lichtschimmers entbehren, wenn es nicht gleichzeitig eigte, wie aus der Tiefe des Volksgeistes heraus der rettende, reformatorische Geanke sich Bahn schafft, überall die erstarrten Lebensformen brechend, die Rohheit bänigend, den Sinn der Geschlagenen und Gedrückten belebend, erneuernd. Daß der Dichter uns die Vertreter deutscher Wiedergeburt und Genesung dabei nicht im Fürstenmantel oder im Harnisch zeigt, sondern im bescheidenen Rock des Magisters, im chlichten Kleide der bürgerlichen deutschen Jungfrau und Hausfrau, das sei ihm von Herzen gedankt! Es gehört zu jenem Stempel der Wahrhaftigkeit, der hier, wie in en vorausgehenden Theilen des Werkes, seine ganze Auffassung deutschen Wesens nd deutscher Schicksale kennzeichnet.

Aus diesem dunkeln geschichtlichen Hintergrunde tritt dann die frei geschaffene Handlung und Charakterzeichnung des Romanes keineswegs in glänzenden, schmeichelnden Farben und Formen hervor. Wir sind es schon gewöhnt, die Helden der „Ahnen" auf rauhen Wegen zu begleiten. Mit den Sonntags-Kindern moderner Social-Romantik haben sie nichts zu schaffen. Ihr Familienzug war von Anfang an selbstherrliche Wahrhaftigkeit, tapferes Herausarbeiten ihrer eigensten Natur. So mußten sie auf die Erfolge der fügsamen Schlauheit verzichten, und die Bewegung ihrer äußeren Lebenslage beschrieb im Ganzen keine aufsteigende Linie. Die Liebe zumal, die Vorsehung der Romanhelden aller Zeiten, war ihnen nie die freundliche Fee, welche ihre Lieblinge nur ein wenig plagt und neckt, um ihnen dann die überreiche Aussteuer desto schmackhafter zu machen. Was sie ihnen gewährte, inneres Glück und freudiges Fortleben in gesundem Nachwuchs, war durchweg durch schwere Opfer erkauft: von dem Tage, an dem die Trümmer der brennenden Burg über Ingo zusammenbrachen, bis zu jenem andern, da Iwo, die Kaisertochter verschmähend, mit der geliebten Bäuerin die Heimath verließ. Auf dem vorliegenden Blatte der fortschreitenden Bilderreihe werden die Farben nun vollends mit Rembrandtischer Strenge gemischt. Der Titelheld, „Marcus König", tritt uns von vorne herein als der ernste, düstere Träger eines historischen Gedankens entgegen, den nur der verhängnißvolle Faden ererbter Rachepflicht mit dem wärmeren Gebiete des persönlichen Empfindens verbindet. Die Nachkommen Iwo's, so erfahren wir, sind ansehnlich und stark geworden unter den alten Geschlechtern Thorn's und des Preußenlandes. Sie haben seiner Zeit selbst dem Orden einen Hochmeister gegeben. (Ludolf, König von Weitzau, regierte 1341—45.) In dem alten, steinernen Hause am Markt hat sich stattlicher Reichthum gesammelt in Truhen und Schränken. Rüstungen, Waffen, Trophäen erinnern an ruhmvolle Kämpfe im waldigen Heidenland und auf der Salzfluth. Die Fahne der Altstadt trägt noch das Blau-Weiß des alten Vandalengeschlechts. Weithin im fruchtbaren Stadtgebiet gehört ihm schöner Besitz an Aeckern, Wiesen und Wald. Der Name der Könige von Thorn hat guten Klang auf den

Kontoren von Danzig, Brügge, Frankfurt, wie in den Trinkstuben der Artushöfe. Aber düster und unheimlich schaut aus aller der Herrlichkeit das Gesicht des Geschlechtsherrn, Marcus König, heraus. Fern hält er sich von Rath und Ehrenämtern der Mitbürger; selbst Bürgermeister Hutfeld, sein Schwager, empfängt nur noch kalten, förmlichen Gruß von dem längst verwittweten Manne. Marcus kann die Stunde nicht vergessen, da er einst, ein sechsjähriger Knabe, das Blut seines Vaters fließen sah, der im großen Bürgerkriege seine Treue für den Orden auf dem Schaffot büßte. Das blutbefleckte Gewand des Gemordeten hängt im alten Familienschranke neben der Eisenrüstung des hochmeisterlichen Ahns und neben dem Hochzeitsschmuck der geliebten, früh verlorenen Gattin. Das sind die Reliquien, vor denen der alte Marcus seinen Hausgottesdienst hält. Den Vater zu rächen, dem Orden das Land, die Stadt zurück zu gewinnen, die Polen hinaus zu werfen, das ist der Gedanke seines Lebens, dem er Alles opfert, Reichthum und Einfluß, den Genuß der Gegenwart und die Hoffnung der Zukunft, selbst die Erhaltung seines Hauses und das Glück des einzigen Sohnes. Sein Reichthum gehört dem Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, der mit dem Gelde des Kaufmannes seine Landsknechte, seine Staatsgewänder und Goldketten zahlt, um dann mit den Polen seinen Frieden zu machen und aus dem Schiffbruche seiner Ritterehre ein weltliches Herzogthum und — die deutsche Zukunft des Preußenlandes zu retten. „Sagt dem Herzog, Marcus König sei für ihn nicht bei Wege," läßt Marcus dem von Krakau zurückkehrenden Fürsten melden. „Er reitet über Land und läßt seinen Knecht henken, weil dieser ihm einen Eidschwur gehalten hat." Uebrigens zäh, hart, fest, vom echten Helden- und — Barbarenstamme urgermanischer Art. Der Kirche dient er mit der Pünktlichkeit des Kaufherrn, der nichts geschenkt nimmt, der den Preis aller Waaren kennt und es natürlich findet, daß man auf Himmelswege die schwersten Zölle entrichtet. Das Buch seiner „guten Werke" wird ebenso sorgfältig geführt, wie das Hauptbuch des Kauf-Geschäfts. Um dem Alten den Segen für die Liebe und Ehe des einzigen Sohnes zu entreißen, bedarf es schwerster Schicksale; und kein Geringerer, als Dr. Martinus Luther selbst, der freudige Held des Jahrhunderts, muß herbei, um dem schwer zürnenden Manne die Versöhnung mit seinem „politischen" Herzoge abzugewinnen und seiner Seele den Frieden zu geben.

Ist das nun wirklich der Held und Träger der Dichtung, würdig mit Ingo, Ingram, Immo, Iwo in die Reihe zu treten? — Er könnte es für uns immerhin sein, aller Liebesromantik zum Trotz, wenn — er wirklich die Handlung führte, oder doch die Theilnahme auf sich concentrirte. Aber das ist doch nur in sehr beschränktem Sinne der Fall. Marcus König kommt bei aller gewaltigen und tiefen Anlage seines Charakters über den Rang und Einfluß einer hervorragenden Nebenfigur kaum hinaus. Er setzt die Handlung, welche sich vor unsern Augen vollzieht, nicht in Bewegung, wirkt in ihr nur retardirend, und von seinem politischen Wirken hören wir mehr, als daß wir es sehen. Nur freilich (und das wiegt nicht leicht bei Abschätzung des Kunstwerthes der Dichtung), nur freilich, daß aus der im Einzelnen reich, ja oft glänzend ausgestatteten Reihe der andern Gestalten des Romans auch kaum irgend eine hervortritt, die den Anforderungen in dieser Beziehung viel besser genügte. Auch Georg König kaum, Marcus' einziger Sohn, so glücklich auch die bekannten liebenswürdigen und heldenhaften Züge der „Ahnen" in ihm vertreten, und mit einem künstlerisch feinen Zusatze von Zeit- und Ortsfärbung gemischt und abgetönt sind. Georg, der stattliche Patriciersohn, ist lebenslustig und vertrauend, heiter und tapfer wie die Jugend und die Kraft. Er vereinigt in sich alle Herzensgüte, allen Edelmuth, alle Treuherzigkeit und Opferfreudigkeit, die man von dem besten Romanhelden billiger Weise erwarten kann. Er liebt ebenso warmblütig als tugendhaft, schlägt sich wie ein Löwe, hält selbst dem Teufel sein Wort, oder doch den Landsknechten, die schlimmer sind als der Teufel; und daß er im Punkte der edeln Musica seinem thüringischen Blute keine Schande macht und auch in den beiden übrigen bekannten Hauptartikeln des Katechismus Luther's sich wacker erweist, wird ihm bei wohl

lenden Lesern nur zu weiterer Empfehlung gereichen. Aber bei alledem ist er erlich stark genug angelegt, um statt seines alternden Vaters den Bau der Fabel tragen. Wir lachen von Herzen über seine Fastnachtspäße, lassen uns seine enaden für Jungfer Anna, des Magisters Tochter, ein paarmal gefallen, gönnen von Herzen die Erfolge seiner langen und beschwerlichen Liebesmüh', freuen uns, n er einen unbarmherzigen Vogt prügelt oder, den Pfaffen und Ketzerrichtern zum y und seinem Magister zu Liebe einem tückischen Polaken den Kopf zerschlägt. ch seine gefährlichen und tragischen Abenteuer im Gefängniß und unter den Landshten gehen uns ernstlich zu Herzen. Dennoch macht sich ein Zug des Zufälligen, nlosen in seinem Gehaben bemerklich; es ist ein äußerliches Nebeneinander und rcheinander in seinen Schicksalen, welches den epischen Strom des Romans zu ler, ruhiger, gleichmäßiger Stärke nicht recht anwachsen läßt. Bald fluthet er, das Sommer-Hochwasser der wilden Weichsel, brandend an seine Dämme; bald eint er sich in Sandbänken und Untiefen fast zu verlieren. Zumal, da das zwischen arcus und Georg König hin und her wogende Interesse noch durch zwei weitere stalten in Anspruch genommen wird, die für Nebenpersonen fast zu bedeutend, für uptpersonen nicht bedeutend genug sind: übrigens beide vorzüglich gezeichnet und dem culturhistorischen Grundzuge der Dichtung in allernächstem Verhältniß.

Magister Fabricius ist einer jener prächtigen Geisteskämpfer, wie das Jahrhundert Reformatoren und Humanisten sie aus dem echtesten und besten deutschen Stoffe zahlreich formte, wie sie dann in den Zeiten der Noth und Bedrängniß uns zum ost und zur Zierde gereichten, die aber in der Milliarden-Atmosphäre des „neuen iches" kaum noch zu gedeihen scheinen. Dieser kleine, muntere, bescheidene, genügne, und doch auch wieder feste, gravitätische und unter Umständen starre, eigenmige, grundgelehrte Schulmeister verhält sich zu dem Troß seiner heutigen, „gebenen" Standesgenossen, wie — ein grober, reinlicher Hemdkragen von Hausleinen feinster amerikanischer „Papierwäsche". Als Marcus und der Bürgermeister ihn m Professor eloquentiae für ihre erwachsenen Söhne anwerben wollen, zeigt er nächst gar nicht große Rührung über die angetragene Ehre. „Es ist nicht meine Sache, als Lehrer Andern angenehm zu sein, sondern die Knaben, welche ich ehre, sollen mir angenehm werden, das will sagen, sie sollen etwas Ordentliches ernen, denn das ist die Freude des Lehrers; wollen sie das nicht, so kränkt mich die verlorene Zeit, selbst wenn die Faulen, mit Verlaub zu sagen, Söhne eines Bürgermeisters sind." Und wie geht er gegen die Pfaffen in's Feuer, wie packt n der Lebensathem der neuen Zeit, als nun auch im Preußenlande, und dort mit erst, die Geister auf einander platzen! Wie bewahrt er den fröhlichen, bescheidenen inn, die aequa mens in Noth und Gefahr! Als es dann aber an den Kern seines ebens geht, als er die Ehre der geliebten Tochter gegen den harten, geld- und geurtsstolzen Patricier vertheidigt, wie wächst der kleine Mann dem ganzen, öden, ußerlichen Kram über den Kopf. „Und wahrlich, Herr, für euer stolzes Haus wäre es ein Segen und ein Glück, wenn mein Kind als Schwiegertochter darin hauste. Und ich versichere euch, Herr, hätte ich eine Ahnung gehabt, daß euer Sohn im Geheimen meine Tochter im Herzen trug, ich hätte ihn, wie werth er mir auch als Schüler geworden war, aus dem Hause gejagt auf Nimmerwiedersehen. Denn Nichts ist mir in meinen Tagen, nächst den Lügen der Pfaffen, so verhaßt gewesen, als der Dünkel der Reichen!" — Es ist dabei sehr er feine Tact hervorzuheben, mit dem G. Freytag die bekannten Schroffheiten, Bunderlichkeiten und Unzulänglichkeiten der schulmeisterlichen Standesbildung geeichnet und dichterisch verwerthet hat, ohne der Bedeutung und Würde des Charakers auch nur das Geringste zu nehmen.

Ein Meisterstück in jeder Beziehung endlich ist Anna: eine hochsymbolische Gestalt, wie nur je eine, und dabei in jedem Zuge wahr, persönlich, geschaut und mpfunden. In diesem so demüthigen und so stolzen, so charakterfesten und so warmherzigen, so schlichten und so grundgediegenen deutschen Mädchen verkörpern sich alle

guten Geister, die nachher so lange, unter der Noth trostloser Zeitläufte, im Heiligthume des deutschen Bürgerhauses den Lebenskeim unserer Volkskraft gesund halten sollten. Ein Zug von eckigen, harten Formen, eine leise Schattirung von Pedanterie, ein gelegentlicher, fröstelnder Hauch naturfeindlicher Geistigkeit gehört wesentlich mit zu dem Bilde; nur wurde Freytag's Hand erfordert, um diese Schatten aufzusetzen, ohne die Schönheitslinie des Ganzen zu stören und das Kolorit zu verdüstern. „Anna spricht anders und hält sich anders, als unsere Mädchen," meint Georg in seiner ersten Liebesnoth zu seinem Schulkameraden. „Sie ist aus Kursachsen," entgegnet der Andere. „Soll ich dir meine Meinung sagen? Sie ist eines Magisters Kind, Topf wie Kessel, sie ist eine Schulmeisterin." Wie dann die „Schulmeisterin" unter den Landsknechten das Evangelium verkündigt und „Sitte lehrt und Erkenntniß", wie sie sich wacker und fest, und doch auch so lieb und so menschlich hält bei der Zähmung des wilden Georg: das Alles mag wol den epischen Strom hie und da ein wenig ablenken und hemmen. An sich gehört es zu den besten Leistungen unserer neudeutschen Dichtung, ganz neben Immermann's „Lisbeth" zu stellen.

Wir sind, wie man eben sah, durch diese Bemerkungen über die Hauptgestalten des Romans unmittelbar genöthigt worden, seine schwache, oder lieber seine wenig starke Seite anzudeuten. Wir meinen einen gewissen unruhigen, bald springenden, bald stockenden Gang der Erzählung, die sich hie und da auch wol einmal in die culturhistorische Schilderung verliert. Der Mangel eines eigentlichen Haupthelden, die zu gleiche Vertheilung der Anziehungskraft auf mehrere Gestalten, hängt damit zusammen. Marcus verhält sich zu passiv, Georg zu planlos, Fabricius ist zu sehr Episode, Anna, bei aller Lieblichkeit und Trefflichkeit, von zu geringem Einfluß auf die meisten äußeren Vorgänge. Auch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Ausführung macht sich namentlich in den späteren Capiteln bemerklich. Es zeigen sich, wenn nicht gerade Lücken und Widersprüche, so doch weniger klar und vollständig behandelte Partien; man muß wiederholt lesen, auf's Aufmerksamste jeden Wink, jedes hingeworfene Wort beachten, um nur zu folgen. Eine feierlich angekündigte Katastrophe nichts Geringeres als der Tod des Magisters, Anna's und ihres Söhnchens, wird stillschweigend zurückgenommen, ohne ein Wort der Erklärung. Eine einzige, leise versteckte Andeutung muß unserer Phantasie den Weg weisen zur Ausfüllung eines mehrjährigen Zwischenraums in den Schicksalen der unsern Herzen so nahe gerückten Familie. Was aus Georg endlich wird, können wir auch nur vermuthen. Wir sehen ihn als Kaufmann gekleidet und hören, daß er vom Main herauf nach Koburg geritten ist. Ist er in Frankfurt ansässig geworden? Oder in Nürnberg? Wie? In welcher Lage? Solche Ungewißheit stört nicht gerade den Schlußeindruck, aber immerhin schwächt sie ihn und läßt eine gewisse Unruhe zurück. Wir müssen uns ein nebelhaftes Verschwinden gefallen lassen da, wo wir gern klare, vollständige Schlußbilder hätten. — Seltsamer noch gewisse geflissentliche Härten, an die wir sonst bei Freytag, bei aller Tragik seiner Romane, nicht gewöhnt sind. Mag z. B. Georg, als Fähnrich der Landsknechte, in einem grausigen Massenzweikampf, Fähnlein gegen Fähnlein, schwer verwundet werden. Nichts natürlicher. Aber warum muß ein Kamerad, ein Lanzknecht seiner Schaar, in Rachsucht wegen einer einst in ehrlichem Kampfe empfangenen Wunde, ihm tückisch die rechte Hand abhauen? Warum muß der Held als Krüppel zu Weib und Kind zurückkehren? Das Leben hat ja leider nur zu oft solche grundlose Tücken. Aber die Dichtung? — Und gar die Todesscene Dobise's, des „letzten alten Preußen"! Zum Galgen verurtheilt, entspringt der diebische, sonst aber ganz gutherzige Hausdiener des alten Marcus der Erlaubniß, die Stadt zu verlassen. Aber er muß die Rückkehr eidlich geloben, die Rückkehr zur Hinrichtung! Wann? Das ist ganz seine Sache. Und nach einigen Jahren kehrt er wirklich zurück; Marcus König, ohne einen Gedanken an Gnade, geleitet ihn feierlich zum Galgen, und wir werden Zeugen eines längeren, humoristischen Gesprächs (buchstäblicher Galgenhumor) zwischen dem armen Sünder auf der

eiter und Hans Buck, dem leutseligen, gemüthlichen Henker, der auf dem Balken ber ihm sitzt, die Schlinge in der Hand. Das sind Shakespeare'sche Züge, aber icht etwa nachgeahmte. Man fühlt mit leisem Frösteln, wie ein gewisses unheim- ches Etwas, ein gewisser dunkler Zug in der Grundanlage des Werkes (oder in der Stimmung des Verfassers?) sie hier bedingt. Man erinnert sich an das Colorit von Maaß für Maaß", wenn nicht von „Timon".

Daß wir bei alledem den vierten Band der „Ahnen" mit wärmster Theilnahme ge- esen haben: ist es zu sagen erst noch nöthig? — Mit allen seinen Vorgängern heilt der Roman vor Allem die Gewalt der plastischen Gestaltung, die Meisterschaft er Färbung. Es ist Alles lebendig, wirklich, handgreiflich, kein Schattenspiel, keine Schablone! Die ganze Gesellschaft der Reformationszeit zieht an uns vorüber: Kaufherr und Edelmann, Bauer und Bürger, Schüler, Magister und Pfaffen, Lands- knechte und Fürsten: überall Leben und Wärme, geschichtliche Wahrheit, tactvoll auf- getragener Localton, ohne alles archäologische Prunken mit Notizen, Wortkram und Anekdoten. Die Sprache ist in der Erzählung modern, aber stylvoll, der Würde des Gegenstandes entsprechend. Nur an charakteristischen Hauptstellen, im Dialog, wird der Ton des sechzehnten Jahrhunderts so geschickt und mäßig, als wirkungsvoll an- geschlagen. Die Schilderung des Landsknechttreibens ist für die künstlerische Oekonomie des Ganzen, wie schon bemerkt, immerhin ein wenig breit ausgeführt. Sie dehnt sich behäbiger aus, als ihre Bedeutung für die Haupthandlung recht- fertigen möchte. Aber an sich ist sie ein Meisterstück. Hauptmann Hans, für den Georg die Fahne trägt, kann sich ganz ebenbürtig neben Walter Scott's Capitän Dalgetty (in der Legende von „Montrose") stellen. Ergreifend, von höchster tragischer Wirkung ist die Verhandlung mit den Kameraden in polnischem Dienst, über den Zweikampf. Wie sie sich, in erschreckender Naivetät, zum Knechtsdienst des rothen Goldes bekennen: „Der Pan Stibor kam erst gestern zu uns geritten, auf jeder Sattelseite einen „Beutel mit Geld. Er hat allen Rückstand bezahlt, doppelten Sold verheißen und „ehrliche Ablohnung zum nächsten Monat, damit wir heimkehren, wenn wir vorher „euch aus der Burg werfen und die Herrschaft über euern Garten in seine Hand „geben." Auf solche Art ist bekanntlich seiner Zeit die Marienburg in die Hände der Polen gefallen. Es ist, als hörte man König Bisino über die römische Ge- sandtschaft berichten, an die er den Gastfreund verkauft, den er liebt; auch Hagen's Moral in Bezug auf den Schatz der Nibelunge wird von demselben Gedankenzuge beherrscht. Der alte Fluch unsers in Armuth und hartem Lebenskampf aufgewachse- nen Stammes! — Und wie dann jene kerntapfern, auf ihre Art ritterlichen, aber bar- barisch rohen, von Unglück und Entbehrung gehärteten Gesellen, die entarteten Ver- treter germanischer Waffenkraft, sich zu dem deutschen Nationalgedanken ihrer Zeit stellen! Nicht unempfindlich sind sie gegen Luther's Worte aus Anna's Munde. Sie fühlen sich doch nicht mehr recht sicher bei dem alten Trost, „daß die Lands- „knechte vor dem Teufel sicher sind, weil selbst der mit ihnen nicht auskommen kann." „Aber wer kann auf die Länge wider die Noth? Die neue Verkündigung mag gut „sein für solche, die an ihrem Sammetwamms einen runden Geldbeutel tragen. Für „die Knechte aber ist es schädlich, wenn sie um die Gnade sorgen, statt wie sie „sich und dem Troß den leeren Magen füllen. Seither, wenn Jemand zuviel auf „sein Gewissen geladen hatte, wandte er einiges Geld an die Pfaffen und ging rein „gewaschen von dannen. Jetzt soll er jammern und die Hände aufheben, welches „einem Kriegsmanne übel ansteht; er soll auch meiden, was er gern thut. Es wird „uns gelesen von zehn Geboten, die wir halten sollen, wir aber vermögen kaum „eines zu beachten." Die Engländer erfreuen sich mit Recht an Cromwell's gott- seligen Dragonern, wie Walter Scott sie ihnen schuf. Diese Landsknechte G. Freytag's sind jenen typischen Gestalten in Bezug auf innere Wahrheit und künstlerische Ab- rundung vollkommen gewachsen.

Die mehrmals höchst kunstreich und wirksam herbeigeführten Ueberraschungen, welche die Erzählung beleben und die Spannung steigern, werden wir hier

natürlich nicht verrathen. Es ist nicht Sache des Kritikers, dem Künstler und dem Leser die Freude zu verderben. Einiger Scenen aber muß mit gebührendem Danke gedacht werden. Wir rechnen dahin das ländliche Fest auf Marcus König's Gut, namentlich den Waldspaziergang zur alten Eiche; dann Anna's und Georg's Hochzeitsmorgen auf der grünen Haide, endlich das doppelte Auftreten Martin Luther's: ganz in dem großen geschichtlichen und nationalen Sinne, in der feinen Auffassung und mit der gewaltigen Formgebung, wie sie unter den Lebenden in diesem Maße wol nur G. Freytag zu Gebote steht. Es ist die Versöhnung der beiden feindlichen Väter zur Anerkennung der vor Gott und unter der Fahne geschlossenen Ehe Anna's und Georg's, und dann die Aussöhnung des alten, starren Marcus König mit dem Herzoge, der in weltklugem Sinne seinen Schwur auf dem Altare der politischen Zweckmäßigkeit opfert: die hochsymbolische Schlußhandlung des Romans. Um unser Urtheil kurz zusammen zu fassen: „Marcus König" bleibt hinter dem Ideal des historischen Romans einigermaßen zurück durch eine gewisse Unruhe der Bewegung, eine gewisse Ungleichmäßigkeit der Ausführung, einen gewissen Mangel an Einheit des Interesses. Er entschädigt aber durch die Vorzüge der Charakteristik, durch eine Fülle von überraschenden Einzelschönheiten, auch in der Erzählung, durch die treffliche Verarbeitung des reichsten und bedeutungsvollsten culturgeschichtlichen Stoffes und durch eine ergreifende Hoheit und Tiefe der geschichtlichen Auffassung. Wie drängt sich diese in dem schönen Schlußwort zusammen: „Da klang über den Lauten „der Natur die feierliche Stimme des Mannes, in welchem sich die Kraft, die Größe „und die Einfalt des deutschen Wesens vereinten, wie nie vorher in einem einzelnen „Menschen. Auch an dem Geschlecht des Todten übte er sein hohes Amt, indem er „die Trauernden ermahnte, jeden Tag und jede Stunde mit ihrem Gott zu leben, „den er nach alter Ueberlieferung als gebietenden Herrn und liebenden Vater ver„stand. Spätere Enkel desselben Geschlechts deuteten das Unermeßliche nach dem „Maß ihres Erkennens und nach dem Bedürfniß ihres Herzens zugleich freier und „bescheidener; aber alle späteren, wohin sie auch der himmlische Landwirth nach „dem Bedarf seiner Wirthschaft säete, wurden Dank schuldig für ihre Freiheit und „für ihre Frömmigkeit dem Doctor Martinus Luther."

G. Freytag hat den Weihnachtsbaum unsers Volks heuer wieder mit der im vorigen Jahre so schmerzlich vermißten Gabe geschmückt. Möge ein freundliches Geschick ihm und uns gewähren, das in großem Styl begonnene Werk der „Ahnen" einst planmäßig, zu dauernder, reiner, harmonischer Gesammtwirkung vollendet zu sehen!

F. Kreyssig.

Spielhagen's neuer Roman.

Sturmfluth. Roman in sechs Büchern von Fr. Spielhagen. 3 Bde. Leipzig, L. Staackmann. 1877.

Der neue Roman ist weitaus das Beste, was Spielhagen seit „Hammer und Ambos" geschrieben; ich freue mich um so mehr darüber, da ich in seinen letzten Werken starke Spuren der Erschlaffung wahrzunehmen glaubte. Hier ist die alte Frische, das specifische Talent des Dichters zeigt sich wie in seinen besten Zeiten, und die Unarten, die man ihm früher mit Recht vorwarf, sind fast ganz vermieden.

Der Roman ist ein Gewebe aus drei Motiven. Das erste ist die Gründerei, die Lasker'sche Rede bringt die Katastrophe hervor; ein großes Banquierhaus stürzt, und Alles in der Nähe wird in Mitleidenschaft gezogen.

Das zweite Motiv ist die Sturmfluth, welche auf der Insel Rügen großen chaden anrichtet. Die beiden Motive sind dadurch ineinander gewebt, daß zu den windelhaften Unternehmungen, an denen das Haus betheiligt ist, auch eine Nord- ihn gehört, die zu einem projectirten Kriegshafen auf der Insel führen soll. Der gentliche Held des Romans, Capitän Reinhold Schmidt, hat von vornherein auf e Gefahr einer Sturmfluth aufmerksam gemacht, sie tritt dann am Schluß wirklich n und verstärkt die Wirkung des Krachs.

Das dritte Motiv endlich ist der politische Gegensatz zwischen zwei alten Starr- pfen, einem aristokratischen General und einem Achtundvierziger, der sich zu einem eichen Fabrikanten aufgeschwungen hat, aber seinen alten republikanischen Gesinnungen reu bleibt. Zwischen den jungen Leuten der beiden Familien entspinnen sich Liebes- erhältnisse, außerdem werden beide trotz der Ehrenhaftigkeit ihrer Chefs durch Ver- andte in die Gründerei verstrickt.

Es ist schade, daß Spielhagen sich an diesen drei kunstvoll ineinander verarbeiteten Motiven nicht hat genügen lassen, daß er der Ausschmückung wegen noch einen greulichen Jesuiten einführt, der sich mit Windthorst verschwört und auch bei der Gründerei die Hände überall im Spiel hat. Diesen melodramatischen Deus ex machina hätte ich dem Dichter gern geschenkt; er ist unlebendig und auch historisch nicht zu rechtfertigen.

Held und Heldin sind diesmal durchaus untadelhaft, die letztere sogar sehr liebenswürdig; der scrupulöseste Moralist könnte nichts gegen sie einwenden. Bei dem Namen Schmidt hatte ich anfangs Bange; mir lag Oswald Stein im Sinn, und ich fürchtete, es könnte doch Einer von der Bank gefallen sein. Aber meine Besorgniß erwies sich als unbegründet. Alle Leute behalten ihren ehrlichen Namen, Schmidt bleibt Schmidt, und dem Zeitgeist wird nur insofern einige Concession gemacht, als der Lootsencommandant schließlich zum vortragenden Rath im Handels- ministerium avancirt.

Die Nebenfiguren sind zum Theil sehr gelungen, mein Liebling ist Tante Riek- chen: die Echtheit kann ich dem Dichter aus eigener Erfahrung bescheinigen.

Von den drei Hauptmotiven tritt am glänzendsten das der Sturmfluth hervor. Spielhagen hat in diesem Gebiet schon früher Vorzügliches geleistet, er hat sich diesmal weit übertroffen. Die Bilder der erregten Natur können sich dreist neben die besten Schilderungen von Dickens stellen.

Das andere Motiv, das Connubium zwischen Adel und Bürgerstand, zeigt insofern einen großen Fortschritt in der politischen Bildung des Dichters, als es durchaus wohlwollend behandelt ist. Früher empfing man aus Spielhagen's Romanen den Eindruck, Deutschland könne nicht eher auf einen grünen Zweig kommen, als bis alle Junker mit Stumpf und Stiel ausgerottet wären. Diesmal werden die guten Seiten des Junkerthums und der strammen militärischen Erziehung nicht nur mit Vorliebe, sondern auch mit Einsicht hervorgehoben. Der starre Republikaner muß zuletzt erkennen, daß auch Bismarck nicht zu verachten ist, und daß man im Streit mit böswilligen Fabrikarbeitern die Polizei nicht umgehen kann. General Werben ist durch und durch ein Ehrenmann, neben ihm tritt ein höchst ausgezeichneter Major auf und ein nicht minder ausgezeichneter Präsident. Die höheren Stände sind würdig vertreten und können vollkommen zufrieden sein. Zuletzt, nachdem die unsoliden Elemente der beiden Familien untergegangen sind, reichen sich die beiden Häupter ernst, aber versöhnt, die Hände. Eine Rede in diesem Sinn schließt den Roman; sie hätte allenfalls wegbleiben können: wenn Spielhagen sich rhetorisch versucht, schlägt ihm leicht die Stimme über.

Ich bin natürlich mit dieser Wendung in den Ansichten des Dichters sehr einverstanden; nur frage ich mich, ob er nicht etwa zu weit geht? Früher schien ihm die Kluft zwischen den beiden Ständen unausfüllbar, heute macht er den Uebergang zu leicht. Was er bei den beiden Alten als Zeichen von tadelhafter Starrköpfigkeit anzusehen scheint, finde ich im Gegentheil sehr naturgemäß. Wenn der alte General

seinem Sohn, der durch fortgesetzten Leichtsinn bis zur Entehrung gekommen ist, ei Pistol zuschickt, so habe ich nicht das Mindeste dagegen zu erinnern; ebenso wenig wenn der Republikaner seiner etwas hysterischen Tochter erklärt, mit ihrer Verbin dung mit dem liederlichen Officier würde sie aufhören, seine Tochter zu sein. Solch Züge sind echt; bei der Hochherzigkeit dagegen, mit welcher der General seine Standes vorurtheile durch Gewissensgründe beseitigt und ein doppeltes Connubium mit der Bürgerstand zugibt, muß ich den Kopf schütteln. Diese Figur hat W. Alexis i seinem „Isegrim" besser herausgebracht. Abgesehen von diesen Bedenken sin übrigens die betreffenden Scenen vortrefflich ausgeführt.

Vielleicht am wenigsten gelungen ist die Gründerei. Das Sinnliche der Hand lung allerdings kommt sehr gut heraus, wie alles rein Epische bei Spielhagen; abe man möchte doch auch gern in das Innere der Menschen blicken. Spielhagen führ uns nur ganz gemeine Spitzbuben vor, an denen es ja auch bei solchen Gelegenheite in der Wirklichkeit nicht fehlt, die aber doch nur den Troß bilden: das eigentlich Interesse liegt in den Menschen von überschwellender Kraft, die dadurch verführ werden, das Unmögliche zu wagen, und endlich physisch und moralisch in Schwinde verfallen. Ich habe Strousberg's Selbstbiographie mit äußerstem Interesse gelesen man sieht, daß es sich doch noch um andere Dinge handelt, als um die bequemst Art, sich Tausende oder Millionen betrügerisch in die Tasche zu stecken. Wäre da Buch früher erschienen, so hätte Spielhagen für seinen Roman viel daraus lerne können.

Die Sitten der Gründer, die uns Spielhagen vorführt, sind erstaunlich; un hier möchte ich mir eine bescheidene Frage erlauben.

Eine Lieblingsfigur Spielhagen's, ein Künstler, sagt bei Gelegenheit eines Festes als ein Parasit der Gründer vorüber geht: „Mach' ihm kein verdrießliches Gesich und schleudre ihm kein Anathema nach aus der Tiefe Deines verletzten demokratische Gewissens! Es soll der Dichter mit dem König und es muß der Künstler mit den Gründer gehn. Das sind Gesetze, die wir zu respectiren haben."

Er geht auch auf das Banket des Banquiers, ißt und trinkt sich voll, und bringt dann einen Toast auf Lasker aus. Da bereits Alles betrunken ist, und Keine den Andern hört, wird er nicht hinausgeworfen; außerdem erscheint eben der Constabler, um den Gründer beim Kragen zu nehmen.

Ist dies Verfahren nun das normale? — In Paris gibt es erstaunlich viel Liederlichkeit und Gaunerei, aber es gibt auch eine anständige Gesellschaft, die sich entschieden davon zurückhält. Das Tuch zwischen den beiden Sphären ist völlig zer schnitten. — Sollte das nicht auch in Deutschland angehn? — Wenn eine Gesell schaft auf Kosten eines Gründers schwelgt und zecht, bis der Schwindler vom Con stabler geholt wird, so sagt — zwar nicht der Constabler, aber der ästhetisch ge stimmte Beobachter: Mit gefangen, mit gehangen!

Julian Schmidt.

℘ **Aus Europa.** Neue Sammlung Hildebrandt'scher Aquarellen. Nach Originalen aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers. Chromofacsimilirt von R. Steinbock und W. Loeillot. 2. Lieferung. Berlin, R. Wagner. 1876.

Selten hat ein Unternehmen der deutschen Kunst und der deutschen Kunstindustrie zugleich so sehr zur Ehre gereicht, als diese Reproduction der Hildebrandt'schen Aquarellen, welche nun schon seit Jahren ununterbrochen fortgesetzt, sowol der ungewöhnlichen Gunst des Publicums, als der höchsten Auszeichnungen von Seiten der Kritik und competenten Fachmänner theilhaftig geworden ist. Wie seinerzeit in Wien, ist diesem Werke jüngst auch in Philadelphia die Preis-Medaille zuerkannt worden, so daß wir hier wenigstens auf eine Leistung zu blicken haben, die weder schlecht noch billig ist, von beiden vielmehr das Gegentheil. Der Preis des Ganzen, soweit es bis jetzt vorliegt, einschließlich der „Reise um die Erde" beläuft sich bereits auf nahe 500 Mark. Dennoch hat es so zahlreiche Käufer gefunden, daß seine Verbreitung, sogar im Auslande bis in die fernsten Gegenden des Ostens und Westens, deren malerische Schönheiten es so wunderbar wiedergibt, sich nach vielen Tausenden von Exemplaren beziffert; während von der ersten Lieferung der neuen Collection „Aus Europa" zwei starke Auflagen in weniger als drei Monaten vergriffen waren. Die neue Lieferung enthält 5 Blätter: „La Penta Cintra" (Portugal), „Freshwater-bay" (Insel Wight) „Drontheim" (Norwegen) „Potsdam" und „Mondscheinlandschaft am Nordcap". Von dem märchenhaften Zauber dieses letzteren Blattes zu sprechen, sollte nur der Dichter unternehmen, nicht der kritische Referent. Es ist von einer Poesie der Stimmung und der Farben, welche selbst unter Hildebrandt's Aquarellen unübertroffen ist. Hildebrandt's eminenter Sinn für das Charakteristische der Landschaft, des Himmels und des Wassers kann nicht deutlicher erkannt werden, als wenn man die vier übrigen Blätter mit einander vergleicht: den Spiegel der Havel mit dem Spiegel des Meeres, die funkelnden Klippen des portugiesischen Felsenschlosses mit dem ruhigen Ernst, welcher über der ältesten Stadt Norwegens und ihrer berühmten Kirche liegt. Der Heimath wie der Ferne wußte Hildebrandt jenen verborgenen Reiz abzugewinnen, der ihr innerstes Geheimniß ist; ihre Seele gleichsam, wenn so etwas von einer Landschaft gesagt werden kann. Wie er hier mit einer gewissen Innigkeit die Enge traulich beisammen liegender Menschenwohnungen umfaßt, so scheint dort sein Geist über der grenzenlosen Weite des Meeres der Unendlichkeit zuzuschweben; die lächelnde Fülle des Südens, die Herbigkeit des Nordens, die sonnige Heiterkeit, die Schwermuth des Himmels: man sieht sie nicht nur, man empfindet sie fast wie eine Melodie, und wenn irgendwo, so kann man bei Hildebrandt's Aquarellen von Farbentönen sprechen. Daß es der Nachbildung gelungen, keinen dieser feinen Züge, durch welche der Künstler gewirkt hat, verloren gehen zu lassen: das ist das höchste Lob, welches man ihr spenden kann und mit gutem Gewissen spenden darf. Nicht unerwähnt bleibe, daß als äußere Hülle dieser unvergleichlichen Sammlung die Verlagshandlung sehr reich und kostbar ausgestattete Mappen, wie sie sich wol für einen solchen Inhalt schicken, hat anfertigen lassen. Jede derselben ist mit einem unter Glas gesetzten, photographischen Brustbild des Künstlers geschmückt, wie wir ihn jahrelang gekannt haben und nimmermehr vergessen werden. —

℘ **Deutsches Künstler-Album.** Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. Neue Folge des „Düsseldorfer Künstler-Albums." Zehnter Band. Der ganzen Serie 26. Jahrgang. Der Text gesammelt und herausgegeben von Ernst Scherenberg. Düsseldorf, Breidenbach & Baumann. 1877.

Es ist keine Frage, daß der vorliegende neue Jahrgang des Albums, welches seit sechsundzwanzig Jahren seinen Platz mit Ehren behauptet, in künstlerischer Hinsicht seine nächsten Vorgänger übertrifft. Unter den Farbendrucken sind, außer Caspar Scheuren's Blättern, Marie Remy's Blumenstücke („Im wunderschönen Monat Mai"), Oswald Achenbach's „Der Constantinsbogen bei Mondenschein" und Elisabeth Jerichau-Baumann's „Christliche Märtyrerinnen in den Katakomben Rom's" rühmend hervorzuheben. Unter den Lithographien haben wir, mit Ausnahme der „Norwegischen Landschaft" von Andreas Achenbach, die allerdings des höchsten Preises werth, wenig Ansprechendes gefunden, sei es daß die Vorlage oder sei es daß die Ausführung uns nicht befriedigt; besonders mißlungen scheinen uns die lithographischen Versuche im Humor. Unumschränktes Lob dagegen verdienen die in den Text eingedruckten Holzschnitte, wenn wir uns recht besinnen, eine Neuerung gegen die früheren Jahrgänge, welche mehr cultivirt werden sollte. Die beisteuernden Dichter vertreten so ziemlich den ganzen Parnaß der gegenwärtig Lebenden; mit Wehmuth erblicken wir auch die Namen von zweien, welche uns inzwischen genommen worden: von Anastasius Grün und Karl Simrock. Einem Dritten, Ferdinand Freiligrath, widmet Hermann Grieben ein sehr schönes, warm empfundenes, gerecht abwägendes Gedicht, welches den Hauptaccent in Freiligrath's dichterischer Thätigkeit auf sein Herz legt, dieses große, volle, warme Herz, welches mehr und länger zu lieben verstand, als zu hassen, und welchem noch das hohe Glück wurde, sich auszusöhnen mit den Geschicken seines Vaterlandes, bevor es still stand für immer. Der Herausgeber, Ernst Scherenberg, hat sein Werk mit Umsicht, Geschmack und Liebe gethan; er hat einen Kranz neuester deutscher Dichtung gewunden, welcher Vielen Freude bereiten wird.

ω **Goethe's Leben und Werke** von G. H. Lewes. Mit Bewilligung des Verf. übersetzt von Dr. J. Frese. 2 Bde. Elfte Auflage. Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe. 1877.

Es ist ein vortreffliches Zeugniß nicht nur für den Verfasser und das Buch, sondern auch für die gesammte deutsche Nation, daß von dieser Muster- und Meister-Biographie die elfte Auflage nöthig werden konnte. Das Werk des Engländers ist in der Uebersetzung Frese's zu

einem wahren „Standard-work“ jeder deutschen Bibliothek geworden, „die sich respectirt“, und so scheint es überflüssig, noch etwas Besonderes zum Lobe eines Buches hinzuzufügen, das freilich in keinem Hause fehlen sollte, in welchem sich Goethe's Werke befinden. Wenn wir bei diesen elf Auflagen etwas beklagen, so ist es das Eine, daß es ein Engländer sein mußte, der dem deutschen Volke seinen Goethe so voll und ganz erschloß, wie dies durch Lewes geschehen. Aber als Zeichen der liebevollen Bewunderung des Auslandes für den deutschen Geistesheroen muß uns schlechterdings diese Biographie nur um so willkommener erscheinen.

ω. **Schiller's Leben und Werke** von Emil Palleske. 2 Bde. Neunte, neu verbesserte Auflage. Stuttgart, Verlag von C. Krabbe. 1877.

In den Tagen des vaterländisch-begeisterten Aufschwungs geschrieben, welche der Schillerfeier voraufgingen, hat sich seither das Werk Palleske's, in Plan und Aufbau an Goethe's Leben von Lewes sich anlehnend, in der Gunst des deutschen Publicums dauernd erhalten. Und es verdient diese Gunst. Vielleicht nicht so objectiv in der Darstellung, wie der Brite, welcher uns Goethe als Mensch und Dichter in classischer Weise geschildert, erscheint Palleske wie beherrscht von dem gewaltigen Gegenstande seiner begeisterten Darstellung. Nur ein Deutscher konnte über Schiller schreiben, nur ein Deutscher konnte so über Schiller schreiben, wie Palleske, der in der Aufgabe, die er sich gestellt, förmlich aufgeht. Das Patriotische in der Auffassung des Autors schlägt immer durch, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu bietet; und dies gibt dem Buche, gerade Angesichts alles Dessen, was Deutschland geworden und was der Dichter vorahnend ersehnte, nur einen Reiz mehr. Druck und Papier der neunten Auflage sind zu loben; aber warum sind die beiden Bände nicht einmal geheftet?

ϱ. **Ohne Flitter.** Novellen von Helene von Hülsen. Berlin, Verlag der Plahn'schen Buchhandlung (Henri Sauvage). 1877.

Es ist eine gewisse Aufrichtigkeit des Herzens, welche aus allen Novellen der Frau von Hülsen spricht; und das Vergnügen, welches sie — fern von jeder sensationellen Erregung — dem Leser gewähren, ist das der Unterhaltung mit einer hochgebildeten, gemüthvollen, feinfühlenden Dame. Von den vorliegenden neuen Novellen — die trotz ihres prachtvollen Einbandes mit Recht „Ohne Flitter“ heißen, denn das ganze Wesen der Verfasserin ist mit diesem Worte bezeichnet — scheint uns die dritte „Sie hat es gewollt“ die beste zu sein. Das Glück der ersten Ehestandswochen, die leichte Trübung derselben, die Mißverständnisse, zuletzt die befriedigende Lösung und das Alles auf dem sonnigen Hintergrunde der lieblichen Scenerie des Comer-Sees: das ist so recht für die Feder der Verfasserin, und das hat sie höchst liebenswürdig erzählt. Der Darstellung der ernsteren Conflicte des Lebens leiht sie sich nur, um wie in „Eine offene Frage“ oder „Sonnenschein und Sturm“ versöhnende Lichter auf den Schluß fallen zu lassen. „Ein Traum aus alter Zeit“ ist ein sehr reichbewegtes Familienleben in einem sehr knappen, fast allzu knappen Rahmen — ein Tadel, der beinahe wie ein Lob klingt. Wir möchten die Lectüre dieser Novellen namentlich der jungen Damenwelt empfehlen; im Gegensatze zu vielen anderen, selbst von Frauen geschriebenen Büchern, welche Spannung nur zu oft um den Preis von Geschmacklosigkeiten, um nicht zu sagen Rohheiten, zu erzielen wissen, oder ärger noch, zu erzielen suchen, befinden sie sich hier in guter und gewählter Gesellschaft, in welcher sie Manches lernen können und jedenfalls Nichts hören und Nichts sehen werden, wovor eine Mutter ihre Tochter lieber bewahrt wissen möchte. Und diese Sicherheit ist doch auch etwas werth!

ϱ **Aus der See.** Gedichte von Heinrich v. Littrow. Vierte, vermehrte Auflage. Triest, F. H. Schimpff. 1876.

Die Lieder eines Seemanns — eines österreichischen Seemanns, der im Leben und auf dem Meere „manchen Sturm erlebt“, aber auch manchen guten, sonnigen Tag des Glückes, und für Beides einen vollen, frischen, wir möchten fast sagen naiven Ton zu treffen weiß. Es ist etwas Treuherziges in diesen Gesängen, etwas Anheimelndes, was uns in den — vielleicht etwas zu zahlreichen — Gelegenheitsgedichten gleichsam den ganzen Haushalt des Sängers offenbart. Doch frei von jeder Prätension gibt er uns sein poetisches Lebensbild, in welchem auch die Töne der Wehmuth nicht fehlen. Das reich ausgestattete Buch — ein Schiff mit vollen Segeln in Golddruck ziert seinen Einband — ist der frühverstorbenen Gattin, „piis manibus optimae uxoris“, gewidmet. Möge die Sammlung auch in dieser vierten Auflage mit ihrem Cargo von Jovialität und tüchtigem Lebensmuth glückliche Fahrt haben und manchen befreundeten Hafen grüßen.

Wir möchten diesen Zeitpunkt der Jahreswende nicht vorübergehen lassen, ohne wiederholt auf die trefflichen illustrirten Monatshefte **„Deutsche Jugend“**, herausgegeben von Julius Lohmeyer (Leipzig, Dürr) aufmerksam zu machen. Mit außerordentlicher Sorgfalt geleitet, frisch und anziehend geschrieben, von unsern besten Meistern illustrirt, empfiehlt diese Zeitschrift sich als ein ausgezeichnetes Bildungsmittel, welches den Geist der jungen Leser und Leserinnen angenehm beschäftigt, ihre Kenntnisse bereichert, ihrem Geschmack eine gesunde Richtung gibt. Nichts Unedles, nichts Triviales hat jemals die Blätter dieser Jugend- und Familienbibliothek verunziert; ihr Patriotismus ist frei von Aufdringlichkeit, ihrem gemüthvollen Ton liegt nichts ferner, als Sentimentalität. Die „Deutsche Jugend“ ist genau das Blatt, welches ein sorgsamer Vater ohne das geringste Bedenken seinen Kindern, Knaben und Mädchen, in die Hand geben kann: sie werden bald Freundschaft mit dem monatlich wiederkehrenden Gaste schließen.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum ember 1876 zugegangen, verzeichnen wir

(A.—F. siehe Umschlag.)

ch's des Großen ausgewählte Werke. Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. eitet von Dr. Franz X. Wegele, o. ö. Pro- der Geschichte an der Universität Würzburg. III. 1. Hälfte. Briefwechsel Friedrich's des n. I. Theil. Briefe an Voltaire. Würz- Verlag von A. Stuber's Buch- u. Kunst- ung. 1876.

— Sakuntala. Metrisch übersetzt von Lud- ritze. Schloß-Chemnitz, Verlag von Ernst eitzner. 1877.

ker. — Irrfahrten. Humoristische Erzäh- von Friedrich Gerstäcker. Volks-Ausgabe. , Verlag von Albert Goldschmidt.

hte, Illustrirte, der Vereinigten Staaten Amerika. Text von Benson J. Lossing, Zeich- en von Felix Darley. 1. 2. Lfg. Stuttgart, g von A. B. Auerbach.

-Ravensburg. — Die Darwin'sche Theorie. kritische Darstellung der organischen Ent- ungstheorie in kurzer Uebersicht und für das ändniß weiterer Kreise. Von Friedrich von er-Ravensburg. Berlin, Denicke's Verlag. 1876.

e's Faust. 1. Theil. Mit Bildern und nungen von A. v. Kreling, Director der l. Kunstschule in Nürnberg. 8 Lfgn. Mün- und Berlin, Friedr. Bruckmann's Verlag.

hall. — Erzählende Dichtungen von Rudolf schall. I. Bd. Carl Zeno. 3. Aufl. II. Bd. Göttin. 2. Aufl. Breslau, Verlag von Ed. endt. 1876.

B. Götzinger's Deutsche Dichter. Fünfte age, um- und zum großen Theile neubearbeitet Dr. Ernst Götzinger. 17.—19. Lfg. Aarau, ag von H. R. Sauerländer. 1877.

rovius. — Wanderjahre in Italien. Von inand Gregorovius. Fünfter Band: Apulische dschaften. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877.

m. — Goethe. Vorlesungen gehalten an der Universität zu Berlin von Hermann Grimm. de. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1877.

bach. — Die treulose Wittwe. Eine chine- e Novelle und ihre Wanderung durch die tteliteratur von Eduard Grisebach. Stuttgart, lag von A. Kröner. 1877.

t. — In der Veranda. Eine dichterische Nach- von Anastasius Grün. 2. Aufl. Berlin, G. te'sche Verlagsbuchhandlung. 1877.

-Fels. — Die Schweiz von Dr. Gsell-Fels. t Bildern und Zeichnungen von A. Bachelin, Balmer, F. Bocion, G. Cloß, E. T. Compton, Fröhlicher, E. Kirchner, A. de Meuron, E. tmeyer, G. Roux, P. Weber, J. Zimmermann A. 1.—12. Lfg. München & Berlin, Friedr. uckmann's Verlag.

n. — Ein Mann unserer Zeit, Paul Lindau, n Albert Hahn, Redacteur der Tonkunst. Berlin, rlag von E. Mahlo.

no. — Liebe und Weisheit. Auswahl aus nterlassenen Schriften Raphael Hanno's. Heraus- geben von Dr. C. Fortlage, Professor an der niversität Jena. 2 Theile. Jena, Verlag von Dufft. 1876.

slick. — Vom Musikalisch-Schönen. Ein Bei- ag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Von r. Eduard Hanslick, Professor an der Wiener Universität. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von J. A. Barth. 1876.

Hartmann. — Moderne Idyllen von Oscar Hartmann. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. 1876.

Hartmann. — Briefe an eine Studentin. Von Dr. Oscar Hartmann. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. 1876.

Hauser. — Styl-Lehre der architektonischen Formen des Alterthums. Im Auftrage des K. K. Ministeriums für Cultus und Unterricht verfaßt von Alois Hauser, Architekt, K. K. Professor, Docent an der Kunst-Gewerbeschule des K. K. Oesterr. Museums ꝛc. Mit 173 Original-Holzschnitten. Wien, Verlag von A. Hölder, Hof- u. Univ.-Buchhandlung. 1877.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift. Herausgegeben von P. K. Rosegger. I. Jahrg. Nr. 2. 3. November und December 1876. Graz, Verlag von Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Zweite, neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Lfg. 20—22. Augsburg, Verlag von Lampart & Comp. 1876.

Henle. — Anthropologische Vorträge von J. Henle. 1. Heft. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1876.

Heß. — Der Golf von Neapel, seine classischen Denkmale und Denkwürdigkeiten in Bildern aus dem Alterthum. Allen Italienfahrern und Alterthumsfreunden gewidmet von Wilhelm Heß. Mit einer Ansicht des Golfs von Neapel in Farbendruck und 4 Orientirungskarten. Leipzig, Verlag von J. J. Weber. 1877.

Hetsch. — Anleitung zum Studium der Perspective und deren Anwendung. Von G. F. Hetsch. Nach der dritten dänischen Auflage deutsch bearbeitet von Dr. J. Scholz. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1877.

Hirsch. — Der Frauen-Anwalt. Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerb-Vereine unter Mitwirkung von Frau Fanny Lewald in Berlin, Frl. Louise Büchner in Darmstadt, Prof. Dr. Fr. von Holtzendorff in München, Redacteur A. Lammers in Bremen, Director Dr. Emminghaus in Gotha, Prof. Dr. V. Böhmert in Dresden. Herausgegeben von Jenny Hirsch, Schriftführerin des Lette-Vereins in Berlin. VII. Jahrgang. Heft 7.—10. 1876. Berlin, Verlag von Wedekind & Schwieger. (C. Kempke.)

Holmes. — Der Tisch-Despot. Von Olivier Wendell Holmes. Deutsch von L. Abenheim. (Philosophen der Neuen Welt 1. Band.) Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach.

Hörmann. — Tiroler Volkstypen. Beiträge zur Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen. Von Dr. Ludwig von Hörmann. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 1877.

Hunfalvy. — Ethnographie von Ungarn. Von Paul Hunfalvy. Mit Zustimmung des Verfassers in's Deutsche übertragen von Prof. J. H. Schwicker. Budapest, Franklin-Verein. 1877.

Jamben eines greisen Ghibellinen. Bonn, Verlag von P. Neusser. 1876.

Jordan. — Epische Briefe von Wilhelm Jordan. Frankfurt a./M., W. Jordan's Selbstverlag. 1876.

Julian Apostata. — Tragödie in fünf Acten von G. D. Elberfeld, Commissions-Verlag von S. Lucas. 1876.

Kaden. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauern-

feind, A. Braith, Alexander Calame, Arthur Calame, L. Dill, Andr. L. Disen, Th. von Eckenbrecher, G. Franz, K. Grob, C. Haeberlin, A. A. Hertel, E. Heyn, C. Jungheim, A. Kindler, K. Kröner, A. Leu, Diethelm Meyer, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, W. Riefstahl, R. Ritz, C. Roux, Matthias Schmidt, G. Schönleber, Ad. Schrödter, Fr. Specht, B. Vautier, Zh. Zügel, Holzschnitte von Adolf Cloß in Stuttgart. Lfg. 9—11. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Katter. — Entomologische Nachrichten. Herausgegeben von Dr. F. Katter. II. Jahrg. 1876. In Commission bei Ch. Fr. Vieweg in Quedlinburg.

Kayser-Langerhannß. — Gedichte von Agnes Kayser-Langerhannß. Dritte, verbesserte und durch neue Gedichte ergänzte Auflage. Dresden, Verlag von E. Pierson. 1877.

Kette. — Carolina Brocchi. Schauspiel in fünf Aufzügen von Hermann Kette. Breslau, Verlag von A. Gosohorsky's Buchhandlung.

Kinder-Welt, Fröhliche. In Reimen von H. J. Horwitz, und Silhouetten von Karl Fröhlich. 4. Aufl. Berlin, Verlag der Plahn'schen Buchhandlung. 1877.

Klaiber. — Eduard Mörike. Zwei Vorträge über ihn von Julius Klaiber. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach. 1876.

Klapp. — Die Bankgrafen. Roman aus der Schwindelzeit in 2 Bänden von Michael Klapp. Bern, Verlag von G. Frobeen & Co. 1877.

Klassiker, Pädagogische, Auswahl der besten pädagogischen Schriftsteller. Mit kritischen Erläuterungen versehen. Herausgegeben von Dr. G. A. Lindner. I. Band. Johann Amos Comenius, Große Unterrichtslehre mit einer Einleitung: J. Comenius, sein Leben und sein Wirken. Einleitung, Uebersetzung und Commentar von Dr. G. A. Lindner. — II. Band. C. A. Helvetius, Vom Menschen, seinen Geisteskräften und seiner Erziehung. Mit einer Einleitung: Claude Adrien Helvetius 1715—1771. Ein Zeit- und Lebensbild. Einleitung, Uebersetzung und Commentar von Dr. G. A. Lindner. Wien, Verlag von A. Pichler's Witwe & Sohn. 1877.

Klein. — Geschichte des englischen Drama's von J. L. Klein. II. Band. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1876.

Kruse. — Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1876.

Künstler-Autographen-Verzeichniß. 1877. Nr. XIII. Eine Auswahl interessanter eigenhändiger Briefe und Manuscripte der berühmtesten Tonkünstler, Sänger und Schauspieler, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Archäologen, Kunstschriftsteller und Kunstsammler. Leipzig, O. A. Schulz.

Kürnberger. — Literarische Herzensfachen. Reflexionen und Kritiken von Ferdinand Kürnberger. Wien, Verlag von L. Rosner. 1877.

Lassalle's Liebe und Tod. Eine wahre Geschichte von N. N. N. Leipzig, Verlag von B. Köhler.

Laufberger. — Vorhang für die komische Oper im K. K. Opernhause in Wien. Erfunden und ausgeführt von Prof. Ferd. Laufberger. München & Berlin, Friedr. Bruckmann's Verlag.

Leitfaden für den Unterricht in der Kunstgeschichte, der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet nach den besten Hülfsmitteln. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 109 Illustrationen. Stuttgart, Verlag von Ebner & Se 1876.

Leitschuh. — Der gleichmäßige Entwicklung der griechischen und deutschen Kunst und Lite Dargestellt von Dr. Friedrich Leitschuh. C historische Studien. Leipzig, Verlag von Weigel. 1877.

Leutner. — Geschichten aus Tirol und Oberl Von Josef Friedrich Leutner. Zweite A herausgegeben von P. K. Rosegger. Magd Verlag von Emil Baensch, Königl. Hof- und lagsbuchhandlung.

Leyden. — Schlichte Gedichte von Eugen L 2. Buch. Zürich, Verlagsmagazin. 1877.

Lichtenstein. — Gedichte von Julius Lichte Weimar, Verlag von H. Böhlau. 1876.

Lindau. — Wie ein Lustspiel entsteht und v Von Paul Lindau. Illustrirt von J. Ehrer Berlin, G. Grote's Verlagsbuchhandlung.

Lindau. — Ueberflüssige Briefe an eine Fr von Paul Lindau. Breslau, Verlag von S. C länder. 1877.

Lindau. — Robert Ashton. Roman von Lindau. Stuttgart, Verlag von Ed. Hall 1877.

Lipiner. — Der entfesselte Prometheus. Dichtung in fünf Gesängen von Siegfried L Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Löwicke. — Knackmandeln und harte Nüsse. standesübungen, arithmetische Aufgaben und S Räthsel, nebst einem Anhang mit Spielen die Jugend und ihre Freunde erdacht und h gegeben von Dr. Rob. Löwicke. Stuttgart, lag von Wilh. Nitschke.

Mannfeld. — Durch's deutsche Land. Ma Stätten aus Deutschland und Oesterreich Original-Radirungen von B. Mannfeld. begleitendem Text, redigirt von Aemil F Lfg. 5. 6. Berlin, Verlag von Alexander D Königl. Hofbuchhändler. 1876.

Marx. — Gemüth und Welt. Gedichte von rich Marx. Dritte, um die Hälfte vermehr lage. Leipzig, Verlag von E. J. Günther.

Mauro. — Il principio della sapienza pe tonino Pennisi Mauro. Roma. 1876.

Mestorf. — Der internationale Anthrop und Archäologen-Congreß in Budapest v bis 11. September 1876. Achte Versam Aufzeichnungen von J. Mestorf. Hamburg lag von O. Meißner. 1876.

Metschnikoff. — Die neuen administrativen theilungen Japan's. Von Leo Metschnikoff Karte. Gotha, Verlag von Justus Perthes

Meyer. — Studien und Kritiken von Bruno Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 18

Meyer. — Georg Jenntsch. Eine alte Bü geschichte. Von Conrad Ferdinand Meyer. Verlag von H. Haessel. 1876.

Meyer. — Selbstbiographisches vom Himmel. stellung der jüngsten Resultate der astrono Forschung in ihren Beziehungen zur Vergan und Zukunft des Weltgebäudes. Von I Wilh. Meyer. Leipzig, Verlag von Edw. Sc 1877.

Michelet. — Das System der Philosoph exacter Wissenschaft, enthaltend Logik, Natu sophie und Geistesphilosophie von C. L. M 2 Bde. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchha 1876.

. — In der Sonnenwende. Neueste Ge- von Stephan Milow. Heidelberg, Verlag . Weiß. 1877.

sänger, Deutsche, in Bild und Wort. Ge- t von E. v. Luttich, gestochen von E. For- Text von Dr. H. Holland. 1. Lfg. Wien, g von P. Kaeser.

— Die Unverantwortlichen. Trauerspiel in Aufzügen. Von M. L. F. Mohr. Amster- Verlag von J. C. A. Sülpke. 1875.

— Richard Wagner und das Kunstwerk Zukunft im Lichte der Baireuther Aufführung, chtet von Dr. Wilh. Mohr. Köln, Verlag u Mont-Schauberg'schen Buchhandlung. 1876.

. — Achtzehn Monate in Spanien. Von Wilhelm Mohr. Erster Theil. Abenteuer spanischen Kriegs-Correspondenten. Zweiter l. Frühlingstage in Andalusien und Marokko. , Verlag der Du Mont-Schauberg'schen Buch- lung. 1876.

elius. — Führer durch das Museum vater- ischer Alterthümer in Stockholm. Ausgearbeitet Oscar Montelius. Uebersetzt von J. Mestorf. burg, Verlag von O. Meißner. 1876.

jeles. — Beethoven, Clementi, Haydn, Mo- , Weber, in ihren Werken für das Pianoforte n. Herausgegeben mit Bezeichnung des Zeit- es und Fingersatzes von J. Moscheles, weil. fessor am Conservatorium in Leipzig. 7. Aufl. instructiven Erläuterungen zu jedem einzelnen ke. 6.—12. Lfg. Stuttgart, Verlag von Ed. berger.

er. — Essays von Max Müller. IV. Band, sätze hauptsächlich sprachwissenschaftlichen Inhalts altend. Mit Register zum dritten und vierten de. Aus dem Englischen mit Autorisation Verfassers in's Deutsche übertragen von Dr. R. sche. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 6.

der Schule. — Illustrirte Zeitschrift zur terhaltung und belehrenden Beschäftigung der gend. Herausgegeben von Friedrich Seidel in mar. I. Jahrg. 1. Heft. Leipzig, Verlag Ferd. Hirt & Sohn.

hér. — Das Judenthum der Aufklärung. den für die Gebildeten aller Confessionen von S. Naschér, Israelitischer Geistlicher in Berlin. agdeburg, Verlag von W. Simon. 1876.

arkräfte, Die. Eine naturwissenschaftliche Volks- liothek. Bd. I/XIX. München, Verlag von R. denbourg.

drucke deutscher Literaturwerke des XVI. d XVII. Jahrhunderts. Nr. 1. Buch von der utschen Poeterei von Martin Opitz. Nr. 2. Aller aktik Großmutter von Johann Fischart. Nr. 3. rribiluribrisax, Scherzspiel von Andreas Gry- ius. — Halle, Verlag der Lippert'schen Buch- ndlung. 1876.

meyer. — Ueber die akustischen Zeichen der neumonie. Habilitations-Vorlesung am 18. uli 1876, gehalten vor der medicinischen Facultät. eit Zusätzen und einem Anhange über Berechti- ung und Methode der populären Lehrthätigkeit, rausgegeben von Dr. Paul Niemeyer. Stuttgart, erlag von Ferd. Enke. 1876.

hl. — Unsere geistige Bildung von Dr. Ludwig ohl. Leipzig, Verlag von Edw. Schloemp. 1877.

rdmann. — Unter dem Krummstab. Epische ichtung von Johannes Nordmann. Wien, Ver- ag von L. Rosner. 1877.

erdinger. — Christoph Martin Wieland's Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz. Von Prof. Dr. L. F. Ofterdinger. Heilbronn, Verlag von Gebrüder Henninger. 1877.

Oesterreich und die **Orientfrage.** Wien, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Oetker. — Belgische Studien. Schilderungen und Erörterungen von Dr. Friedrich Oetker. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach. 1876.

Otte. — Archäologisches Wörterbuch zur Erklärung der in den Schriften über christliche Kunstalterthümer vorkommenden Kunstausdrücke. Deutsch, Lateinisch, Französisch und Englisch. Von Heinrich Otte. Zweite, erweiterte Auflage, bearbeitet vom Verfasser unter Mithilfe von Otto Fischer. Mit 285 Holzschnitten. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1877.

Pachler. — Die erste Frau. Roman in vier Büchern von Faust Pachler. 2 Bde. Wien, Verlag von C. Gerold's Sohn. 1877.

Paul. — Die neue Sphinx. 500 Räthsel gedichtet für Alt und Jung, nebst einer auf die hervorragendsten Erscheinungen der Räthselliteratur hinweisenden Erklärung des Titelbildes von Dr. M. Paul. Leipzig, Verlag von Emil Berndt. 1877.

Pecht. — Deutsche Künstler des neunzehnten Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen von Friedrich Pecht. Erste Reihe. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1877.

Petermann's Geographische Mittheilungen 1876. Heft 12. Geographie und Erforschung der Polar-Regionen. Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Petersen. — Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung der medicinischen Therapie von Dr. Jul. Petersen. Kopenhagen, Verlag von A. F. Höst & Sohn. 1876.

Petrich. — Stargarder Skizzen-Buch. Alte Bilder in neuem Rahmen. Von Hermann Petrich. (Mit einer Ansicht von Stargard.) Stargard i/P. Verlag der Weber'schen Buchhandlung. 1877.

Philokalon. — Das Reinmenschliche bei Richard Wagner. Von Philokalon. Berlin, Verlag von Alfred Weile. 1877.

Philokalon. — Das Wunder von Marpingen in Kurlebach von Philokalon. Berlin, Verlag von A. Weile. 1877.

Pierer's Universal-Conversations-Lexikon. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. VII. 1. 2. Oberhausen, Verlag von Ad. Spaarmann. 1876.

Plutarch, Der Neue. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. 4. Theil. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Preller. — Odyssee-Landschaften von Friedr. Preller. Ausgabe in Aquarell-Farbendruck, nach den im Großherzogl. Museum in Weimar befindlichen Original-Gemälden. 1. Lfg. Abzug aus der Höhle des Cyklopen Polyphemes. — Abfahrt vom Lande der Cyklopen. — Odysseus auf der Insel der Kirke. 2. Lfg. Der Zauber der Kirke. — Odysseus in der Unterwelt. — Odysseus empfängt von Hermes das Moly. München & Berlin. Friedr. Bruckmann's Verlag.

Preyer. — Ueber die Aufgabe der Naturwissenschaft. Ein Vortrag von W. Preyer. Jena, Verlag von H. Dufft. 1876.

Pröhle. — Lessing — Wieland — Heinse. Nach den handschriftlichen Quellen in Gleim's Nachlasse dargestellt von Heinrich Pröhle. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung. 1877.

Quitzow. — Mekelnbörger Geschichten. Vertellt för Jung un Olt von Wilhelm Adolph Quitzow.

II. Band. Leipzig, Verlag von E. A. Koch. 1877.

Radenhausen. — Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte. Von C. Radenhausen. III. Bd. Hamburg, Verlag von O. Meißner. 1876.

Rahl. — Vorhang für die tragische Oper im K. K. Opernhause in Wien. Entworfen von Prof. Carl Rahl, ausgeführt von E. Bitterlich und C. Griepenkerl. München & Berlin, Friedr. Bruckmann's Verlag.

Räthsel. — Gereimte Räthsel aus dem Deutschen Reich. Berlin, Verlag von G. Reimer. 1876.

Reichenau. — Die Abstammung der Vögel und Vogelleben in den oberbairischen Voralpen. Mainz, Verlag von J. Diemer. 1876.

Reichslaterne, Deutsche. Herausgegeben von Karl Böttcher. 1. Heft. Leipzig, Expedition des Allgem. Literarischen Wochenberichts. 1877.

Reinhardstoettner. — Luiz de Camoens, der Sänger der Lusiaden. Biographische Skizze von Dr. Carl von Reinhardstoettner. Leipzig, Verlag von C. Hildebrandt & Co. 1877.

Religion. — Die confessionslose. Von Dr. W. L. Berlin, Verlag von Elwin Staude. 1877.

Reuleaux. — Briefe aus Philadelphia von F. Reuleaux, Professor. Vom Verfasser durchgesehene und durch Zusätze vermehrte Ausgabe. Braunschweig, Verlag von Fr. Vieweg & Sohn. 1877.

Reuleaux und die deutsche Industrie auf der Weltausstellung zu Philadelphia. Eine unparteiische Sammlung der durch die ersten vier Briefe des Herrn Prof. Reuleaux hervorgerufenen wichtigeren Streitschriften. Leipzig, Verlag von G. Hirt. 1876.

Revista Contemporánea. Director Dr. José del Perojo. Tomo V. Vol. III. IV. Tomo VI. Vol. III. IV. Madrid. 1876.

Revue de France. 57me. 58me. 59me. Livraison. 1876. Paris, Bureaux de la Revue de France.

Revue Historique dirigée par M. M. G. Monod et G. Fagniez. Première année. Tome second Octobre-Décembre 1876. Paris, Verlag von Ballier et Cie.

Reymond. — Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahl-Dorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther von M. Reymond. Bern, Verlag von G. Frobeen & Co. 1877.

Reymond. — Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwickelung des Menschengeschlechts. Nach Häckel's Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht von M. Reymond. Bern, Verlag von G. Frobeen & Co. 1877.

Rheinfahrt. — Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. Baur, C. F. Deiker, W. Diez. Holzschnitte von Adolf Closs. Lfg. 24—27. (Schluß.) Stuttgart, Verlag von A. Kröner.

Ribot. — Die Erblichkeit. Eine psychologische Untersuchung ihrer Erscheinungen, Gesetze, Ursachen und Folgen von Th. Ribot. Deutsch von Dr. med. Otto Hotzen. Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1876.

Riedel. — Ansichten des Lebens. Ethische Versuche von Ernst Riedel. Berlin, Verlag von Mitscher & Röstell. 1876.

Rig-Veda. — Uebersetzt und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen von Professor Hermann Graßmann. 1. Theil. 3. u. 4. Lfg. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Robbers. — Gedichte von Wilhelm Robbers. Köln, Verlag der Du Mont-Schauberg'schen Bu lung. 1876.

Roquette. — Dramatische Dichtungen v Roquette. Bd. II. Stuttgart, Verlag de Cotta'schen Buchhandlung. 1876.

Roquette. — Rebenkranz zu Waldmeisters Hochzeit von Otto Roquette. Stuttgart, der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 18

Roßmäßler. — Die vier Jahreszeiten E. A. Roßmäßler. Vierte, verbesserte u mehrte Auflage. Prachtausgabe. Mit vier Cl landschaften in Tondruck, nach Zeichnun F. H. von Kittlitz und zahlreichen Illust in Holzschnitt und Typen-Naturselbstdru dem Bildniß des Verfassers. Heilbronn, von Gebr. Henninger. 1877.

Rutenberg. — „Von der Zinne der Literarische Kriegs- und Friedensbilder v Rutenberg. Berlin, Denicke's Verlag. Reinke.) 1877.

Saar. — Novellen aus Oesterreich von F von Saar. Heidelberg, Verlag von G. Wei

Sallwürk. — Ferientage. Pädagogische Erw Von Dr. E. von Sallwürk. Langensalza von H. Beyer & Söhne. 1876.

Sammlung gemeinverständlicher wissensc Vorträge, herausgegeben von Rud. Virc Fr. von Holtzendorff. XI. Serie. Heft 2 Berlin, Verlag von Karl Habel. (C. G. sche Verlagsbuchhandlung.) 1876.

Samter. — Gesellschaftliches und Privat-E als Grundlage der Socialpolitik. Von Samter. Leipzig, Verlag von Duncker blot. 1877.

Sauer. — „Intermezzo." Neue Erzählun Carl Marquard Sauer. Breslau, Verlag Schottländer. 1877.

Scherr. — Germania. Zwei Jahrtausende Lebens. Culturgeschichtlich geschildert von Scherr. Mit Bildern der ersten deutschen Heft 1. Stuttgart, Verlag von W. Sp

Schlechta. — Ephemeren. Dichtungen von Franz Freiherrn von Schlechta-Wssehr einem Vorwort von Heinrich Laube. Mit dem Portrait des Dichters. Wien, leben's Verlag. 1876.

Schletterer. — Richard Wagner's Bühn von H. M. Schletterer. Nördlingen, V C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1877.

Schmeidler. — Geschichte des Königreichs land. Nebst einem Rückblick auf die Vor Von Dr. W. F. Carl Schmeidler, H Verlag von Carl Winter's Universitäts-B lung. 1877.

Schmid. — Winland oder die Fahrt um Erzählende Dichtung von Hermann von Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.

Schmidt-Cabanis. — Zoolyrische Ergü Album zwei-, vier- und mehrfüßiger T von Richard Schmidt-Cabanis. Mit 31 tionen von G. Mützel. Berlin, Denicke's

Schuler von Libloy. — Aus der Türk Jesuitenzeit vor und nach dem Jah Historische Darstellungen, zumal Fürst Volksgeschichte in den Karpathenländer Friedrich Schuler von Libloy. Berlin, Be Th. Grieben. 1877.

Schwebel. — Culturhistorische Bilder aus Mark Brandenburg. Von Oscar Schwebel Verlag von A. Weile. 1877.

Sepp. — Görres und seine Zeitgenossen 177

Von Prof. Dr. Sepp. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1877.

Shakespeare's dramatische Werke. Nach den Schlegel-Tieck'schen Uebersetzungen für die deutsche Bühne bearbeitet von Wilhelm Oechelhäuser. Ausgabe für Bühne und Familie. XVII. Band: Othello. XVIII. Band: König Johann. Weimar, A. Huschke's Hofbuchhandlung. 1876.

Shew. — Geburtshülfe, Frauenkrankheiten, Schwangerschaft und Wochenbett. Briefe eines Arztes an gebildete Frauen. Mit zahlreichen Behandlungsfällen. Von Dr. med. J. Shew. Deutsche Ausgabe von E. Weilshäuser. Mit einer lithogr. Abbildung. Leipzig, Verlag von L. Douffet. 1877.

Siegmey. — Die neue Odyssee. Tragikomische Irrfahrt durch moderne Culturgebiete von Siegmey, illustrirt von Duyffke. Berlin, Denicke's Verlag.

Siegmund. — Untergegangene Welten. Eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung und der Wunder der Vorwelt. Nach den neuesten Forschungen der Wissenschaft bearbeitet von Ferd. Siegmund. 5.—7. Lfg. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Simrock. — Italienische Novellen. Ausgewählt und übersetzt von Karl Simrock. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1877.

Soennecken. — Die Rundschrift. Methodische Anleitung zum Selbst-Unterricht und zum Gebrauche in Schulen, mit einem Vorworte von Prof. F. Reuleaux, Director der Kgl. Gewerbe-Akademie zu Berlin etc., herausgegeben von F. Soennecken. Nebst 25 Stück Rundschriftfedern in 9 Sorten. Vierte, verbesserte Auflage. Bonn, F. Soennecken's Verlag. 1876.

Soyaux. — Im Kornfeld. Lieder und Träumereien. Von Ludwig Soyaux. Hamburg, Verlag von Hoffmann & Campe. 1876.

Spielmann. — Gastronomisches Allerlei. Kochrecepte und Küchenwinke von E. Spielmann. Berlin, Verlag von A. Weile.

Spinoza. — Der Briefwechsel des Spinoza im Urtexte herausgegeben und mit einer Einleitung über dessen Leben, Schriften und Lehre versehen von Hugo Ginsberg. Doctor der Philosophie. Angehängt ist: La vie de B. de Spinoza par Jean Colerus. Leipzig, Verlag von Erich Koschny (L. Heimann's Verlag). 1876.

Spitzer. — Wiener Spaziergänge. Von D. Spitzer. Dritte Sammlung. Wien, L. Rosner. 1877.

Steffens. — Volks-Kalender für 1877. Herausgegeben von Karl Steffens. 37. Jahrgang. Mit Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitt-Illustrationen. Berlin, Verlag von L. Gerschel.

Steiger's Katalog Nr. 13. Wissenschaftliche Bibliothek, Verzeichniß deutscher Bücher und Zeitschriften aus den Gebieten der Naturwissenschaften, Mathematik, Kriegs- und Handelswissenschaft. New-York, E. Steiger. 1876.

Steiger's Katalog. Nr. 20. Historisch-geographische Bibliothek. Verzeichniß deutscher Bücher, Karten und Zeitschriften aus den Gebieten der Geschichte, Geographie und verwandter Fächer. Mit Sachregister. New-York, Verlag von E. Steiger. 1876.

Stein. — Das Licht im Dienste wissenschaftlicher Forschung. Handbuch der Anwendung des Lichtes und der Photographie in der Natur- und Heilkunde, in den graphischen Künsten und dem Baufache, im Kriegswesen und bei der Gerichtspflege. Von Dr. med. S. Th. Stein in Frankfurt a. M. Mit 431 Text-Illustrationen sowie 12 phototypischen und chromolithographirten Tafeln. Leipzig, Verlag von O. Spamer. 1877.

Stein. — Die Photographie der Töne von Dr. S. Th. Stein zu Frankfurt a. M. 1876. (Vom Verfasser zu beziehen.)

Stern. — Milton und seine Zeit. Von Alfred Stern, außerord. Professor der Geschichte an der Universität Bern. I. Theil. 1. Buch. Vor dem Ausbruch der Revolution. 1608—1639. Mit einem Portrait des einundzwanzigjährigen Milton. I. Theil. 2. Buch. Während der Revolution. 1640—1649. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1877.

Stieve. — Das kirchliche Polizeiregiment in Baiern unter Maximilian I. 1595—1651 von Dr. Felix Stieve, Privatdocent an der Universität München. München, Verlag der M. Rieger'schen Univ.-Buchhandlg. 1876.

Storm. — Aquis submersus. Novelle von Theodor Storm. Mit einem Titelbilde von Paul Meyerheim. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.

Strauß, David Friedrich, Gesammelte Schriften. Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von Eduard Zeller. II. Band. Bonn, Verlag von Emil Strauß. 1876.

Streckfuß. — Auf Urlaub. Novelle von Adolf Streckfuß. 2 Bde. Berlin, Verlag von B. Brigl.

Sturz. — Der wiedergewonnene Welttheil, ein neues gemeinsames Indien von J. J. Sturz. Mit einem Anhange bezüglicher Erläuterungen. Berlin, Verlag von J. Bohne. 1876.

Sulzberger. — Une visite chez M. Alfred Stevens par Max Sulzberger. Bruxelles, Verlag von C. Muquardt, Hofbuchh. 1876.

Sybel. — Historische Zeitschrift herausgegeben von Heinrich von Sybel. XVIII. Jahrg. 1876. 4. Heft. München, Verlag von R. Oldenbourg.

Taschenbuch, Historisches. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von M. H. Riehl. Fünfte Folge. 6. Jahrg. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Tegnér. — Axel. Romanze von Elias Tegnér. Deutsch von Dr. Max Vogel. Leipzig, Verlag von Schmidt & Günther. 1877.

Teichmann. — Etude sur l'affaire de Bauffremont envisagée au point de vue des l'égislations française et allemande par Albert Teichmann, professeur de droit à l'université de Bâle. Basel, Chr. Meyri's Buchh. 1876.

Thiel's Landwirthschaftliches Conversations-Lexikon. I. Bd. 4.—7. Heft. Straßburg, Verlag von Fr. Thiel. 1876.

Tonkunst, die. Wochenschrift für den Fortschritt in der Musik. Herausgeber Albert Hahn in Berlin. I. Band. Berlin, Verlag von Georg Stilke.

Traun. — Die Aebtissin von Buchau. Eine Novelle von Julius von der Traun. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.

Trevelyan. — Leben und Briefe Lord Macaulay's. Herausgegeben von seinem Neffen G. O. Trevelyan. M. P. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger. Mit Porträt. 2 Bände. (4 Halbbände.) Jena, Verlag von H. Costenoble. 1877.

Trewendt's Haus-Kalender für 1877. Dreißigster Jahrgang. Mit einem Titelbild und 12 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Trewendt's Volkskalender für 1877. Dreiunddreißigster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen und 21 in den Text gedruckten Holzschnitten. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Ulrici. — Abhandlungen zur Kunstgeschichte als angewandter Aesthetik. Von Dr. Hermann Ulrici, ordentl. Professor an der Universität zu Halle a/S. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1876.

Veit. — Kleines Lieder- und Bilderbuch von Ernst Veit. Dresden, G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung. 1876.

Verena. — Aus der Pension. Briefe einer Fünfzehnjährigen an eine Siebenzehnjährige. Frei nach dem Englischen des B. Mayhew von Sophie Verena. 2. Aufl. Mit Illustrationen von A. Holländer. Berlin, J. Guttentag (D. Collin). 1876.

Verne. — Der Courier des Czaar. Von Moskau nach Irkutsk. Von Julius Verne. 2 Bände. (Verne's Schriften. XXII. XXIII. Band). Wien, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Völckerling. — Göran Porsson. Trauerspiel in 5 Acten. Von Albert Völckerling. Berlin, Verlag von R. Kühn. 1876.

Volkelt. — Der Symbol-Begriff in der neuesten Aesthetik. Von Dr. Johannes Volkelt, Privatdocent in Jena. Jena, H. Dufft. 1876.

Wachenhusen. — Die neue Lorelei. Roman vom Rhein. Von Hans Wachenhusen. 2 Bände. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1877.

Walcker. — Die Notenbank — und die Währungs-Frage. Gemeinfaßlich dargestellt von Dr. Karl Walcker. Berlin, Verlag der Haude- & Spener'schen Buchhandlung. 1876.

Walcker. — Die Silber-Entwerthungs-Frage. Kritische Uebersicht der währungspolitischen Ansichten der namhaftesten europäischen und amerikanischen Nationalökonomen von Dr. Karl Walcker. Straßburg, Verlag von J. Schneider. 1877.

Walcker. — Ein preußisches Unterrichtsgesetz, oder ein Reichsgesetz über die militärische Jugenderziehung? Mit besonderer Berücksichtigung der Reformideen Scharnhorst's, Gneisenau's und des Prinzen August von Preußen. Von Dr. Karl Walcker. Berlin, Verlag von Theobald Grieben. 1877.

Wallishausser'sche Sammlung deutscher Bühnenwerke. Nr. 8—18. Wien, Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung. 1877.

Wallishausser'scher Theater-Katalog. Neue Folge. Nr. 6. Inhalt: Verzeichniß von 6600 Stücken der modernen und auch der älteren bühnenfähig gebliebenen Theater-Literatur, ausgewählt aus dem handschriftlichen Lager-Katalog der Wallishausser'schen Buchhandlung. Wien, Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung. 1876.

Wattenbach. — Geschichte des Römischen Papstthums. Vorträge von Wilhelm Wattenbach. Berlin, Verlag von Wilh. Hertz. 1876.

Weber. — Friedrich Christoph Schlosser, der Historiker. Erinnerungsblätter aus seinem Leben und Wirken. Eine Festschrift zu seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier am 17. November 1876. Von Dr. Georg Weber. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 1876.

Weck. — Principien der Uebersetzungskunst. Zugleich praktisch nachgewiesen an einer Uebertragung des „Dämon" von Lermontoff von Dr. Gustav Weck, Königl. Realschuldirector. Breslau, Verlag von Maruschke & Berendt. 1876.

Weech. — Die Deutschen seit der Reformation mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte von Dr. Friedrich von Weech. 5. — 12. Lfg. Leip Verlag von F. Lange. 1876.

Weitershausen. — Uebersicht der Stadt- u Landeshauptmannschaft Hof. Von Philipp L wig von Weitershausen. Hof, Verlag von G. Grau & Cie.

Welf. — Ein seltenes Leben von Paul W Zürich, Verlag von Caesar Schmidt. 1877.

Wenck. — Lose Blätter und leichte Waare. Gedi für Stunden heiterer Einsamkeit und banger Fr willigen-Prüfung von Woldemar Wenck. Leip Verlag von Bernhard Schlicke. 1877.

Wernau. — Die Kinder des Vaterlandes. Rom in sechs Bänden von Fr. Wernau. Bresl Verlag von Eduard Trewendt. 1876.

Western. — A Journal of Literature, edu tion and art. New Series. Vol. II. No. —11. (September—November, 1876.) St. Lo

Westphal. — Geschichte der Stadt Metz von W phal, Major von der Armee. II. Theil: Bis z Jahre 1804. Mit einem Plan der St 1652. Metz, Verlag der Deutschen Buchhandlu 1876.

Widmann. — An den Menschen ein Wohlgefall Pfarrhausidyll von Joseph Victor Widma Zürich, Verlag von Caesar Schmidt. 1877.

Wiener. — Judenthum und Christenthum. (Beitrag zur Klärung einer religiös-socialen Str frage. Von J. Wiener. Zürich, Verlags-Ma zin. 1877.

Wirth. — Künstler und Fürstenkind. Novelle Bettina Wirth. Mit 12 Illustrationen. Stu gart, Verlag von Ed. Hallberger. 1877.

Witte. — Salomon Maimon. Die merkwürdi Schicksale und die wissenschaftliche Bedeutung ei jüdischen Denkers aus der Kantischen Schule Dr. J. H. Witte. Berlin, Verlag von H. Mecklenburg. 1876.

Witte. — Zur Erkenntnißtheorie und Et 3 philosophische Abhandlungen von Dr. J. H. Wi Berlin, Verlag von H. R. Mecklenburg. 187

Wolf. — Selbstbiographie des Malers Karl Bl 1815—1876. Herausgegeben von Adam W Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 187

Wülcker. — Fünfzig Feldpostbriefe eines Fra furters, aus den Jahren 1870 und 1871, Richard Paul Wülcker. 2. Aufl. Halle, Ver der Lippert'schen Buchhandlung. 1876.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band Heft 5. Vier Jahre Culturkampf von Dr. F dinand Schroeder. Heft 6. Die Verfassung evang. Landeskirche Preußens. Rückblicke Aussichten von einem Mitgliede der außerorde lichen Generalsynode. Frankfurt a. M., Ver der Zimmer'schen Buchhandlung. 1876.

Zeit- und Streit-Fragen. Deutsche Flugschrif zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben Fr. von Holtzendorff und W. Oncken. Jahrg V. Heft 74. 75. Berlin, Verlag von Carl Ha (C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.) 18

Zeitungs-Verzeichniß und Insertions-Tarif Central-Annoncen-Bureaus der Deutschen Zeitun Actien-Gesellschaft in Berlin, Mohrenstraße 45.

Zu Schutz und Trutz am Grabe Schön's. Bil aus der Zeit der Schmach und der Erheb Preußens. Von einem Ostpreußen. 1.—3. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1876.

Zwiedineck. — Dorfleben im achtzehnten Jahrhundert. Culturhistorische Skizzen aus Inn österreich von Hans von Zwiedineck-Seidenh Wien, Verlag von C. Gerold's Sohn. 1877.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. Heft 5. Februar 1877.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

erandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — ısel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, ırl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Carácas enezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, eodor Hoppe. E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopen- gen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — litau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. lexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — ew-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, aar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's ofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter räggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, oescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, amson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. III. Der Narr auf Manegg	169
II.	Friedrich Kapp, Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Amerika	183
III.	G. Nachtigal, Bagirmi, der Sklavenhandel und die Brüsseler internationale Association zur Erforschung und Erschließung Inner-Afrika's I.	204
IV.	F. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. IV.	221
V.	Wilhelm Scherer, George Eliot und ihr neuester Roman	240
VI.	Briefe aus Rußland	256
VII.	Paul Heyse, Zwölf Dichterprofile	298
	Berliner Chronik:	
VIII.	Karl Frenzel, Die Theater	304
IX.	Hermann Krigar, Aus dem Berliner Musikleben	312
	Literarische Rundschau:	
X.	Karl Laubert, Daudet's Romane	317
XI.	Julian Schmidt, Gabriel Conroy	323
XII.	J. von Hartmann, Europa's Kampfbereitschaft	326
XIII.	von Colomb, Die Märztage des Jahres 1848 in Posen. Entgegnung	329
XIV.	Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller	331
XV.	Literarische Notizen	332

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

III.

Der Narr auf Manegg.

Einige Zeit nach dem Spaziergange, den Herr Jacques mit seinem Pathen gemacht, wunderte es diesen, wie es dem jungen Adepten des Originalwesens ergehe und welche Fortschritte er darin gemacht habe. An einem schönen Septembertage ging er darum in das Haus der Gevattersleute, um seinen Jungpathen heimzusuchen und etwa zu einem Gang vor das Thor einzuladen. Nur mit halbsäuerlicher Höflichkeit wurde er hiefür empfangen: denn man hielt ihn trotz seiner weißen Haare und seines gewaltigen Jabots für einen jener frondirenden Herren, welche, stets kühl gegen die Kirche und kritisch gegen die Staatsbehörden, sich zwar wohl hüten, irgendwo an einer praktischen Thätigkeit wirklichen Antheil zu nehmen, nichtsdestoweniger aber einer radicalen, wo nicht frivolen Gesinnung bezichtigt werden, einer Gesinnung, vor deren Einfluß besonders die Jugend zu bewahren sei.

Der alte Herr ließ sich aber nicht abschrecken, seinen Taufschützling selbst aufzusuchen, und fand denselben im obersten Stockwerke des Hauses in seinem Sommerquartier, einer großen geweißten Kammer, deren hohe Fenster noch aus unzähligen runden Scheiben zusammengesetzt waren. In diesem Gemache standen die ältesten Schränke des Hauses, nicht etwa die schönen Nußbaumschränke, welche die Vorsäle der untern Gemächer zierten, sondern uralte, baufällige Kasten von Fichtenholz, mit Blumen und Vögeln bemalt. Von der Decke hingen verschollene Zierstücke, große Glaskugeln, die inwendig mit bunten Ausschnittbildern, Damen in Reifröcken, Jägern, Hirschen u. dgl., beklebt und mit einem weißen Gipsgrunde ausgegossen waren, so daß sie bemaltem Porzellane glichen. Auch prangten an den Wänden einige Familienbildnisse, welche wegen zu schlechter Arbeit aus den Wohnräumen verbannt worden. Ihre Gesichter lächelten alle ohne andere Ursache, als weil die Maler die Mundwinkel mit angewöhntem eisernem Schnörkel so zu formen gezwungen waren. Diese grundlose Heiterkeit

der verjährten Gesellschaft machte fast einen unheimlichen Eindruck. Die guten Maler und die Vorfahren schienen nicht immer gleichzeitig gerathen zu sein. Dazwischen hingen wunderliche Bilder, die mit Harzfarben unmittelbar auf die Rückseite von Glastafeln gemalt waren, und vergilbte Kupferstiche, welche Prospecte zürcherischer Staatsceremonien oder militärischer Schaustücke zum Gegenstande hatten. Seltsamer Weise war hier noch ein kleines Rähmlein versteckt mit längst gesprungenem Glase und einem gestochenen Bildnisse Karl's I. dahinter; mit verblichener Tinte war darauf geschrieben:

König Karl von Engelland
Ward der Krone quitt erkannt.
Daß er dürfe keiner Krone,
Machten sie ihn Köpfes ohne.

Der Schreiber dieser Zeilen war aber nicht unter den thöricht lachenden Ahnen, die hier im Exil hingen, zu finden; derselbe weilte vielmehr, von einem guten Künstler gemalt, in einer ganz anderen Stadt in der Gemäldesammlung eines dortigen Liebhabers. Es war ein ernsthafter Mann in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts, dessen eisengraue Augenbrauen und Knebelbart wie Sturmfahnen zu flattern schienen. Nicht nur als eifriger Antipapist lebte er im Gedächtniß, sondern als ein Ungläubiger und Unbotmäßiger überhaupt, der zu verschiedenen Malen verwarnt und gebüßt worden sei; und da eine geheime Tradition im Hause dahin lautete, daß es besser wäre, wenn nie eine Empörung stattgefunden hätte, nie ein König enthauptet worden und auch keine Kirchentrennung entstanden wäre, so war das Bild von einem Nachkommen für unangenehm befunden und einem fremden Kenner guter Sachen verkauft worden. Noch lieber hätte man längst das kleine Bildchen mit der frechen Aufschrift entfernt. Allein es ging die abergläubische Sage, daß jedes Mal, so oft dies versucht würde, der alte Empörer nächtlich umgehe und mit entsetzlichen Hammerschlägen das Rähmlein wieder an der Wand befestige; der Schreck habe einst einen Hausgenossen so angegriffen, daß er daran gestorben sei.

Mitten auf dem röthlichen Kachelboden der Kammer stand der Tisch, an welchem Herr Jacques sein Wesen trieb, wenn er in der guten Jahreszeit sich in diesen unheizbaren Raum zurückzog, in Erwartung eines eigenen Studirzimmers, das ihm nicht mehr lange entgehen konnte. Als der Pathe kam, saß er eben vor einem Reißbrett, worauf ein großer Pergamentbogen gespannt war. Derselbe zeigte eine kranzartige Schilderei von Landeswappen, Fahnen, Waffen, Musikinstrumenten, Büchern, Schriftrollen, Erdglobus, Eulen der Minerva, Lorbeer- und Eichenzweigen u. dgl., hervorgebracht von einer jugendlich unerfahrenen Hand. Besonders zwei Löwen waren von allzu unsicherer Gestaltung; sie schienen mitten im Kampf um's Dasein, wie man jetzt sagen müßte, auf einer untern Entwicklungsstufe erstarrt zu sein und lächelten dabei unweise, wie die Ahnenbilder an der Wand. Im innern Raume aber entstand so eben in großen Lettern die Aufschrift: „Zürcherischer Ehrenhort", und Herr Jacques war beschäftigt, die vorgezeichneten Buchstaben aus einer Muschel mit Gold zu überziehen. Je dicker er aber das Gold auftrug, desto weniger wollte es glänzen.

„Dick auftragen hilft nicht immer, mein Lieber, sondern gut poliren!" sagte

r Pathe, der ihm einen Augenblick zuschaute. Er nahm eine kleine Agatkugel, e mit andern Sachen an seiner Uhrkette hing, und zeigte ihm, wie durch die andhabung derselben die Schrift bald zu schimmern begann.

„Aber was in aller Welt soll denn diese bunte Projection vorstellen und elchem Zwecke soll sie dienen?" fragte er nun den Herrn Jacques.

Und dieser vertraute ihm, wie er über den Verlust der Handschrift Manesse it jenem Spaziergange nachgedacht und ausfindig gemacht habe, auf welche rt und Weise der Vaterstadt ein würdiger Ersatz geschafft werden könnte. So i er auf den Gedanken gerathen, sein Leben daran zu setzen und einen Codex t stiften und auszuführen, dessengleichen anderswo nicht zu finden wäre, und ies hier sei eben das Titelblatt, mit dem er begonnen habe. Alles, was der Stadt und Republik Zürich seit ihrem Entstehen zu Schmuck und Ehren gereiche, ollte er in schönen Versen erzählen und mit schönen Bildern illustriren, wobei ie Entwicklung von den schwächern Anfängen bis zur Vollkommenheit des Endes on selbst den gleichen Verlauf nehmen werde, wie der Gegenstand des Werkes. So gedenke er einen Schatz und Wahrzeichen, einen Ehrenhort zu gründen, wie r des schweizerischen Athens, des Athens an der Limmat allein würdig sei!

Bei dem letztern Ausdrucke verzog der Pathe, der erst gelächelt, das Gesicht, ie wenn er einen Schluck sauren Bieres erwischt hätte.

„Hast Du diese schwache Redensart auch schon aufgeschnappt?" sagte er verdrießlich; „wenn ich sie nur nie mehr hören müßte! Fühlt Ihr denn nicht, daß Eitelkeit, die sich auf Kosten Anderer bläht, in diesem Fall also auf Kosten von Bundesgenossen, die jederzeit wol so klug und gebildet gewesen sind, wie wir, daß eine solche Eitelkeit immer das gleiche Laster bleibt, ob sie der eigenen Person, oder dem Gemeinwesen gelte, dem man angehört? Da wird allerdings eine gewisse naßkalte frostige Bescheidenheit getrieben; Jeder sieht dem Andern auf die Finger, ob er sich nicht zu viel einbilde; dafür wird aber in der Gesammteinbildung geschwelgt, daß die Mäuler triefen, und kein Gleichniß ist zu stark, um die Vortrefflichkeit Aller zu bestätigen! Darum sieht man auch so manche schwächliche Gesellen herumlaufen, die am Gesammtdünkel fast zu Grunde gehen, eben weil die Persönlichkeit unzulänglich ist, ein so Ungeheures mitzutragen! — Doch das wirst Du alles genugsam erleben und vielleicht mitmachen; jetzt wollen wir uns nicht dabei aufhalten, sondern wieder ein Mal miteinander in's Freie gehen, wenn es Dir beliebt!"

Jakob hatte mit ängstlicher Miene zugehört, weil er die Uebertreibung des alten Krittlers nicht zu bemessen wußte; diese erstmalige Erfahrung, daß auch eine höchststehende Heimatstadt, ja vielleicht ein ganzes Vaterland eine schwache, wol gar lächerliche Seite haben könne, gleich einem einzelnen Menschenkinde, beklemmte sein Herz, und er fühlte sich durch die Einladung des Pathen dankbar erlöst. Sie wurden einig, abermals die Ueberbleibsel der Burg Manegg zu besuchen, und machten sich alsobald auf den Weg.

Nachdem sie im Pachthofe am Fuße der Burg sich durch eine landesübliche Erfrischung gehörig gestärkt hatten, wozu die einfache und mäßige Lebensweise auch der Reichen jederzeit Lust und Fähigkeit verlieh, erstiegen sie vollends den Hügel. Unter den breiten Schirmwipfeln der schlanken Föhren machten sie es

sich bequem. Der Pathe setzte seine Meerschaumpfeife in Glut und gab der Herrn Jacques eine Cigarre, um ihm das Rauchen beizubringen. Er war näm lich einst ein Bewerber um die Hand von dessen Mutter gewesen und führt nachdem die Sache sich zerschlagen, seither stets einen kleinen Bosheitskrieg gege sie. An der Erziehung und Förderung ihres Söhnchens alle Theilnahme be weisend, konnte er doch niemals lassen, der gestrengen Mama kleine Aergernis zu bereiten nach dem Sprichworte: Alte Liebe rostet nicht! und so gewährte e ihm heute ein besonderes Vergnügen, den Herrn Jacques als einen angehende Raucher nach Hause zu bringen. Allein er kam bereits zu spät. Jakob konnt schon rauchen, weil er diese Kunst gleich nach dem Bombenschießen, wo er di Pfeifen hielt, gelernt hatte. Sie spazierten also auf dem Burgraume schmauchen auf und nieder, wie in einer Studirstube, und Jacobus ging würdevoll an de Seite des Alten einher. Er frug den Herrn Pathen nach dem weiteren Schick sale des Geschlechtes der Manessen und der Burg Manegg.

„Ihre verschiedenen Zweige," erzählte Jener, „haben in geistlichen und welt lichen Würden und auch in dunkleren Trieben noch über hundert Jahre geblüht Jedoch ist nur ein an Tugend Ebenbürtiger des Liederfreundes aufgetreten, näm lich dessen Urenkel Rüdiger, der gegen fünfzig Jahre lang Rathsmann und Staatshaupt in Zürich gewesen ist. Auch dieser war in That und Leben muster gültig, fest und gelassen, ohne sich jedoch als ein Originalmensch zu geberden Aus Schule und Zunftleben ist Dir bekannt, wie in den dreißiger Jahren des vierzehnten Säculums auch in Zürich der Patrizierstaat der Autochthonen sich in den freien Bürgerstaat, nach damaligen Bedingungen, umgewandelt hat, und wie dieser einige Jahre später dem jungen Bunde der Eidgenossen beigetreten ist um sich gegen die feindlichen Herrenmächte zu schützen. In diesen Uebergänger stand das Geschlecht der Manessen, das doch seit einem Jahrhundert mitgeherrscht hatte, bürger- und freiheitsfreundlich auf Seite der Stadt und der neuen Zeit

Am echtesten erwies sich dies gute Blut in jenem jüngeren Rüdiger, der hiedurch in der Stunde der Gefahr sich zur wirklichen und classischen Originalität erhob.

Auch das Ereigniß von Dätwil zu Weihnachten 1351 ist Dir geläufig. Der erste Bürgermeister der neuen Ordnung, Rudolf Brun, ist mit der zürcherischen Kriegerschaar, ohne weitere Hilfe, ausgezogen, die habsburg-österreichische Macht aufzusuchen, welche die Stadt wiederholt bedroht. Er trifft sie nicht an erwarteter Stelle, sieht sich aber, zur Seite ziehend, erst gegen Abend plötzlich in einem Thalkessel von ihrer Ueberzahl, die alle Höhen besetzt hat, umringt. Da verläßt den Haupturheber der neuen Zustände, den klugen, listigen und energischen Führer des Volkes, der alle Ehre und Macht in dessen Namen an sich gezogen hat und ausübt, der das große Wort führt, jählings jeder Muth, und er flieht sofort vom Schlachtfelde, sich zu bergen. Schon einmal hat er in entscheidender Stunde, als die Gefahr unmittelbar an ihn trat, das Lebensopfer eines Getreuen durch Verwechslung des Mantels angenommen, als die Verschwörung der Vertriebenen die nächtliche Stadt durchtobte. Das war als glückhaft und nützlich angesehen worden. Jetzt zeigt er aber wiederholt, daß er, der fremdes Blut zu vergießen wohl versteht, sein eigenes hinzugeben nie gewillt ist.

Der sinkende Tag findet das kleine Heer rathlos und vom Untergang bedroht; allein jetzt tritt Manesse, Brun's Statthalter, ruhig hervor, als ob nichts geschehen wäre. Die Flucht des Führers stellt er als selbstverständlich und nothwendig, als eine Maßregel der Vorsorge dar und faßt sodann laut und volltönig, mit begeistertem Zuruf, die Bürger zum Nothkampfe zusammen. Fest und unerschüttert steht er im Geschrei und Getöse der beginnenden Schlacht, die tief in Nacht und Dunkelheit hinein dauert, und zieht im Scheine der Morgenröthe, die Leichname der gefallenen Brüder mit sich führend, mit Fahnen und Beute als Sieger heimwärts. Als nun die Volksgunst dem flüchtigen Staatshaupte sich schnell wieder zuwendet und dasselbe feierlich mit dem Stadtbanner aus seinem Schlupfwinkel als vorsorglicher Vater heimgeholt wird, reitet Manesse, ohne ein Gesicht zu verziehen, neben dem Stolzen einher und amtet still und verschwiegen unter ihm weiter; denn er hat erwogen, daß es gut ist, wenn ein Gründer der Freiheit bei Ehren bleibt, wenigstens so lang er sonst tauglich ist.

Dieser Manesse starb hochbetagt, wenn ich nicht irre, um das Jahr 1380; mit ihm sank aber der Stern jener Linie; seine Söhne lebten sternlos dahin, wie Alles ein Ende nimmt, und namentlich Ital, der jüngste, ist es, der die Burg hier verloren hat.

Gleich seinen Vorfahren war Ital Manesse ein anmuthender und begabter Mann; allein es mangelten ihm Geduld und Vertrauen; es war, als ob er den Niedergang und das Aussterben des Geschlechtes hätte ahnen und befördern müssen. Bei keiner Verrichtung und Thätigkeit konnte er ausharren, von jedem Geschäfte trieb ihn die Unruhe, abzuspringen, und er schlüpfte Allen, die ihm wohlwollten, ängstlich aus den Händen, wenn sie ihn festzuhalten glaubten. So gingen seine Umstände stets rückwärts. Ein Besitzthum, Hof und Landgut nach dem andern mußte er dahin geben und gerieth immer tiefer in Schulden, und weil er dabei ruhelos lebte, so nannte man ihn allgemein den Ritter Ital, der nie zu Haus ist.

Als im Jahre 1392 in Schaffhausen ein großes Turnier abgehalten wurde, bei welchem sich Hunderte von Fürsten, Grafen und Edelleuten einfanden, nahm auch Ital Theil daran, da es eine gute Gelegenheit bot, sein unruhiges Herz von Hause weg zu tragen. Seines alten Stammes und rühmlichen Namens wegen gerieth er in gute Gesellschaft und gewann die Neigung einer reichen, thurgauischen Erbin, deren Hand ihn wol von aller Sorge befreien konnte. Seiner übeln Umstände bewußt, verhielt er sich schüchtern und zurückhaltend gegen die freundliche Schönheit der ganz unabhängigen Freiin, die ihm dafür, damit er Zeit und Besinnung gewänne, in dem Festgeräusche mit holder Geistesgegenwart kund zu thun wußte, daß sie ehestens eine Base heimsuchen würde, die in der Abtei zu Zürich lebe. Von Hoffnung und Freude, aber auch von neuer Unruhe erfüllt, ritt er mit seinem Knechte vom Turniere hinweg und durchstreifte wochenlang die Landschaften von Ort zu Ort, um bei Freunden die Zeit in Zerstreuungen zu verbringen. Als er endlich heimkehrte und der Erscheinung der Schönen gewärtig war, sah und vernahm er nichts von ihr, als daß sie sieben Tage in Zürich zugebracht habe, dann aber wieder abgereist sei.

Freudelos lebte er nun dahin und sah sein Wohl mehr und mehr schwinden.

Als etwa ein Jahr vergangen und der Sommer wieder da war, schritt er ein
Tages von der Manegg, wo er einsam hauste, herunter und in die Stadt hi
über. In der Nähe derselben begegnete er lustwandelnden Frauen, unter welch
er mit jäher Ueberraschung die thurgauische Dame erblickte. Sie gab kein
kalten Förmlichkeit Raum, sondern kam seinem Gruße mit offenbarer Huld en
gegen, da sie keine Zeit auf gefährliche Weise verlieren mochte. Ital Manei
lag ihr einmal im Sinn, und sie war nur seinetwegen wieder nach Zürich g
kommen, während sie andern Bewerbungen von bester Hand aus dem Wege gin
Die Freundinnen, die mit ihr waren, ahnten wol ihre Gesinnung, und um il
zu helfen, zwangen sie den flüchtigen Menschen, eine Stunde bei ihnen zu bleibe
und mit ihnen zu gehen. Dann suchten sie auf geschickte Art Weiteres zu ve
abreden und ihn zu künftigem Besuche zu verpflichten. Die eilige Schöne unte
brach jedoch diese Unterhandlungen und erklärte, sie gedenke, in den kommende
Tagen den Herrn auf seinem Burgsitze selbst aufzusuchen, den zu sehen es j
gelüste, und sie vertraue, daß er ihr für eine Viertelstunde Einlaß bewillige
werde. Natürlich erfüllte er gerne die Pflicht, sie bei solch' günstiger Verheißun
zu behaften, verabschiedete sich alsbald von den Frauen und eilte hocherfreu
vollends in die Stadt, um zierliches Geschirr, Teppiche und anderes Geräth
was dort von den Vätern her noch im Hause lag, nach der Manegg zu schaffe

Den nächsten Tag verwendete er, den Burgsitz so gut als möglich z
schmücken, wobei ihm der bejahrte Diener behilflich war, der ihm einzig übri
geblieben und sein Marschalk, Mundschenk und Küchenmeister zugleich war. De
selbe hielt auch den nöthigen Vorrath bereit, um den anmuthigen Besuch an
ständig bewirthen zu können, und rüstete sich, im rechten Augenblicke schnel
frische Kuchen zu backen, was er wohl verstand.

Am dritten Tage war Alles bereit und die schönste Sonne am Himmel
der Alte ging noch auf den Meierhof hinunter, der am Fuße der Burg lag
um sich zu versichern, daß dort junge Tauben vorräthig seien oder ein paa
junge Hähne, auch um anzuordnen, daß auf den ersten Wink eine oder zwe
Weibspersonen in gutem Gewande auf die Burg kämen, ihm zu helfen. Un
versehens kam der Alte in großer Hast und mit dem Berichte zurückgelaufen
es sei aus den großen Forsten ein Stück Schwarzwild auf die Ackergüter de
Meierhofes gebrochen. Sogleich nahm Herr Ital Jagdzeug und Hunde und
begab sich mit dem Diener hinunter, das Wild zu suchen und zu erlegen. Unte
dem Thor besann er sich, eh' er den Fuß hinaus stellte, noch einen Augenblick
ob es nicht besser gethan wäre, da zu bleiben, weil die schöne Heimsuchung ge-
rade heute eintreffen könnte. Allein es schien ihm doch nicht wahrscheinlich, daß
sie es für schicklich befinden würde, so bald zu kommen, als ob sie große Eile
hätte, und so schritt er ohne Weiteres vorwärts; die eifrigen Jäger schlossen
das Burgthor sorgfältig zu, nahmen den Schlüssel mit und jagten das Wild
weit in die Forste hinauf, bis die Abendschatten sanken, wo sie dann mit ziem-
licher Beute heimkehrten, also daß sie zu den übrigen Vorräthen noch schöne
Bratenstücke gewonnen hatten.

Leider war alles dies nicht mehr nöthig, weil das edle Fräulein an eben
diesem Tage dagewesen war. Von einem Klosterknechtlein begleitet, hatte sie

vor der verschlossenen Pforte gestanden und keinen Einlaß gefunden. Nachdem ie vergeblich das Knechtlein hatte klopfen und rufen lassen und über eine halbe Stunde ausruhend auf einem Steine gesessen und gewartet, hielt sie sich ür genarrt und verschmäht und machte sich beschämt und schweigend, aber entchlossen und unaufhaltsam auf den Rückweg. Sie blickte, bald von tiefem Roth übergossen, bald erbleichend, nicht vom Boden weg, auf dem sie wandelte, und bereitete sich, kaum in der Stadt angekommen, zur Abreise, die sie noch am gleichen Tage antrat. So war sie für Ital, der nie zu Hause war, schon verloren, als er endlich vor seiner Hausthüre anlangte und nicht ahnte, daß Jene vergeblich vor der stummen Pforte gewartet hatte.

Ebenso vergeblich harrte er noch mehrere Tage und hielt sich seinerseits für gefoppt, als Niemand sich zeigte. Traurig ließ er alles Zubereitete wegräumen und den Dingen ihren Lauf.

Auf seinen unruhigen Streifzügen stieß er zwar noch auf eine magere Adelstochter aus dem Aargau und ehelichte dieselbe in aller Hast. Allein es ging um so schneller mit ihm berghinunter, und er sah sich bald genöthigt, seine Wohnung in der Stadt und das Gut mit der Manegg an einen Juden zu veräußern, dessen Wittwe später das letztere den Cistercienserfrauen in der Selbenau oder Selnau, wie wir jetzt sagen, verkaufte. Im Besitze jener Nonnen ist um das Jahr 1409 die Burg durch Schuld eines Narren abgebrannt, der über dem Laster, immer etwas Anderes vorstellen und sein zu wollen, als man ist, verrückt geworden war.

Dieser Unglückliche galt auch für eine Art Abkömmling der manessischen Herren; einer der Söhne des liedersammelnden Ritters Rüdiger, der ebenfalls ein geistlicher Stiftsherr in Zürich gewesen, hatte von drei Nachtfrauen, wie die alten Schriften sich ausdrücken, vier uneheliche Töchter hinterlassen. Was es mit solchen Nachtfrauen für eine Bewandtniß hatte, kann nicht näher beschrieben werden, da nichts Schönes dabei herauskäme; genug, einer jener unehelichen Töchter entsproß wiederum ein Sohn, welchem sie durch Gunst die Pfründe an der St. Egidien-Capelle hier dicht unter der Manegg zu verschaffen wußte, eine Pfründe, welche von den Manessen gestiftet worden ist. Dieser kleine Pfaffe in der Einöde that sich nicht minder mit nächtlichem Volk zusammen und zeugte an dem wilden Geschlechte weiter, welches so durch ein volles Jahrhundert an der Sonne herum briet und immer wieder an der Berghalde dort hängen blieb. Sie hatten von dem Blut, das zu einem Theile in ihnen floß, verworrene Kunde und kehrten daher stets dahin zurück, wo ihre dunklen Ahnfrauen geweilt hatten.

Ein letzter Sprößling der Sippschaft war also der Narr auf Manegg oder der Falätscher, wie er genannt wurde, Buz Falätscher, weil er in einer alten Lehmhütte unten an der Falätsche hauste, der tiefen Kluft, die einst ein Bergrutsch zurückgelassen hat, wie wir sie da mit ihrem unheimlichen kahlen Wesen vor uns sehen. Da bisweilen jetzt noch Gerölle, Steine und Sandmassen die steile Wand herunterkommen, so würde jene Hütte ein unsicherer Aufenthalt gewesen sein, wenn nicht ein struppiges Buschwerk hinter ihr gestanden hätte, welches mit der Hütte zusammen eine kleine Insel in dem Schuttwerke bildete.

Der Buz Falätscher sah nicht weniger einöd aus, als seine Behausung. Eine dürre Gestalt, trug er Gewand, das von ihm selbst aus lauter Fischotterfellen zusammengenäht war; dazu trug er im Sommer ein von Binsen geflochtenes Hütchen, im Winter eine Kapuzenkappe aus der Haut eines abgestandenen Wolfshundes. Aus seinem Gesicht konnte man nicht klug werden, ob er alt oder jung sei; doch gab es viele kleine Flächen darin, die immerwährend zitterten, wie ein von der Luft bewegter Wassertümpel, und unaufhörlich schienen Unverschämtheit und Bekümmerniß sich darin zu bekämpfen, während die Augen mit lauerndem Funkeln auf dem Zuschauer hafteten, auf den Erfolg begierig, welchen er bei ihm hervorbrachte. Denn, ob es Tag oder Nacht, ob er satt oder hungrig war, sobald er auf ein menschliches Wesen stieß, redete er auf dasselbe ein und wollte ihm etwas aufbinden, es zu einem Glauben zwingen und ihm einen Beifall abnöthigen.

Einst hatte er geschult werden sollen, lernte aber nothdürftig etwas Weniges lesen und schreiben und einige lateinische Worte, da es ihm bei aller Zungenfertigkeit an wirklichem Verstande gebrach. Als ein unwissender Frühmesser oder Caplan hausirte er im Lande herum und plagte die Bauern mit der unaufhörlichen Vorstellung, daß er gleich seinen Vorfahren als Stiftsherr an ein großes Münster gehöre, wol gar zu einem Prälaten bestimmt sei, bis er plötzlich den Vorsatz faßte, ein Feldhauptmann zu werden. Er verwandelte sich demgemäß in einen Soldaten und lief bei allen Händeln hinzu, wo ein kleinerer oder größerer Haufen auszog, sei es in den inneren Fehden damaliger Zeit oder gegen Savoien oder im ersten Mailänder Kriege u. s. w. Hierbei fühlte er einen unbezwinglichen Drang, sich auszuzeichnen und überall die Gefahr aufzusuchen und im vordersten Gliede zu stehen; wie aber die Gefahr dicht vor ihm stand, schloff er ebenso unwillkürlich jedesmal unten durch, um nachher mit grimmigen Blicken seinen bewiesenen Muth zu rühmen, was er wol durfte, da er den Muth wirklich empfunden hatte. Das belustigte die wackeren Kriegsgesellen, die sonst keine Feigheit duldeten, dermaßen, daß sie den Buz als eine Art Narren gern mit sich führten und redlich verpflegten. Nur mußte er sich, wenn der Tag ernstlich wurde, allmälig mehr im Hintertreffen aufhalten, trotz seines Sträubens; er entnahm hieraus, daß sie ihn für die größte Gefahr und Noth sichtbarlich aufsparen wollten.

Einst litt es ihn aber nicht mehr in der Unthätigkeit. Er lag mit einer eidgenössischen Schaar im lombardischen Feld, unweit eines Heerhaufens von wälschen Söldnern. Da eben Verhandlungen zwischen den Herren Visconti und den Schweizern obschwebten, so ruhte der Streit eine Weile, und diesen Augenblick benutzte Buz, sich endlich hervorzuthun. Er ging hin und forderte den Hauptmann des wälschen Trupps zum besondern Zweikampfe heraus, mit so kühnen Worten, daß jener die Herausforderung annahm. Weil aber der Wälsche seinerseits ein dicker großer Prahler war, so ließen die Schweizer, um ihn zu foppen, das Abenteuer vor sich gehen. Beide Parteien lagerten sich einander gegenüber. Der feindliche Führer, ein gerüsteter Goliath, trat mit seinem Spieße hervor und stellte sich furchtbar auf. Mit mannlichen Schritten ging auch Buz ihm entgegen, von seinen Gesellen gewappnet, wie ein Vorgesetzter, mit

lm, Schild, Schwert und Lanze beladen; schnaufend und aufgeregt, aber ohne ögern, stampfte er unter seinen klirrenden Waffen vorwärts, bis er zwei Schritte r dem dräuenden Löwen stand und das Weiße in dessen Augen sah. Marlisch setzte er die Beine in Positur und senkte den Speer, dem Gegner ängstch in's Gesicht starrend; sowie der aber seinen Spieß ebenfalls hob, drehte uz sich im Kreuz seines Rückens so glatt wie eine Thür in der Angel und f mit der Schnelligkeit einer Spinne über das Feld weg, in weitem Bogen, bis hinter der Wand seiner Landsleute geborgen war.

Das war so possierlich anzusehen, daß ein brausendes Lachen durch beide ager rollte und die wälschen Heerknechte, welche den Auftritt als einen ihnen m besten gegebenen guten Spaß betrachteten, den Schweizern ein Faß Wein hickten, worauf diese ein fettes Schwein zurücksandten.

Aus der Lustbarkeit, die hierauf folgte, wurde dem Buz Falätscher endlich lar, welche Meinung es mit seinem Kriegerstand hatte; er entlief stracks dem leinen Wehrkörper und machte sich über die Berge heimwärts.

Als er das Reußthal hinunter wanderte, waren die Felswände mit Wolken ehangen und es regnete so verdrießlich, daß ihm das Wasser oben in den Nacken und unten aus den Schuhen lief. Da weinte er bitterlich über die Verbannung und schlechte Behandlung, die ihm überall zu Theil wurde; je stärker es regnete, desto heftiger greinte und schluchzte der mißliche Kriegsmann, bis er von einem Weiblein eingeholt wurde, das in rothen Strümpfen rüstig daher wanderte, eine zerknitterte weiße Haube am Arme und ein Bündel Habseligkeiten schwebend auf dem Kopfe trug, gar geschickt, ohne es mit der Hand zu stützen. Dieses Weiblein oder Dirnlein, als es einige Schritte an ihm vorübergegangen war, wendete sich um und fragte ihn, wer er sei und warum er denn so greine, da er doch einen so langen Spieß habe, die Unbill abzuwehren? Und er antwortete, er sei ein Mensch, mit dem es Niemand gut meine und welchem Keiner glauben wolle, was er sage.

Da sagte das Weiblein voll Mitleid, es würde es schon gut mit ihm meinen und ihm Alles glauben, was ihn freue; denn es war ein thörichtes Mensch, das, wie Jener, nach Anerkennung dürstete, sich nach einem Mann sehnte und nach einem solchen umher pilgerte. Buz aber, dem das Wesen keineswegs häßlich schien, ließ seine Thränen trocknen, soweit es in der feuchten Luft möglich war, und kehrte das Gesicht und seine Gedanken der neuen Sachlage zu. Sofort leuchtete ihm ein, daß wer nur erst das Haupt einer Familie sei, auch das Haupt von Mehrerem werden könne. Wie Mancher, dachte er, ist durch den Rath einer klugen Frau ein Mann bei der Chorpflege, wol gar Bürgermeister geworden, und obschon ich immerhin klüger bin, als jegliches Weib, so ist diese hier gewiß sehr gescheidt, sonst hätte sie nicht auf den ersten Blick erkannt, wer ich bin!

Sie zogen also einträchtig miteinander dahin, und Buz brachte statt des Hauptmannstitels eine für ihn ganz artige Frau nach Hause, das heißt in die erwähnte Lehmhütte, welche halb verfallen war. „Ist das nicht ein schöner Hof?“ fragte er die Frau mit ernster Stimme, und sie versicherte, es sei ein so herrliches Heimwesen, wie sie es nur wünschen könne. Ungesäumt begann

sie, die Wände und das Strohdach auszubessern und das Häuschen wohnlich machen; denn sie war geschickt und rüstig in mancherlei Arbeit und ernäh ihren Mann Jahre lang damit. Der that nämlich gar nichts, als heru streichen, sich in Alles einmischen und die Leute hintereinander hetzen, um s wichtig zu machen, bis er weggejagt wurde. Dann ging er heim, verlan sein Essen und das Lob seiner Verrichtungen, die er unaufhörlich schilderte u pries, und wenn das Weiblein nicht Alles glaubte und rühmte, so schlug dasselbe und behandelte es auf das Uebelste. Für jedes verweigerte Lob erhi die arme Frau Beulen und blaue Flecke, so daß sie, wenn sie ihn nur v Weitem kommen sah, vor die Hütte lief und voll Furcht die Hände erhob u seine Thaten besang, ehe sie dieselben kannte.

So erging es der guten Frau nicht zum Besten, bis das Glück, einen Ma zu besitzen, durch das Mißvergnügen, das er ihr bereitete, überwogen wur und da sie keine Kinder von ihm bekam, welche ihr die Zeit vertrieben und d Herz erfreut hätten, verlor sie die Geduld und wurde zuweilen störrisch in d Lobpreisungen.

Als Buz eines Abends heimkehrte und die Erzählung seiner Tagesarbe mit der Versicherung abschloß, daß er nicht ruhen werde, bis er in den Sta seiner Ahnen eingesetzt und zum Ritter geschlagen sei, sagte sie unbedacht:

Stiefel an, Stiefel aus,
Wird nie nichts draus!

„Was soll das heißen?" fragte der Falätscher verwundert und sah s groß an.

„Ei," erwiderte sie, „es fiel mir ein Mann in meiner Heimat ein, d man den Stiefelschliefer nannte; der hatte gelobt, nach Jerusalem zu reite und zog jeden Morgen ein Paar große Stiefel an und am Abend wieder au ohne jemals vom Hause weg zu kommen, und damit die Stiefel sich nicht ein seitig abnutzten und nicht krumm getreten würden, wechselte er sie alle Tag Aber sie gingen doch zu Grunde, und auch das Pferd starb, ohne daß er na Jerusalem geritten wäre."

Da merkte der Mann, daß seine eigene Frau ihm nicht mehr glaubte un seiner spottete. Er fiel über sie her und würgte sie so stark am Halse, daß s blau im Gesichte wurde und eine Weile für todt am Boden lag. Als aber de Mann schlief, regte sie sich wieder, zog sich reisefertig an, packte ihre Habselig keiten zusammen und verließ die Hütte, nachdem sie ihm noch ein Frühstü zurecht gestellt hatte. Also wanderte das Weiblein in dunkler Nacht von danne und verschwand für immer aus der Gegend.

Verwundert fand Buz sich am nächsten Morgen allein in seiner Behau sung. Er aß, was an Speise vorhanden war, und harrte mehrere Tage au die Wiederkehr des Weibleins, das sein guter Geist gewesen. Als sie nicht meh kam, ward er bekümmert und ganz verstört; jedoch trieb ihn der Hunger, sic Nahrung zu verschaffen, welche er instinctiv im Wasser und am Boden herun suchte. Er stürte Dächse aus, fing fette Hamster in den Wiesen und Fisch ottern in den Wassern, auch allerlei Vögel im Unterholz, und erwarb eine groß

:schicklichkeit, allen diesen Thieren nachzustellen, nicht wie ein gelernter Jäger, idern wie ein Raubthier, und aus den Fellen machte er sich seine Bekleidung.

Darüber gewann seine Narrheit einen geregelten Bestand, und als er eines ages entdeckte, daß die Burg Manegg, die nun den Klosterfrauen gehörte, nglich unbewohnt war, richtete er sich in den verlassenen Räumen derselben a und nannte sich einen Ritter Manesse von Manegg. Niemand störte ihn in esem Treiben; vielmehr wurde ihm aus Mitleiden mancherlei Beisteuer zu=wendet, die er herablassend entgegennahm. Bald verstieg er sich so weit, in=m er ein oder das andere rostige Waffenstück über seine Otterfelle hing und ne Hahnenfeder auf das Binsenhütlein steckte, in die Stadt zu gehen und sich ort als Ritter aufzuthun. Wegen der närrischen Reden, die er führte, und esonders der seltsamen Gesichter, die er schnitt, wurde er auf den Trinkstuben er derben Bürger ein beliebter Zeitvertreib, gut bewirthet und oft scharf ge=eckt, was er aber Alles mit der bekannten Narrenschlauheit über sich ergehen eß. Wenn sie nur seine Ritterschaft gelten ließen, war er zufrieden und hütete ch mit geheimer Vorsicht, über die Aufrichtigkeit dieser Anerkennung zu grübeln.

Selbst die Edelleute auf ihrer Stube zum Rüden verschmähten es nicht, ie wunderliche Gestalt einzulassen, und die wirklichen Ritter gewöhnten sich ogar mit tieferem Humor daran, den Mann im Ottergewande als ein Sinn=ild und Wahrzeichen der Nichtigkeit aller Dinge zu ihren Gelagen zu ziehen.

Bei einer solchen Gelegenheit, es war an einem Herbstgebote, hatte Herr Ital Manesse, der nie zu Hause war, von seiner geschmolzenen Habe das große Liederbuch mitgebracht, von welchem jüngst nach langer Vergessenheit die Rede gewesen. Das Buch war jetzt, wenigstens in seinen Anfängen, schon über hun=dert Jahre alt. Das Betrachten der schönen Handschrift, welche freilich nur den erfahrungsreicheren Herren noch ganz geläufig war, und besonders der Bilder gewährte verschiedenen Gruppen der Junkergesellschaft Vergnügen, wie denn na=mentlich manche auswärtige Gäste mit Verwunderung und Antheil ihre Wap=penschilde und die Bildnisse ihrer sangesbeflissenen Vorfahren in den frisch glän=zenden Gemälden entdeckten. Ein junger Freiherr von Sax fand sogar zwei seiner Ahnen, den Bruder Eberhard und den Herrn Heinrich von Sax, und ge=rührt las er deren Gedichte, welche in seinem Hause längst verschwunden und verschollen waren.

Auch heute war der Narr von Manegg anwesend und diente, als die Stunden vorrückten, mit seinen Reden den Herren zur Lustbarkeit. Mochte es aber die Mahnung der Vergangenheit oder ein Hauch der Milde sein, der aus dem Buche sich verbreitet hatte: die Scherze, die sie mit dem Narren vornah=men, waren dieses Mal sanfter und zierlicher als sonst. Nur Ital Manesse fühlte begreiflicher Weise den Wechsel irdischen Looses tiefer, als alle Andern, und gefiel sich darin, den Narren, der sein Nachfolger auf der Burg war, mit einiger Heftigkeit zum Trinken anzuhalten und sich selbst nicht zu schonen. Jenen aber schien der Wein nicht im mindesten närrischer zu machen, während Ital spät in der Nacht in halber Betrunkenheit den Schlaf suchte.

Am Morgen ging er zeitig nach dem Zunfthause, das Buch, das er auß Acht gelassen hatte, zu holen; allein es war nicht zu finden und blieb, alle Nachsuchen zum Trotz, verschwunden.

Es wurde allgemein großes Bedauern über den Vorfall geäußert, welch Ital selbst am tiefsten empfand als einen neuen Schlag seines trüben Schicksal Auf Buz Falätscher, der das Buch entwendet und nach der Manegg geschlep hatte, fiel am wenigsten ein Verdacht, weil man den Narren für zu einfält hielt, als daß er nach dem geistigen Schatze hätte trachten sollen. Eher w man zu der Vermuthung geneigt, daß einer der übrigen Gäste der Aneignu nicht habe widerstehen können, da es schon dazumal stehlende Bücherfreunde ga Man beschränkte sich demnach auf gelegentliche Nachforschungen.

Unterdessen brütete Buz auf der öden Burgfeste tagelang über dem Buch das er nur höchst unvollkommen lesen konnte; er gewann eine schwache Ahnun um was es sich darin handle, und beschloß sofort, ein alter Minnesänger z sein. Ohne Verstand und Zusammenhang schrieb er mit elender Hand verschi dene Seiten aus und ergänzte sie mit Verszeilen eigener Erfindung, Verse vo jenem schauerlichen Klang, der nur in der Geistesnacht ertönt und nicht nac geahmt werden kann. Solche Anfertigungen trug er bei sich, wenn er umhe streifte, und wenn er auf den Waldpfaden oder auf einsamer Straße arglose Leuten begegnete, drängte er sich auf unheimliche Weise dicht an sie und gin so lange neben ihnen her, bis sie seine Gedichte anhörten und erklärten, daß e ein guter und gelehrter Singmeister sei. Zögerte Einer, das zu thun, ode lachte er gar, so machte der Narr böse Augen und griff nach dem langen Messe mit welchem er die unter dem Wasser laufenden Fischottern zu tödten pflegt wenn er sie jagte.

Sogar einem wohlbewaffneten Jäger, den er im dunkeln Forste traf, wurd er auf diese Weise gefährlich; denn er schien seine Natur geändert zu haben un vor keiner Bedrohung mehr zurückzuschrecken. Andere wußte er in sein Male partus zu locken und so in Bedrängniß zu bringen, daß sie mit Noth de Mauern und der Gefahr entrannen. Dabei hielt er das geraubte Buch sorg fältig verborgen und ließ sich in der Stadt einstweilen nicht mehr sehen.

Am Aschermittwoch, der nach jenem Herbstgelage folgte, waren auf alle Zunfthäusern die Bürger beim Schmause versammelt, um die Fastnachtsfreude abzuschließen. So saßen auch die Junker auf dem Rüden mit allen Genossen ausgenommen den Narren, dessen Abwesenheit ihnen auffiel. Da nun auch seine neuesten Thorheiten und Gewaltsamkeiten zur Sprache kamen und kund wurden, fiel es den Herren wie Schuppen von den Augen, und sie überzeugten sich, daß das verschwundene Liederbuch nirgends anders als auf der Manegg liegen könne.

Sogleich wurden die jüngeren Gesellen, aufgeregt und vom Weine begeistert, einig, aufzubrechen und dem Narren eine lustige Fehde zu bereiten durch Belagerung und Erstürmung des Schlosses und Einholung des Buches. Gegen zwanzig Jünglinge versahen sich mit Fackeln und zogen unter Trommel- und Pfeifenklang aus der Stadt, scheinbar zu einem fröhlichen Umzuge. Auf dem Wege gesellten sich junge Männer von anderen Zünften zu ihnen, so daß ein

Haufe von vierzig bis fünfzig raschen Gesellen, zum Theil noch in allerhand Zimmerei gehüllt, mit Fackelglanz durch die Nacht marschirte, nicht ohne ein Fäß Wein auf einem Karren mit sich zu führen und mit Kannen und Bechern hinreichend versehen zu sein.

Mitternacht war schon vorüber, als die muthwillige Schaar bei der Manegg anlangte. Trommelschlag, Lärm und Gesang weckten den Narren auf, der den Wald rings von Fackeln erhellt sah. Wie der Blitz fuhr er mit einem Lichte in der Burg umher, was man an den flüchtig erhellten Fenstern bemerkte; bald war er hier, bald dort in den Sälen und zuletzt zu oberst im Thurm, als die Zahl Männer auf der Schloßbrücke stand und donnernd an das Thor pochte. Wieder fuhr er herunter und erschien in einer Mauerritze über dem Thor. Der aber klopfte, war ein großer Mann in einer Bärenhaut, das heißt man als Bär Verkleideter, den die Metzger an diesem Tage herumzuführen pflegten. Entsetzt floh der Narr wieder zurück, denn er glaubte, die ganze Hölle stehe vor der Thüre. Nachdem er vergeblich aufgefordert worden, die Festung zu übergeben und das Thor zu öffnen, wurde dasselbe mit einer alten Geländerstange von der Brücke eingestoßen, und der Bär drang mit einigen bunten Schellenkappen hinein, den belagerten Schalk aufzuspüren und zu fangen.

Zu gleicher Zeit aber schleuderte auf einer andern Seite der Burg ein Besonnener seine Fackel in weitem Bogen über den Graben und in ein Fenster, mehr um seine Kraft zu erproben, als um Schaden anzurichten. Allein unglücklicher Weise reichte die Kraft gerade aus, daß die Fackel in das Innere des Gemaches fiel und das warme Heulager des Narren entzündete. Da der erwachende Frühling mit einem starken Föhnwind darein blies, so stand die alte, morsche Burg bald in Flammen, und der arme Narr irrte mit erbärmlichem Geschrei zwischen dem Feuer und dem Bären umher. Jetzt drang jedoch der von Sax, der den Zug hauptsächlich des Buches wegen mitmachte, in das Innere, um letzteres zu retten. Ungeachtet der Gefahr verfolgte er den Narren, als der Bär mit seinen Gesellen und mit angesengtem Pelze schon zurückwich, bis er ihn fassen konnte und fand, daß er glücklicherweise das Buch bewußtlos mit sich schleppte und krampfhaft umklammerte. Mit großer Mühe brachte der muthige und gewandte junge Mann den Narren sammt dem Buche aus der brennenden Burg, ersteren freilich von Schreck oder Schwäche entseelt.

Man legte den Todten auf grünes Moos unter den Bäumen; friedlich und beruhigt lag er da, erlöst von der Qual, sein zu wollen, was man nicht ist, und es schlummerte mit ihm ein unechtes Leben, das über hundert Jahre im Verborgenen gewuchert hatte, endlich ein.

Stiller geworden, tranken die Gesellen, in weitem Ringe sitzend, ihren Wein, obschon nicht sehr zerknirscht, und betrachteten den Untergang der Burg, die jetzt in vollen Flammen zum Himmel lohte und in das Morgenroth hinein, das im Osten heraufstieg. Einige alte Bäume, Zeugen ihrer besseren Tage, brannten mit und legten der verglühenden Nachbarin ihre brennenden Kronen zu Füßen.

Der von Sax aber eilte mit dem Buche, das er in seinen Mantel einschlug, der Schaar voraus und traf den Ital Manesse noch auf der Rüdenstube,

wo er als der letzte Gast hinter dem letzten Becher saß, blaß und kalt, w der Morgen, der in den Saal trat.

„Hier hast Du das Buch!“ rief Jener voll Freuden. Ital blätterte einig Augenblicke darin; es war wohlerhalten. Dann schloß er es und gab es der Freunde.

„Nimm es,“ sagte er gelassen, „und verwahre es auf deiner starken Vest Forsteck; es wird dort besser aufgehoben sein, als in meinen Händen!“

So kam das Buch in die Hände der Herren von Sax und blieb zweihunder Jahre auf Forsteck. Als aber 1615 die Zürcher die Herrschaft Sax ankaufter war es wieder verschwunden. Von dem Felsen, auf dem die Forsteck im Rhein thale gestanden, ging die Sage, daß derselbe im Hochsommer und bei heller Witte rung, wenn Reisende vorbeizögen, ein liebliches Tönen und Klingen hören lasse als von vielen silbernen Glöcklein und Saitenspielen. Das Volk hielt es fü Musik der kleinen Bergmännchen, der Naturforscher Scheuchzer dagegen für ein Folge der Tropfsteinbildung im Innern des Berges. Wir aber wissen, das es die guten Geister des Liederbuches waren, welche dort tönten und klangen wie aus Dankbarkeit dafür, daß die letzte Frau von Hohensax sich von den pfälzischen Churfürsten und seinen Gelehrten das Buch nur ungern und nach langem Zögern hatte abdrängen lassen.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Friedrich Kapp.

Es kann nicht die Aufgabe einer Monatsschrift, wie der Deutschen Rundschau, sein, die Tagesereignisse in ihren verschiedenen Durchgangspunkten Schritt vor Schritt zu verfolgen. Sie wird sich vielmehr im eigenen Interesse am besten darauf beschränken, in dem auf- und abwogenden Treiben der Parteien den Kern von der Schale zu lösen, das Bleibende in der Flucht der Erscheinungen festzuhalten, kurz den eigentlichen Inhalt des geschichtlich Werdenden aufzudecken.

Der Leser wolle deshalb auch nicht befürchten, daß ich ihn bei einer Besprechung der jüngsten Präsidentenwahl in die schmutzigen Irrgänge der amerikanischen Wahlpolitik führen, oder daß ich ihm umständlich die Kämpfe erzählen werde, in welchen die schlimmsten Parteileidenschaften aus voller Breitseite aufeinander platzten. Für den fremden Beobachter haben alle diese Verdächtigungen und Rohheiten höchstens ein pathologisches Interesse. Auch die officiellen Verheißungen der beiden kämpfenden Parteien, die sogenannten „Platformen", können hier füglich ganz außer Ansatz bleiben. Sie sind höchstens der Ausdruck dessen, was das Volk hofft und wünscht, geben nur die politischen Stimmungen und Tagesströmungen wieder und enthalten im günstigsten Falle scheinbar feierliche Gelübde, welche man von vornherein gar nicht oder nur gelegentlich zu lösen beabsichtigt. Die gespreizten Redensarten, welche von Republikanern und Demokraten auch bei der jüngsten Wahl aufgetischt wurden und sich wie ein Ei dem andern gleichen, so daß man mit Umstellung der obligaten Parteigehässigkeiten die Demokraten mit den Republikanern und diese mit jenen verwechseln könnte, haben so wenig thatsächliche Bedeutung, so geringen Einfluß auf die Gestaltung der Politik, wie ihn die gegenseitigen Angriffe und Beschuldigungen der beiden Dickens'schen Zeitungsschreiber, des Hrn. Samuel Slumkey von der Eastviller „Gazette"

und des Horatio Fitzkin, Esq. vom dortigen „Independent", auf die englische Parlamentswahlen hatten.

Wichtiger dagegen und einer eingehendern Würdigung werth sind die beide Präsidentschafts-Candidaten Rutherford B. Hayes und Samuel J. Tilden von denen jener der Bannerträger der Republikaner und dieser der Führer de Demokraten in dem eben beendigten Kampfe waren. Beide haben sich im bürgerlichen Leben persönlich als höchst ehrenwerthe und tüchtige Männer bewähr beide stehen zur Zeit als Gouverneure an der Spitze zweier großer Staaten, de eine von Ohio, der andere von New-York. Aber damit hat die Aehnlichkei zwischen ihnen auch ein Ende.

Hayes war früher Advocat in Cincinnati, zeichnete sich im Bürgerkrieg als patriotischer und tapferer Officier aus, wurde später ein unbestechliche wenn auch unbedeutendes Mitglied des Congresses und ist zur Zeit ein gute Durchschnitts-Gouverneur seines Geburtsstaates Ohio. Persönlich läßt sich nu Gutes und nichts Schlechtes von ihm sagen. Gerade diese negative Tugend em pfahl ihn seiner Partei denn auch ganz besonders als Candidaten, weil er ebe keine, Manchem anstößige Vergangenheit zu vertheidigen hat, also auch den An griffen der Gegner keine Blößen bot. Jeder Stimmgeber konnte sich bei ihr denken, was er wollte. Während das Land das größte Interesse daran hat einen Präsidenten die Zügel der Regierung ergreifen zu sehen, welcher sich scho in seiner frühern Lebensstellung durch Energie und Erfahrung, sowie durch po sitive, außerordentliche Leistungen ausgezeichnet hat, greifen die politischen Par teien aus naheliegenden Interessen viel lieber zu einem Candidaten, welcher gute Willen, ehrenwerthen Charakter und mäßige Begabung zeigt. Hayes war ei solcher großer Unbekannter und diente darum den Zwecken der Partei vortreff lich. Er stellte bei seiner Ernennung einen Versuch vor, wie er seiner Zeit er folgreich mit Polk (1844), Pierce (1852) und Frémont (1856) gemacht wurde Hayes' Annahmebrief war jedoch viel bedeutender, sein ganzes späteres Auftrete dabei offener und männlicher, als selbst seine besten Freunde erwartet hatten und es ist nicht zu viel gesagt, daß er während der Wahl die Aussichten seine Partei auf den Sieg entschieden verbesserte, wenn auch bei näherer Betrachtun seiner Politik seine sanguinische Auffassung der Dinge und seine Unterschätzun des Charakters seiner Mitarbeiter weniger Vertrauen einflößten. Eine tief Kluft freilich, welche namentlich gegen Ende des Wahlfeldzugs immer tiefe wurde, konnte Hayes nicht überbrücken: es war der persönliche und sachlich Zwiespalt zwischen den verächtlichsten Drahtziehern und politischen Wegelagerern welche als nationaler Wahlausschuß die Campagne für ihn leiteten, und zwische den entschiedensten und reinsten Reformern, welche für seinen Sieg arbeiteten aber zuletzt nicht mehr gegen den Strom zu schwimmen vermochten.

Tilden dagegen ist ein Mann aus anderm Holze. Einen bessern Candidate hätte die demokratische Partei gar nicht aufstellen können. Ein angesehene Advocat in der Stadt New-York, zu den Zierden des Barreau's gehörend, ei schlauer und geriebener Politiker, ein unabhängiger, ja reicher Mann, kannt er seit Jahrzehnten das Parteigetriebe in seinem innersten Wesen, hatte lang an der Spitze der Demokraten seines Wohnorts gestanden und die Massen nich

lein zu gebrauchen, sondern auch zu beherrschen gelernt. Zu diesen persönlichen orzügen gesellten sich in neuester Zeit seine Verdienste um den Sturz des be=chtigten Tammany=Ringes in New=York, für welchen ihm seine Freunde einen rmlichen Heiligenschein woben, obgleich Tilden bei der Reinigung der Stadt ew=York von der Tweed'schen Corruption erst in zweiter Linie genannt zu erden verdient. Wer die Geschichte jener gewaltigen Volksbewegung des Jahres :71 kennt, der weiß auch, daß der letzte demokratische Präsidentschafts=Candidat :it der Entdeckung und Enthüllung der Schurkereien der Tweed'schen Bande icht das Geringste zu thun hatte, sich vielmehr als Vorsitzender des demokrati=hen Centralausschusses des Staates New=York zunächst auf ein passives Wohl=ollen beschränkte und erst, als der politische Sieg über die demokratischen :iebe endgültig gewonnen war, in ihrer civilrechtlichen Verfolgung energisch egen sie auftrat. In diesem Stadium des großen Reinigungsprocesses erwarb : sich als Advocat das große Verdienst, die schwer zu beschaffenden Beweise für ie Theilung der Beute unter den Verschwörern gefunden und für den spätern rfolgreichen Proceß nutzbar gemacht zu haben. Hierfür ist er übrigens reichlich elohnt worden, indem sein Name dadurch weit über Gebühr mit der Reform=ache in Verbindung gebracht und er dadurch selbst Gouverneur von New=York, a einer der populärsten Männer der Vereinigten Staaten geworden ist. Tilden ußte aber die ihm bereitete günstige Situation vortrefflich auszubeuten. Wäh=end sonst die Partei ihren Candidaten wie einen Preisfechter, wie ein Racepferd rainirt und jeden seiner Schritte überwacht, ihm seine politische Diät vorschreibt, hn je nach Umständen der Oeffentlichkeit entzieht oder dem Volke vorführt, chweißte Tilden die einander widerstrebenden Elemente seiner Partei, Tammany=all und irischen Pöbel, südliche Barone und aufrichtige Reformer in eine große Wahlmaschine zusammen und drang ihr sein Interesse, seinen Willen als höchstes Gesetz auf.

Zwischen diesen beiden Männern nun schwankte die jüngste Wahl. Bekannt=ich ist sie bis auf den heutigen Tag noch nicht entschieden und wird voraus=ichtlich frühestens am zweiten Mittwoch im Februar durch den Senatspräsiden=:en entschieden werden. Zu einer gültigen Wahl gehört nämlich die unbedingte Mehrheit sämmtlicher 369 Elektoralstimmen; es bringen also ihrer 185 die Ent=scheidung. Nun hat aber Tilden nur 184 erhalten, so daß er noch einer Stimme bedarf, um gewählt zu werden. Hayes hat deren 166; er und seine Partei rechnen jedoch noch auf die sämmtlichen 19 Stimmen der drei, noch ausstehenden Staaten Süd=Carolina (8), Louisiana (7) und Florida (4). Wenn der Präsi=dent statt indirect mittelst des allgemeinen Stimmrechts gewählt würde, so unterläge Tilden's Wahl nicht mehr dem mindesten Zweifel, da er etwa an=nähernd 300,000 Volksstimmen mehr als Hayes hat. Welcher von den beiden Candidaten schließlich der erfolgreiche sein wird, läßt sich zur Zeit schwer sagen. Die drei genannten, politisch unbedeutenden Staaten bilden jetzt den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses der ganzen amerikanischen Bevölkerung. Beide Parteien haben ihre Vertreter nach Columbia, New=Orleans und Tallahassee geschickt, um bei der, wie es scheint, absichtlich verzögerten Zählung der Stimmen ein wach=sames Auge auf den Gegner zu haben. Die Demokraten werfen den Republi=

kanern Betrug vor und umgekehrt; indessen hat es gegenwärtig noch den An schein, daß die Frage sich friedlich lösen, und daß der unterliegende Theil di endliche Entscheidung, von wem sie auch kommen mag, als bindend anerkenne werde. Wer aber auch Präsident werden mag, er wird nur eine, der ziemlic gleich getheilten Stimmung des Landes entsprechende, jedoch keine stricte Partei Politik verfolgen können, denn dem Demokraten Tilden steht, wenn auch nu mit geringer Mehrheit, ein republikanischer Senat, und dem Republikaner Hayes wenn gleichfalls auch nur mit wenigen Stimmen, ein demokratisches Abgeordneten haus gegenüber.

Mag also Tilden oder Hayes Präsident werden, die Stellung des Lande gegenüber den großen politischen Tagesfragen, welche während der Wal absichtlich nur zu sehr verdunkelt oder in den Hintergrund gedrängt wurden wird im Großen und Ganzen dieselbe bleiben. Die Reformer aber, welche sic diesmal nicht stark genug fühlten, um selbständig in den Kampf einzugreifen werden im Laufe der nächsten vier Jahre hoffentlich mächtig genug werden, un 1880 mit ihrem eigenen Candidaten und einem, von der großen Mehrheit de Volkes angenommenen Programme hervorzutreten.

Dieses Programm betraf und wird für die nächste Zukunft wieder betreffen die drei Hauptfragen der heutigen amerikanischen Politik. Es sind dies die Bei legung der Wirren im Süden, die Reform des Civildienstes und die Wieder aufnahme der Goldzahlung. Ich will sie hier in dieser, ihrer relativen Bedeu tung entsprechenden Reihenfolge näher beleuchten. Also zunächst die Lage de Südens!

I.

Wenn auch nicht unmittelbar, so führen doch mittelbar die heutigen Partei gegensätze auf den jüngsten Bürgerkrieg, also in letzter Linie auf die Sklaverei zurück. Es sind jetzt schon fast zwölf Jahre, seit der unterliegende Süden vo dem siegreichen Norden die Waffen gestreckt hat; allein die Fragen, welche sich nach der Uebergabe Lee's zur Entscheidung aufdrängten, sind noch immer nich von der Tagesordnung verschwunden. Allerdings war die Aufgabe eine so schwierige, wie sie selten, selbst den begabtesten Staatsmännern gestellt worden ist: die Sieger standen einer vollständig, politisch und wirthschaftlich desorganisirten Gesellschaft gegenüber, welche sich nicht nach vorgefaßten Meinungen, nich nach einer staatsrechtlichen Theorie oder einem Verfassungsparagraphen, sondern nur mit Berücksichtigung der wirklichen Thatsachen und Bedürfnisse wieder einrenken ließ.

Die Frage ließ sich dahin fassen: 1) Welches soll die Stellung der secedirten und durch den Krieg wieder unterworfenen Staaten zur Union sein? und 2) welches soll die Beziehung der ehemaligen Sklaven zur Gesellschaft sein, in welcher sie jetzt als Freie dastehen? Diese beiden Fragen mußten im Interesse des äußerlich wieder geeinigten Landes je schneller, desto besser gelöst werden, damit dieses sein, nur künstlich unterbrochenes natürliches Leben wieder beginnen und innerlich wieder zusammen wachsen konnte.

Der republikanische Congreß — die Demokraten kamen gar nicht in Betracht,

dem sie damals selbst zur erfolgreichen Opposition zu schwach waren — laubte, soweit die erste der obigen Fragen in Betracht kommt, in der Bundesverfassung das Mittel zu finden, mit welchem er die secedirten Staaten wieder i die Union einzuführen vermöchte. Während die geschlagenen Pflanzer und ire nördlichen Freunde, die Demokraten, wähnten oder wenigstens zu glauben orgaben, daß der Süden durch seine Unterwerfung wieder in den Vollbesitz einer früheren politischen Rechte getreten sei, ließen sich die siegreichen Republikaner wenigstens soweit von ihnen beeinflussen, daß sie in ihrer Reconstructionspolitik von der verfassungsrechtlichen Stellung des Südens ausgingen. Eine olche gab es aus dem einfachen Grunde nicht, weil keine Bundesverfassung ihrer Natur nach Bestimmungen gegen die Rebellion oder den Krieg der Staaten unter einander treffen kann. Auch im vorliegenden Falle durfte deshalb nur der Wille des Siegers, das Recht des Stärkern, entscheiden, und es konnte sich nur darum handeln, welches in Zukunft die Stellung der ausgeschiedenen Staaten uf Grund jenes allein maßgebenden Willens sein sollte. Der schlimmste Fehler lso, welchen der Congreß begehen konnte, war die von ihm eingeschlagene „would e" legale Politik, welche bei dem ersten Widerstand in ihr Gegentheil umschlagen mußte. Eine für beide Theile verderblichere Maßregel hätte kaum erdacht werden können, als erst die südlichen Staaten wieder in ihren früheren Rechtszustand einzusetzen und zwei Jahre darauf die Militärherrschaft in ihnen einzuführen; sie erst zu reorganisiren und dann wieder als Territorien zu behandeln, als welche sie zum zweiten Mal die Reorganisation unter harten Bedingungen zu erlangen suchen mußten, oder auch da, wo die Schwarzen die Mehrheit bildeten, selbst beim besten Willen nicht erlangen konnten. Selbst die rücksichtslose Politik des alten Thaddäus Stevens, welcher das Vermögen der Pflanzer confisciren und den ganzen Süden rechtlos machen wollte, selbst die unbeschränkteste Militärherrschaft, weil ihrer Natur nach vorübergehend, war weniger grausam und jedenfalls dem Verlangen des Senators Sumner vorzuziehen, welcher den constitutionellen Bedenken gerecht zu werden versuchte und eine bis auf den heutigen Tag dauernde Rechtsunsicherheit erzeugte. Eins oder das Andere; aber nicht Beides vermischt, oder in umgekehrter Ordnung einander ablösend! Aus dieser falschen Politik erzeugte sich ein willkürliches Proconsularsystem, eine beständige Reibung zwischen Siegern und Besiegten, und zwischen den letzteren selbst.

Eine andere wichtige Folge dieser falschen Maßregeln bestand darin, daß die durch den Krieg zur Seite geschobenen und ohnmächtigen Demokraten wieder eine Mission in der Landespolitik erlangten und daß ihre Bedeutung mit den Fehlern der Republikaner täglich wuchs, so daß sie zur Zeit die volle Hälfte aller Stimmen in sich vereinigen. Während Ruhe und friedlicher Verkehr zwischen beiden Racen im Süden in demselben Verhältniß gewachsen sind, als die einzelnen Staaten in die Hände der Demokraten übergingen, zeigt sich der größte Haß und die höchste Erbitterung da, wo die Washingtoner Regierung sich einmischt und die Reconstruction in ihrer Weise zu fördern sucht. Aus den Staaten, in welchen die Conservativen am längsten wieder am Ruder sind, aus Virginien, Nord-Carolina und Georgia, hört man am wenigsten von Mord, Raub und

Todtschlag; in den Staaten dagegen, in welchen die Conservativen bisher keinen festen Fuß zu fassen vermocht haben, wie in Süd-Carolina, Florida und Louisiana, sind Leben, Freiheit und Eigenthum so unsicher, wenn nicht unsicherer, als in den schlimmsten Zeiten des Krieges.

Um mich nun zur zweiten der obigen Fragen, die Beziehung der ehemaligen Sklaven zu ihren früheren Herren, zu wenden, so wurden die Schwarzen zwar durch ein Amendement zur Constitution am 18. Mai 1865 gesetzlich frei; allein sie, welche nie Etwas ihr Eigen genannt hatten, standen ihren früheren Herren arm und hülflos gegenüber. In dieser Lage wären sie thatsächlich im Laufe der Zeit einer eben so harten Abhängigkeit wieder verfallen, wenn sich die Bundesregierung ihrer nicht angenommen hätte. Auf die besiegten Sklavenhalter konnte sie sich zudem nicht stützen, ja sie mußte jeden Augenblick, wenn bei der materiellen Erschöpfung auch nicht neue Aufstände, so doch offener Feindseligkeit und selbst im günstigsten Falle eines passiven Widerstandes gewärtig sein. Sie konnte sich also nur auf die ehemaligen Sklaven verlassen, welche durch den Sieg der Bundeswaffen frei geworden und aus Dankbarkeit sowol als aus persönlichem Interesse ehrliche Freunde der Sieger waren. Um also die früher allein herrschende, im ganzen Süden allmächtige Classe noch mehr zu schwächen und in ihrer Ohnmacht zu erhalten, andererseits aber, um die früher dienende Classe zu heben und im Interesse der Gesammtentwicklung des Landes zu verwerthen, verlieh der Congreß den Schwarzen das allgemeine Stimmrecht.

Vom ersten Augenblick an verhehlte man sich in den maßgebenden Kreisen nicht die gefährliche Tragweite dieses gewagten Experiments. Schon im Interesse des Baues des südlichen Hauptstapelartikels, der Baumwolle, hätte man am liebsten einen Uebergangszustand, eine glebae adscriptio für einen gewissen Termin geschaffen. Hochherzige Patrioten, wie der Gouverneur Andrews von Massachusetts, wiesen darauf hin, wie man durch das den Negern zu bewilligende Stimmrecht den Süden dem Chaos und der Anarchie zutreiben werde, und empfahlen, die besten Männer des Südens für die Reconstruction zu gewinnen, weil diese sich sonst als vergeblich erweisen würde; allein leider gab es damals solche Männer im Süden entweder nicht, oder sie befanden sich in zu geringer Zahl. Nüchterne und berechnende Politiker, wie der Senator Morton von Indiana, verlangten sogar Uebergangs- und Vorbereitungsbestimmungen, zumal das Wahlrecht auch das Recht auf Aemter einschließe, und meinten, man solle den Negern zehn bis zwanzig Jahre Zeit geben, um erst Etwas zu erwerben. Indessen Noth kennt kein Gebot, denn die Frage war zu brennend, als daß noch Zeit zu Versuchen gewesen wäre. Es handelte sich um Sicherung der Früchte des Sieges, um die Einfügung des Südens in die wirthschaftliche und politische Ordnung des Staates, um unbedingte Ausrottung der Sklaverei, um nationales Sein oder Nichtsein. Diese unerläßlichen Ziele konnten aber wirksam nur durch Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Schwarzen gesichert werden. Wären diese rechtlos geblieben wie bisher, so hätten sie kein Mittel der Vertheidigung gegen die besiegten Herren gehabt, die sie vermittelst ihrer bessern politischen Einsicht und geistigen Ueberlegenheit leicht unter anderm Namen wieder in die alte Abhängigkeit gebracht hätten. Andererseits aber waren die Schwarzen das einzige

hale Element, welches den Stamm für die Bildung der neuen freien Staaten gab. Das allgemeine Stimmrecht war die Waffe, durch welche sie in der Vertheidigung ihrer Freiheit widerstandsfähig wurden; ohne sie hätten sie sich nie dem Einflusse und der Herrschaft der geschlagenen Rebellen entziehen, noch einen neuen Ausgangspunkt für den Süden anbahnen können. Alle Befürchtungen vor dem Mißbrauche dieses Rechts prallten machtlos an der Nothwendigkeit ab, in erster Linie die nationale Continuität und Culturaufgabe zu retten. Was später auch kam oder kommen konnte, es war, so schlimm es auch sein mochte, trotz alledem noch das verhältnißmäßig geringere Uebel.

So viele Fehler und Unterlassungen die republikanische Partei in ihrer spätern Geschichte sonst auch auf dem Gewissen haben mag, in dieser Frage handelte sie unter reiflicher Erwägung der höchsten und edelsten auf dem Spiele stehenden Interessen des Landes. Sie konnte eben die ihr zugefallene Erbschaft nicht cum beneficio inventarii antreten, sie hatte keine tabula rasa vor sich, auf der sie ein logisch ganz untadelhaftes politisches Bauwerk hätte aufführen können; sondern sie hatte, wie jeder Politiker, mit gegebenen Factoren, mit dem Vermächtniß früherer Generationen und vor Allem mit den Sünden der demokratischen Partei zu rechnen. So wenig das allgemeine Stimmrecht jedem männlichen Individuum, welches nur einige Stufen über dem Affen steht, als Geschenk in die Wiege gelegt werden soll, so wenig befreiend und culturfördernd dieses Recht in Händen roher Massen zu wirken vermag, so war doch die große Mehrheit der Bevölkerung des Nordens in dem vorliegenden Falle darüber einig, daß diese Maßregel, wenn auch ein gefährliches, zweischneidiges Schwert, doch als das geringere von zwei Uebeln angesehen werden mußte.

Als Mittel für die Sicherung der Freiheit der Schwarzen bewährte sich ihr Stimmrecht zunächst vortrefflich, denn hier lag die Frage einfach und verständlich selbst für den verwahrlosesten Plantageneger vor. Dagegen hatte sich die herrschende Partei in einer ihrer Hauptvoraussetzungen arg getäuscht. Sie hatte nämlich geglaubt, daß die früheren Sklavenhalter ihren alten Ruf als kluge Politiker bewähren und, Emancipation wie Stimmrecht der Neger als vollendete, nicht mehr umzustoßende Thatsachen anerkennend, diese in ihrem eigenen Interesse ausbeuten und die Exsklaven zu sich herüberziehen würden. Diese in allen Künsten des politischen Ränkespiels geübten Aristokraten — der kleine weiße Mann stand ihnen wenig oder gar nicht im Wege — brauchten blos aus einer andern Tonart zu sprechen, Schmeichelworte statt Drohungen im Munde zu führen, um ihren alten Einfluß auf die Schwarzen wieder zu gewinnen und sie, unbeschadet ihrer persönlichen Freiheit, politisch im eigenen Nutzen zu verwerthen. Die Söhne waren aber nicht die geistigen Erben ihrer klugen Väter und Großväter; sie blieben deshalb grollend im Schmollwinkel sitzen. Durch dieses Nichtmitspielen der besiegten Rebellen wurde einem neuen verderblichen Elemente der Weg gebahnt, das man bisher noch gar nicht als tonangebend in der amerikanischen Politik gekannt hatte, dem von der heimischen Scholle losgelösten und in den Süden einwandernden „Carpetbaggerthum". Unter „carpetbagger" versteht man in des Wortes eigentlicher Bedeutung einen Menschen, der sein ganzes Vermögen in einer Reisetasche (carpetbag) mit sich

trägt, und bildlich einen Schnapphahn, einen im Norden unmöglich gewordene politischen Demagogen, der in den Süden zieht, um hier auf ehrlichem Weg wenn es geht, mit faulen Mitteln, wenn es sein muß, Einfluß, Stellung un Reichthum zu gewinnen.

Nach Ansicht des „Carpetbaggers" bestand das Wesen der Reconstructio darin, daß er sich durch die Stimmen der Schwarzen zuerst einen Sitz in de Staatsgesetzgebung sicherte, dann als Gesetzgeber einer Eisenbahn den Credit de Staates verschaffte und endlich die von diesem garantirten Original-Obligatione und so viele nachgemachte, als nur möglich, zu irgend einem Preise verkauft Im Laufe der Jahre bemächtigte sich dieses Gesindel der einflußreichsten un einträglichsten Aemter, wurde Gouverneur, Oberrichter, Abgeordneter oder ga Senator in Washington, begnügte sich aber auch mit weniger fetten Bisse wenn die fettesten schon vergeben waren. Mit dem sicheren Instincte eine hungrigen Wolfes erspähten Hunderte, wenn nicht Tausende der verworfenste und gewissenlosesten nördlichen „Politicians" die im Süden ihrer harrende Beut und fraßen das Land schneller wie ein Heuschreckenschwarm leer. Ein Regimen der Schande und Schamlosigkeit, der Corruption und Repudiation war di Folge; einzelnen Staaten wurden vierzig, ja fünfzig und sechszig Millione Dollars Schulden aufgebürdet; Louisiana und Süd-Carolina können am meiste davon erzählen. „Der Süden" — sagte Carl Schurz schon in einer Rede de Jahres 1872 über die dort von Washington aus eingeführten republikanische Regierungen — „der Süden wurde nicht so sehr durch den Krieg, als durch di schamlose Corruption der Staatsregierungen verheert. Betrug, Plünderung un Räubereien, das sind die charakteristischen Merkmale der Regierung der südliche Staaten. Wer ist dafür verantwortlich? Die wirksamste Unterstützung wurd ihnen durch die Bundesregierung zu Theil, und die nächste mächtige Hülfe suchte sie in den Stimmen der unwissenden Neger. Die Diebe controlliren diese Neger und unter ihrem Einfluß machen die Neger Front gegen die Weißen. Di Neger und die Weißen stehen sich feindlich gegenüber, da sich die Neger unte dem Einfluß der schurkischsten Hallunken befinden, denen jemals erlaubt wurde dieses große Land zu verunglimpfen. Wenn es Etwas gibt, was schlimmer ist als Bürgerkrieg, so ist es ein Racenkrieg, und jene Schurken haben gerade di Mittel ergriffen, welche zu einem solchen Kriege führen. An der Spitze de Neger stehen die großen Diebe, welche den Süden regieren und die sich auf Grant's Unterstützung verlassen. Diese Unterstützung wurde ihnen reichlich zu Theil. Die productive Arbeit im Süden ist fast überall eingestellt, die Grund-lagen der Gesellschaft sind untergraben und die Staaten nahezu bankerott. Di republikanische Partei ist für den gegenwärtigen Zustand des Südens verant-wortlich. Im Namen welcher Partei sind die Schnappsäckler-Regierungen ge-gründet worden? Im Namen welcher Partei wurden diese aufrecht erhalten und vertheidigt? Geschah es nicht im Namen der republikanischen Partei? Können wir die Liebe eines Mannes gewinnen, dessen Taschen wir leeren? Ich bin nicht Republikaner gewesen, bin keiner und werde keiner sein, um das süd-liche Volk der schlimmsten Schurkenbande, welche jemals zu politischer Macht gekommen ist, in die Hände zu liefern."

Des Präsidenten Grant eigener Schwager, Casey, die Gouverneure Kellogg nd Chamberlain, sind classische Exemplare von Carpetbaggern. Ex uno disce mnes! Moses, der frühere Gouverneur von Süd-Carolina und jetzt vorsitzende Richter des höchsten Gerichtshofes dieses Staates, einer der schlimmsten Carpetbaggers, aß eines Tages in einem Charlestoner Hotel zu Mittag. Während essen beobachtete ihn ein aufwartender Kellner so auffällig und scharf, daß Moses ihn ungeduldig anfuhr, er solle ihn allein lassen und sich zum Teufel scheeren. „Das werde ich wol bleiben lassen," erwiderte der Kellner; „ich bin von meinem Herrn beauftragt, darauf zu passen, daß Sie Löffel und Tischzeug nicht stehlen." Der Mann aber ließ sich diesen Beweis von Hochachtung nicht anfechten und aß ruhig weiter. Die Washingtoner Regierung trifft der berechtigte Vorwurf, daß sie solches heillose Treiben gewähren ließ und selbst unterstützte. Natürlich wehrten sich die weißen Eingeborenen des Landes in ihrer Weise mit Hängen, Verbrennen und Lynchen, ihr langverhaltener Grimm kam zum fürchterlichen Ausbruch. Bei ihnen war bestialisches Wüthen und Toben, was bei ihren Feinden feige Hinterlist und Tücke war. Das Thier war auf beiden Seiten im Menschen entfesselt. Die alten Parteibeziehungen wurden zu wesenlosen Namen. Der einzige stets gegenwärtige Gegensatz bestand im Hängen und Gehängtwerden, im Brennen und Verbranntwerden. So entstanden die Kuklux-Organisationen mit ihren mittelalterlichen barbarischen Verfolgungen. Es kam in fast sämmtlichen Staaten des Südens zu Gewaltthaten aller Art, zu Mord und Todtschlag. Die blutigen Vorgänge in Kentucky und Süd-Carolina, der Zusammenstoß der Parteien in Arkansas und Louisiana bilden nur einzelne hervorragende Glieder in einer ganzen Kette von Greueln, welche derselben Quelle ihren Ursprung verdanken. In den noch gegenwärtig von den Carpetbaggern beherrschten Staaten, jenen drei Eingangs genannten, Süd-Carolina, Louisiana und Florida, welche zur Zeit die Wahl des Präsidenten in der Hand halten, herrscht noch immer ein Zustand der Gesetzlosigkeit und Verwilderung, welcher diese von der Natur so reich gesegneten Länder an den Rand der Barbarei gebracht hat, ein roher Rache- und Racenkrieg, welcher jetzt endlich bei der Ermüdung der sich Befehdenden zum Abschluß gelangen zu wollen scheint.

In diesem Kampfe um die politische Herrschaft werden und müssen schließlich die Weißen siegen, weil sie die erfahrenere, gebildetere und reichere, also auch mächtigere Classe sind. Den schlagenden Beweis dafür liefert schon jetzt die Thatsache, daß die Neger nur da die Zügel der Regierung ergreifen konnten, wo sie an Zahl die Mehrheit bildeten, also mittelst des allgemeinen Stimmrechtes die Wahlen entschieden. Ihre Thaten werden aber selbst dem sentimentalsten Schwärmer für die „angeborenen Menschenrechte" klar gemacht haben, daß die Schwarzen nicht im Stande sind, das wirthschaftliche und politische Leben in die rechten Bahnen zu lenken, Gesetze zu machen, überhaupt die Gesellschaft neu zu organisiren. Die durch die Erfahrung der Vergangenheit belehrte weiße Race wird, wenn auch unter der veränderten Grundbedingung der nämlichen freiheitlichen Gesetze und des gleichen rechtlichen Schutzes für Schwarze und Weiße, ihre Herrschaft wieder im Süden antreten und die herrschende bleiben. Der Süden büßt in diesem Kampfe noch immer für die Sünden der

Sklaverei. Er hat jetzt seit länger als anderthalb Jahrzehnten nur für die Bedingungen seiner Existenz gekämpft und das alte Capital so gut wie aufgezehrt aber der Instinkt der Massen und der Verstand der Einzelnen streben gleichmäßig darnach, neues Capital zu gewinnen und ein neues Leben anzufangen Völker oder ganze Volksstämme können sich einmal nicht durch Selbstmord aus einer unleidlichen Lage befreien; sie haben eben einfach wieder von vorn zu beginnen. Die bittere Nothwendigkeit drängt zum Begraben der alten Streitaxt

Neue Kräfte müssen herangezogen, Capital und Arbeit aus dem Norden und aus Europa gewonnen werden, um die Neger in die ihnen gebührende Stellung als ackerbauende und das Kleingewerbe betreibende Bevölkerung zurückzuweisen Es handelt sich hier um die schwere Arbeit des Neubaues des ganzen staatlichen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens, überhaupt um die allmälige Ausgleichung der grundverschiedenen Lebensgewohnheiten, Sitten und Anschauungen der beiden, bis jetzt nur durch ein äußeres Band zusammengehaltenen Classen der Bevölkerung, deren eine, die bisher herrschende, sich in ihrem übermüthigen und rohen Haß gegen die andere, die dienende, den verachteten Neger, nur zu brutal gespreizt hatte. Die Zeit für die Heilung der Wunden, welche eine große geschichtliche Katastrophe verursacht hat, dauert genau so lange, als die Vorbereitungen, welche nöthig waren, um den Schlag zu führen. Wie lange es nun auch währen mag, bis endlich einmal sich aller Welt der Segen offenbaren wird, welcher dem ganzen Lande aus der Abschaffung der Sklaverei erwachsen muß, so steht die südliche Frage doch hoch über dem gewöhnlichen Parteigezänke sie wird und muß ebenso im Interesse und unter Mithülfe des Nordens gelöst werden, weil sie die drohendste Gefahr für alle gesunden Gewohnheiten des politischen Lebens und für die constitutionelle Haltung der Regierung in sich birgt. Die endliche Lösung der südlichen Frage wird aber von denselben natürlichen Gesetzen bedingt, welche überhaupt die Bewegungen der Gesellschaft beherrschen. Zur Zeit freilich ist es sehr fraglich, ob die beiden Parteien des Landes dazu gelangen werden, friedlichere Zustände im Süden anzubahnen. Zwar sprechen sowol die beiderseitigen Platformen, als auch die Candidaten die Nothwendigkeit aus, daß der Süden unbedingt als vollberechtigtes Mitglied wieder in den Bund eintreten müsse, und erklären, für den ihm so nothwendigen Frieden wirken zu wollen. Ob es ihnen aber mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln gelingen wird, den Süden sich selbst wieder zu geben, die beiden Racen mit einander zu versöhnen und auch die bisherige Entfremdung zwischen Norden und Süden zu verwischen, das dürfte bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther mehr als zweifelhaft sein und sich erst im Laufe der Jahre verwirklichen lassen.

II.

Eine nicht minder hervorragende Stellung nahm bei der letzten Präsidentenwahl die Frage der Reform des Civildienstes ein. Man versteht unter dieser Reform eine Dienstpragmatik in dem Sinne, wie sie Deutschland schon längst hat und wie sie kein Staat entbehren kann, wenn er überhaupt als civilisirter gelten will, also die Einführung fester Grundsätze für die Prüfung

d Anstellung der Beamten, deren Beförderung und Besoldung, je nach Tüchkeit und Dienstalter, und ihre Pensionirung beim Rücktritt. In dem Heere d in der Flotte bestehen derartige Bestimmungen seit der Einsetzung der ndesregierung; aber im bürgerlichen Dienste herrscht seit bereits fünfzig hren ein System, welches die öffentlichen Aemter zum Belohnungsobjekt für von untergeordneten Politikern den Parteiführern geleisteten Dienste erniedrigt.

Während noch Jefferſen und seine nächsten demokratischen Nachfolger selten er nie einen Beamten aus politischen Gründen seiner Stellung entsetzten, achte Jackſon*) die politische Corruption in jenes verderbliche System, welches lmälig seine Verzweigungen in alle Adern des öffentlichen Lebens erstreckte d nationale, staatliche und städtische Interessen dem unbedingten Machtgebot r Parteiführer unterthänig machte. Wie jener gewaltthätige Präsident, dem eiste der Verfassung zuwider, den demokratischen Repräsentativ-Staat in eine dikale Demokratie umprägte, so schuf er auch, zur Befestigung seiner Herrhaft und zur Belohnung seiner persönlichen Freunde, eine Classe von handerksmäßigen Politikern, welche den unter seiner Regierung zuerst aufgestellten echen Satz, „daß dem Sieger die Beute gehöre", allmälig bis in seine äußersten chlußfolgerungen ausdehnten und ausbeuteten. Diese gewissenlosen Werkuge des Demagogismus fanden ihre wirksamste Stütze in den südlichen Sklavenaltern, welchen sie den stimmberechtigten Pöbel des Nordens zuführten und durch die ganze Macht des Bundes in die Hände spielten. Natürlich erhielten ie Herren Barone die fettesten Bissen, wogegen die plebejischen Bundesgenossen ie vom Tische fallenden Brodkrumen aufleſen durften. Dies Bündniß währte, mit jedem Jahre an Verderblichkeit wachsend, bis zum Ausbruche des Bürgerrieges und befestigte die Herrschaft der Sklaverei. Aber es rächte sich neuerings auch furchtbar an den südlichen Pflanzern. Ja, die Nemesis schreitet chnell! Dieſelben Männer, welche dem Lande und namentlich den großen Städten des Nordens eine so verderbliche Ochlokratie aufluden, müssen sich jetzt von demſelben, durch sie großgezogenen und zu Einfluß gelangten Gesindel in hrem eigenen Lande das Gesetz vorschreiben lassen. Der Carpetbagger ist nach der demokratischen Lehre nichts als der Sieger, „welchem die Beute gehört", und der mit dem Stimmrecht beschenkte Neger stellt nur die letzte Consequenz des allein seligmachenden allgemeinen Stimmrechts dar; nur hält es jetzt — das ist der ganze Unterschied — der Carpetbagger nicht mehr mit dem Herrn, sondern mit dem frühern Sklaven, weil er mit dessen Hülfe mehr machen kann. Mit Jackſon also fing in der amerikanischen Politik der nichtswürdige Aemter-Bettel und -Schacher an, und mit jeder neuen Regierung wühlte sich dieſer verzehrende Krebs tiefer und verderblicher in den Staatskörper hinein. Wer den einflußreichsten Vetter oder Freund hat, der bekommt das beste Amt, um es spätestens nach vier Jahren zu verlieren. Die Einzelstaaten erhalten je nach ihrer Be-

*) Der Leſer, welcher die unheilvolle Einwirkung Jackſon's auf die amerikanische Politik näher verfolgen will, wird auf H. v. Holſt's vortreffliche kleine Schrift: „Die Administration Andrew Jackſon's in ihrer Bedeutung für die Entwicklung der Demokratie in den Vereinigten Staaten von Amerika; Düſſeldorf, Julius Buddeus, 1874, verwieſen.

deutung einen bestimmten Procentsatz an der Beute und in ihnen wieder die he vorragenden Politiker die Procente von den Procenten. Man pflegt über d schmachvollen Schacher wie über ein legitimes Geschäft zu verhandeln, ja er i durch Gewohnheit und Ueberlieferung zu einem solchen geworden. Als ich i Jahre 1863 den Staatssecretär Seward für einen verdienten Mann um ein u bedeutendes Viceconsulat bat, ward mir die Antwort: „Ich bedauere, daß i Ihnen selbst diesen kleinen Gefallen nicht thun kann, so gern ich es thäte; alle ich habe bis jetzt noch nicht einmal fünf Procent meiner politischen Verbindlic keiten abtragen können." Alle Unzulänglichkeit und Unfähigkeit, welche in d Verwaltung der Bundes- und Einzelstaaten vorkommt, wurzelt in letzter Inst in dieser Beutetheorie.*) Die colossalen und stets wiederkehrenden Betrügerei der letzten, wie der früheren Jahre sind nichts als der logische Schluß aus jen falschen Prämisse. Ohne Jackson und Marcy kein Tweed und Connolly, ke Belknap und kein Whiskey-Ring! So hat man denn in den Vereinigten Staat statt des Beamtenthums ein Beamtenproletariat; statt fähiger und ehrlich Staatsdiener in der Mehrzahl der Fälle gewissenlose, auf ihren Privatvorth bedachte Lohndiener; statt einer stolzen Ueberlieferung und eines unabhängig esprit de corps keinen inneren Zusammenhang unter den einzelnen Beamte sondern der Mehrzahl gemeinsam höchstens Ausbeutung der vorübergehend Stellung.

Denkende Politiker haben die Nothwendigkeit einer Reform auf diesem G biete schon lange erkannt, und vor Allem gebührt dem frühern Abgeordnet Jencks das große Verdienst, die Bedeutung des Uebels auch in weiteren Kreis zum Verständniß gebracht zu haben. Auch in der Präsidentenwahl des Jahr 1872 regten die Liberal-Republikaner die Frage zuerst wieder an und zwange durch ihr Vorgehen sogar die Demokraten, daß sie die gründliche Verbesserun des öffentlichen Dienstes in ihr Programm mit aufnahmen. Ebenso haben si in der jüngsten Wahl beide Parteien, durch die Volksströmung vorwärts g drängt, in derselben, wenn auch ziemlich unbestimmten Weise ausgesproche Beide Präsidentschafts-Candidaten erkennen die Nothwendigkeit der Reform a Hayes spricht sich mit Wärme und Verständniß, Tilden mit Zurückhaltung un Kälte darüber aus. Beide aber verlangen eine Radikalcur des vorhandene Uebels, also zunächst Rückkehr zu den von den Vätern des Bundes befolgte Grundsätzen, wonach Fähigkeit und Amtstreue bei Besetzung der Stellen de Ausschlag gaben. Während beide Candidaten einen der Hauptgründe des Uebel in dem Mißbrauche der Macht und Patronage erblicken, welche mit dem Am des Präsidenten nothwendiger Weise verbunden sind, erklärt Hayes, auf sein eigene Wiederwahl verzichten zu wollen, so daß Tilden sich gezwungen sieht ihn zu doubliren, und den Präsidenten, „da keine Reform des Civildienstes ohn eine solche Bestimmung vollständig und dauernd sein würde," verfassungsmäßi zur Wiederwahl für unfähig erklärt wissen will.

Bei diesem um die öffentliche Gunst angestellten Wettrennen scheint es mi denn doch mehr als fraglich, ob sich beide Candidaten die Schwierigkeit ihre

*) S. „Aus und über Amerika" von Friedr. Kapp, II, S. 88.

fgabe und die Vorbedingungen klar gemacht haben, unter welchen allein die stellung der schreiendsten Uebelstände bewirkt werden kann. Wenn gewählt, müßten sie sich doch auf die Partei stützen, welche sie in's Amt gebracht hat; hätten sie sich aus ihr die Minister zu nehmen, welche ihnen bei der Aus- rung ihrer Reformen hülfen. Da haben nun Hayes sowol wie Tilden ch amerikanischem Parteigebrauche Männer zu berücksichtigen, welche das ge- de Gegentheil von dem sind und wollen, was jene anzustreben erklären. So tte z. B. Hayes seinen erfolgreichsten Mitbewerber, den anrüchigen Blaine zum inister-Präsidenten zu ernennen, den corrupten Cameron, welcher seine Wahl Pennsylvanien durchsetzte, und den verworfenen Chandler, welcher während der ahl die republikanische Parteimaschine im Gange hielt, als verantwortlichen athgeber beizubehalten, trotzdem daß sie jede Reform des bestehenden Unfugs s eine Thorheit verhöhnen. Selbst wenn er einen ihm gleichgesinnten Mann, ie Carl Schurz, in sein Cabinet bringen wollte, welche Stellung würde dieser genüber der Majorität seiner Collegen, den Anschauungen des Senats und den nsprüchen seiner Partei haben? Ganz dasselbe Verhältniß findet sich im de- okratischen Lager wieder. Wird Tilden es wagen, sich zur besseren Durch- ihrung seiner Reform von der Partei loszusagen, kann er deren fortschrittliche nd ehrenwerthe Elemente, wie z. B. Lucius Robinson und Bigelow, im Wider- pruch und Gegensatz zu den Forderungen der „Regulären" in seinen Rath be- ufen, darf er die Ansprüche von Tammany-Hall und ähnlichen corrupten Or- ganisationen zurückweisen, muß er nicht, schon um den Gegensatz zu den Republi- anern scharf auszuprägen, den südlichen Führern Sitz und Stimme in seinem Cabinet einräumen?

Aber selbst den Fall gesetzt, daß Hayes und Tilden ein Cabinet fänden, mit welchem im Einklange handelnd sie die versprochenen Reformen in Angriff nähmen, wie würde sich dann der Congreß ihnen gegenüber verhalten? Die Politiker, Republikaner sowol, wie Demokraten, sind in ihrer großen Mehrheit gegen die Abschaffung des jetzigen Systems, weil sie dann ihren persönlichen Einfluß und die selten versagenden Mittel zu ihrer Wiederwahl verlieren würden; sie werden sich deshalb höchstens zu scheinbaren, nicht tiefgehenden Zugeständnissen verstehen. Seit ein starker Präsident, wie Jackson, die sämmtlichen von der Bundesregie- rung zu vergebenden Aemter zu einem persönlichen Mittel des Raubes und der Plünderung erniedrigte, hat der Congreß, vor Allem der Senat, im Laufe der Jahre die executive Machtfülle den Händen schwacher Präsidenten entrungen, so daß jetzt die gesetzgebende Gewalt den ursprünglichen Raub des obersten Voll- ziehungs-Beamten als etwas ihr Gehöriges und von Rechtswegen Zukommendes vertheilt. Jede entschiedene Reformmaßregel muß also auf einen erbitterten Kampf zwischen Congreß und Präsidenten hinauslaufen, in welchem dieser die ihm ursprünglich gehörende und später genommene Macht wieder zu erlangen suchen wird. Was das bedeuten will, hat das „impeachment" des Präsidenten Johnson gezeigt, welcher übrigens in diesem Punkte gegen den Senat ganz im Rechte war und wegen seines Auftretens gegen dessen usurpirte Rechte ganz be- sonders den Haß seiner Gegner herausgefordert hatte. Eine Oligarchie, wie der amerikanische Senat, wird nie freiwillig, sondern erst nach hartem Kampfe solche

werthvolle Vortheile aufgeben und sich selbst bei der ersten Niederlage nicht beruhige
Bisher ist es nur dem vom Repräsentantenhause unterstützten Präsidenten Jacks
gelungen, den Senat zu brechen. Weder Hayes noch Tilden haben die revolu
tionäre Kraft in sich, sein Beispiel nachzuahmen. Erst ein, nicht von den he
tigen Parteien gewählter Präsident wird stark genug sein, den Kampf mit de
Senate durchzuführen. Dazu bedarf er aber der Unterstützung des Volke
welches bisher nur ein theilweises Verständniß für die gefährliche, die Regierun
in ihren Wurzeln anfressende Krankheit gehabt hat. Die sogenannten Reform
und unabhängigen Wähler haben bis heute vergeblich versucht, dem Lande di
schwere Tragweite des Uebels klar zu machen. Es wird also eine neue Parti
in das politische Leben eintreten und diese wird die Civildienstreform zum haupt
sächlichsten Gegenstande ihrer Agitation machen müssen, wenn auf den end
gültigen Sieg gerechnet werden soll. Die jetzigen Parteien vermögen das, wie ge
sagt, nicht. Der demokratische Candidat für die Vicepräsidentschaft, Hendricks
deutet das auch an, indem er meint, daß kein Beamter nach der Wahl Tilden'
in seiner Stellung belassen werden solle, welcher Geld zur Corruption de
Wahlen hergegeben habe. Da nun jeder republikanische Beamte von seinen
Vorgesetzten so gut wie gezwungen wurde, seinen Beitrag zur Erwählung vo
Hayes beizusteuern, so ist nach dieser demokratischen Ansicht von Reform Nicht
einfacher und natürlicher, als daß sämmtliche republikanische Beamten an
4. März 1877 den Demokraten Platz machen müssen. Dann fängt das alt
Lied wieder von vorn an. Uebrigens kann auch das Unkraut, welches fünfzi
Jahre lang gewuchert hat, nicht in der kurzen Zeit von vier Jahren ausgerotte
werden; ein ganzes Menschenalter reicht dafür kaum aus. Die verderblich
Richtung der amerikanischen Politik, eine Erbschaft der Sklavenhalterherrschaft
hat sich vorzugsweise darin geäußert, daß Parteirücksichten und Parteiziele di
Constitution theilweise zum todten Buchstaben gemacht haben. Diese selbst ist
viel weniger das, was die geschriebene Urkunde vom 17. September 1787 sagt
als das, was unter dem zerbröckelnden und die Einzelbestimmungen in ih
Gegentheil verwandelnden Aenderungen daraus geworden ist. Es handelt sich
jetzt darum, die Parteien auf die ihnen gesetzlich zukommende Thätigkeit zu be
schränken. Die Parteien stellten sich und stellen sich noch heute über di
Constitution; fortan aber muß ihre Stellung zu derselben umgekehrt, also
ihr untergeordnet werden. In officiellen Kreisen wird voraussichtlich Alles
beim Alten bleiben, zumal das lebende Geschlecht keine andere Anschauung von
dem öffentlichen Dienste hat, und die nächsten vier Jahre werden günstigsten
Falls im Volke einen Uebergang zum besseren Verständniß der Civildienstreform
bilden.

III.

Die letzte Frage, welche bei der jüngsten Wahl eine befriedigende Antwort
verlangte, die Wiedereinführung der Goldwährung, ist mehr noch
wirthschaftlicher, als politischer Natur, denn ein schwankendes, entwerthetes
Geld ist in erster Linie ein großes, sociales Uebel und erzeugt erst in seinen
Folgen eine solche Fülle von politischen Verlegenheiten und Nachtheilen, daß es

n t allein sämmtliche Staatsangehörigen, und ganz besonders den kleinsten
nn, in Mitleidenschaft zieht, sondern auch den Staat selbst isolirt und in
gen seiner wichtigsten Interessen auf's empfindlichste schädigt.

Bekanntlich ist die gegenwärtige Lage der amerikanischen Finanzen auch
der Folgen des letzten Bürgerkrieges. Um ihn zu führen, hatte man es
ch bei seinem Ausbruch für nöthig gehalten, massenhaftes Papiergeld aus-
eben und mit Zwangscurs zu versehen. Unmittelbar nach dem Frieden, am
August 1865, belief sich die Gesammtschuld des Landes auf 2,845,907,626
llars, darunter 684,138,959 Dollars unfundirter Schatzscheine. Am 1. April 1876
r sie allerdings auf 2,198,216,749$^{47}/_{100}$ Dollars, darunter 479,996,139$^{21}/_{100}$
llars unfundirte Schatzscheine, gesunken, woraus sich ergibt, daß die fundirte
huld in viel stärkerm Verhältniß, als die unfundirte abgetragen wurde, zumal
nn man bedenkt, daß zu letzterer die laufenden, bei Beendigung des Krieges
h ausstehenden Rechnungen gehörten. Statt also die unfundirten Zahlungs-
sprechungen einzulösen oder wenigstens zu zinstragenden Papieren zu erheben,
ff die Regierung zu einem sehr wohlfeilen, höchstens die ländliche Bevölkerung
ndenden Kunstgriff, indem sie das eingehende Geld zur Abtragung der fun-
ten Schuld verwandte, die unfundirte aber so gut wie unvermindert ließ. Es
das ungefähr dieselbe ökonomische Weisheit, als wenn ein Privatmann die
f seinem Grundeigenthum stehenden und noch lange nicht fälligen Hypotheken
it großen Kosten kaufte, seine laufenden Rechnungen dagegen unbezahlt ließe,
n in den Augen des Capitalisten als reicher Mann zu gelten, während er sich
m kleinen Gläubiger gegenüber in den verdienten Mißcredit bringt. Das
nerikanische Volk freute sich, um mit dem Oesterreicher zu reden, dieser kind-
hen „Finanzgebahrung", hielt den Schein für das Wesen und merkte in seiner
elbstverblendung Jahre lang nicht, daß das Land die kostspieligste öffentliche
id Privathaushaltung führte, daß es jährlich Hunderte von Millionen verlor,
id daß das einzig vollgültige Zahlungsmittel in's Ausland floß, während die
apierzeichen, die Zahlungsversprechen, wohlweislich zu Hause blieben. Die Kurz-
chtigkeit des Volkes in finanziellen Dingen war überhaupt so groß, daß ihm
t der Präsidentenwahl des Jahres 1868, der ersten nach dem Kriege, die
emokratische Partei unter der Führung von Horatio Seymour die Zahlung
er Bundesschuld in Papiergeld als vortheilhafter zu empfehlen wagen durfte;
Grant's Erwählung vereitelte diese Pläne. Bei der Wahl des Jahres 1872
aten die Republikaner wiederum energisch für die Verbesserung der Valuta
urch Wiedereinführung der Goldwährung ein, wie denn auch die große Mehr-
eit des Volkes die Regierung zur Wiederaufnahme der Metallzahlungen drängte.
In Folge der großen wirthschaftlichen Krisis des Jahres 1873 aber, welche bis
uf den heutigen Tag in den Vereinigten Staaten wie in Deutschland wüthet,
laubten namentlich die westlichen Bauern und überhaupt die ganze ländliche
Bevölkerung in der Vermehrung des Papiergeldes das einzige Heilmittel für die
große wirthschaftliche Noth zu finden. Die Mehrzahl der Politiker, statt das
Volk über seinen verderblichen Irrthum zu belehren, stimmte diesem bei und
suchte es für seine Zwecke zu gewinnen. Besonders lehrreich in dieser Beziehung
sind die Congreßverhandlungen des Winters 1874/75. Hervorragende Mitglieder,

wie Butler, Kelley und Morton, priesen das Papiergeld als das eigentlich demokratische Zahlungsmittel an; Gold, hieß es in den Reden der Herren Logan und Cameron, sei die boshafte Erfindung der Tyrannen und Pfaffen, um den biedern Bauer zu betrügen und den kleinen Mann noch ärmer zu machen. Papiergeld sei das einzige wohlfeile Zahlungsmittel, denn es koste so gut wie Nichts, und je mehr davon ausgegeben werde, desto reicher sei das Land und desto zufriedener das Volk. Durch welchen geheimnißvollen Proceß aber das Papier in die Taschen des armen Mannes gelangen sollte, wenn er es sich nicht mit hartem Schweiße erarbeitete, diese große Kunst freilich vergaßen die Apostel der Papiergeldlehre ihren gläubigen Zuhörern zu offenbaren. Allein das verschlug Nichts. Die Demagogen rechneten auf die in der Brust der meisten Menschen lauernde Lust, sich einen unerlaubten Vortheil zu sichern, und auf die nur zu große Geneigtheit des Schuldners, den Gläubiger mit geringeren Werthen als mit den empfangenen zu bezahlen. Bald widerhallte das ganze Land von ungestümen Rufen nach Verwässerung des schon so zahlreich vorhandenen Papiergeldes, und die Stimmen der Ehrlichen und Verständigen vermochten nicht, sich im Lärm der schmutzigsten Leidenschaften geltend zu machen.

Zu dieser faulen Strömung gesellte sich noch der kurzsichtige Haß der westlichen Farmer gegen die Eisenbahnen und die moderne Industrie. Die von ihnen als Reaction dagegen in's Leben gerufene „Granger-Bewegung" ist zwar als Parteiorganisation längst begraben, indessen bildet sie den eigentlichen Ausdruck der Verwilderung der wirthschaftlichen Begriffe, welche in jenem Theil des Landes herrscht, und hat als solche auch auf die Parteiprogramme der letzten Präsidentenwahl entschieden eingewirkt. Die „Grangers" — von „grange" Scheune, also etwa Scheunenbesitzer — sind in der That ein ernster und gefährlicher, wenn auch ungebildeter und unartikulirter Protest zunächst gegen das gegenwärtige amerikanische Eisenbahnsystem. Zwischen den von Osten nach Westen führenden großen Eisenbahnen des Landes, wie der New-York Central, Erie-, Pennsylvania Central- und Baltimore und Ohio-Gesellschaften, sowie ihren Verlängerungen bis an die Seen und den Mississippi findet seit Jahrzehnten eine stete Concurrenz von den Ausgangs- bis zu den Endpunkten statt, während das örtliche Geschäft der verschiedenen Gesellschaften das ausschließliche Monopol der sonst concurrirenden verschiedenen Linien bildet. So verhältnißmäßig niedrig deshalb auch die Durchgangsfrachten sind, so theuer ist der Zwischenverkehr, aus diesem suchen sich die Bahnen sogar für die Verluste bezahlt zu machen, welche sie durch jene erleiden. So kostet eine Kiste von New-York nach Chicago, also auf eine Entfernung von etwa 1000 englischen Meilen, nur fünf Dollar, während der im Lande nur 100 Meilen von Chicago entfernt wohnende Empfänger für diese kleine Strecke fünf bis sechs Dollars zu zahlen hat. So lange die Zeiten gut und die Preise hoch waren, so lange die Farmer billige Märkte und baaren Absatz fanden, erregte dieser Mißbrauch nur geringen Anstoß. Seit 1873 aber, wo die Kaufkraft des Ostens geringer wurde, die Ernte meist sehr reichlich ausfiel und in Folge der starken Einwanderung der letzten Jahre Hunderttausende von Ackern neu in Cultur traten, drohten die Frachten den ganzen Profit des Farmers aufzuzehren. Es lohnte sich kaum mehr der Mühe

ü rhaupt Brodfrüchte zu ziehen. Man hatte den Bauern so lange erzählt, t; sie das Mark und der Stolz des Landes seien, ja daß sie mit der kräftigern (twicklung der Industrie des Ostens nicht allein in dem Ankauf ihrer Bedürf= r e, sondern auch in dem Verkauf ihrer Producte bedeutend gewinnen würden — ı) jetzt war das gerade Gegentheil der Fall. Zunächst wandte sich der Grimm t Farmer gegen die Frachtsätze der Eisenbahnen; in tappig plumper Weise f ften sie dem Uebel durch die Gesetzgebung abzuhelfen.

Der ganze Westen der Vereinigten Staaten verdankt seine unverhältniß= ı ißig schnelle Entwicklung, nächst der Einwanderung, dem Bau der Eisenbahnen, ı lche schon Mitte der fünfziger Jahre die Ostküste mit dem Mississippi und ı r westlichen Seen, und seit Ende der sechziger Jahre den atlantischen mit dem llen Ocean verbanden, wodurch dem Inland der Verkehr mit den großen ifen der beiden Küsten gesichert wurde. Obgleich das Eisenbahnsystem des estens in seinen Hauptzügen schon 1870 gesichert war, glaubte jede Gemeinde, e Stadt und jeder Staat des Westens, durch Erbauung neuer Linien ohne große ühe wohlhabend und reich zu werden. So stürzten sie sich in Schulden, um r ihr Eigenthum einen möglichst nahen Anschluß an die Hauptverkehrsadern gewinnen. Von 1868—1873, also in nur fünf Jahren, vermehrten sich die isenbahnen in den Haupt=Grangerstaaten Illinois, Wisconsin, Jowa, Minnesota, ebraska und Kansas von 6992 englischen Meilen auf 17,645, also um volle 54 %. Allein trotz alledem wollte die erhoffte Prosperität nicht kommen; im egentheil, die Schulden erdrückten fast den Westen, welcher wieder einmal seine ukunft für die nächsten zwanzig Jahre discontirt hatte. Statt sich aber zu gen, daß seine einseitige Productionsweise, die Entfernung von den großen nsumirenden und industriellen Theilen des Landes und der, einem Einführungs= erbote fast gleichkommende hohe Schutzzoll auf Eisen und sonstige, zum Bau der ahnen unentbehrliche Bedürfnisse diese Vertheuerung der Transportmittel bewirk= n, erblickten sie in den Eisenbahnen ihren einzigen gefährlichen Feind. So wandten ch denn die „Grangers" mit derselben Erbitterung, mit welcher der Socialdemokrat en „Schlotjunker" befeindet, gegen den „bloated bondholder" (den geschwolle= en Obligationeninhaber) und gingen, wie alle politisch ungebildeten Menschen, elche sich nur widerwillig dem Zwange des Rechtes beugen, direct und indirect uf die ihnen entgegenstehenden Hindernisse los. Warum auch nicht? Wenn in Gesetz den Zinsfuß regeln und den angeblichen Wucher bestrafen kann, warum ann es nicht auch die Tarife der Eisenbahnen bestimmen? In Wisconsin und Minnesota z. B. setzten die „Grangers" es durch, daß die von diesen Staaten ewilligten Freibriefe (charters) kurzer Hand beseitigt wurden, trotzdem daß sie ls Verträge zwischen den betreffenden Staaten und Corporationen als un= verletzlich hätten geachtet werden müssen, zumal sich jene Staaten nicht einmal ein Widerrufsrecht vorbehalten hatten. Solche Bedenken kümmerten die biederen Landbewohner nicht. Sie kämpften, wie sie erklärten, einfach für ihr Eigen= thum und ihre menschenwürdige Existenz; sie traten, wie sie der Welt verkün= digten, für den Grundsatz der revolutionären „Sires" ein, wonach Besteuerung ohne Vertretung des Besteuerten ein rechtmäßiger Grund zur Revolution ist. Es fehlte nur noch, daß die guten Farmer als Befrachter und Fahrgäste der

Bahnen Sitz und Stimme in deren Verwaltungsräthen durch Majoritätsbeschl
ihrer eigenen Gesetzgebungen sich beigelegt hätten.

So bestimmte unter Anderem das von den Grangers in Wisconsin dur
gesetzte berüchtigte „Pottergesetz", daß die Legislatur im Interesse des Volkes
Frachtsätze einer den Staat berührenden Eisenbahn willkürlich herabsetzen kön
Auf Grund dieses Gesetzes reducirte dieser Staat, dessen Farmer schon im Jah
1858 durch die schmachvolle Repudiation ihrer Hypothekenschulden, gegenüber d
Milwaukee- und Lacrosse-Eisenbahn, sich gekennzeichnet hatten, die Frachten u
50 % und entwerthete durch diesen Gewaltstreich Millionen fremden Capital
welche in den dortigen Eisenbahnpapieren angelegt waren. In Minnesota set
u. A. die St. Paul- und Sioux-City-Eisenbahn, um Geschäfte anzuziehen, ih
Frachtsätze um 50 % freiwillig herunter. Gleichwol erklärte die Gesetzgebu
dieses Staates eine solche bedeutende Reduction für unzulänglich und verfüg
eine weitere, den gesetzgebenden Grangers genügend erscheinende Herabsetzung d
Frachten. Natürlich stellte die Bahn ihre Zahlungen und ihre Züge ein. E
folgten ihr andere Bahnen in anderen Staaten; wieder andere Bahnen rächte
sich, wenn sie längere Strecken befuhren, dadurch, daß sie an keiner innerhal
des Staates gelegenen Station, sondern nur an den Endpunkten hielten. — D
Grangers wußten aber noch auf einem andern Wege dem „geschwollenen Ca
pitalisten" beizukommen. Aus der Periode jenes übertriebenen Eisenbahnbaue
hatten sich die nordwestlichen Staaten mit Eisenbahnschulden überladen, die ein
fach zu reduciren nur den übrigen volkswirthschaftlichen Grundsätzen jener Muste
reformer entsprach. Illinois, welches den fremden, in seinen Eisenbahnen an
gelegten Capitalien seinen Wohlstand verdankte, zahlte nur 42 % von seine
44 Millionen Dollars Eisenbahnschulden, Jowa 47 % bei 23 Millionen Schul
den, Kansas hat 71 Millionen Eisenbahnschulden, auf welche es keine Zinse
zahlt, Minnesota zahlt von 55 Millionen nur Zinsen auf 20 Millionen Dollars
Nebraska nur auf 7 und Wisconsin auf 5 Millionen Dollars. Die genannte
sechs Staaten haben zusammen 183 Millionen Eisenbahnschulden, auf welch
sie keinen Cent Zinsen zahlen; rechnet man dazu die Northern-Pacific-Eisen
bahn, so steigt die Gesammtheit unverzinster Schulden auf mehr als 200 Mil
lionen Dollars.

Die naturgemäßen Folgen eines solchen Beginnens sind denn auch nich
ausgeblieben. So ist im Westen der Vereinigten Staaten, hauptsächlich au
Grund des Vorgehens der Grangers, der Bau der Eisenbahnen eingestellt; Ver
dienst und Löhne sind gefallen, das Arbeitsangebot übersteigt die Nachfrage, und
die europäische Einwanderung sinkt täglich mehr an Zahl. Die weitere Ant
wort auf die plumpe Bauernpolitik haben die Börsen in Wallstreet, in London,
Amsterdam und Frankfurt gegeben: außer einer Bundesanleihe ist dort jede
andere amerikanische Anleihe unmöglich. Auch der im Laufe der beiden letzten
Jahre erfolgte Widerruf der anstößigsten Gesetze, wie des Potter'schen, konnte
der Lage der Grangers nicht wieder aufhelfen, welche fortan in der Masse der
Stimmgeber verschwanden und sich höchstens noch als die Fanatiker der Papier
verwässerung bemerkbar machten.

Im Gegensatz zu ihnen waren die Kaufleute und der Großhandel der

tädte, die gewerbetreibenden und arbeitenden Classen in ihrer großen Mehrzahl
r Einsicht gelangt, daß diese ewig schwankende Papierwährung ein Fluch für
r Geschäft und für das Land ist, daß sie selbst dabei nicht wohlhabender,
ndern zu Gunsten der „Goldbörse" täglich ärmer wurden, und daß nur die
Wiederaufnahme der Goldzahlung den öffentlichen und privaten Credit wieder
eben könne. So spaltete sich denn in dieser Währungsfrage das Land in zwei
emlich gleich starke Lager. Unter solchen Umständen war der einzige und zwar
ur halbe Erfolg, welchen die Vertheidiger des ehrlichen Geldes erringen konnten,
as Gesetz vom 14. Januar 1875, wonach der Finanzminister an und nach dem
. Januar 1879 die Schatzscheine der Vereinigten Staaten gegen Münze ein-
ösen, sowie zur Vorbereitung der Einlösung die nicht anderweitig verwendeten
innahmeüberschüsse benutzen konnte.

Bei der jüngsten Präsidentenwahl handelte es sich zunächst um die An-
ahme, resp. das Versprechen der Ausführung dieses Gesetzes. Die republikanische
Partei steckte sich dahinter, um ein Hinterthürchen offen zu behalten; die demo-
ratische sprach sich offen dagegen aus: so sehr waren in den letzten vier Jahren
ie Massen in ihrem Verständniß der Geldfrage zurückgegangen, so sehr ließen
ch die leitenden Politiker von den Vorurtheilen der Farmer bestimmen! Es
st ein ernster, durch die demokratischen Anschauungen und Sitten erzeugter Uebel-
tand, ja selbst ein nationales Unglück, daß diese Politiker ängstlich hin und
er horchen, woher der Wind weht und wohin er möglicher Weise umschlagen
nag, daß sie selten oder nie ein Vorurtheil angreifen, geschweige denn vernichten,
ondern daß sie sich lieber ihm beugen und nachgeben, um dem Gegner den Rang
.bzulaufen oder wenigstens mit dem Winde zu segeln. So auch in dieser Frage.
Die beiden Republikaner Hayes und der Vicepräsident Wheeler waren übrigens un-
edingt für die Maßregel. „Es ist meine Ueberzeugung," sagte jener in seinem
Annahmeschreiben — „daß das Gefühl der Unsicherheit, welches mit einem un-
inlöslichen und beständig schwankenden Papiergeld untrennbar verbunden ist,
ines der großen Hindernisse gegen das Wiederaufleben des Geschäftes und Ver-
rauens, also gegen die Rückkehr bildet. Wir müssen die Hartgeldzahlungen
ieder einführen. Je länger aber die Unsicherheit dauert, desto größer ist der
Schaden für unsere materiellen Interessen und alle Gesellschaftsclassen. Wenn
ewählt, werde ich mich jedem Schritt widersetzen, welcher uns zurückwirft, und
ede Maßregel fördern, welche zu jenem Ziele führt." Das war eine offene
und männliche Sprache, der man auch nicht vorwerfen kann, daß vom Finanz-
minister noch keine Vorbereitungen für die Ausführung jenes Gesetzes getroffen
waren, und daß vom Zusammentritt des neuen Congresses im December 1877
an bis zum 1. Januar 1879 nur dreizehn Monate liegen, innerhalb deren sich
schwerlich das erforderliche Gold sammeln läßt. Jedenfalls aber wußte das
Land, woran es mit Hayes in dieser Frage war. Tilden, der übrigens persön-
lich ein tüchtiger, erfahrener Finanzmann, also auch Freund der Maßregel ist,
während der demokratische Vicepräsidentschafts-Candidat Thomas A. Hendricks,
als einer der verbissensten Papiergeldleute behufs Erlangung der westlichen
Stimmen neben ihm aufgestellt war — Tilden also benutzte, um seiner Partei
zu gefallen, den Umstand, daß noch keine Reserven gelegt, noch überhaupt irgend

welche Vorbereitungen zur Ausführung jenes Gesetzes getroffen sind, und er klärte sich für dessen Widerruf. „Statt eines werthlosen Versprechens de Wiederaufnahme der Baarzahlung" — meinte er — „brauchen wir ein Syste der Vorbereitung, welches sich zu der bloßen Versprechung wie das Wesen eine Sache zu ihrem Schatten verhält. Die Regierung kann nach meiner Ansich zu einer Wiederaufnahme der Baarzahlungen unter Berücksichtigung ihrer Schatz scheine schreiten, wenn sie stufenweise und sichere Maßregeln ergreift, welch darauf abzielen, die gegenwärtige Geschäftsstockung zu heben." Noch deutliche verlangte Hendricks den Widerruf des Gesetzes, weil durch Unterlassung alle Vorbereitungen keine Bürgschaft für jene Ausführung getroffen sei. Man soll also das Land durch eine antecipirte Zwangsaufnahme der Baarzahlung nich in Verlegenheit bringen und den gethanen falschen Schritt durch seine Annullirun wieder gut machen, damit der Rückkehr zur Baarzahlung keine Hindernisse in den Weg gelegt würden. Nun handelt es sich aber nicht um ein bloßes ein seitig zurückzunehmendes Versprechen, sondern um ein constitutionell erlassenes Gesetz, um den feierlichen Ausdruck des Willens des Landes, den man doch wenn man nicht wortbrüchig werden will, nicht wieder mit einem Federstrich beseitigen kann! Wie denn das auch sein möge, weder von der einen, noch von der andern der sich bekämpfenden großen Parteien läßt sich die Entscheidung erwarten.

Also die Lage des Südens, die Reform des Civildienstes und die Wieder aufnahme der Goldzahlung sind, wie wir gesehen haben, die Hauptfragen, welche der letzten Präsidentenwahl zu Grunde lagen, aber noch ihrer Lösung harren. Wenn sie auch vor dem persönlichen Scandal der Parteien in den Hintergrund treten mußten, so haben sie selbstredend Nichts von ihrer Bedeutung verloren, sondern werden auf der Tagesordnung stehen bleiben, bis sie gelöst sind, sei es nun 1880 oder 1888 oder gar erst 1900 und noch später. Je eher aber, desto besser für das Land! Gegenüber diesen mächtigen Lebensfragen der Nation ist es von ziemlich untergeordneter Bedeutung, wer der nächste Präsident sein wird. Selbst beim besten Willen kann der, welcher am 14. Februar 1877 oder später in's Amt hineingezählt oder interpretirt werden wird, wenig zu einer Zeit leisten, wo das Volk sich in zwei ziemlich gleiche Theile scheidet. Betrübend ist es allerdings, daß trotz des Drängens der unabhängigen und einsichtigen Wähler, trotz der Agitation der besten und erprobtesten politischen Köpfe des Landes zunächst voraussichtlich die alte elende Parteimaschine mit unveränderter Kraft weiter ausarbeiten und, sei es auf das Geheiß Chandler's und Cameron's, sei es unter Mitwirkung des „Boß" Kelley und der Tammany-Hall, nach wie vor dem Volke Gesetze vorschreiben wird. Mag aber immerhin der politische Raubbau mit unveränderten Mitteln weiterbetrieben werden, auch die Reformbestrebungen werden nicht ruhen und sich über ihre nächsten Ziele noch klarer werden.

Gerade im Begriffe, diesen Aufsatz zu schließen, erhalte ich von zwei amerikanischen Freunden Briefe vom 17. resp. 20. November, deren Inhalt bezeichnend für die augenblickliche Stimmung und Lage der Dinge in den Vereinigten Staaten ist. Ich erlaube mir, die betreffenden Stellen hier zum Schluß zu über-

etzen. „Wir befinden uns" — schreibt mir der erste Correspondent, ein loyaler Südländer, zur Zeit in Philadelphia — „in der größten politischen Aufregung. Es ist äußerst zweifelhaft, ob Hayes oder Tilden Präsident werden wird. Beide Theile werfen sich Einschüchterung, Bestechung und Corruption vor. Das Schauspiel ist wahrhaft ekelerregend für den Unbetheiligten. Aber Eins ist sicher: unsere Institutionen zielen dahin, unsere öffentlichen Männer gemein zu machen und zu demoralisiren. Scandalösere Dinge, als sie innerhalb der letzten Jahre der republikanischen Herrschaft hier vorgekommen sind, konnten sich im zweiten Kaiserreiche kaum ereignen. Nepotismus, Aemterschacher, Erbrechen der feuerfesten Regierungsschränke durch hochgestellte Beamte, Whiskey-Ringe, Betrügereien aller Art, Unterschlagung, Diebstahl, Stellenverkauf, freche Verletzungen der Verfassung und tausend ähnliche Schandthaten liefern uns ein politisches Bild, dessen Gleichen höchstens in den Blättern des Tacitus gefunden werden kann. Viele glauben, daß wir am Vorabend eines andern und blutigern Kampfes stehen, welcher den Norden ebenso vollständig verwüsten wird, wie der letzte Bürgerkrieg den Süden heimsuchte, und ich muß bekennen, daß ich bereits die Anzeichen eines verzweifelten Vernichtungskrieges erblicke. Diejenigen, welche Böses prophezeihen, schicken ihr Vermögen nach London und Paris." Mein zweiter Correspondent ist ein alter tapferer und hochstehender Republikaner, der aus der Stadt New-York schreibt: „Unsere öffentlichen Angelegenheiten befinden sich in einer schrecklichen Verwirrung. Wir sind alle sehr besorgt. Die einzige Lösung der gegenwärtigen Schwierigkeit scheint in einem Amendement zur Verfassung zu liegen, welcher deren casus omissus ausfüllt und einen Schiedsrichter für zweifelhafte Stimmen in dem höchsten Gerichtshof ernennt. Natürlich müßte dieses Amendement vor der, am 14. Februar 1877 erfolgenden Zählung der abgegebenen Stimmen vorgenommen werden. Geschieht es nicht, so befürchte ich Blutvergießen, wenn nicht Revolution. Wie Sie sehen, hält das allgemeine Stimmrecht der ungebildeten Massen im Norden der Unwissenheit im Süden das Gleichgewicht, und das allgemeine Stimmrecht der Neger entscheidet!"

Ich theile übrigens nicht die Befürchtungen meiner Freunde. Ein Land, welches vor kaum zwölf Jahren einen so blutigen und kostspieligen Krieg geführt hat, scheut wie ein gebranntes Kind das Feuer; allein auch positive Anzeichen, wie der niedrige Stand des Goldes, die Haltung der Presse, die patriotische Einsicht hervorragender Männer und die versöhnliche Stimmung des Congresses deuten auf eine friedliche Lösung der allerdings nicht gering anzuschlagenden Schwierigkeiten. Wenn aber die republikanische sowol als demokratische Partei in ihrer gegenwärtigen Form an dieser Wahl zu Grunde gehen, so kann das sicher kein Unglück genannt werden. Sie haben ihre Aufgaben längst erfüllt und können sich deshalb füglich begraben lassen.

Berlin, 7. December 1876.

Bagirmi, der Sklavenhandel

und die Brüsseler internationale Association zur Erforschung und Erschließung Inner-Afrika's.

Von

Dr. G. Nachtigal.

I.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die Erschließung des gänzlich unerforschten Inner-Afrika's zu vollenden, ist Sklavenjagd und Sklavenhandel, die eine schwer übersteigbare Barrière fast von allen Seiten um den äquatorialen Kern des Continents errichtet haben.

Wenige, welche Gelegenheit hatten, bei den Mohamedanern in Egypten, Arabien, der Türkei, auf der Nordküste Afrika's die Sklaverei zu beobachten, und sich der Milde zu freuen, mit der dieselbe gehandhabt wird, ahnen die Greuel, durch welche die Opfer menschlicher Barbarei passiren mußten, ehe sie in den Hafen des Friedens einliefen. Dort, wo fern im Innern Afrika's Islam und Heidenthum zusammenstoßen, muß man die Schreckenskämpfe gesehen haben, welche Jahr aus Jahr ein Tausende ihrer Heimath, ihrer Familie, ihrer Freiheit und aller Hoffnung berauben, muß fast die Hälfte Aller unter dem Kummer, den Anstrengungen, dem Hunger, der Krankheit haben erliegen sehen, und Zeuge gewesen sein der Schrecken der ersten Transporte dieser Unglücklichen, um sich nie mehr blenden zu lassen von der guten Behandlung, die der Ueberlebende endlich bei Arabern und Türken gefunden hat. Freilich existirte die Sklaverei seit undenklichen Zeiten dort, doch war sie mehr eine Folge der Kämpfe unter den Stämmen, als der Zweck derselben. Wie es christlicher Humanität und europäischen Ideen von Menschenwürde gelungen ist, wenn auch nicht ohne blutige Anstrengungen, in andern Ländern diese Barbarei fast ganz auszurotten, so würde es auch nicht allzuschwer werden, derselben, sofern sie allein inner-afrikanischer Sitte ihren Ursprung verdankt, ein Ende zu machen. Doch von Norden und Osten her bis weit in's Innere wird der Islam diese Anstrengungen noch lange unfruchtbar machen. Zwar ist es dem politischen Einflusse Europa's gelungen, in den mohamedanischen Küstenländern die Absatzquellen in Etwas zu

verstopfen; doch gelang dies nur durch den zwingenden Einfluß europäischer Macht, nie durch den guten Willen, die bessere Ueberzeugung eines mohamedanischen Fürsten.

Wo der Islam und seine Herrscher können, werden sie das Institut der Sklaverei mit allen seinen Consequenzen als ein legitimes aufrecht erhalten, und wenn sie die Macht hätten, würden sie mit den Christen verfahren, wie sie es mit den Heiden Inner-Afrika's thun. Nur unter naher Berührung mit europäischer Ueberlegenheit und Machtentfaltung scheint der Fanatismus und seine Folgen abgeschwächt; doch fern von denselben hat er seinen alten, starren Charakter bewahrt und verlangt mit dem ihm eigenthümlichen Hochmuthe die Sklaverei als eine Anerkennung des eigenen Werthes und als ein legitimes Mittel seiner Ausbreitung.

Mit der fortreißenden Kraft seiner mächtigen Organisation überfluthete der Islam, kaum nachdem er gegründet war, die Nordküste Afrika's. Weder das Meer konnte ihn im Norden aufhalten, noch die große Wüste im Süden. Schon vor fast einem Jahrtausend drang er nach Central-Afrika, so im Westen zum Niger, so im Centrum nach Bornu. Das erste Islamreich im Westen ist lange dahin gesunken; doch andre mohamedanische Elemente, voll Kraft, Ausdauer und Fanatismus, die Fellata oder Fulān, gründeten danach auf seinen Trümmern eine neue Herrschaft, die noch heute sich ausdehnt und mit allmäliger Sicherheit gegen den Aequator hin vordringt. Bornu hat ebenfalls schon an Thatkraft verloren; doch die östlicheren Sudanstaaten, Dar For, Wadaï und Bagirmi, entstanden, und zwar alle durch Einwanderer, getragen von der Kraft des Islam. Dieser hat an Stelle der kleineren heidnischen Gemeinwesen mit ihrem lockeren Verbande geordnete Staatswesen geschaffen und mit dem Koran eine Richtschnur des Rechtes an Stelle des dominirenden Einflusses des Stärkeren gesetzt. Sein Verdienst ist ohne Zweifel groß, doch mit der fertigen Errichtung des Gebäudes ist es erschöpft. Der Islam bleibt eine starre Form, an der kein Geist biegen oder ändern kann. Seine Jünger werden jeder individuellen Initiative, der Bedingung allen Fortschrittes, beraubt; die mächtige Organisation trägt durch Lähmung des Geistes den Keim der Zersetzung, des Verfalls in sich. Nur da, wo das Werk äußerlich, formell fortschreiten kann, blüht es scheinbar; so im Innern Afrika's.

Von den drei letztgenannten Ländern ist Dar For der älteste mohamedanische Staat Ost-Sudan's; es sah den Islam schon vor einem halben Jahrtausend, ohne ihn gleichwol zur allgemeinen Geltung kommen zu lassen. In neuester Zeit ist es von Egypten erobert und so dem zwingenden Einflusse europäischer Mächte zugänglicher geworden. Wadaï wurde dem Islam erst vor wenig mehr als zweihundert Jahren gewonnen, während Bagirmi schon vor mehr als drei Jahrhunderten eine centralisirte Herrschaft wurde. — Diese beiden Staaten sind die Hauptquellen aller Sklavenausfuhr nach Norden und Nordosten, und wenn von beiden Wadaï das größere und mächtigere Land ist, so spielt doch Bagirmi in dieser Beziehung eine fast noch wichtigere Rolle, da es den am weitesten in die heidnischen Landstriche vorgeschobenen Posten des Islam bildet.

Auch für Bagirmi vermittelten Einwanderer, wie gesagt, die Staatenbildung, und wenn auch die Könige des Landes vergeblich versuchen würden,

nach der Sitte selbst mohamedanischer Neger, den Ursprung ihrer Dynastie aus Arabien herzuleiten, so kamen jene Einwanderer doch zweifelsohne von Osten, wie denn die Einwohner noch heute von ihren westlichen Nachbarn mit dem Namen „Mokode" benannt werden, Bezeichnung, welche dem Namen „Makada", den die Araber den Leuten der abessinischen Grenzlande geben, nicht blos äußerlich nahe zu stehen scheint.

Als vor 350 Jahren die später herrschende Familie einwanderte, fixirte sich zwar der erste Prinz derselben in dem heidnischen Centrum, Konga, das noch heute den Islam nicht angenommen hat, und war vielleicht selbst Heide; doch ihre zweite Colonie wurde von einem ihrer Sklaven gegründet, der durch seinen Namen Cheralla, aus dem für den Ort der Name Hirla ward, einen Zusammenhang mit mohamedanischen Ländern verrathen dürfte. Ein Stamm Bagirmi existirte zu der Zeit nicht, sondern bildete sich erst allmälig durch die Vereinigung der isolirten, kleinen Herrschaften am Schari und seinem kleineren, nördlichen Arme und ihre Islamisirung heraus. Die Sprache der heutigen Bagirmi zeigt uns ihre nächsten Verwandten im heidnischen Volke der Sara am mittleren Schari, ihre ferneren in den Bewohnern der Fittri-Gegend, den Kuka oder Kuku, und nähert sie im weiteren Südosten, an den westlichen Zuflüssen des weißen Nil, den Dor-Negern. Die Ausbreitung des Stammes scheint sich demnach längs der Ufer des Schari von Südosten nach Nordwesten gemacht zu haben. Die vorgeschobensten Abtheilungen der Familie, die Kuka und die Bagirmi, wurden zu Mohamedanern, während sich die Sara und die Dor noch im Heidenthum gefallen. Seit der Bildung des Staates haben 22 Fürsten derselben Familie die Gegend beherrscht, ohne die Zusammensetzung des Landes wesentlich zu ändern oder die Religion weithin auszubreiten, doch stets in gleicher Weise bestrebt, durch Sklavenjagd und Sklavenhandel die Superiorität des Islam zu zeigen.

Bagirmi (Land und Einwohner führen denselben Namen) übersteigt in seinem Kernlande an Ausdehnung von Nord nach Süd nicht zwei Breitegrade, und in der von Ost nach West nirgends zwei Längengrade. Es hat eine ovale Form und umfaßt die beiden Ufer des eigentlichen Schari, von der Grenze von Bornu bis etwa zum 10° nördlicher Breite, die des nördlichen Armes desselben, den man wol als Ba Irr oder Ba Batschikam bezeichnen hört, bis zum Flusse von Kirsua, der den Rest der westlichen Abflüsse des Marra-Gebirges in Dar For darstellt, und die Insel zwischen dem Ba oder Schari (beides sind generelle Ausdrücke für Fluß) und dem Ba Batschikam. — Die West-, Südwest- und Süd-Grenze ist eben das linke Ufer des Schari; die Ostgrenze wird von den bergigen Heidenlandschaften der Sokoro gebildet, welche sich östlich vom Flusse von Kirsua zwischen Bagirmi und dem südlichen Wadaï einkeilen; und die Nordgrenze endlich besteht in den Steppen, welche sich zwischen Tsade und Fittri ausdehnen und von eingeborenen nomadischen Arabern als Weideplätze benutzt werden. — Das ganze Territorium des eigentlichen Bagirmi erreicht nicht eine Oberfläche von 1000 □M. und zählt höchstens eine Million Einwohner.

Der Schari oder Ba scheint im Dar Banda südlich von Wadaï zu entspringen, hat einen durchschnittlichen Verlauf von Südosten nach Nordwesten

nd erlangt schnell die ungefähre Bedeutung der Elbe in ihrem mittlern Laufe. Oestlich von ihm, sobald er aus den felsigen Gebieten der ferneren Heidenlandschaften herausgetreten ist, waltet weithin der Sandboden vor, wie sein eigenes Bett mit zahlreichen, ausgedehnten Sandinseln durchsetzt ist. Doch nach Westen, wischen ihm und dem Flusse von Logon, mit dem er sich kurz vor seiner Auflösung im Tsade vereinigt, sind Lehm- und fetter Humusboden vorherrschend. Diese Gegend ist fruchtbar an Sorghum und Mais und in der nassen Jahreszeit vielfach Sumpf. Der Osten des Landes dagegen, fern von den Armen des Schari, ist hier und da sogar wasserarm und dadurch Mißernten ausgesetzt; er eignet sich mehr zur Cultur der Duchn (Penicillaria) genannten Getreideart. Ueberall werden Erdnüsse (Arachis und Voandzeia) und der ebenfalls ölreiche Sesam gebaut; in vielen Gegenden Baumwolle. In der unmittelbaren Nähe der Gewässer kommt es zu dichter Waldbildung, doch fern von ihnen hat das Land den steppenähnlichen Charakter der Nachbarländer und fällt in den lichten Mimosenwald, der als breiter Gürtel in der Zone der einmaligen Sommerregen den Kontinent umgibt. Von den übrigen Bäumen finden sich der Hedschlidsch oder Seifenbaum (Balanites aegyptiaca), der Nebek (zizyphus spinae Christi), die feigenartigen und Kautschukbäume, die majestätische Delebpalme (borassus aethiopum), Tamarindenbäume, die mächtige Murraja mit ihren adstringirenden Blättern und bitteren ölreichen Fruchtkernen, der Serrach und der Dschochan mit ihrem harten Holze, hier und da die Dumpalme, der monumentale Affenbrodbaum, die sonderbare Kandelabereuphorbie und manche andre, welche der Botaniker vielleicht noch namenlos finden würde.

Von den Hausthieren finden sich am häufigsten die Ziegen, seltener die Schafe und Rinder; das Kameel kann nur für kurze Zeit und während der trockenen Jahreszeit in Bagirmi existiren und das Pferd sich nur durch beständige Einfuhr von Bornu erhalten. In der Wildniß ist das zweihörnige Rhinozeros fast so häufig als in Wadaï, und tritt der Elephant seine tiefen, regelmäßigen Pfade. Die Hyäne überschwemmt das Land und der Büffel ist von großer Häufigkeit. Löwen und Leoparden scheinen in mäßiger Anzahl vertreten zu sein, und im Reichthum an Antilopen hat Bornu den Vorrang. Flüsse und Sümpfe wimmeln von Krokodilen und Flußpferden.

Bagirmi wird, da der Name neueren Ursprungs ist, in den Chroniken des Sudan erst spät und nur selten genannt. Doch in der neueren Zeit war es in den Nilländern und auf der Nordküste überall wohl bekannt, denn nur allzuhäufig stieß man dort unter den aus Inner-Afrika gekommenen Sklaven auf solche, welche Bagirmi als ihre Heimath bezeichneten. Im Anfange dieses Jahrhunderts berührte Major Denham, der bis nach Logon vordrang, seine Grenze; doch erst Barth gelang es, das Innere des Landes zu besuchen und sich längere Zeit in der Hauptstadt Massenja aufzuhalten.

Trotz seiner geringen Ausdehnung, seiner bescheidenen Einwohnerzahl, seiner theilweisen Unfruchtbarkeit hat sich der Staat seit seiner Gründung stets einer großen Prosperität erfreut. Dabei hatte derselbe nicht einmal, wie die übrigen Sudanstaaten, einen directen Weg zum Mittelmeere, sondern mußte Waaren der Nordküste vielfach aus zweiter Hand auf den Bornumärkten kaufen, oder erhielt

dieselben wenigstens durch den weiteren Transport erheblich vertheuert, un konnte seine Producte, Elfenbein und Sklaven, meistens ebenfalls nur durc Vermittelung der Bornuleute absetzen. Doch der Ueberfluß an Sklaven wo reichlich alle Nachtheile auf. Seit drei Jahrhunderten haben sich die Bagirmi könige angelegen sein lassen, die reichen Sklavenquellen, die von allen Seiten da Land umgeben, in regelmäßiger, systematischer Weise auszunutzen. Einen Thei der Menschenbeute verwendeten sie zur Erhöhung ihrer Kriegsmacht, die ihrer seits wieder jene vermehrte; der Rest wurde in österreichischen Maria-Theresia Thalern, in Edelkorallen, in Bernstein und silbernen Arm- und Beinspangen in königlichen Schatze aufbewahrt.

Als König Abd er Rahman mit dem Zunamen Gauranga, der trotz de Islam und des Widerspruches der Gelehrten des Landes seine Gottlosigkeit so weit trieb, die eigene Schwester zu seiner Lieblingsfrau zu machen und dadurch den sittenstrengen Nachbarkönig von Wadaï, Abd el Kerim, der Sabûn genannt wurde, zum Kriege reizte, wurde die Hauptstadt Massenja zum ersten Mal erobert, und ein großer Reichthum, Frucht der Sklavenjagden, im Königspalast gefunden. Seitdem sind etwa sechzig Jahre verflossen; doch die Tributpflichtigkeit an Wadaï datirt noch nicht von diesem Kriege. Der Sohn Gauranga's Burkomanda, hatte einen langen, im Ganzen nicht glücklichen Krieg gegen seinen obersten Feldhauptmann zu führen und konnte nach langen Jahren von Wechselfällen und Niederlagen Ruhe für das Land und für sich nur mit Hilfe Wadaï's gewinnen. Daraus resultirte die Abhängigkeit von diesem Lande, welche viel härter auf dem stolzen, übermüthigen Sinne der Bagirmi lastete, als auf ihrem Vermögen. Der Tribut wurde alle drei Jahre entrichtet und bestand aus 100 Sklaven, 30 zu Concubinen geeigneten Sklavinnen, 100 Pferden und 1000 Hemden oder Toben. Trotz der schlechten Wirthschaft unter Gauranga, dem langjährigen Bürgerkriege unter Burkomanda und dem Abhängigkeitsverhältniß zu Wadaï konnte der Nachfolger des letztgenannten, der verständige König Abd el Kader, der von 1846—58 herrschte und zu dessen Zeit Barth in Massenja war, den Königlichen Staatsschatz in der kurzen Zeit seiner Regierung wieder sehr reich ausstatten. Er war aber nicht allein ein sehr verständiger Fürst, sondern auch ein großer Sklavenjäger. Jahr für Jahr war er unterwegs auf Kriegs- und Raubzügen gegen die angrenzenden Heidenländer, und die Märkte von Bornu und Wadaï zeugten von ihren Erfolgen. Sein Sohn Mohammedu trat in dieser Beziehung in die Fußtapfen des Vaters und sammelte der Schätze genug, compromittirte aber ihren Besitz und Reich und Leben durch unverständigen Uebermuth seinem Lehnsherrn gegenüber. Verletzende Anekdoten über die Person König Ali's von Wadaï circulirten beständig am Hofe von Bagirmi; die schlechtesten Sklaven und Pferde wurden zur Bezahlung des Tributs an ihn ausgesucht; mit Vorliebe wurde die Nachricht seines Todes verbreitet und dann glänzende Freudenfeste im ganzen Lande auf Veranlassung Mbang (König) Mohammedu's gefeiert. Der beleidigte Lehnsherr, ein sehr ruhiger, verständiger Mann, schwieg zu Vielem, warnte den kecken Vasallen bei manchen Gelegenheiten und beschloß erst, als alle übrigen Mittel nicht fruchteten, ihn ernstlich zu züchtigen.

Es war Ende des Jahres 1870. Im Juli war ich von Norden in Bornu
ommen, wartete in der Hauptstadt des Landes, mich der reichen Gast-
dschaft des Scheich Omar erfreuend, das Ende der Regenzeit ab, welche
, August und September umfaßt, und beabsichtigte dann, den Inselbewohnern
Tsad-Sees einen Besuch zu machen. Schon war Alles mit dem Herrscher
bredet, als plötzlich die Nachricht, König Ali habe heimlich seine ganze
gsmacht aufgeboten und sei ebenso heimlich mit ihr nach Westen auf-
ochen, meinen Plan über den Haufen warf. Bornu war in großer Be-
niß. Der Vater König Ali's, Mohammed Scherif, der seiner Zeit den
refflichen Vogel erschlagen ließ, war schon einmal gegen den Scheich Omar
Felde gezogen und im Ganzen siegreich gewesen. Das ohnehin durch nationale
schiedenheiten kühle Verhältniß zwischen beiden Reichen wurde danach zu
indlicher Kälte, und bald hörte fast jeder Verkehr zwischen den Höfen und
kern auf. So bekannt auch der junge Wadaïkönig für seinen verständigen
m, für die Hebung von Handel und Wandel und für das treue Freund-
ftsverhältniß, das er zwischen Wadaï und seinem Erbfeinde Dar For her-
ellt hatte, geworden war: in Bornu schrieb man ihm ehrgeizige Pläne zu,
sich jetzt realisiren zu sollen schienen. Nun zeichnen sich die Bornuleute
chaus nicht durch überflüssigen Muth aus; der Scheich Omar ist ein
mmer, gelehrter Mann des Friedens, seine Höflinge aber die traurigsten Feig-
ge, die ich je sah, versunken in Wohlleben und Frauenliebe, entwöhnt des
ieges und harter Anstrengungen, nur denkend auf bequemen Genuß. Man
tte nicht einmal die Energie, sich gegen den befürchteten Angriff Wadaï's zu
sten. Man begnügte sich damit, die einfachen Gelehrten (Fokkera) des Landes
fzubieten, in gottgefälliger Vereinigung Tag und Nacht den Koran zu lesen,
n das Unheil abzuwenden, und erschlug die zahlreichen Hunde der Stadt,
ren nächtliches Geheul in mystischen Zusammenhang mit der nächsten Zu-
nft gebracht wurde. Erst als zahlreiche, nach Osten gesandte Späher die
achricht brachten, König Ali lagere im Nordosten Bagirmi's und habe nur die
bsicht, seinen übermüthigen Nachbarn und Vasallen Mohammedu zu züchtigen,
eruhigte man sich in Bornu.

Indessen floh der bedrängte Bagirmikönig nicht bei der Annäherung des
Wadaï-Heeres, wie es etwa seine Vorfahren gethan hatten, nach der Stadt
Bugoman, dem gewöhnlichen Zufluchtsorte, auf dem Westufer des Schari, son-
ern schloß sich in seiner Hauptstadt Massenja ein, wo er so viel Krieger und
Getreide als möglich concentrirte. Bornu's Sympathien waren mit Bagirmi.
In Kuka wurden täglich siegreiche Ausfälle der letzteren erfunden und colportirt,
nd wenn man den Gerüchten Glauben schenken wollte, die im Höflingskreise
Kuka's ihren Ursprung hatten, so decimirte Hunger und Elend die Wadaï-
ruppen. Da eines Tages war Massenja erobert. Als der verständige König
li nach zwei Monaten erkannt hatte, daß er gegen die Stadtmauer Nichts
uszurichten vermögen würde — denn die Wadaïleute, so tapfer sie sind, stehen
erartigen Befestigungen der Ortschaften, wie sie in ihrem eigenen Lande unbe-
annt sind, ganz rathlos gegenüber —, so hatte er sich die Lehren europäischer
Kriegskunst zu Nutze gemacht, einfach eine Mine gegraben, einige Centner Pulver

geopfert und einen Theil der Stadtmauer, auf dem grade ein Improvisc Hohn- und Spottlieder auf die Wadaïleute sang, in die Luft gesprengt. Sei Zweck erreichte er jedoch nur halb. Der ritterliche, belagerte König stieg so mit einer kleinen Schaar Getreuer zu Pferde, eilte der Bresche zu, und währ die Feinde, nur an Beute und Plünderung denkend, in die Stadt dräng schlug er sich unerkannt durch, erreichte bald den südlich von Massenja vorü fließenden, kleinen nordöstlichen Arm des Schari und eilte jenseits desselben n Bugoman. Wäre der wackere König getödtet oder gefangen worden, so hi das Land wenigstens Ruhe gefunden; doch so mußte sich der Sieger begnüg im Centrum des Reiches einen Bagirmi-Prinzen, der Abd er Rahman hieß ı ein Onkel Mohammedu's war, als neuen Regenten einzusetzen, ihm einstwei einige seiner Heerführer mit ihren Leuten als Hilfstruppen zu geben und i Land einem Bürgerkriege zu überlassen, der noch heute nicht beendigt ist.

Mit dem Könige Ali, als er in seine Residenz Abesche zurückkehrte, wo derten ein für dortige Verhältnisse unglaublich reicher Schatz manchen Centn Silber und Korallen, und etwa 15,000 Menschen, Freie und Sklaven, n Wadaï. Die Sklaven wurden vertheilt und allmälig verkauft, die Freien weilen zu Sklaven gestempelt und dann ebenfalls verkauft, oder als Handwer in der Hauptstadt oder als Ackerbauer im Lande angesiedelt, denn in den Künst des Friedens sind die Bagirmi den rohen Wadaïleuten sehr überlegen. D Haupterfolg des Sieges war für König Ali nicht der erbeutete Schatz, sonde der civilisatorische Einfluß der Kriegsgefangenen auf seine Unterthanen. Noch je hält der kluge Fürst in seiner Hauptstadt die Sattelmacher, Lederarbeiter, Web Schneider und Architekten aus Bagirmi hoch, und beim Reisen durch's La erkennt man schon aus der Ferne eine Bagirmikolonie an dem sorgfältigen A bau der Gegend und dem comfortablen, soliden und doch zierlichen Aussel der Hütten. Ihrer Wenige, glaube ich, würden, so lange König Ali in Wad herrscht, von einer etwaigen Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, G brauch machen, obgleich doch ihre gezwungene Auswanderung erst vor kau sechs Jahren statthatte.

Unmittelbar nach Eroberung Massenja's im Frühjahr 1871 war ich na Kanem und Borku in die östliche Wüste gereist, und als ich Anfang 1872 na dem zehnmonatlichen, unbefriedigenden Leben eines Nomaden und Räubers wied in mein Hauptquartier Kuka zurückkehrte, setzte der König Mohammedu no unentmuthigt von seinen Städten am Schari aus den Kampf gegen seinen Onk und Gegenkönig und dessen Bundesgenossen fort. Die Sympathien des Land waren mit dem angestammten Könige; nur der größte Theil der eingeborene Araber hielt sich zu Abd er Rahman. Doch das Land war wüst und entvölker eine Stätte der Unsicherheit und Furcht, des Hungers und Kampfes. Die Eine hielten sich im Kriegslager des legitimen Herrschers, die Andern in dem des Gegen königs, noch Andre hatten sich auf die unzugänglichen Inseln des Strome zurückgezogen und die Unsicherheit des Kriegslebens mit dem sicheren Hunge der Sandinseln des Schari vertauscht. Sowol Abd er Rahman als Moham medu litten arge Noth; doch hatte der letztere, welcher im äußersten Nordweste des Landes hauste, in dem fruchtbaren Logon, einem Vasallenstaate Bornu's

König ihm nicht besonders befreundet war, eine zwar unerlaubte, doch Getreidequelle, während sein Feind und Onkel höchstens im Fittri-Gebiete, r nicht anrühren durfte, da es seinem Lehnsherrn gehörte, Nahrung ge- n haben würde. Als auch der nahegelegene Theil von Logon gänzlich aus- en war, zog sich Mohammedu nach Busso im äußersten Süden des eigent- Bagirmi zurück, um, wie man in Bornu sagte, von dort die ihm ngenden Heidenstämme der Somraï, Ndam, Bua u. s. w. mit ihrer zahl- Reiterei an sich zu ziehen, sein Reich wiederzuerobern und sich an Wadaï ächen.

So lagen die Dinge, als ich im Januar 1872 aus Kanem in Kuka eintraf.) hatte ich mein Hauptziel, Wadaï, das Grab Eduard Vogel's, nicht gänzlich egeben. Doch als Scheich Omar, mein großmüthiger Beschützer, noch Nichts einer Reise dorthin hören wollte, bat ich ihn, mich zum entthronten irmikönige ziehen zu lassen. Dieser Plan erschien ihm viel leichter ausführ- Schon in den letzten Tagen des Februar reiste ich ab zu dem abenteuer- n Zuge durch ein Land in offenem Bürgerkriege, zu einem landflüchtigen nige, der auf die Unterstützung der Heidenstämme angewiesen schien, denen er seine Vorfahren eine beständige Drohung des Verlustes ihrer Habe, ihrer milie, ihres Lebens gewesen waren. Doch welche Perspective andererseits! on sah ich mich im Geiste am oberen Schari, inmitten von Gegenden und nschen, die, auch nicht einmal dem Namen nach bekannt, mir eine Fülle nie ehenen Lebens erschließen mußten, und meine schrankenlose Phantasie, die hoff- ngbelebende und energieerweckende Begleiterin des Reisenden, versetzte mich ohne hwierigkeit in die fernen Länder der Quellengebiete des Nil. Freilich sah ich Interessanten genug und hörte des Neuen viel, so wenig auch räumlich eine Erwartungen erfüllt wurden; doch noch viel mehr des Entsetzlichen, das n Menschenfreund in mir oft mit so tiefer Wehmuth, mit so schmerzlichen weifeln über die Natur und die Zukunft des Menschengeschlechtes erfüllte, daß e Resultate des Entdeckungsreisenden dafür keinen Ersatz zu bieten vermochten.

Ich war begleitet von zwei Geleitsmännern des Königs, deren einer, Namens lmas, die Perle, einst ein freigelassener Türkensklave, Diener Eduard Vogel's ewesen war und später Gerhard Rohlfs in Bornu begleitet hatte; von einem it mir von Norden gekommenen Marokkaner und zwei Knaben, welche ich als klaven vom Scheich Omar entnommen hatte. Ein Pferd war mein Reitthier nd zwei Ochsen trugen das Gepäck. Dazu gesellte sich eine zahlreiche Gesell- haft von Kaufleuten, welche dem entthronten Bagirmikönige Pferde und Kleider um Verkaufe zuführen wollten, da ihnen durch meine Vermittlung der Weg u demselben eröffnet wurde. König Maruf von Logon nämlich, aus schon er- ähnten Gründen sein Feind, hielt den durch sein Gebiet führenden Weg ver- chlossen und schädigte jenen dadurch beträchtlich, denn der landflüchtige atte im fernen Süden zwar Sklaven in Menge, doch keine Absatzquelle als Bornu, dessen Märkte überdies allein ihm Kleider und Pferde liefern konnten. Der König von Logon aber ist ein Vasall des Bornuherrschers, und von diesem ührte ich einen schriftlichen Befehl zur Eröffnung des Weges bei mir.

Wir zogen auf dem Westufer des Tsade nach Süden, zuerst nach Ngo
der zweiten Stadt des Bornureiches, passirten die ummauerte Stadt Jedi, w
ursprünglich von Tsadeinsulanern bewohnt war und diesen vielleicht i
Namen „Jedina" gab, und befanden uns damit im Districte der Ngomat
einer Abtheilung der Kanuri oder Bornuleute, deren Frauen durch ihre k
same, stolze Haartracht in der Form eines hohen, breiten Helmkammes, der d
ein leichtes Holzgestell getragen wird, unsere in dieser Hinsicht sonst so e
dungsreichen Damen beschämen. Bald begann die Reihe der Städte, w
nicht blos durch einen Bürgermeister oder Billama verwaltet werden, son
mit der nächsten Umgebung unter erblichen Gouverneurs stehen, die aus früh
Zeiten, in denen die Gegend aus zahlreichen, unabhängigen Stadtgebieten best
noch den Titel „Mai" oder König führen. Damit betraten wir die volkre
Provinz Kotoko, welche von Mekkari bewohnt ist und einst durch den Wi
stand ihrer ursprünglichen Bewohner, der sagenhaften Sou oder So, den
in Bornu herrschenden Stämmen die Eroberung der Gegend so sehr erschwe
Die Sou werden von den Mekkari als von ihnen selbst verschiedene Autochtho
betrachtet, welche die nächste Verwandtschaft mit den Tsadeinsulanern hat
Es sind von ihnen keine Bruchtheile erhalten, doch im Munde des Volkes
sie wohl bekannt als ein Geschlecht von Riesen, denen viele Bornukönige z
Opfer fielen. Mit dem Ende des 14. Jahrhunderts hören sie in den Bor
chroniken auf, als Feinde der Eroberer erwähnt zu werden, und sind um d
Zeit wol theils in das Innere des Tsade gedrängt worden, theils in den Mekk
welche von Südosten kamen, aufgegangen.

In Ngala, einer unsrer folgenden Stationen, einst einer Stadt der S
findet sich ein interessantes Erdmausoleum, das aber nicht diesen, sondern sich
den folgenden Mekkari angehört. Dasselbe ist viereckig, etwa 8 Fuß hoch u
hinlänglich in der Fläche ausgedehnt, um 35 Königsleichname zu enthalt
welche nach der Sitte in sitzender Haltung bestattet wurden und deren jeder ei
kegel- oder zuckerhutförmige Grabzierde aus gebranntem Thon erhielt. Sel
der Islam konnte diese Sitte der Königsbeerdigung nicht zerstören, und a
jeder einfache Mekkarimann längst in rechtgläubig mohamedanischer Weise -
den Kopf nach Süden, das Gesicht nach Mekka gerichtet — begraben wurd
als Ngala schon lange nur noch eine einfache Provinzialstadt Bornu's wa
wurden die Chefs derselben, die Abkömmlinge der alten Könige, noch stets
jener heidnischen Weise bestattet. Erst die letzten fünf konnten in dieser Hinsic
an den Segnungen des Islams participiren. Seitdem zerfällt das Mausoleum
seitlich ragen überall die königlichen Knochen hervor, und oben fallen allmäl
die Thondenkmäler in Trümmer. Sind die Zahlenangaben richtig, so müss
die Mekkari ungefähr vier Jahrhunderte in der Gegend gehaust haben, un
hier ist es interessant zu constatiren, daß die gewaltigen Sou seit fast fü
Jahrhunderten in den Chroniken nicht mehr erwähnt werden und daß d
Einwanderung der herrschenden Classe in Bagirmi, welche die Mekkari na
Westen drängte — denn diese sollen aus der Gegend von Bussо am mittlere
Schari gekommen sein —, sich mit einiger Sicherheit auf den Anfang de
16. Jahrhunderts festsetzen läßt.

Die Ngala, so waren Ren, Afade, Maffate und fast alle Städte des südlichen Bornu nach den Sou von den Mekkari bewohnt. Eine wasserreiche Niederung, in der theils von Süden und Südwesten selbständige Zuflüsse in den Tsad See münden, wie der Komodugu Mbulu, theils Arme des Flusses von Logon, oder es vereinigten Schari sich träge zum See senken, theils von diesem, wo es nur unbedeutende Niveauverschiedenheiten gestatten, sich Arme (im Arabischen wol als „rigl“, Füße, bezeichnet) und Hinterwässer, in's Land erstrecken. Erst im November, wenn der Tsade seinen höchsten Wasserstand erreicht, bedecken sich die Seeufer des Sees bis weit in's Land hinein mit Wasser, und wenn auch während der Regenzeit die Zuflüsse des Sees anschwellen und der Boden hier meist von Regenwasser aufgeweicht wird, so ist doch im Winter, oft bis Ende Januar, die Gegend schwerer passirbar, als selbst auf der Höhe der Regenzeit.

Mit dem Reichthum an Wasser wächst die Schönheit und Ueppigkeit der Vegetation, und mit dieser nimmt die Mannigfaltigkeit des Thierlebens zu. Während Anfangs der steppenartige Charakter mit spärlicher Mimosenwaldung auf Ebenen, mit der Senna und dem Oschar bestanden, vorwalten, ziert hier ein dichter, farbenreicher Wald die Ufer der Flüsse und Hinterwässer. In seinem Schatten treiben Meerkatzen und Paviane ihre munteren Spiele, brechen Büffel und Elephanten ihre Wege durch das Dickicht; auf seinen Lichtungen tummeln sich zahlreiche Antilopenheerden; am Wasser beleben Pelikane, Kraniche, Reiher, Gänse und Enten die Scenerie, und in der Nähe sumpfiger Hinterwässer haust das wilde Schwein.

Die dazwischen liegenden Ortschaften waren groß, nahe aneinandergelegen und von reichen Feldern umgeben. Neben den üblichen Getreidearten (Sorghum, Mais und Penicillaria) wurden Baumwolle, Bohnen, Tabak, Indigo, Erdnüsse und Sesam überall cultivirt. Die Einwohner bestanden neben den die Hauptpopulationscentren innehabenden Mekkari aus Kanuri und eingeborenen Arabern (Schoa). Von den Mekkari-Chefs wurden wir, sofern dieselben als Gouverneurs und Beamte des Scheich Omar fungirten, Dank den energischen Forderungen meiner königlichen Geleitsmänner, denen dies Amt hauptsächlich obliegt, gastfreundlich genug aufgenommen, doch die gewöhnlichen Leute werden in der Ausübung dieser Tugend von den gutmüthigen, leichtlebigen Kanuri weit übertroffen. Am tiefsten stehen in dieser Hinsicht die Schoa oder eingeborenen Araber; sie haben den gastlichen Sinn ihrer Vorfahren, welcher die heutigen Araber andrer Gegenden noch ebenso ziert als die Zeitgenossen des Propheten, vollständig eingebüßt.

Von Kuka erreicht man in fünf Tagemärschen südöstlicher Richtung die Provinz Logon's, welches kleine Vasallenländchen Bornu's ebenfalls überwiegend von Mekkari bewohnt wird. Diese bilden mit den Leuten von Mandara oder Wandala, einem ebenfalls dem Bornu-Herrscher tributpflichtigen Nachbarstaate, mit den Gamergu, einem halbheidnischen, schlechtunterworfenen Stamme im Süden des eigentlichen Bornu, mit den Marghi, einem theilweise unterworfenen Heidenstamme auf der Südgrenze des Landes, mit den heidnischen Musgo, welche beide Ufer des Flusses von Logon auf weite Strecken bewohnen, und vielleicht theilweise mit den Tsade-Insulanern eine Familie, wie die Sprach-

verwandtschaft beweist, trotzdem sie auch hier und da durch abweichende Si
und verschiedengradige Civilisation getrennt sind. Nach dem zahlreichsten
genannten Stämme, den Musgo, und ihrem eigentlichen Namen wollen wir
ganze Familie als die der Massa bezeichnen.

Der civilisirteste Theil der Massa-Familie, die Mekkari von Bornu
Logon, welche für die Bagirmi-Reise fast ausschließlich in Betracht kommen,
physisch und psychisch außerordentlich von den ihnen nahewohnenden Kan
und Bagirmi verschieden. Mächtige, meist sehr dunkelfarbige Leute, in ihr
wasserreichen Klima sehr zur Fettbildung geneigt, mit vorwaltend häßlic
Zügen, doch mächtiger körperlicher Entwicklung. Wie etwas plump von Körp
so sind sie auch schwerfällig in ihren Bethätigungen, ernst, ceremoniell,
rechnend, speculirend, zurückhaltend, geheimnißvoll. Ihrem Wesen entspricht
Charakter ihrer Wohnstätten. Betritt man eine von ihnen bevölkerte Sta
so wird man eigenthümlich geheimnißvoll berührt von der Solidität, ja Gro
artigkeit der Bauten, von der massigen Erscheinung der Einwohner in ih
weiten, dunkeln Gewändern, von der Eigenartigkeit des Ganzen. Da sind ni
allein jene runden Hütten mit dem Unterbau aus Thonerde und dem ha
kugeligen Strohdache, welche man „Bongo" nennt, größer und oft auf hol
Terrasse errichtet — Letzteres wol wegen der Sumpfnatur des Landes —, sonde
da finden wir hohe, viereckige, sich nach oben verjüngende Thonhäuser n
stumpfwinkligem Giebeldache aus Stroh, welche in der Bornu-Architektur k
nerlei Analogie finden; und da imponiren uns mächtige, castellartige Baut
mit crenelirten, riesigen Mauern und eigenthümlichen Eckthürmchen, wel
neben der Solidität auch nicht des Geschmackes entbehren. Ein sauber n
kleinem Erdwalle eingefaßter und mit reinem Sande oder Stroh bedeckter Pl
vor dem Eingange dient als Betplatz oder zum Empfange von Fremden. Dur
eine Thür, welche oben viel breiter ist als unten, betritt man das Innere, n
massige, viereckige und sich nach oben verjüngende Säulen das platte Da
tragen. Einen großen Theil des Raumes nimmt eine mehrere Fuß hohe Tho
estrade ein, auf welcher der Hausherr sitzt, und die Wände und Säulen zier
lineare Verzierungen eigenen Geschmackes. Ueberall zeigt sich das Bestreben, d
Ruinenartige, dem sonst die Thonbauten so leicht anheimfallen, zu vermeid
und Solidität mit Sauberkeit und Comfort zu verbinden. Selbst die bescheiden
Constructionen der uncivilisirten Musgo oder Massa, wie Barth sie beschreib
erinnern in ihrer Solidität, Kunst und Reinlichkeit an die vorgeschrittenere
Bauwerke ihrer civilisirteren Vettern von Logon und Bornu.

Das Solide in ihren Bauten und ihr eigenthümlicher Geschmack drücken sich au
in den übrigen Erzeugnissen ihrer Industrie aus, die sich auf Korbflechterei, Indig
färbekunst, Herstellung ihrer Kleidung und Waffen, Bau der Fahrzeuge un
Verfertigung andrer Holzarbeiten erstreckt. Ihre Körbe, Schüsseldeckel, Matte
und Vorhängethüren sind weit und breit berühmt. Eßschüsseln aus Hol
wissen sie in einer Größe und Schönheit herzustellen, wie kein Nachbarstamm
Die Planken ihrer Boote, welche etwa 50 Fuß lang und 3—4 Fuß breit sind
schneiden sie aus dem Holze des Giraffenbaumes, den langen Schnabel derselbe
aber aus dem harten Holze des Dschochan oder der Murraja. Ihre Nahrun

eben so substantiell als reichlich, und wenn mir nicht so unglaubliche Quanten vom Könige von Logon als Gastmahlzeiten geschickt wurden, als seiner it Barth von dessen Vater, so waren dieselben doch immer noch ungewöhn), die Zeiten übrigens viel schlechter geworden, und König Maruf mir nicht ade wohlgesinnt, da ich zu seinem Feinde reiste. Speciell Logon ist reich an nig und eßbaren Wurzelknollen, welche von der süßen Patate des westlichen üdens abweichen und an Fischen, welche leider gewöhnlich in trockenem Zustande ıd widerwärtig duftend genossen werden.

Den eigenthümlichen Eindruck, den diese Massa-Stämme auf Fremde achen, bringen dieselben auch auf ihre Nachbarn hervor. Für jeden Bornudann ist es eine ausgemachte Thatsache, daß die Mekkari alle mehr oder inder Zauberer sind, daß sich die meisten Nachts in Hyänen verwandeln und nn das Fleisch der Verstorbenen genießen, und daß sie mit ihrem bösen Blicke nendlich viel Unheil stiften. Verschiedene Ortschaften haben in diesen schlimıen Künsten einen verschiedenen Ruf. Ihr eigener Glaube an Zauberei ist benfalls lebhaft, und der König von Logon konnte sich nicht entschließen, nich zu empfangen, nicht allein, weil er mir zürnte, daß ich zu seinem Feinde eiste, sondern auch aus Furcht vor meinen teuflischen Künsten.

In der Hauptstadt des Ländchens, Karnak Logon, hatten sich die beunuhigendsten Nachrichten über meine Ankunft verbreitet. Die vielen Leute und Pferde in meinem Gefolge (jener hatte ich etwa 60, dieser 30) unterstützten das Gerücht, demzufolge ich gekommen sei, durch natürliche und übernatürliche Mittel den Bagirmi-König von seinen Feinden zu befreien und ihm wieder zu seinem Lande zu verhelfen. Der König Maruf war in die höchste Unruhe, um nicht zu sagen Besorgniß oder Furcht, versetzt worden. Dieser Herrscher ist der Sohn Isef's (anderer Name für Jussef), der zur Zeit Barth's regierte und ein sehr braver Mensch und Fürst gewesen zu sein scheint. Maruf kam etwa gleichzeitig mit dem landflüchtigen Bagirmi-Könige zur Regierung und erfreut sich im Ganzen der Zuneigung seiner Unterthanen, obgleich er ein hohler, wenn auch unschädlicher Poltron ist. Schon einige Tage vor meiner Ankunft hatte er in Aussicht dieses wichtigen Ereignisses seinen Kriegshauptmann Bogolo zu sich entboten, um auf alle Eventualitäten gefaßt zu sein. Anfangs suchte er Zeit zu gewinnen und durch alle möglichen Ausflüchte mein Betreten der Hauptstadt hinauszuschieben. Bald war er noch nicht genügend vorbereitet, um eine so ansehnliche Person, wie meine Wenigkeit, einen so fremden, außerordentlichen Mann würdig zu empfangen; bald war ein Bote des Scheich Omar in nächster Nähe, der noch mich betreffende Briefe bringe; bald sollte eine Streitigkeit mit dem Thronfolger erst beigelegt werden. Doch nach anderthalb Tagen ließ ich mich nicht mehr zurückhalten und vernichtete bei meinem Einzuge den letzten Rest von Maruf's Muth, indem ich nicht allein mein Gesicht mit dem Litham (d. h. einer das Gesicht verschleiernden Turbantour) bis zu den Augen verhüllte, sondern diese selbst noch durch eine blaue Brille seinem Forscherblicke entzog. Vergebens suchte ich am folgenden Tage eine Audienz zu erlangen; er war äußerst erfinderisch in Ausflüchten aller Art. Auch am dritten Tage konnte er sich nicht entschließen, mir eine private Audienz zu ge-

währen, sondern empfing mich mit allen Gliedern der Karavane gemeinschaftlich in seinem Empfangshofe. Er saß oben auf einem Schattendache in einem Mattengemache, dessen übliche Vorhängethür, aus langen Binsen nach Art unsrer Holzjalousieen verfertigt, dem im Innern Befindlichen den Blick nach Außen gestattet, während er selbst für die Außenwelt unbemerkbar bleibt. Wir hockten alle in dem sauberen Sande des Empfangshofes — es ist in den dortigen Negerländern gerade so unziemlich, vor einer hohen Persönlichkeit aufrecht stehen zu bleiben, als in Europa, sich ohne Aufforderung vor ihr zu setzen —, die Leute von Logon und die von Bagirmi ihrer Landessitte entsprechend mit entblößtem Oberkörper. Der officielle Dolmetscher hielt sich auf der Höhe des Schattendaches vor der Thür des Mattengemaches und übertrug uns die Worte des Königs in die Kanuri-Sprache. Während dieser nun den Befehl des Scheich, mir den Weg zum Mbang (König) Mohammedu frei zu geben, anerkannte, suchte er meine Weiterreise durch eine übertriebene Schilderung der Hungersnoth auf dem ganzen Wege zu demselben und der dringenden Gefahr, in der der entthronte König und seine Begleiter schwebten, zu verhindern. Als ich taub für alle Warnungen und blind für alle Bilder des Entsetzens blieb, die er mir in den schwärzesten Farben vormalte, ließ er mich fragen, ob ich überhaupt auf seinen Rath zu hören geneigt sei. Ich bejahte dies nicht allein sehr höflich, sondern in so überschwänglichen Ausdrücken, als Sitte und Sprache jener Gegenden erheischen, und darauf schlug er mir denn vor, von meinen und seinen Leuten eine Untersuchungs-Commission nach Bugoman, das sehr gut in anderthalb Tagen zu erreichen war, zu senden, um ganz sichere Nachrichten einziehen zu lassen. Wenn nun König Abd er Rahman sich in seiner gewöhnlichen Residenz Bidderi, in nächster Nähe Massenja's, aufhielt, so konnte man ihn auf gutem Pferde in zwei bis drei Tagen erreichen, und ich hielt Herrn Maruf nicht für unfähig, uns, unsre Pferde und Waaren an denselben zu verrathen. Ich dankte ihm also für seine gute Absicht, erklärte ihm aber fest, am nächsten Tage abreisen zu wollen, da mir Scheich Omar, sein und mein Herr, die größte Schnelligkeit und Heimlichkeit anbefohlen habe, und da ich etwaige bestimmte Nachrichten in dem so nahen Bugoman *selbst* zu hören vorzöge.

Nach diesem Mißerfolg seinerseits konnte er sich erst recht nicht entschließen, mich in privater Audienz zu empfangen. Vergebens ließ ich ihn an die freundschaftliche Aufnahme erinnern, die Barth bei seinem Vater Isef gefunden habe, vergeblich arbeitete seine eigene Neugierde und sein Wunsch, Medicamente oder Zaubermittel von mir zu erhalten, für mich: mehrmals ließ er mich zu ganz vertraulichem Besuche einladen, doch jedesmal fehlte ihm, wenn ich im Vorhofe wartete, schließlich der Muth.

Den Entschluß, mir die Fußpassage freizugeben, erleichterte ich ihm Tags darauf durch ein Extrageschenk und konnte so am 17. März auf das jenseitige Ufer übersetzen. Der Fluß fließt hart unter den Mauern der ansehnlichen Hauptstadt, die 12—15,000 Einwohner hat, vorüber, war zu dieser Jahreszeit 400—500 Schritt breit und konnte an einigen Stellen durchwatet werden. Flußpassagen in Afrika haben ihre Bedenken und machen Tage ernstester Sorge und peinlichster Aufregung. Sind die Flüsse selbst nur klein und so flach, daß

ensch und Thier hindurchzuwaten im Stande sind, so macht doch das unschickte Kameel seine Fehltritte, oder weigert sich ein hartnäckiger Esel, sich it dem ihm unsympathischen Elemente zu befreunden, oder wirft ein Ochse ne Ladung vom Rücken: Verlust oder Schädigung von Werthstücken, deren an wahrlich nicht überflüssig mit sich führt, sind meist unumgänglich. Sind e Flüsse tiefer, so stellt man wol primitive Fähren oder Transportmaschinen aus ehreren hohlen Kürbissen her, die unter einander verbunden sind, oder aus m federleichten Ambadsch-Holze, oder hat gar nur thönerne Wasserkrüge, in nen das Gepäck von Schwimmern übergeführt wird und deren permeable Sendungen dasselbe nicht einmal vor Durchnässung zu schützen vermögen. Naß ird das Gepäck hier, zerstückelt dort, gestohlen jedenfalls von den diese Vehikel hwimmend vor sich herstoßenden Fährleuten. Hier in Logon gab es glücklicherweise große Kähne der früher erwähnten Art, und wenn dieselben auch icht sehr dicht halten, da die Planken, zwar durch Stricke aneinander genäht, ie gleichzeitig Binsenbüschel auf die Spalten drücken, selten gut aneinanderassen, so genügten sie doch für unsre Zwecke vollständig. Dazu war glücklicherweise die Zeit niedrigen Wasserstandes. Uebrigens resultiren, wie angedeutet, ie Hauptunannehmlichkeiten der Passage größerer Flüsse hauptsächlich aus der Ueberführung der Thiere. Der Esel, so intelligent er sonst in Afrika ist, läßt ich gewöhnlich nur durch Anwendung einer gewissen Gewalt überreden, die Schwimmpartie zu unternehmen, und macht, wenn keine großen Boote vorhanden sind, ernstliche Schwierigkeiten; das Pferd ist unruhig, ungeschickt, furchtsam, schlägt den Nachen um oder verletzt das Nachbarpferd; das Kameel geht auch nicht gutwillig in's Wasser, so gut es auch nachher schwimmt, und nur der Ochse findet sich mehr oder weniger in seinem Elemente.

In dem Landstrich zwischen den beiden Armen des Schari, den wir in Südsüdost-Richtung durchreisten — bis Bugoman hat man in derselben ein und einen halben Tagemarsch —, war das Terrain niedrig gelegen, wasser- und sumpfreich, doch glücklicherweise ohne Lehmboden. Einige bisher nicht beobachtete Leguminosen-Bäume und eine einem verkrüppelten Apfelbaume ähnliche Gardenia traten zu den bisher vorwaltenden Bäumen, und das wilde Schwein, das in der ganzen Mekkari-Landschaft, sowol in Bornu als in Logon, nicht gerade selten ist, wurde hier das verbreiteteste Wild. Die Einwohner des in der Mitte zwischen der Hauptstadt Logon und Bugoman gelegenen Städtchens Kultschi betrieben die Jagd auf dies unreine Thier mit Vorliebe und schämten sich seiner culinarischen Verwerthung durchaus nicht. Freilich gehörten dieselben einer Classe der menschlichen Gesellschaft an, welche weder in Bornu noch in Logon als besonders anständig gilt und weder von den Kanuri noch von den Mekkari als ihres Gleichen anerkannt wird. Man sagt, sie seien Reste der Autochthonen der Tsade- und unteren Schari-Ufer, nächste Verwandte der oben erwähnten Sou und der Tsade-Insulaner, welche sich von den Einwohnern weder haben vollkommen absorbiren noch in das Innere des Sees drängen lassen. Sie heißen „Keribina", führen meist ein unstätes Waldleben und ernähren sich von dem in jenen Gegenden nicht besonders angesehenen Gewerbe der Jagd. Was übrigens das dortige Wildschwein betrifft, so erscheint

der Genuß seines Fleisches selbst vielen sonst gläubigen und strengen Moh medanern, wenn auch nicht anständig, so doch nicht sündhaft. Sie stützen die Anschauung auf die Thatsache, daß dies Thier nicht identisch sei mit de Schweine des alten Testamentes und damit in die Kategorie derjenigen Gege stände falle, deren Genuß nicht „haram" d. h. Sünde, sondern nur „makr d. h. unziemlich sei. Die übrigen Ortschaften auf unserem Wege, welche me unbedeutende Dörfer darstellten, waren zum größeren Theile von Kanuri, zu kleineren von Mekkari bewohnt. Von Kultschi ab waren dieselben fast alle vo Bagirmi-Könige, so lange er in Bugoman Hof gehalten hatte, in seiner Getreid noth und seinem Hasse gegen den Logon-König zerstört worden.

Kurz vor der Stadt Bugoman, welche hart am Flusse auf dem etwa 2 Fuß hohen, steil abfallenden Westufer liegt, kamen wir in Sicht des östliche oder eigentlichen Schari, der hier 500—600 Schritt breit und in seinem wes lichen Drittel tief und kräftigen Stromes war. Jenseits war flaches Sandufe welches die Spuren eines zeitweilig höheren Wasserstandes weithin deutlich a sich trug. Bugoman, eine Stadt von etwa 6000 Seelen, war zum großen The kürzlich durch eine Feuersbrunst zerstört und die ursprünglichen runden Hütt mit Thonwänden und Strohdach durch improvisirte, leichte Strohhütten erse worden. Die Einwohner, wie auch die des ebenfalls auf dem Westufer d Schari zwei Stunden weiter südlich gelegenen Städtchens Miskin waren ihre angestammten Könige um so leichter treu geblieben, als sie durch den Scha gegen Abd er Rahman und die Wadaï-Leute ziemlich gesichert waren, und i wurde in Folge dessen so glänzend aufgenommen, als es die von Hunger u Elend arg mitgenommenen Patrioten nur immer vermochten. Man sah in m nicht mehr den Christen, sondern einen gottgesandten Retter für König u Vaterland. Freilich Viele waren auch wol in religiösen Angelegenheiten nic bewandert genug, um die ganze Bedeutung der Bezeichnung eines Christen e messen zu können, sondern begnügten sich, aus meiner hellen Hautfärbung d kühne Diagnose auf meine Abstammung vom Propheten, auf meinen Adel ein „Scherif" zu stellen. Wenn die Leute mit mir zufrieden waren, so war ich dur ihre Erscheinung nicht minder angenehm überrascht. Hier traten mir zum erste Male Bagirmi in Menge entgegen, und der äußere Eindruck fiel im Vergleiche s wol mit den Kanuri als mit den Mekkari entschieden zu ihren Gunsten au Sie übertrafen jene an Höhe und Kraft, diese an Ebenmaß und Eleganz. D ganz schwarze Hautfarbe, die ich erwartet hatte so vorwaltend in Bagirmi z finden, schien hier seltener, als im eigentlichen Bornu. Besonders die Fraue zeichneten sich durch schlanken, eleganten Wuchs aus und übertrafen die Männ durch die Zierlichkeit und Regelmäßigkeit ihrer Gesichtszüge. Dazu hatten s ein reizend kokettes Wesen, das sie hoch über die Gefallsucht der Bornu-Dame stellte. Die schöne, kleidsame Helmkamm-Coiffüre der Ngomatibu-Frauen mac bei den Mekkari einer durchaus häßlichen Haartracht Platz, die in fünf od sechs vom Scheitel ausgehenden, am Ursprunge dicken, sich dann allmälig ver jüngenden und in freien Spitzen endigenden, in regelmäßigen Zwischenräume dem Kopf durch ihr Ursprungshaar fest aufliegenden Zöpfen besteht. Bei ihre Häßlichkeit, ihrem mystischen Wesen bekommen sie durch diese Tracht etwas ent

ieden Hexenartiges. Die der Bagirmi-Frauen ist weniger ungeheuerlich, läßt
r für unsern Schönheitssinn freilich ebenfalls viel zu wünschen übrig. Sie
eren das gesammte Kopfhaar gleichmäßig kurz, so daß es gerade nur hinreicht,
t auf jeder Seite drei bis fünf schmale Flechtchen aus Schafshaaren oder
warz gebeizten Pflanzenfasern zu befestigen, deren Endpunkte vorn und hinten
sammenstoßen, so daß ein spitzes Oval gebildet wird. Eine Wittwe des
nigs Abd el Kader, welche hier lebte, erwies mir in Miskin Gastfreundschaft,
d ich kann versichern, daß die Dame, trotzdem sie doch die in jenen Gegenden
denkliche Grenze der Dreißig überschritten hatte, durch ihre ebenmäßige Ge-
lt, ihre ausdrucksvollen, zierlichen Gesichtszüge und ihr anmuthiges Wesen
ch bei uns für eine hübsche junge Frau gelten konnte.

Bei Miskin überschritten wir den Schari, da das Westufer häufig von
uberischen Musgo bestrichen wurde, und keinerlei Bagirmi-Ortschaften trug, zogen
f dem Ostufer nach Süden, passirten den kleinen nordöstlichen Arm des
chari, oben als Ba Irr oder Ba Batschikam aufgeführt, der bei dem Dorfe
Nebi sich wieder mit dem eigentlichen „Ba" vereinigt und an unsrer Ueber-
angsstelle etwa 100 Schritt breit und 4 Fuß tief war, und erreichten
lbigen Tages Mandschafa oder Maisa. Diese Stadt gilt eigentlich für die
weite Hauptstadt des Bagirmi-Reichs, ist nahezu so groß als Bugoman und
iegt hoch auf dem sich hier steil bis zu 40 Fuß erhebenden Ostufer hart am
Flusse. Dieser war etwa 700 Schritt breit und bot den getreidelosen, hung-
igen Einwohnern durch einen wahrhaft unglaublichen Fischreichthum aus-
eichende Existenzmittel. Ich erhielt am ersten Tage als Gastgeschenk einen Fisch
on 6 Fuß Länge und fast menschlichem Umfange. Trotzdem König Moham-
nedu hier nach der Eroberung seiner Hauptstadt ebenfalls eine Zeitlang residirt
atte — sein ältester Sohn, der Thronfolger, fiel hier im Kampfe gegen Abd er
Rahman —, so waren die Einwohner doch von allen Bagirmi-Anwohnern
es Schari am zweifelhaftesten in ihrer Treue gegen den angestammten König.

Mandschafa war der einzige Ort auf dem rechten Ufer des Schari, dessen
Einwohner innerhalb der Mauern wohnen geblieben waren. Alle andern Ort-
schaften waren verlassen und halb zerstört, und ihre Bewohner lebten auf den
zahlreichen Sandinseln des Stromes von den Fischen desselben und dem Gras-
samen der Ufer. Seit Jahr und Tag waren die Armen durch Ueberfälle und
Ausplünderungen so abgehetzt, daß keines der Inseldörfer uns in größerer An-
zahl auf ihre Insel kommen ließ, trotzdem sie von der Harmlosigkeit unsrer In-
tentionen wol überzeugt sein konnten. Eine Anzahl Sklaven des Königs hatte
uns in Bugoman erwartet, um uns als Escorte und Wegweiser zu dienen;
doch auch sie flößten den Einwohnern — und wol nicht mit Unrecht — nicht
das gehörige Vertrauen ein.

Als wir nach drei weiteren Marschtagen auf dem Ostufer den größeren
Ort Baingana erreicht hatten, sahen wir uns der Nachrichten über die Bewe-
gungen des Königs Abd er Rahman wegen, der ebenfalls nach Süden gezogen
war, genöthigt, unsre Reise auf dem linken Ufer des Stromes fortzusetzen. Nach
anderthalb weiteren Tagen erreichten wir Maffale und hatten nur noch zwei
Tagereisen bis Bussо, in dessen Nähe der Gegenkönig lagerte. Abgesandte von

ihm befanden sich gleichzeitig mit uns in der erstgenannten Stadt und macht die Einwohner in ihrer Treue gegen den legitimen Herrscher schwankend.

Hier mußten wir den herrlichen Strom mit seinen hohen Uferwaldunge seinen im Sande träumenden und gähnenden Krokodilen, seinen belebten Inse verlassen, um dem König Mohammedu zu folgen, der in die südlichen Heide länder gezogen war. Wir hatten nahezu die Südgrenze des Kernlandes Bagirn erreicht. Busso stellt dort gleichzeitig die Landesgrenze und die des Islam d und ist schon zur Hälfte von Heiden bewohnt. Südöstlich von da folgt d Landschaft Sarua, von diesem südlich liegt Miltu und weiter in derselben Ri tung das Njillem-Land auf beiden Seiten des Flusses. Südlich vom Ter torium des Njillem ist das kleine Land der „Frau" oder der „Königin", dess Einwohner mit den Njillem identisch zu sein scheinen, und südlich von dies bilden die zahlreichen Abtheilungen der Sara die Grenze der dort bekannt Welt. Die letzte bekannte Station in dieser südöstlichen Richtung war D oder Sara Dai d. h. die Sara von Dai, von denen einige Tagereisen südli oder südöstlich die Trennung des eigentlichen Schari und des Flusses von Log aus einem Stamme statthaben soll. Nach dieser südlich von Bagirmi verbr teten und von dortigen Heiden mir oft bestätigten Ansicht, deren Richtigk mir aber später bei meiner Rückkehr während der Regenzeit durch das ungleic mäßige und ungleichzeitige Anschwellen beider Ströme sehr zweifelhaft wurd müßte das ganze Land zwischen beiden eine langgestreckte, ovale Insel bilde deren nordwestlichste langausgezogene und umgebogene Spitze in dem östlich Theile von Logon bestehen und bei Kusseri endigen, während der südöstlich Theil, abgerundeter, von Sara-Landschaften eingenommen sein würde. V der Sara-Gegend, dem Flusse von Logon nach Nordwesten folgend, gelangt m zu den Gaberi und von diesen zu den Massa, die bis Logon reichen. D Innere der Gegend zwischen beiden Strömen wird dann occupirt von d Kuang, welche zwischen den Musgo und Busso wohnen und den Schari erreiche von den Somraï, welche südlich von den Kuang und von Busso ihren S haben; den Ndam, welche die Somraï von den Miltu trennen, und südlich v diesen endlich den Tummok, deren Territorium rings von Sara und Gabe umgeben ist.

Nach Südwesten geht die Kenntniß der Bagirmi-Leute nicht über den Flu von Logon hinaus. Jenseits desselben wohnen die Bai, deren einzelne Ortschafte wol hier und da ausgeplündert werden, die jedoch nicht mehr zu den eigentlich Heidenstämmen Bagirmi's, zu seinen Sklavenquellen, gerechnet werden könne Doch östlich von Schari dehnen sich die Bua-Landschaften aus, welche in regere Beziehungen zu den Bagirmi-Königen stehen und nördlich von diesen, östlich vo Flusse von Kirsua, leben in ihren Felsensitzen die Sokoro, welche zum große Theile ihrer Nähe wegen in geregeltem Abhängigkeitsverhältnisse zu Bagirn stehen, zum Theil aber auch, durch die Unzugänglichkeit ihrer Wohnsitze geschüt sich unabhängig haben erhalten können.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Heft.)

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb.

VIII.

Mc. Clellan, dessen Verbindung mit dem Haupt-Depot in White-house durch Stuart's Cavallerie bedroht war, und der auf die Cooperation Pope's nicht mehr rechnen durfte, fand seine Stellung zu ausgedehnt. Er änderte seine Front und wollte soweit südlich gehen, daß sein rechter Flügel den White-Oak-Swamp, sein linker den James-River berührte, seine Verpflegungslinie wurde vom York-River nach dem James-River verlegt. In dieser neuen Stellung waren seine Flügel besser angelehnt, seine Armee war nicht durch einen Fluß mit sumpfigen Ufern und schnell wechselndem Wasserstande getheilt, endlich sicherte ihm der James-River die Mitwirkung der weittragenden Geschütze auf den Kanonenbooten. Beim Beginn der Ausführung dieser Bewegung am 26. Juni wurde sein äußerster rechter Flügel bei Mechanicsville angegriffen und der Angriff am folgenden Tage bei Gaines-Mill wiederholt. Lee soll durch geheime Anhänger der Conföderation in Washington von Mc. Clellan's Plan unterrichtet gewesen sein; er war auch durch Jackson verstärkt, der am Tage vorher in Ashlad eingetroffen war und den Auftrag hatte, Mc. Clellan's rechten Flügel auf dem linken Ufer des Chikahominy zu umgehen, und dessen Hauptstützpunkt in White-house zu bedrohen. Dort waren das Depot und alle Erdwerke schon geräumt, der Train und die Munitions-Colonnen passirten unter dem Schutze der gut placirten Artillerie die schmalen Defiléen des Sumpfes. Am 29. erfolgte bei Peak-Orchard ein neuer Angriff, den ebenfalls das Feuer der überlegenen Artillerie zurückwies. Es gelang Mc. Clellan, die ganze Armee bis hinter den Sumpf und bis an den James-River zu führen. Während er am 30. seine Divisionen zur neuen Gefechtsstellung ordnete, wurde er durch mehrere aus Richmond kommende Colonnen mit solcher Energie angegriffen, daß seine Truppen zu weichen begannen. Erst das Feuer der Kanonenboote vom Flusse aus und ein Offensivstoß, den Heinzelmann mit seinem Corps unternahm, warfen die Angreifer zurück. Am 1. Juni griff Lee, von Richmond aus, noch

*) Pollard, the first, second and third year of the war.

einmal den linken Flügel der Unirten an; eine von Mc. Clellan gewählte Geschü Position bei Malvern-Hill und das Feuer der Kanonenboote vom untern Jame River wirkten so vernichtend, daß Lee nach großen Verlusten zurückging und d Versuch, die Verbindung Mc. Clellan's mit dem James-River, wie die späte Einschiffung zu hindern, aufgab.

Den Ernst der Kämpfe an jenem Tage mag der folgende Zug beweise Jackson schickte einem Commandeur den Befehl zu, über ein offenes Feld vo zugehen und eine verdeckt stehende Batterie anzugreifen. Der Officier spreng zu Jackson und fragte: „Geben Sie mir den Befehl, diese Batterie anzugreifen — „Yes." — „Unmöglich, Sir, meine Leute werden vernichtet, da kann nicht lebendig bleiben." Jackson hörte still zu, seine Züge wurden kalt und har dann erhob er den Finger und sagte, auf die Batterie deutend: „General, i pflege allemal für meine Verwundeten zu sorgen und meine Todten zu b graben. — Sie haben meinen Befehl gehört, gehorchen Sie."

In den siebentägigen Kämpfen waren die Conföderirten meist in der Offe sive und im Ganzen siegreich; aber sie hatten schwere Verluste erlitten, und die Regimenter waren kaum mehr gefechtsfähig. Bis Anfang August blieb Mc. Clella der nach dem Urtheile seiner Gegner seltene Feldherrntalente gezeigt hatte, b Harrison-Point am James-River und ging dann zu Schiff von Monroe na Aquia-Creek, wo die Armee durch 30,000 Mann unter Burnside verstärkt un der Oberbefehl diesem übergeben wurde. Mc. Clellan ging nach Alexandria, u neue Corps zu organisiren. Die Offensive vom James-River aus war definiti aufgegeben. Wie nach der Schlacht von Bull-Run, folgte auch jetzt auf d Enttäuschung über den erwarteten Sieg eine neue Anspannung aller Kräft Der Congreß genehmigte die Anwerbung von 300,000 Freiwilligen und d Stellung von 300,000 Milizen auf 9 Monate; in jedem Staat, der bis zu 15. August sein Contingent nicht gestellt habe, sollte die Conscription eintrete

Im Süden war die Conscription längst durchgeführt worden; um abe alle Kräfte in Virginien, wo die Entscheidung zu liegen schien, zu concentriren hatte Beauregard vom Gegner unbemerkt seine Stellung bei Corinth verlasse und den größten Theil seiner Truppen Lee zugeführt. Die Vertheidigung de Westens der Conföderation wurde im Ganzen den Guerillas überlassen. Vick burg und Port-Hudson wurden schon jetzt armirt, befestigt und mit Besatzunge versehen, wodurch der Mississippi auf eine Strecke von 100 Meilen gesperrt und die Verbindung mit Texas, dem westlichen Louisiana und Arkansas ge sichert wurde.

Ende Juli fühlte sich Lee stark genug, die Offensive zu ergreifen; mit 2½ Divisionen war Jackson vorgerückt und traf am 9. August mit Pope, der ihn entgegen gegangen, bei Cedar-Run zusammen. Trotz Pope's großer Ueberlegen heit und der Tapferkeit der Truppen siegte Jackson, ging aber dann, um mi der Hauptarmee unter Lee zusammenzustoßen, nach Orange-Courthouse.

Da Lee Nachricht erhalten, daß Burnside's Corps bei Aquia-Creek zur Ver stärkung der Potomac-Armee bestimmt sei, beschloß er, Pope vor dessen Verstär kung anzugreifen, ihn durch Jackson's Corps umgehen, und die Magazine i Manassas durch dasselbe zerstören zu lassen, um ihm jede Offensivbewegung un

öglich zu machen. Am 25. August ging Jackson über den Rappahannok und reichte in Eilmärschen Thoroughfaregap, ein schmaler Weg, der durch die blauen erge führt. Durch seine Spione und die südstaatlich gesinnte Bevölkerung it guten Nachrichten versehen, konnte er alle üblichen Vorsichtsmaßregeln ent=ehren; seine Cavallerie ging auf anderem Wege als die Infanterie; seine an ge=altige Märsche gewöhnten Bataillone — die Fuß=Cavallerie genannt — ingen querfeldein durch Korn, über Hecken und Bretterzäune. Trotzdem blieb ie Ordnung ungebrochen, und als Jackson die Colonne entlang ritt und seine Freude über die gute Haltung aussprach, wollte das übliche Geschrei, das sein Erscheinen hervorrief, ausbrechen. Aber auf Jackson's Zuruf: „Schweigt still, oys, die Yankees hören uns," wurde der Marsch in lautloser Stille fortgesetzt. Die Truppen hatten nur geringe Rationen mitnehmen können; auf dem Wege von Rappahannok bis Manassas, das am 26. Nachmittags erreicht wurde, hatten sie von halbreifem Korn und grünen Aepfeln gelebt, aber ihre Freudigkeit war ungebrochen, sie standen nun im Rücken von Pope's Armee. Die ausgehungerten, todtmüden Soldaten fielen über die reichen Vorräthe in Manassas her, die kleine Besatzung hatte keinen Widerstand geleistet; Jackson konnte nur einen geringen Theil der Lebensmittel mitführen, ungeheure Massen an Brod, Mehl und Fleisch wurden verbrannt, die Eisenbahnen zerstört, und es Pope so unmöglich gemacht, vor Errichtung neuer Magazine gegen Richmond vorzugehen. Von Washington war Taylor mit einer Division zum Schutz von Manassas vorgeschickt; Ewell von Jackson's Corps warf ihn zurück und drang bis Vienna, wenige Meilen von Washington, dann kehrte er mit Jackson nach Centreville zurück, um zu Lee zu stoßen.

Am 29. von Hooker und Sigel angegriffen, siegte Jackson bei Bull=Run und schlug am 30., durch Longstreet's Corps verstärkt, die vereinigten Corps von Hooker, Banks, Sigel und Mc. Dowell. Ein neuer Versuch, die Potomac=Armee von Washington abzuschneiden, wurde durch das Gefecht bei Fairfax am 1. August verhindert; Pope zog sich nach den Höhen von Arlington bei Washington zurück.

Jackson's alter Plan, den Krieg in Feindesland zu tragen, nach seinem Wort die Strategie des Scipio Africanus, wurde nun ausgeführt. Lee entschloß sich, den Potomac oberhalb Harpers=Ferry zu überschreiten, und in Maryland und Pennsylvanien einzudringen. In Eilmärschen, denn es galt, den Feind zu überraschen, wurde der Potomac erreicht und schon am 4. September bei Leesburg, 135 Klm. von Centreville, überschritten. Aber bei dem Mangel an Ruhe und Nahrung, den ungeheuren Anstrengungen, waren die Kräfte der sonst so abgehärteten und marschgewöhnten Truppen erschöpft.

Unter dem Gesang des Liedes: „Maryland, my Maryland" waren sie nach Norden aufgebrochen, doch sanken Tausende von jedem Corps auf dem Marsche nieder, und auf dem Wege von Manassas bis Leesburg fand man ganze Schwärme von Maroden, die theils Lebensmittel suchten, theils fast bewußtlos am Boden lagen. Trotzdem entschieden sich Lee und Jackson, die Offensive fortzusetzen, und erreichten am 6. September Frederiks=City. Es war Jackson's Grundsatz, nach weiten Märschen sofort mit den ermatteten Truppen zu schlagen, um die Ueberraschung des Gegners auszunutzen, wie er es bei Cedar=Run und

später bei Chancellorsville gethan. „Ich will lieber den Schweiß als da Blut meiner Soldaten vergießen," sagte er, und hat so mit geringen Opfer oft große Erfolge erreicht.

Von den vielen unfähigen Führern der Unions-Armee war Pope wol de unfähigste. Durch seine verwüstende Kriegführung in Virginien und sein schwülstigen Proclamationen im napoleonischen Styl machte er sich so verhaß als lächerlich. Er wurde schmählich geschlagen, so oft er mit Jackson oder Le zusammentraf. Da weder Banks noch Hooker oder Sigel Vertrauen erweckten wurde der Befehl über die Potomac-Armee wieder an Mc. Clellan übergeben, de sie auf Frederiks-City, wo die conföderirte Armee gestanden, führte. Diese war nac Sharpsburg zurückgegangen, und Lee, der eine Defensivstellung gewählt, hatt Jackson nach Harpers-Ferry gesandt, da es ihm gefährlich schien, den wichtige Uebergang, der durch eine Garnison von 10,000 Mann vertheidigt wurde, in seinem Rücken in Feindes Hand zu lassen. Am 12. nahm Jackson die befestigte Stadt, General White capitulirte, von allen Seiten umgangen, am 15., und noc am 16. traf Jackson früh genug am Antietam ein, um an der Schlacht theilnehmen zu können. Der unentschiedene Kampf wurde am folgenden Tage erneuert, indessen glückte es Mc. Clellan nicht, die feindliche Position zu nehmen. Dennoch zog sich Lee zurück; Mc. Clellan, der bei seinem wiederholten Angriffe 10,000 Mann verloren hatte, war zu schwach, ihn zu verfolgen, und blieb trotz aller Aufforderung von Washington aus am linken Ufer des Potomac.

Lee ging bis Winchester, Jackson bis Bunkershill zurück, ohne eine neue Offensivbewegung, die ihnen von Richmond aus angerathen wurde, zu versuchen. Die Erfolge der virginischen Armee schienen an den heimischen Boden geknüpft, jede Invasion, die Lee, diesmal auf Jackson's Rath, versuchte, war unglücklich; nach den großen Verlusten bei dem forcirten Marsch war sein Heer bei Sharpsburg nur 34,000 Mann stark; er war zur Defensive gezwungen, besonders vor dem Eintreffen des am 10. nach Harpers-Ferry detachirten Jackson. Die Bevölkerung in Maryland zeigte sich keineswegs für einen Krieg in ihrem Staate begeistert; sie nahm die Südarmee kühl auf, in Pennsylvanien wurden überall die Milizen gegen sie aufgeboten, die Thore der Städte gesperrt, die Brücken bei der Annäherung des Feindes zerstört. Lee durfte die Existenz der virginischen Armee nicht ferner durch eine so gewagte Kriegführung auf's Spiel setzen; mit ihr war die Conföderation verloren, da den Südstaaten nicht so unerschöpfliche Mittel an Menschen, Geld und Material zu Gebote standen, wie dem Norden, der, wenn eine Armee zu Grunde gegangen, in wenigen Monaten eine neue in's Feld stellte.

In Washington, wie im ganzen Gebiet der Union regte sich große Unzufriedenheit mit Mc. Clellan's zögernder Kriegführung. Ende September hatte er das von den Conföderirten geräumte Harpers-Ferry besetzt und eine neue Brücke über den Potomac schlagen lassen, war aber nicht zu einem Angriffe des Feindes zu bewegen, da er sein aus größtentheils neu formirten Truppen bestehendes Heer, für zu wenig ausgebildet hielt. In seinem Rücken erschien plötzlich Stuart, mit 3000 Mann Reitern, brandschatzte mehrere Städte und kehrte mit reicher Beute, unverfolgt, über den Potomac zurück. Ende October

rsuchten Burnside und Sigel, die südlich Washington standen, eine Demon=
:ation gegen Lee's rechte Flanke, die von Mc. Clellan kaum unterstützt wurde,
:er Lee veranlaßte, bis hinter den Rappahannok zurückzukehren, während Jackson
ıd Longstreet an den Pässen der blauen Berge im Shenandoah=Thal blieben.

IX.

Halleck, der Oberbefehlshaber der Unions=Armee, warf Mc. Clellan vor, nach
:m Siege bei Sharpsburg nicht energisch den Feind verfolgt, und Burnside's
:ewegung gegen Lee nicht unterstützt zu haben. Ueberdem hatte Mc. Clellan
ch in einem Armeebefehl mißbilligend über Lincoln's Proclamation aus=
:sprochen, welche die Emancipation der Sklaven am 1. Januar 1863 verhieß.
:o wurde ihm am 8. November der Befehl über die Potomac=Armee entzogen
nd in wenig glücklicher Wahl an Burnside übertragen. Mc. Clellan zog sich
t's Privatleben zurück; in beiden Heeren wurden seine Talente und sein Cha=
:kter bald anerkannt und im Unionsheere schmerzlich vermißt; der demokrati=
hen Partei angehörend, blieb er seiner Ueberzeugung treu, so hoch auch die
Vogen der herrschenden Parteileidenschaft gingen. Aber es ist nur zu recht=
:rtigen, daß Lincoln den Oberbefehl über die wichtigste Armee nicht in den
ıänden eines Mannes ließ, der sich öffentlich gegen die Politik seiner Regierung
usgesprochen.

Der neue Oberbefehlshaber Burnside vereinigte die ganze Potomac=Armee
ıördlich des Rappahannok; er theilte sie in 3 starke, schwerfällige Corps, deren
führung er Franklin, Sumner und Hooker übergab. Ende November soll seine
Armee, nach dem Eintreffen der Verstärkungen, 150,000 Mann stark gewesen
ein. Ihm gegenüber bei Frederiksburg stand Lee, die Stadt war durch Long=
treet's Corps besetzt, auch Jackson's Corps war im October herangezogen, und
ıas Heer hatte so eine Stärke von 70—80,000 Mann. Die Brücken über den
Rappahannok waren verbrannt, und das rechte erhöhte Ufer durch Schanzen und
zweckmäßig angelegte Batterien verstärkt. In Folge der Weisungen, die er bei
Uebernahme des Obercommando's erhalten, beschloß Burnside die Stellung an=
zugreifen. Trotz des feindlichen Feuers wurden 6 Brücken über den Rappa=
hannok glücklich vollendet, und am 9. December gelang es Burnside den Fluß
zu überschreiten und die Conföderirten aus dem am rechten Ufer gelegenen Fre=
deriksburg zu vertreiben. Diese zogen sich nach ihren Verschanzungen, welche die
Stadt dominirten und im Halbkreise umgaben, zurück.

Am 13. versuchte Burnside die starke Stellung des Feindes zu stürmen;
der rechte Flügel, Sumner mit 50,000 Mann, griff die Front an, der linke
Flügel, Franklin, ebenso stark, schwenkte und ging gegen die linke Flanke des
Feindes vor; Hooker's Corps stand in der Reserve, und ging erst um 4 Uhr
zum Angriff vor, als die beiden andern geschlagen waren.

Obwol die Brigaden in großer Ordnung und mit vieler Bravour vor=
rückten, mußte der Sturm der Höhen doch aufgegeben werden, da die tiefen ge=

*) Swinton, Campaigns of the army of the Potomac.

schlossenen Colonnen zu viel durch das Feuer der Infanterie und Artillerie vo dominirenden Höhen in dem ungedeckten Terrain litten. In wenigen Stund verlor Burnside 12,000 Mann. Wol in keiner Schlacht sind die Unionstrupp so schlecht geführt, nie sind Ströme von Blut so nutzlos und rücksichtslos ve schwendet worden. Lee verfolgte nicht, und in der Nacht gelang es den Union truppen ungefährdet wieder über den Rappahannok zu kommen. — Trotz d großen Verluste beabsichtigte Burnside einen neuen Angriff; am 21. Februar 18 brach die Armee auf, um die conföderirte Armee in der linken Flanke zu un gehen. Der Rappahannok sollte bei Banks-Furth oberhalb Fredericksburg übe schritten werden. In Folge gewaltiger Regenstürme, die den fetten virginische Boden unwegsam machten, mußte er umkehren, ohne den Feind gesehen zu habe Wegen seiner Härte und schroffen Formen ohnehin unbeliebt, verlor Burnsi durch seine verkehrten Maßregeln alles Ansehen; auf dem Rückzuge zeigten si so bedenkliche Zeichen von Insubordination, daß Burnside nach Washingto ging und Lincoln bat, eine Ordre zu genehmigen, die Hooker des Dienstes en ließ, weil er unehrerbietige Reden über seine Vorgesetzten führe, achtungswidri über andere Officiere rede, und incorrecte Rapporte mache, um das Urtheil üb die Begebenheiten irre zu führen. Aus ähnlichen Gründen erbat er die En lassung von zwei Brigadegeneralen, die Versetzung von sechs anderen. Lincol schien geneigt, sagte aber: „ich muß erst mit Stanton und Halleck darüb reden," „dann wird nichts geschehen", erwiderte Burnside. — „Ich kann nic helfen," meinte Lincoln; „ich muß erst mit ihnen sprechen". Am andern Morge enthob Lincoln ihn des Obercommando's, das er Hooker, der seinen Vorgäng am lautesten und rücksichtslosesten kritisirt hatte, übergab. Burnside wurde bal darauf das Ohio-Departement übergeben; er war immer im höchsten Grade füg sam gegen die Regierung, und so blieb ihm die Gunst Lincoln's, Halleck's un des Kriegsministeriums trotz der Unfähigkeit, die er hier wie später vor Peters burg zeigte.

So sah die Union alle ihre Hoffnungen auf Niederwerfung des Aufstand gescheitert; seit dem Frühjahr 1862 war fast nichts gewonnen worden, Lee stan mit einem siegreichen Heere am Rappahannok, konnte jeden Augenblick die Offen sive wieder aufnehmen und durch das Shenandoahthal in Maryland eindringe Im Herzen von Tennessee standen sich die Heere gegenüber, am Mississippi ware Vicksburg und Port-Hudson zu Festungen umgewandelt, welche die zwischen ihn liegende Stromstrecke sperrten. Aber je länger der Krieg dauerte, desto me mußte die Ueberlegenheit der Union an materiellen Mitteln hervortreten. End 1862 berechnete die Regierung in Washington die Stärke des Heeres a 1,090,000 Mann (wol übertrieben) — zu 19 regulären und 983 Freiwillige regimentern, die Zahl der Geschütze und Kriegsschiffe nahm täglich zu, d Kriegsminister gab Ende 1862 die Stärke der Flotte zu 389 Kriegsschiffen, m 3400 Geschützen an, darunter 114 Schraubendampfer und 60 Panzerschiff Ebenso war, trotz der großen Anleihen, die contrahirt worden, der Stand d Finanzen günstig. In den Südstaaten dagegen war das Heer durch die Co scription zwar auf 400,000 erhöht, aber es fehlte an Geschützen, und die Flot bestand, inclusive der Caperschiffe, nur aus 27 Kriegsdampfern und einer schwim

enden Batterie. Durch die ungemessene Ausgabe von unfundirtem Papiergeld ar dieses fast ganz entwerthet, Gold hatte den zwanzigfachen Werth der emitrten Noten, und selbst das Papiergeld des Nordens hatte höheren Cours in ichmond, als das der Conföderation. So ließ sich trotz aller tactischen Erfolge s südstaatlichen Heeres und der Ueberlegenheit seiner Feldherren vorhersehen, aß das Uebergewicht des Nordens an Menschen, Geld und allen Kriegsmitteln n Verlauf des Krieges die Wagschale zu Gunsten des Nordens senken werde.

X.

Auf dem westlichen und dem centralen Kriegstheater hatten sich die Ereignisse günstiger für die Union gestaltet. Grant und Buell hatten bei Shiloh m 6. und 7. April einen glänzenden Sieg erfochten; Halleck vereinigte nun die inzelnen Heere, und übernahm selbst den Oberbefehl. Aber Beauregard räumte Corinth vor dem Angriffe, um mit dem größten Theile seines Heeres die Armee n Virginien zu verstärken; so fanden im Laufe des Sommers fast nur auf dem Mississippi Gefechte statt. Halleck, der bisher gewandt und glücklich operirt hatte, wußte bei Corinth 100,000 Mann zu concentriren, eine Ueberlegenheit, die es hm möglich machte, schon damals das ganze westliche Gebiet der Conföderation zu beherrschen. Aber in Folge von Instructionen aus Washington wurde die Armee zersplittert, einzelne Theile unter unfähige Führer gestellt, so daß das Stromgebiet des Mississippi erst im folgenden Jahre nach heißem Kampfe erobert werden konnte. Wie sehr das Cabinet und die Politiker in Washington selbst damals noch den Ernst der Situation unterschätzten, zeigt sich auch darin, daß Sherman in den Zeitungen wahnsinnig — mad and crazy — genannt wurde, weil er in einem Bericht an Lincoln und im Gespräch mit dem Kriegsminister Cameron behauptet, 200,000 Mann seien nothwendig, um Kentucky und Tennessee dauernd der Union zu erhalten. In Vicksburg war ein neues Panzerboot, der Arkansas, gebaut, das Mitte Juli stromabwärts fuhr und Schrecken unter der Flotte der Unirten verbreitete. Mehrere Kanonenboote wurden zerstört, bis sich endlich ein aus Guttapercha gebautes Kanonenboot, der Essex, dem Arkansas gegenüber legte, mit seinen Hundertpfündern ein Loch in den Panzer schoß, und die inneren Holzwände durch glühende Kugeln in Brand setzte. Die Besatzung floh das brennende Schiff, das bald darauf explodirte.

Im August hatte der conföderirte General Bragg, ein Günstling des Präsidenten Davis, ein neues Heer von 40,000 Mann gesammelt und drängte den unthätigen Buell aus Alabama nach Tennessee, von dort nach Kentucky; Francfort, Lexington und der Cumberlandpaß fielen in die Hände der Conföderirten, für die der Besitz des an Schlachtvieh reichen Kentucky sehr wichtig war. Im Herbst vereinigten sich Price und Dorn, um Grant und Rosenkranz aus ihrer Stellung bei Corinth zu vertreiben; sie wurden aber am 4. October geschlagen. Buell rückte nun auch vor, um dem mit reichen Transporten aus Kentucky zurückkehrenden Bragg den Weg zu verlegen, erlitt aber bei Perrisville empfindliche Verluste. Das Commando der Tennessee-Armee wurde nun an Rosenkranz übergeben. Bragg war in die feste Stellung bei Chattanooga, dem Thor von Georgien, zurückgegangen; Rosenkranz stand an der Bahn, die von Nashville,

der Hauptstadt von Tennessee, dorthin führte. Ende December ging Brag dessen Armee auf 50,000 Mann verstärkt war, wieder vor und griff Rosenkra bei Morfreesborough an, wurde aber nach mehreren blutigen Gefechten am Februar durch die überlegene Artillerie der Unirten nach einem Gesammtverlus von 12,000 Mann zurückgewiesen und ging in seine alte Stellung. Trotz all Aufforderungen von Washington aus folgte Rosenkranz nicht und blieb b zum Herbst 1863 bei Morfreesborough stehen, ohne Bragg anzugreifen.

Das Commando der Mississippi-Armee war Grant anvertraut worden, sollte, gemeinsam mit Rosenkranz operirend, die westlichen Theile von Tenness und Kentucky sichern, und dann Vicksburg einnehmen, um die freie Schifffah auf dem großen Strome zu sichern, und das auf dem linken Ufer gelegene Gebi der Conföderirten abzuschneiden. Die Admirale Porter von Memphis, Farragu von New-Orleans aus, rüsteten Flotillen zum Angriff von Vicksburg und Port Hudson. Grant wendete sich zunächst gegen die Guerillaschaaren unter Forre und anderen Führern, die Tennessee und Kentucky verwüsteten und lange Strecke der Ohio-Mobile- und der Ohio-Memphis-Bahn zerstört hatten. Sherman hatt er mit 30,000 Mann zur Belagerung von Vicksburg detachirt. Hier comman dirte Pemberton, die Besatzung war verstärkt, und alle Versuche Sherman's vom rechten Ufer des Stromes aus, bei Millikens-Bend und den Yazoo-Rive entlang, Vicksburg zu nehmen, mißglückten, auch die Operation Porter's mit de Flotille und Sherman's gegen den Deer Creek ($^{27}/_{3}$) war erfolglos geblieben Zu spät war die Bedeutung von Vicksburg in Washington erkannt worden; in Frühjahr erhielt Grant, der Forrest zurückgetrieben, Befehl, alle Kräfte gege Vicksburg zu vereinigen. Grant beschloß, sich zunächst in den Besitz des Arkansa zu setzen; die Flotille unter Porter und die Truppen unter Mc. Clernand gingen auf dem Mississippi und dem Arkansas vor, nahmen einige schwach be setzte Forts, mußten aber vor der Hauptstadt des Staates, Little-Rock, umkehren An der Mündung des Arkansas erwartete Mc. Clernand Grant, der von Mem phis kam, um dann mit ihm gegen Vicksburg zu operiren. Mc. Clernand, ein eitler ehrgeiziger Mann, intriguirte damals gegen Grant, er hoffte den Oberbe fehl über die Mississippi-Armee zu erhalten. Auch das Verhältniß zwischen Halleck und Grant scheint nicht günstig gewesen zu sein. Das Vertrauen seiner Armee besaß Grant durchaus. Nach dem Kriege erzählte er Sherman, wenn er damals die Erfahrung späterer Jahre besessen, daß die Armee auch ohne regelmäßige Basirung leben könne, so würde er den Verlust seiner Depots in Holly-Springs unberücksichtigt gelassen haben, und Sherman meint, Vicksburg wäre schon im Januar gefallen, wenn es von Oxford aus angegriffen wäre; sechs Monate voll anstrengender, verlustreicher Operationen wären dann erspart worden.

Von New-Orleans aus hatten Banks und Farragut eine Expedition gegen Port-Hudson ausgerüstet, der es nur gelungen war, das von den Conföderirten im Sommer 1862 zurückgewonnene Batonrouge in Louisiana wieder einzu nehmen. Banks, ein republicanisch gesinnter Advocat aus Massachusets und ein sehr unfähiger Feldherr, hatte den Gouverneur in New-Orleans, Butler, abge löst. Dieser hatte sich durch seine Strenge und Rücksichtslosigkeit allgemein

rhaßt gemacht; auch wurde ihm vorgeworfen, sich durch Erpressungen bereichert haben. Da die Frauen der höheren Stände in New-Orleans öffentlich die nionssoldaten verhöhnten und beleidigten, gab er den Befehl, sie in solchem alle als öffentliche Dirnen zu behandeln. Obwol der Befehl in keinem Falle r Ausführung gekommen, erregte er, bei der Achtung der Nordamerikaner vor der Frau, im Norden und Süden gleiche Entrüstung, Butler wurde abberufen, nd Banks trat in seine Stelle. Nicht mit Unrecht durfte Butler in seiner bschiedsproclamation hervorheben, daß während seiner Verwaltung New-Orleans um ersten Male vom gelben Fieber (in Folge strenger Quarantaine) und von Pöbelexcessen frei geblieben sei, und daß die Erhaltung der Ordnung doch nur in Menschenleben gekostet habe. Andererseits hat die Rolle, die Butler seit dem Kriege gespielt, bewiesen, daß er zu den Politikern von Fach gehört, die in den Vereinigten Staaten als ein Unglück und als eine Gefahr angesehen werden.

Im Laufe des Jahres 1862 war die Blokade aller Häfen der Südstaaten verstärkt, dennoch gelang es vielen Blokade-Runners die Wachsamkeit der Kriegsschiffe und Kanonenboote zu täuschen; die Bermudasinseln waren während der ganzen Dauer des Krieges ein Waarendepot für die Südstaaten. Die Caperschiffe Alabama, Nashville, Georgia, später der Shenandoah thaten dem Handel vielen Schaden, sie haben bis zum Sommer 1863 über 100 größere Handelsschiffe zerstört und die Schifffahrt wie den Handel der Nordstaaten gelähmt.

Unter Admiral Dupont und General Hunter wurde im Frühjahr 1863 eine Expedition ausgerüstet, um Charleston, von dem der Krieg ausgegangen, zu erobern. Die durch ihre Lage sehr schwer zugängliche Stadt war durch Beauregard verstärkt worden, sie wußte allen gewaltigen Kriegsmitteln zu widerstehen und fiel erst in Folge von Sherman's Zug durch Georgien nach Süd-Carolina. Auf die späteren Erfahrungen gestützt, sagte Porter, daß keine Panzerflotte im Stande sei, die Küstenforts zu passiren, wenn das Fahrwasser mit Sperrungen versehen sei.

Josef Hooker, der neue Oberbefehlshaber der Potomac-Armee, hatte sich als Brigade-General durch seinen stürmischen Muth, wie neuerdings durch seine Kritik Burnside's bemerkbar gemacht. Im Heere war er populär, die Soldaten nannten ihn „Figthing Joë", so wurde er gewählt, obwol er dem Cabinet in Washington nicht genehm war. Hooker schildert den Zustand der Armee bei seiner Uebernahme des Commandos folgendermaßen: „Durch die beiden mißglückten Unternehmungen auf Fredericksburg, den Eintritt der Regenzeit, der jede Operation bis zum Frühjahr unmöglich machte und die Armee fast in Schmutz begrub, war diese in beklagenswerther, fast hoffnungsloser Stimmung. Täglich kamen etwa 200 Desertionen vor. Ende Januar fand ich 2922 patentirte Officiere und 81,964 nicht patentirte Officiere und Gemeine abwesend; ich ließ alle Civilkleider bei der Armee verbrennen, deren Besitz den Deserteuren ihre Entweichung möglich machte, ließ alle Eisenbahnzüge und Posten visitiren, gab aber vielen Urlaub in der Winterzeit, wenn die Beurlaubten in wenigen Tagen wieder bei der Armee sein konnten. Durch Exerziren und andere Uebungen wurde besonders die Cavallerie verbessert, unsere Infanterie und Artillerie war denen der Conföderirten in allen Punkten überlegen, nur nicht in

der Disciplin. Mit materiell und intellectuell den unsrigen nicht gewachsenen Truppen hat Lee sich, allein durch Disciplin, eine Armee geschaffen, deren Haltung und Leistungsfähigkeit unerreicht ist in alter und neuer Zeit. Wir können uns ihr darin sowenig gleichstellen, als die andern Heere der Rebellen. Aber unsere Armee hatte doch in Disciplin, Instruction und in der sittlichen Haltung große Fortschritte gemacht und berechtigte zu den besten Hoffnungen. Anfang April, obgleich die Wege noch schlecht und ungangbar waren, hielt ich die Armee für fähig, die Operationen zu beginnen. Ich hatte gegen 40,000 Mann (nach den officiellen Listen nur 27,346) die neun Monate oder 2 Jahre gedient hatten, deren Entlassung also nahe war, ich hielt es daher für nöthig, den ersten günstigen Moment zu benutzen."

Von Halleck, dem General en chef, hatte Hooker nur die folgende, im Grunde jede kräftige Offensive ausschließende Instruction erhalten: „In Beziehung auf Eure Operationen werdet Ihr am besten beurtheilen, wann Ihr sie mit dem größten Vortheil beginnen könnt; immer behaltet die große Wichtigkeit im Auge, Harpers-Ferry und Washington zu schützen, entweder direct, oder indem Ihr im Stande seid, jedes Unternehmen gegen diese Orte zu strafen."

Schon am 13. April hatte Hooker Stoneman mit dem größten Theil der Cavallerie gegen Lee's Verbindungen abgeschickt, aber die Unternehmung war durch gewaltige Regengüsse unterbrochen; Ende April ging Stoneman weiter über den Rappahannok mit dem Auftrage, im Rücken des feindlichen Heeres die Brücke zu zerstören und bis nach Richmond zu dringen. Stoneman sollte seine 10,000 Pferde starkes Corps theilen, mit der einen Hälfte auf Gordonsville, mit der andern auf Richmond vorgehen. „Fight! Fight! Fight!" schloß Hooker's Instruction. Hooker hatte die Armee in 7 Corps getheilt, das 1., und 3. unter Sedgwick, sollten unterhalb Fredericksburg über den Rappahannok gesetzt werden, das 5., 11. und 12. Corps aufwärts des Flusses gehen, bei den vorhandenen Furthen über den Rappahannok und Rapidan setzen, und bei Chancellorsville, in der linken Flanke des feindlichen Heeres, 22 Kilometer von ihm entfernt, Stellung nehmen.

Das 2. Corps blieb vorläufig an den Uebergängen oberhalb Fredericksburg stehen, à portée beider Hauptcorps.

Hooker's Heer war über 100,000 Mann stark, das unter Lee, nach der Entsendung Longstreet's nach Süd-Virginien, nur 50, höchstens 60,000. Die Angaben der Schriftsteller weichen sehr von einander ab, überall ist es schwer, genaue Data über die Präsenzstärke der Heere in jenem Kriege zu erhalten. Die officiellen Angaben sind ganz ungenau, da sie nach den Löhnungslisten zusammengestellt sind, also die Soll-Stärke 1—2 Monat vor einem Gefechte erhalten. (In den Nordstaaten wurde die sehr hohe Löhnung oft erst nach 2 Monaten ausgezahlt, was auch für die Disciplin sehr nachtheilig war.)

Jedenfalls war die Gelegenheit zum Ergreifen der Offensive sehr günstig für das Unionsheer, die Umgehung versprach, wenn sie gelang, großen Erfolg, da jeder der beiden Theile, in welche das Heer zerlegt war, mit dem ganzen Heere unter Lee gleiche Stärke hatte; am 27. April begann die Umgehung und

rde so schnell und gewandt ausgeführt, daß in der Nacht zum 30. 3 Corps, x 40,000 Mann in Lee's linker Flanke standen, ohne daß dieser Nachricht von erhalten hatte. Am 30. erhielt das 3. Corps Befehl, zu denen des rechten ügels, bei Chancellorsville zu stoßen, während Sedgwick unterhalb Frederiks- rg demonstrirte, um Lee zu dem Glauben zu verleiten, daß hier der Haupt- ngriff erfolgen werde.

Am 1. Mai standen gegen 60,000 Mann bei Chancellorsville, ein halbes rps stand bei Banks-Furth oberhalb, Sedgwick mit $2^1/_2$ Corps unterhalb ederiksburg; — auf dem freien Terrain zwischen Tabernacle Church und ederiksburg hoffte Hooker den Feind zu treffen und bei seiner Ueberlegenheit schlagen, während dessen sollte Sedgwick die Stellung von Fredericksburg hmen und im Rücken angreifen, oder den bereits Geschlagenen den Rückzug rlegen. Nur eine der Voraussetzungen der kühnen, wolgeplanten Offensiv- wegung schlug fehl — der Sieg auf dem Schlachtfelde — es scheint, als hätte m Feldherrn im entscheidenden Momente der Entschluß gefehlt; obwol er mit berlegenen Kräften auf dem von ihm gewählten Schlachtfelde stand, obwol ihm e Umgehung vollständig geglückt war, zog er sich zurück, überließ Lee alle ortheile der Initiative in der nun veränderten Situation und zeigte sich als eldherr so unentschlossen, wie er sich als Brigade- und Divisions-Commandeur ihn und selbständig gezeigt, das alte Wort bewährend: „Tel brille au second, ui s'éclipse au premier."

„Jetzt muß der Feind fliehen oder aus seinen Verschanzungen heraus- ommen und den Kampf auf unserem Terrain annehmen, wo er der sichern Vernichtung geweiht ist," hatte er noch in einem Armeebefehl vom 30. April esagt. Chancellorsville, nach dem die Schlachten vom 2. und 3. Mai den Namen tragen, war (jetzt ist es zerstört) ein großes, einzeln stehendes Gebäude, rüher ein Wirthshaus, dann eine Pensionsanstalt. Bei ihm kreuzen sich die eiden Straßen Old Turnpike (macadamisirt) und Plankroad, die von Frede- iksburg nach den Furthen des Rappahannok und Rapidan, wie nach Gordons- ille führen; von ihnen gehen directe Wege nach Banks-Elys- und United-States-Ford. Chancellorsville liegt auf einem Plateau in einem großen, durch das dichte Unterholz fast undurchdringlichen Walde, nur einige 100 Schritt rings um das Haus ist eine Waldblöße. Vier Kilometer östlich Chancellorsville hört der Wald auf, bei Tabernacle-Church ist eine lang gestreckte Anhöhe, die sich von Rappahannok nach Süden zieht und sanft gegen Fredericksburg abfällt — eine treffliche Position für die überlegene Artillerie des Unionsheeres! Von da aus führt ein Weg nach Banks-Ford, der Punkt war also von höchster Wichtig- keit. Das freie Terrain zwischen dem Walde und Tabernacle-Church, das Hooker passend „unser Terrain" nannte, weil es seinem Heere so günstig war, ist wie die Wilderneß (der Wald rings um Chancellorsville) von zahlreichen, tiefen „Ravins" und „Runs" durchschnitten, die fast senkrecht in den Rappa- hannok fallen.

Am 1. Mai ging das Unionsheer in 2 Treffen auf dem Turnpike road und seitwärts desselben vor, Lee's Avantgarde wurde zurückgeworfen, und die Stellung bei Tabernacle-Church eingenommen. Da ertheilte Hooker, allen

Führern und dem ganzen Heere unerwartet, den Befehl, auf die Stellung i
Walde zurückzugehen. Hooker gab freiwillig die Vortheile einer überhöhend
Position mit freiem Vorterrain auf, die seine zahlreichere und bessere Artiller
zur Geltung bringen konnte, gab die in den Wald führenden Hauptstraßen i
Feindes Hand und wählte eine Stellung in der unübersichtlichen, fast undurch
dringlichen Wilderneß, durch die nur wenige schlechte Wege führten. Die Cor
erhielten Befehl, sich sofort bei Chancellorsville zu verschanzen.

Im Gegensatz zu Hooker's fast unerklärlichem Verhalten zeigte Lee d
höchste Klarheit und Schnelligkeit des Entschlusses. Bis zum 30. Mai war
durch Sedgwick's Demonstrationen getäuscht und hatte an einen Angriff a
Fredericksburg geglaubt; von dem Uebergang des Feindes am obern Rapp
hannok war er ohne Nachricht geblieben. So war er durch eine ihm überlege
Armee in der linken Flanke umgangen, zwei feindliche Armeecorps stande
außerdem in seiner rechten Flanke, fast am Fuße der Verschanzungen von Fr
dericksburg. Lee beschloß, die wichtige Stellung nur durch 8—10,000 Man
unter Early vertheidigen zu lassen, um so stark als möglich, mit etwa 50,00
Mann, Hooker entgegentreten zu können. Als dieser sich wider Erwarten a
Nachmittage zurückgezogen, recognoscirte Lee sofort dessen neue Defensivstellun
und alle in die Wilderneß führenden Wege. Auf Jackson's Rath faßte er de
kühnen Entschluß, am folgenden Tage Hooker's rechten Flügel in weitem Boge
zu umgehen, dann ihn in Flanke und Rücken anzugreifen, um ihn von de
über den Rappahannok führenden Furthen abzuschneiden. Dazu bestimmte
$^3/_4$ seines Heeres; sollte eine solche Umgehung vernichtende Wirkung haben, s
mußte sie von einer bedeutenden Macht ausgeführt werden. Jackson's Colonn
war 35,000 Mann stark, mit kaum 15,000 Mann blieb Lee dem vierm
stärkeren Hooker gegenüber stehen, um ihn in der Front zu beschäftigen un
festzuhalten. Er setzte Alles auf einen Wurf, vereinigte so viel Kräfte al
irgend möglich zur Erreichung des Hauptziels, ohne sich durch die mögliche
Gefahren und Nachtheile irre machen, und von dem klar erkannten Ziele ab
lenken zu lassen — einem Feldherrn wie Hooker gegenüber, konnte er fast Alle
wagen.

Früh am 2. Mai trat Jackson mit den Divisionen Hill, Rode und Colston
unter dem Schutz von Stuart's überallhin spähender Cavallerie, auf; ging bi
zur Lisière des Waldes, der seinen Marsch den Blicken des Feindes entzog, au
dem Plankroad, und schwenkte auf einem engen Waldwege links ab. An diese
Stelle führt ein grader Weg nach Chancellorsville, und Jackson's Marsch wurd
entdeckt; er ließ ein Regiment zum Schutze der Trains zurück, das später vo
zwei Divisionen des 3. Corps fast ganz gefangen genommen wurde, der Trai
entkam unter dem Schutze einer Batterie, die so aufgestellt war, daß sie de
Weg bestreichen konnte.

Hooker scheint in unbegreiflicher Verblendung geglaubt zu haben, daß Lee mi
der Hauptmacht auf dem Wege nach Spotsylvania und Gordonsville bei ihn
vorbeimarschirt sei. Statt dessen wendete sich Jackson nach Norden und schwenkte
sobald er die große Landstraße erreicht hatte, wieder rechts und ging durch de
Wald auf Chancellorsville vor.

Am Morgen des 2. hatte auch das 1. Corps Befehl erhalten, zur Hauptnee bei Chancellorsville zu stoßen, so hatte Sedgwick nur noch das 6. Corps d eine Division des 2. zur Verfügung — wenig über 20,000 Mann. Er tte zuerst Befehl, auf Bowlinggreen vorzugehen, um Lee von Richmond abzuneiden, jetzt telegraphirte ihm Hooker: „Nehmt Frederiksburg mit Sturm und gt dem Feind, der auf der Flucht ist, um seine Trains zu retten." Hooker tte ihm ein Corps nach dem andern entzogen, aber obwol er immer mehr ruppen um sich sammelte, konnte er nicht selbst zum Entschluß einer kräftigen fensive kommen und blieb in seinen Verschanzungen. So hatte er sich zur engsten Defensive verurtheilt, und befand sich mit seiner überlegenen Armee, e er selbst die „feinste" des Continents nannte, hinter Verhauen und Erdrken, ohne einen Blick hinter den Vorhang werfen zu können, den er n sich gezogen. Lee hatte längst den Wald von Chancellorsville besetzt, und wie Colonnen des Unionsheeres ihre Schanzen verließen, wurden sie von verchtendem Feuer empfangen.

Um 6 Uhr Abends vernahm man am rechten Flügel der Unionsheere ein waches Tirailleurfeuer, das bald in einen rollenden Donner von Gewehrsalven d Geschützfeuer überging. Jackson hatte unbemerkt den rechten Flügel umngen, das 11. Corps überrascht und in Unordnung zurückgeworfen. Unterstützt rch das Feuer der mit ihnen vorgehenden dichten Tirailleurschwärme waren e Colonnen mit dem gefürchteten Rebellen-Yell auf die Vorposten und die vouakirenden Truppen eingedrungen, und in vollster Auflösung floh das 1. Corps nach Chancellorsville. Jackson drängte noch weiter, um den Weg on dort nach dem United-States-Furth zu gewinnen. Er rief: „Gott! nur och zwei Stunden Tageshelle und die Armee des Nordens ist verloren." Oft h man ihn in diesen Stunden heißen Kampfes Hände und Blick betend erben, um den göttlichen Beistand anzurufen, er hielt sich für ein von der Vorhung erlesenes Werkzeug zur Rettung der Conföderation. Aber die dem Gideon ewährte Hilfe blieb ihm versagt.

Hooker war bei Beginn des Angriffs nach dem rechten Flügel geeilt und atte das zweite Treffen vorgeführt. Eine Division der Südarmee warf sich üdlich der Landstraße auf das Centrum der Unirten und erreichte einen Punkt, er fast im Rücken des 12. Corps lag. 22 Geschütze standen auf einem Höhenücken in einer kleinen Lichtung des Waldes, aus dessen 300 Schritt entfernter isière die dichten Schwärme des Feindes vorzubrechen drohten. Wenn auch das 2. Corps in die Flucht des 11. verwickelt wurde, war das Heer der Union erloren. In diesem Augenblick traf General Pleasanton mit zwei Cavallerieegimentern ein; er erkannte mit schnellem Blick, wie wichtig es sei, die Artillerie zu retten. Er rief den Major Keanan des 8. Pennsylvaniaregiments nd sagte: „Sie werden eine Attaque gegen den Wald machen und die Rebellen o lange zurückhalten, bis ich Zeit gefunden, die Batterie in Schußbereitschaft u bringen." Keanan übernahm lächelnd den Auftrag, er wußte, daß er mit einem Regiment einem sichern Tode entgegen ging. Mit 400 Pferden griff er die im Walde nahe der Lisière zum Angriff vorgehenden Conföderirten an, der Führer und der größte Theil der unerschrockenen Reiter sanken todt von den

Pferden, aber Pleasanton gewann Zeit, die Geschütze mit Kartätschen laden un ein Infanterieregiment en ligne hinter dem Kamme der Anhöhe aufmarschire zu lassen. Wenige Minuten darauf brach eine Wolke von Schützen aus de Walde, dicht hinterher folgten die Colonnen. In diesem Augenblick gaben al Geschütze Feuer, Pleasanton hatte befohlen, nicht die Colonnen, sondern do Terrain dicht vor ihnen zum Ziel zu wählen, da in solchen Augenblicken imm zu hoch geschossen werde. Die Wirkung war vernichtend, die Conföderirte eilten in den Wald zurück und bald erstarb hier das Gefecht. Keanan's C vallerieangriff ist um so bemerkenswerther, da er ein bei den heutigen Gefechts verhältnissen seltenes Beispiel gibt, daß die Entscheidung einer Schlacht an de Erfolg der Attaque einiger Schwadronen geknüpft sein kann. Große Erfol können heute mehr wie je nur durch kleine Cavallerieabtheilungen errunge werden, deren Existenz dann mit Recht auf's Spiel gesetzt wird, auf den G fechtsfeldern der Gegenwart sind große Cavallerie-Corps so unbeweglich als u brauchbar, und wenn Stoneman's 10,000 Pferde, die zweckmäßig zu eine großen „Raid" verwendet wurden, nördlich von Chancellorsville gestanden hätte so konnten sie nicht mehr leisten, als Major Keanan, selbst wenn man sie zu entscheidenden Stelle hätte schaffen können.

Gegen 10 Uhr Abends fiel Jackson, der bis auf 200 Schritt an die feindlich Stellung herangeritten war, um zu recognosciren, vielleicht um einen nächtliche Angriff vorzubereiten. Er stieß auf keinen feindlichen Vorposten, und sagte z einem seiner Begleiter: „Wir haben nichts mehr uns gegenüber, es ist Alles i voller Flucht." Als er mit seiner Suite von 12 Mann zurückritt, erhielt von einer Abtheilung seiner eigenen Truppen, die ihn und seine Begleiter fü eine feindliche Cavallerie-Patrouille hielten, eine Salve, die mehrere aus seine Gefolge tödtete, er sprengte seitwärts, und erhielt von einer anderen Abtheilun eine zweite Salve, die ihn und Andere schwer verwundete. Am folgenden Tag wurde er nach Wilderneß Tavern, dann nach einer Station der Richmond Eisenbahn gebracht, wo er am 10. Mai, in der sichern Hoffnung auf den end lichen Sieg seiner Partei, mit den Worten starb: „Herr, Dein Wille geschehe" Jackson's Tod hielt Lee für einen größeren Verlust als den eines Feldzuges; i Heere war tiefe allgemeine Trauer, nie ist bekannt geworden, welcher Truppen theil die verhängnißvolle Salve abgegeben, auch war es verboten, Nachforschunge anzustellen, um den Soldaten den Schmerz zu ersparen, den geliebten Führe getödtet zu haben. Am folgenden Tage griffen seine Regimenter unter de Rufe: „Remember Jackson" mit dem wildesten Ungestüm an. Aber in der Nach bei der Dunkelheit im Walde, dem trügerischen Mondlicht, auch in Folge de Feuers der Batterien von Chancellorsville und nach der Verwundung Jackson' und Hill's standen die Conföderirten von weiteren Unternehmungen ab, un bald herrschte tiefes Schweigen in der blutgetränkten Wildniß.

Indessen beschloß Sickles, mit dem 3. Corps noch einen nächtlichen Angri zu machen, um die verlorene Position des 11. Corps wieder zu gewinnen Beide Heere standen sich in geringer Entfernung gegenüber, kaum waren an ein zelnen Punkten Vorposten ausgestellt, jedes Regiment bivouakirte, wo es stand die zunächst dem Feinde en ligne, Gewehr im Arm, hinter Werken oder schnel

n gehobenen Schützengräben. Eine Brigade der Division Birney wurde be-
ft mt, deployirt im ersten Treffen ohne Intervalle, die gegenüberliegenden Werke
nehmen, die 2. und 5. Brigade folgten compagnieweise in Colonne. Nur
Salve sollte in nächster Nähe des Feindes gegeben werden, dann kein Schuß
r fallen. Eine lichte Stelle überschreitend, drang die erste Brigade (Ward)
tlos bis an den Saum des Waldes, den sie unbesetzt fand; kaum in den
ld eingetreten, verrieth sie das Knistern der Zweige, bald fielen einzelne
üsse, dann begann ein unaufhörliches Rollen von Salven. Trobriand gibt
e lebendige Schilderung der unbeschreiblichen Verwirrung, die auf beiden Sei-
während dieses Nachtgefechts herrschte. Bei dem blinden Schießen von
n Seiten verkrochen sich Viele in kleine Vertiefungen, oder hinter starken
umen, Trobriand fand in einer Grube mit senkrechten Wänden, die ausge-
en war, um Erde für die Verschanzungen zu gewinnen, etwa 20 Conföde-
te und Unirte neben und übereinander gelegt, „wie Sardinen in der Büchse".
irte und Conföderirte beschossen die eigenen Truppen, oder griffen sie mit
n Bajonett an; ein Compagnie-Chef der Unionsarmee erstürmte tapfer eine
tterie, und erkannte dann zu seiner Ueberraschung, daß es eine des eigenen
eres gewesen. Allmählich erstarb, nach mehrstündigem Geknatter, das Feuer.
der suchte Schutz und Ruhe, wo er stand, und schlich sich bei anbrechendem
ge zu seinen Truppen zurück. Aehnliche Bilder zeigen die Nachtgefechte in
ft allen Kriegen.

Ehe sich am Morgen des 3. hier der Kampf erneuern konnte, zog Hooker
as 3. Corps bis hinter die Artillerie-Positionen von Chancellorsville zurück,
n dort den Angriff zu erwarten. Noch ehe die neue Stellung erreicht, wurde
as 3. Corps von Stuart, der an Jackson's Stelle den Befehl übernommen, hart
drängt, ohne daß Hooker es durch die noch intacten Corps unterstützen ließ.
u gleicher Zeit hatte Lee das 12. Corps angegriffen und zurückgeworfen. Hooker
tte es durch eine Brigade des selbst so schwer bedrängten 3. Corps verstärken
ssen. Das 1., 11. und 5. Corps standen ruhig an der Landstraße nördlich
on Chancellorsville. Der Feldherr war dort im Hause geblieben; bald nach
m Beginn des Gefechtes hatte eine Granate eine der Säulen, die den Balcon
ugen, niedergerissen — der General, durch die stürzende Säule getroffen, fiel
ewußtlos nieder und blieb mehrere Stunden betäubt. Während der Zeit
urde kein Befehl gegeben, endlich übernahm General Couch, als der älteste, das
ommando; aber weder er, noch ein Anderer kannten den Plan Hooker's. Hier,
ie so oft im Laufe des Krieges, zeigt sich die Nothwendigkeit eines im Frie-
en organisirten und ausgebildeten Generalstabs und einer Adjutantur. Endlich
rwachte Hooker und gab Befehl, daß die Armee sich nach dem Rappahannok
n eine engere, schon am Tage vorher abgesteckte Stellung zurückziehen sollte.

Hooker's Handlungsweise, die so wenig zu seiner bekannten Kühnheit stimmte,
ab zu dem unrichtigen Verdachte Anlaß, er sei berauscht gewesen; das Unter-
uchungs-Comité hat aber nach eidlicher Aussage der Zeugen seine Unschuld er-
klärt, nur der Schlag hatte ihn betäubt.

Am Nachmittage des 3. Mai hatten sich Stuart und Lee vereinigt, die
Unionsarmee war im vollen Rückzuge, dennoch konnte Lee keine nachdrückliche

Verfolgung seines Sieges wagen, da Sedgwick um genau dieselbe Zeit Freder burg erstürmt hatte und Early, der es mit nur 8000 Mann besetzt gehal auf dem Wege nach Chancellorsville folgte. Lee sandte sofort zwei Divisio zu Early's Unterstützung, war also nur noch 20,000 Mann stark, zu schw um seinen Sieg verfolgen zu können. Sedgwick hatte am 2. und 3. trotz sei Anfragen gar keine Instruction von Hooker erhalten; da Early bei Salem St hielt und die Armee von Chancellorsville sich nach Norden zurückzog, ging in der Nacht zum 5. Mai bei Banks-Furth auf das linke Ufer des Rappahan und zog die Brigade Gibbon, die bei Fredericksburg zurückgeblieben, ebens dahin. In der Nacht und am 6. ging Hooker mit der gesammten Armee United States-Furth auf neu geschlagenen Brücken über den Rappahannok.

Die Cavallerie-Corps unter Stoneman und Averill hatten keine groß Erfolge errungen, Stoneman war bis in die Nähe von Richmond gekomm und hatte dessen Bewohner in Schrecken gesetzt, Averill hatte schon in Culpep Befehl erhalten, zu Hooker's Armee zu stoßen. Beiden wurde der Vorw gemacht, die Instruction, die ihnen eine energische Offensive befahl, nicht beso zu haben — das Untersuchungs-Comité sagt charakteristisch, es sei „charitabl anzunehmen, daß beide Cavallerie-Führer den erhaltenen Befehl nicht gele hätten.

Der Gesammtverlust des Unionsheeres betrug 17,197 Mann.

Lee's Verlust wird auf 12—13,000 Mann geschätzt.

Hooker erließ nach der Schlacht folgenden Armee-Befehl:

„Der commandirende General sagt der Armee seinen Dank für ihre Leistungen. Die Grün weshalb nicht alles Erwartete ausgeführt werden konnte, sind bekannt. Es genüge zu sag daß menschliche Weisheit und Mittel sie weder vorhersehen, noch ihnen entgegen wirken kon Die Ereignisse der letzten Woche müssen das Herz jedes Officiers und Soldaten mit Stolz füllen ....."

Dagegen sagt der Sieger Lee:

„Mit inniger Genugthuung sagt der General den Officieren und Soldaten seinen Dank f ihr heldenmüthiges Benehmen in den letzten Tagen. Der ruhmvolle Sieg sichert Euch den Da des Vaterlandes, aber wir müssen dem einzigen Geber jedes Sieges Dank sagen. Am nächst Sonntag sollen alle Truppen sich vereinigen, um dem Herrn ihren Dank darzubringen. La uns nicht Derer vergessen, die für das Vaterland geblieben sind; wir wollen sie betrauern u ihr Beispiel befolgen."

Da Hooker das Vertrauen der Armee wie der Regierung verloren, und m dem Oberbefehlshaber der gesammten Armee, Halleck, dem Stellvertreter d Präsidenten, oft verschiedener Ansicht war, dessen Befehle er zögernd oder g nicht ausführte, schrieb ihm Lincoln am 16. Juni:

„Um alle Mißverständnisse zu vermeiden, stelle ich Euch in das stricte militärische Verhältn zu General Halleck, wie das eines Armee-Commandeurs zu dem Commandeur aller Armeen. I habe es nie anders gemeint, aber es ist anders verstanden worden. Er soll Euch befehle und Ihr sollt ihm gehorchen.

gez. Lincoln."

Bei Lee's Invasion in Maryland zog Hooker die Garnison von Harpers Ferry an sich, was Halleck und Stanton mißbilligten und seine spätere Absetzun herbeiführte; den unpraktischen Plan Hooker's, über den Rappahannok zu gehe und Fredericksburg anzugreifen, während Lee den Potomac überschritt und in

rden vordrang, widerrieth Lincoln in einem originellen Briefe, der hier in rtlicher Uebertragung mitgetheilt wird. Der bedeutende und vortreffliche ann hatte auch in seine hohe Stellung etwas von den Formen des Backwoods- n mit hinüber genommen, sich aber das reiche Maß von Humor und gesun- n Menschenverstande bewahrt, das ihm verliehen worden.

„Washington, den 5. Juni.

„An Major-General Hooker.

„Euren Brief erhielt ich vor einer Stunde; ihn zu beantworten, erfordert so viel militärische ntniß, daß ich General Halleck beauftragt habe, es zu thun. Nur eine Bemerkung halte ich werth, ausgesprochen zu werden. Wenn Lee nördlich des Rappahannok vorgeht, würde ich ht auf dessen südlichem Ufer vorgehen; wenn er in Frederiksburg eine starke Besatzung zurück- assen, würde ich gegen Schanzen fechten, und während ich dort geschlagen würde, könnte Lee Norden Vortheile erringen. Mit einem Worte, ich würde mich nicht der Gefahr aussetzen, r Flusse in ein Gefecht verwickelt zu werden, wie ein Ochse, der halb über einen Zaun ge- cungen ist, und in Front und im Rücken von Hunden angegriffen, weder vorn stoßen, noch nten ausschlagen kann. Aber das sind nur Rathschläge, die Euer Urtheil und General Halleck üfen mögen.

gez. A. Lincoln."

Das erinnert an Turenne's Wort: „Après tout, messieurs, je vous recom- ande le bon sens."

Da Hooker bald nach der unglücklichen Schlacht bei Chancellorsville viele legimenter entlassen mußte, war er zu keiner Offensivbewegung mehr fähig. Dagegen forderte Lee Verstärkungen, um in Maryland und Pennsylvanien die Entscheidung herbeizuführen; aber schon begann sich die Erschöpfung der Süd- taaten zu zeigen. Das Heer, mit dem der von seiner schweren Verwundung iederhergestellte Johnston Vicksburg entsetzen sollte, hatte kaum auf 20,000 Mann gebracht werden können, und dem Heere in Virginien wurden nur geringe Verstärkungen geschickt. Einen letzten Theil der disponiblen Kräfte bedurfte Davis, m Charleston und andere Hafenstädte im Süden zu schützen. Andererseits war ie Situation günstig für eine energische Offensive. Das Heer der Union war ntmuthigt, und die beiden großen Siege der Conföderirten hatten die ihnen zeneigte Partei in den Nordstaaten verstärkt. Lincoln's Emancipationsedict hatte vielfach Mißvergnügen erregt, denn Viele, welche den Krieg zur Erhaltung der Union forderten, waren gegen die Aufhebung der Sklaverei. Südstaatliche Emissäre suchten in New-York Emeuten anzustiften, und im englischen Parla- ment wurde zu derselben Zeit der Antrag auf Anerkennung der Südstaaten ge- macht, — das höchste Interesse forderte, eben jetzt einen glänzenden Erfolg zu erringen. Endlich verhinderte eine Offensive Lee's den Oberbefehlshaber der Unions- armee, Halleck, die Corps von Grant, Banks und Rosenkranz vor Vicksburg, Port-Hudson und in Tennessee zu verstärken.

Am 5. Juni ging Ewell's Corps nach Culpepper, um von da, als Avant- garde der conföderirten Armee, durch das Shenandoah-Thal in Maryland und Pennsylvania einzubrechen. Lee, dessen Stärke wol kaum 100,000 Mann betrug, folgte Ewell mit den Corps Hill und Longstreet. Hooker glaubte, daß Abthei- lungen von der feindlichen Armee zur Verstärkung von Vicksburg abgerückt seien, und blieb südlich vom Potomac stehen, selbst als Lee Hagerstown erreicht hatte. Als er sich endlich in Bewegung gesetzt, wurde er am 24. abgesetzt, weil er gegen

Halleck's Befehl die Besatzung in Harpers-Ferry an sich gezogen hatte. Oberbefehl wurde Meade, einem tüchtigen Soldaten, aber ohne Feldherrntal übergeben.

Lee bezog mit den Corps von Hill und Longstreet ein Lager bei Chambe burg in Pennsylvanien, Ewell drang bis York und Carlisle. Die Divi Johnston stand zum Schutze der Uebergänge über den Potomac bei Williamsp Stuart mit seinem Cavallerie-Corps zur Beobachtung der Pässe an den Bla Bergen. Indessen hatte Lee's Invasion nicht den erwarteten Erfolg. St eine Erhebung der heimlichen Anhänger der Conföderirten (Copperheads), eil die schnell einberufenen Milizen zu den Fahnen, verstärkten die Armee und setzten die gefährdeten Städte; die große Brücke über den Susquehannah Columbia wurde von den Einwohnern bei der Annäherung von Ewell's Co verbrannt, und so fand sich nirgends die gehoffte Sympathie.

Meade hatte den Potomac Ende Juni überschritten und am 1. Juli se Armee zwischen Ennetsburg und Gettysburg in Pennsylvanien concentrirt. war in der rechten Flanke bedroht, zog Ewell an sich, und vereinigte seine Arm nördlich von Gettysburg; seine reiche Beute an Schlachtvieh und anderen Lebe mitteln schickte er über den Potomac zurück. Meade beschloß in der günstig Stellung bei Gettysburg eine Schlacht anzunehmen. Das 1. und 11. Corps d Unirten waren vorgeschoben, aber mit Verlust zurückgeworfen worden, a 2. Juli langten 2 neue Corps an, so daß sich beide Heere in einer Stärke v je 80,000 Mann und 200 Geschützen gegenüberstanden. Auf dem hufeisenförmig Plateau, südlich von Gettysburg, hatte Meade seine Armee mit zurückgebogene Flügel aufgestellt, seine Artillerie dominirte die feindliche. Nach einem ei leitenden Artillerie-Gefecht griffen Longstreet, dann Hill und Ewell am 2. Nac mittags an, doch wurden sie, da die Angriffe nicht gleichzeitig waren, abgewiese Am Dritten Nachmittags concentrirte Lee das Feuer von 115 Geschützen a den Kirchhofhügel, welcher das Centrum und den vorspringendsten Punkt d feindlichen Stellung bildete.

Um vier Uhr brachen Longstreet's und Hill's Colonnen vor, sie wurden m Kartätschenfeuer empfangen; Lee durch den Sieg von Chancellorsville zuversichtlic geworden, ließ sie immer von Neuem vorführen, allein es gelang nicht, di starke und wohl vorbereitete Stellung zu erstürmen. Nach einem Verluste vo mehr als 20,000 Mann zog er sich zurück, ohne von Meade verfolgt zu werden

Trotz so großer Verluste war des Feldherrn Muth so ungebrochen, als da Vertrauen des Heeres zu ihm. Auf dem Rückmarsche nach Hagerstown tröstet er seine Soldaten und gab sich allein die Schuld des Mißerfolges. Da er au keine Verstärkungen rechnen durfte, war er zu schwach, die Offensive fortsetze zu können; am 11. und 12 Juli ging er über den Potomac zurück, fand Zeit seinen Train und seine Proviant-Colonnen ungefährdet mitzuführen und bezo sein verschanztes Lager bei Culpepper. Ihm gegenüber nahm Meade, der nu langsam gefolgt war, bei Warrenton nördlich des Rappahannok Stellung.

Zu derselben Zeit, als der Sieg bei Gettysburg Lee zum Rückzuge zwang Washington und vielleicht die Union rettete, war am Mississippi nach langen Ringen ein ebenso bedeutender Erfolg erreicht.

Am 4. Juli, dem Jahrestage der Gründung der Union, der dort überall s Nationalfest gefeiert wird, waren in Washington die Nachrichten von dem iege bei Gettysburg und von der Uebergabe von Vicksburg fast gleichzeitig ein= troffen. Bald darauf wurde, nach blutigem Straßenkampf, die Emeute in ew-York durch General Dix niedergeworfen. Trotz der großen materiellen eberlegenheit des Nordens hatte eine Reihe von Siegen, die die Heere der Süd= aaten in Virginien erfochten, die Schaale der Union immer mehr gehoben. .nfangs Juli schwankte das Zünglein der Waage, es war die Peripetie die dem Beginn der Katastrophe voranging.

Nie war im Norden das Vertrauen in das Heer und seine Führer so gering ewesen. Weder Mc. Clellan, noch Burnside und Hooker hatten den Erwar= ungen entsprochen, der Name Meade's, des neuen Führers der Potomac=Armee war fast unbekannt. Nie war man deshalb so besorgt um Washington's und ie Erhaltung der Union gewesen. Der Sieg von Gettysburg und der Fall von Vicksburg sicherten die endliche Entscheidung. Von nun an blieben die Süd= staaten auf die Defensive beschränkt, die Conscription hatte ihre Kräfte auf's Höchste angespannt, und es fehlte nur an Waffenfähigen, um Vicksburg zu ent= etzen und Lee's Heer in Virginien zu verstärken.

(Fortsetzung folgt.)

George Eliot und ihr neuester Roman.

Von

Wilhelm Scherer.

Daniel Deronda by George Eliot. IV Vol. Edinburgh and London, William Blackwood and Sons. MDCCCLXXVI.*)

Daniel Deronda. Von George Eliot. Deutsch von Adolf Strodtmann. 8 Halbbände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1876.

Mr. Herbert Spencer spricht einmal über das große Talent der Frauen, schnell die flüchtigen Gefühle ihrer Umgebung nach äußeren Anzeichen zu errathen, und rühmt es als eine besonders glückliche, aber nicht häufige Fügung, wenn sich mit dieser instinctartigen Gabe die Geschicklichkeit psychologischer Analyse verbinde. „Von solcher Gewandtheit" — fährt er fort — „besitzen wir ein bisher nirgends unter Frauen erreichtes und nur selten, wenn überhaupt, unter Männern übertroffenes lebendes Beispiel."

Ich weiß nicht, ob ein Engländer in Zweifel sein könnte, auf wen er diese Stelle zu beziehen hätte. Für uns in Deutschland ist nur Eine Deutung möglich: George Eliot.

Es war, glaube ich, ein französischer Kritiker, der von ihren Romanen sagte: „Sie athmen einen Duft der Weisheit aus." In der That, die Philosophie hat daran mitgearbeitet; eine ausgebreitete Weltkenntniß steht der Verfasserin zu Gebote; ein prophetischer Blick in das Innere der Menschen hinein, daß man zuweilen erschrickt. Nie war mir dieser Eindruck so lebhaft geworden, als bei ihrem vorletzten Werke, bei „Middlemarch". Unwillkürlich fühlte ich mich gedrungen, den Gehalt an Reflexionen zu sammeln und in ein System zu bringen. Dabei war die Geschichte so trostlos; so trostlos wahr: ein Mensch, der seine Ideale verläßt, der in die Provinz geht mit den bescheidensten Plänen der Weltverbesserung und der selbst diesen bescheidensten Vorsätzen nicht treu bleiben kann; er muß dafür büßen, daß er etwas Besonderes sein will; er

*) Auch in der Tauchnitz-Edition erschienen: „Daniel Deronda by George Eliot, author of „Adam Bede", „Romola" etc. Copyright edition. In four volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1876. Die Red.

rd nicht schlecht, aber er wird gewöhnlich, er wird wie alle Andern sind — t einem Wort: er kommt innerlich herunter. Die tragischsten Schicksale, die recklichsten Conflicte, der grausamste Tod wäre nicht so tragisch, nicht so recklich, nicht so grausam. Wer das Buch nicht in außergewöhnlich glücklicher timmung las, für den mußte das Resultat Menschenverachtung, Selbstrachtung sein. Aber doch: welche bewunderungswürdige Kraft der Darstellung, so Etwas zuwege bringt und vorübergehend eine Wirkung übt, wie sie sonst r die Folge bitterer Lebenserfahrungen zu sein pflegt.

Von „Daniel Deronda" geht eine solche Gewalt nicht aus. Es werden rin Begebenheiten geschildert, denen kein so hoher symbolischer Werth zusteht, elche nicht so leicht und nicht so schmerzlich an das anklingen, was jeder von s erleben könnte. Die Schicksale, welche hier unsere Theilnahme herausrdern, entsprechen nicht der Regel, sondern der Ausnahme; sie sind — um es it Fremdworten schärfer zu sagen — nicht generell, sondern exceptionell.

Freilich, die Haupterzählung scheint sehr einfach. Dem Grundrisse nach nnte sie gar nicht einfacher sein. Ein junger Mann liebt ein junges Mädchen, ssen Bruder sein Freund ist. Das einzige Hinderniß, das er fürchten kann, eligionsverschiedenheit, wird plötzlich von Außen hinweg geräumt, und ohne Mühe erhält er das Jawort. Kein großer Conflict, Alles eben und glatt. ber: — der junge Mann, das junge Mädchen und dessen Bruder sind Juden; m Schluß wird nach Jerusalem aufgebrochen, und wichtige Actionen im Interse des gesammten Judenthums stehen in Aussicht.

Die einfache Geschichte ist, wie man sieht, in eine ganz besondere Sphäre elegt und hat eine höchst specifische Färbung erhalten, was sich im Einzelnen berall bestätigt.

Daniel Deronda wächst als englischer Edelmann auf in der Hut und in em Hause von Sir Hugo Mallinger. Man glaubt, und er selbst vermuthet, er ei der natürliche Sohn des gutmüthigen, vortrefflichen Mannes. Aber er fragt hn nicht darnach, er fragt Niemand darnach: das Geheimniß seiner Geburt rückt ihn; er ist ohne Beruf, seine ganze Existenz gleichsam provisorisch. Eines bends rudert er auf der Themse und rettet ein junges, zartes Mädchen, das m Begriffe steht, sich zu ertränken. Sie heißt Mirah und gibt sich als Jüdin u erkennen. Sie ist die Tochter eines leichtsinnigen Schauspielers, von diesem hrer Mutter geraubt und zur Sängerin ausgebildet. Als die Theatererfolge zweifelhaft wurden, hat sie der Elende in Wien an einen Grafen verkaufen wollen: da entfloh sie nach London, um ihre Mutter und ihren Bruder zu suchen: aber ihre Bemühungen waren vergeblich und ihr Geld bald verbraucht, so daß sie dem Hungertode gegenüberstand. Daniel Deronda bringt sie zu Frau Meyrick, der Mutter eines Freundes, die mit drei liebenswürdigen Töchtern in bescheidenen Verhältnissen ein durch gegenseitige Freundlichkeit und Herzensgüte verschöntes Leben führt. Natürlich liebt Mirah ihren Retter und wird von ihm geliebt; der junge, humoristische Maler Hans Meyrick, Sohn ihrer Beschützerin, hat, wie wir bald merken, wenig Aussicht. Aber Mirah hängt an der Religion ihrer Väter und wird vermuthlich nur einen Juden heirathen . . . . Unterdessen verschafft ihr Daniel Deronda Gesanglectionen und bemüht sich, ihre

Mutter und ihren Bruder aufzuspüren. Die Mutter ist todt, der Bruder wi gefunden: er nennt sich Mardochai, ist arm und schwindsüchtig, aber ein G lehrter, ein Philosoph, der für die Zukunft seines Volkes großartige Pläne he und vertrauensvoll auf Denjenigen wartet, der sie in's Werk setzen soll. (glaubt ihn mit Sicherheit in Deronda zu erblicken und sagt ihm auf den Ko zu: er müsse Jude sein. Deronda versichert wahrheitsgemäß, daß er sei Abstammung nicht kenne ..... Aber er lernt sie kennen. Sir Hu Mallinger kündigt ihm eines Tages an, daß seine Mutter ihn in Genua seh wolle. Es zeigt sich, daß er nicht Sir Hugo's Sohn und überhaupt ke illegitimes Kind ist: die Mutter enthüllt sich als Jüdin und Tochter ein genuesischen Arztes, aber sie haßt das Judenthum, dessen Strenge sie der Vat fühlen ließ. Sie war in erster Ehe mit ihrem Vetter verheirathet, ist dar eine berühmte Sängerin geworden, hat sich eines unbequemen Söhnchens, eb Daniel's, an Sir Hugo Mallinger, ihren Verehrer, entledigt und in zweiter E einen russischen Fürsten geheirathet, von dem sie fünf Kinder hat. Jetzt, da s alt zu werden anfängt, schlägt sie das Gewissen; ein Rest kindlicher Furcht v dem Unwillen ihres längst verstorbenen Vaters treibt sie, Daniel zu berufe aber die Begegnung soll die erste und letzte sein: unmöglich, diesen Sohn anz erkennen; von der Liebe, die er ihr entgegenbringt, kann sie keinen Gebrau machen.

Die Eröffnung wirkt auf Deronda, als ob ihn der Morgen einer neue Weltepoche plötzlich umleuchtete. Das Räthsel seines Lebens ist gelöst. Er ha was er wollte; er kennt seinen Beruf; er wird die Erbschaft seines Großvate antreten; er wird Mardochai's Erwartungen erfüllen; er wird mit ganzer Kra einstehen für sein Volk. Es ist ihm jetzt erst vollkommen klar, daß er Mira liebt, und er hat jetzt erst Aussicht, sie zu besitzen. Er eilt nach England. Sei Hoffnung trügt ihn nicht: Mirah wird die Seine. Zwar, Mardochai stirb aber die Neuvermählten reisen nach dem Orient.

Es sei mir gestattet, hieran gleich eine Bemerkung zu knüpfen.

Der englische Roman zeigt auf allen Blättern seiner Geschichte die Mac des erfahrungsmäßigen Denkens in dem englischen Volke. Sie sind sämmtli Schüler Bacon's, und George Eliot ist es mehr als viele Andere. Sie beobacht mit dem kühlen Blicke des Naturforschers; sie bleibt immer betrachtend; die Ruhe hat etwas Großartiges und erzeugt eine epische Stimmung, welche um s höher anzuschlagen ist, als die Methode der Darstellung nicht immer eine stren epische ist. Aber es gibt Augenblicke, wo sie dadurch die Erwartung eine modernen Lesers nicht völlig befriedigt. Ein solcher Moment ist derjenige, i welchem Deronda seine Abkunft erfährt. Auch aus meiner trockenen Skizze wir deutlich geworden sein, daß es die wichtigste Wendung des Romanes ist. Au diese Wendung hin mußte das Ganze gearbeitet werden. Wir müssen das Aus sichtslose in Deronda's Leben fühlen; wir müssen den elastischen Aufschwun fühlen, als er das Geheimniß erfährt. Zuerst muß ein Berg auf ihm lasten dieser Berg muß hinweggeschleudert scheinen, wie durch die aufquellende Kraf eines unterirdischen Feuerstromes. Weder jener Druck noch diese Erleichterun sind so stark dargestellt, so mitlastend und mitreißend, wie sie es könnten

ie wir es erwarten. Daniel's Gefühle sind freilich gedämpft: er hat die ersehnte Mutter gefunden, aber auch wieder verloren; er hat noch ein anderes peinliches Erlebniß gehabt, von dem wir später hören werden. Aber das Alles liegt hinter ihm; er reist der Geliebten, er reist dem Freund und prophetischen Lehrer: — er reist seiner Zukunft entgegen. In der Athemlosigkeit dieser Reise mußte das ganze fluthende neue Leben sich spiegeln, das ihn jetzt mit nie geahnter Gewalt durchströmt: das Finden nach langem Suchen, der Zauber eines gefaßten Entschlusses, die eben erst erwachte Thatkraft, das eben erst geschenkte Nationalgefühl, der Dank gegen das Schicksal, die wogenden Bilder naher Erfüllung, die Vorfreude des Wiedersehens, das natürliche Anklammern an das gegenwärtig und künftig Erfreuliche, um die peinliche jüngste Vergangenheit loszuwerden, und dabei doch noch die große Frage: ob Mirah ihn liebt .... Was ist mit einem solchen Seelenzustand zu vergleichen? Wer einmal Aehnliches erlebte, vergißt es nie. Welche Erregung und welche Spannung! Welche unzähmbare Ungeduld! Welche Angst, daß irgend ein Unbekanntes, Unwahrscheinliches sich ganz zuletzt noch dazwischen werfen könnte! Welche Concentration daher des ganzen Menschen auf das nächste Ziel! Welche Mischung von glücklichen Regungen, die sich doch alle in dem Einen, Höchsten vereinigen und dem entgegenverlangen: geliebte Menschen theilhaftig zu machen der eigenen Freude und ihnen die höchste Freude zu bringen durch das Wort: „Ich gehöre zu euch, uns trennt Nichts mehr."

George Eliot hat diese großartige, höchst wirksame Situation geschaffen, aber sie beutet sie nicht aus. Sie macht die sehr richtige psychologische Bemerkung, daß der Reisende, je weiter er kam, die noch zurückzulegende Strecke mehr und mehr als ein Hinderniß empfand. Sie fügt hinzu, daß ihm durch die Entdeckung seiner Abkunft gleichsam eine zweite Seele verliehen worden sei. Aber sie mußte uns das nicht sagen, sondern zeigen; sie mußte uns in den Mittelpunkt seiner Phantasie versetzen und mit der Zauberkraft der Poesie unsere Seele in die seinige verwandeln. Statt dessen zieht sie es vor, über Daniel Deronda zu scherzen, die Feierlichkeit seiner Lage mit Ironie zu behandeln und den Leser auf sein unheroisches hellgraues Sommercostüm aufmerksam zu machen. Eine gewisse kühle Stimmung soll absichtlich erhalten werden.

Aber was ist es, was den Helden treibt, neben der Liebe zu Mirah, neben der Liebe zu Mardochai? Was ist der Beruf, den er gefunden hat? Für sein Volk leben: was heißt das?

Mardochai unterrichtet uns darüber in längeren Reden. Er hat die Vorstellung, die Juden müßten wieder ein eigenes Land bekommen, damit das ersterbende nationale Leben von Neuem emporblühe. Palästina soll angekauft und eine Republik dort errichtet werden als ein Belgien (!) des Ostens. Hierfür ist Deronda gewonnen, und er will vor Allem das Land seiner Väter näher kennen lernen. Aber ist das ein richtiger Abschluß? Wir stehen, dünkt mich, erst am Anfang. Wenn Jemand zum Beginn eines Romanes ein armer Teufel ist und wird am Ende Geschäftstheilhaber einer angesehenen, altbegründeten Firma, so ist das ein Abschluß. Wenn Jemand zum Beginne Privatdocent ist und er wird am Ende Professor, so ist das ein Abschluß. Aber wenn Jemand

durch sieben Halbbände berufslos gewesen ist und er findet im achten Halbband seinen Beruf, so beginnt erst sein Streben, und wir wollen wissen, ob er darin glücklich ist oder nicht. Er läuft nicht nach zurückgelegter Fahrt in einen Hafen ein, sondern er wagt sich zum ersten Mal auf die hohe See. Es ist doch auch nicht gleichgiltig, ob wir Mardochai für einen hektischen Träumer halten müssen oder für einen Propheten und nationalen Wohlthäter. Und es ist nicht gleichgiltig, ob er durch seinen Einfluß den Helden in ein tragisches oder in ein erfolgreiches Schicksal hineingehetzt hat, vollends wenn das zu erreichende Ziel außerhalb der bisherigen Erfahrung liegt und sich doch in naher Zukunft verwirklichen müßte.

Die Möglichkeit von Romanen ist darauf gegründet, daß wir von den Erlebnissen sehr vieler Menschen Nichts wissen und uns daher willig Begebenheiten vorerzählen lassen, die sich im Dunkel ereignet haben mögen. Aber wenn die Juden sich in Palästina einen neuen Staat gründen, so können sie das nicht heimlich thun; und wenn im Jahre 1866 ein so hervorragender Jude, wie Deronda, dafür zu agitiren begann, so müßte die übrige Welt schon Etwas davon gemerkt haben. Hier ist die Grenze der romanhaften Erfindung, obgleich viele begabte Romanschriftsteller denselben Fehler gerade dann am liebsten begangen haben, wenn sie die tiefsten Probleme behandeln wollten. Gutzkow's Ritter vom Geist vereinigen sich zu einem Bunde, der nie existirte und dessen Existenz sich in den öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands nothwendig hätte fühlbar machen müssen, *wenn* er existirte. Gutzkow's „Zauberer von Rom" schließt mit einem Reformpapst, der nicht gekommen ist und nach menschlichem Ermessen nie kommen wird. Disraeli's Coningsby in dem gleichnamigen Roman stellt sich als junger Mensch an die Spitze einer „neuen Generation", d. h. einiger Schulfreunde, welche alles Bestehende für faul erklären und eine Aera der politischen Treue statt der bisherigen Treulosigkeit heraufführen wollen: am Schluß erringt er ein Mädchen, ein großes Vermögen und einen Sitz im Parlament; wie es mit der Weltverbesserung steht, bleibt unentschieden, und das Buch endet mit einer Reihe von unbeantworteten Fragen. Disraeli's Tancred unternimmt eine „neue Kreuzfahrt", begeistert sich für das Judenthum und wird auf dem Berge Sinai durch den Schutzgeist Arabiens zur Verkündigung der „erhabenen und tröstlichen Lehre von der theokratischen Gleichheit" aufgefordert: mit Enthusiasmus ergreift er diese „heilige Sache" zu Anfang des vierten Buches; aber ohne das Geringste dafür gethan zu haben, erklärt er zu Ende des sechsten und letzten Buches einer schönen Jüdin von Damascus: *sie* wäre seine heilige Sache.

Daniel Deronda, welcher ohne Zweifel in einer gewissen Familienverwandtschaft zu Tancred von Montacute steht, befindet sich zu der Zeit, wo er unseren Blicken verschwindet, in einer ähnlichen Lage: sein Privatglück ist gegründet. Wenn es sich aber nur *darum* handelte, so konnte Mardochai seine großen Reden sparen.

Noch ein Anderes fällt auf, wenn wir uns Deronda's Geschichte vergegenwärtigen, so weit ich sie oben mittheilte: wir befinden uns unter lauter guten Menschen. Mirah's Vater und Daniel's Mutter werfen einen kurzen, rasch

rüberfliegenden Schatten: sonst herrscht in diesem Kreise das Licht. Es ist
ir traurig, daß die beiden Freunde, Daniel Deronda und Hans Meyrick, dasselbe
ädchen lieben; aber sie sind beide edle Menschen, es kann zwischen ihnen keinen
ampf geben, am wenigsten einen Kampf mit schlechten Mitteln.

Doch es fehlt nicht an tieferen Schatten. Die dunklen Seiten des mensch-
chen Charakters sind durch eine besondere Erzählung vertreten, von der ich ab-
chtlich bis jetzt nicht sprach, um zu zeigen, wie äußerlich sie sich an jene lehnt.
eronda kommt freilich auch in dieser Geschichte vor, aber sie hat für ihn keine
edeutung; und nicht er ist der Held, sondern — Gwendolen. Gwendolen, ein
erwöhntes Mädchen, voll von naivem Egoismus, eitel, übermüthig, spottlustig,
olz, nach Huldigungen dürstend und — so sollte man denken — herzlos. Ihrem
ngen, trefflichen Vetter, Rex Gascoigne, der sie vergeblich liebt, verbittert sie
st unheilbar das Leben. In einem schrecklichen, verzweiflungsvollen Augen-
licke — die Familie hat ihr ganzes Vermögen plötzlich verloren, Mutter und
chwestern sieht sie der bittersten Armuth preisgegeben, der Versuch, sich mit
hren geringen musikalischen Talenten ihr Brod zu erwerben, erweist sich als
ussichtslos — in diesem Augenblicke also nimmt sie die Bewerbung von
Mr. Grandcourt an, der ein tadelloser Gentleman ist, im Uebrigen keine merk-
würdigen Eigenschaften zu haben scheint. Sie wird seine Frau, obgleich sie ihn
nicht liebt, obgleich sie der ehemaligen Maitresse des Mannes, die sich ihr in
den Weg drängte, die verachtungsvolle Versicherung hingeworfen hatte, sie werde
keine Ansprüche an ihn machen. Sie wird seine Frau, mit dem Gefühle, eine
unsühnbare Schuld auf sich zu laden, das sie nicht mehr verläßt.

Hierauf entwickelt sich vor unseren Augen ein Bild jener unglücklichen Ehen,
wie sie George Eliot darzustellen liebt. In „Middlemarch" heißen die Personen
Casaubon, Dorothea, Ladislav; hier heißen sie Mr. Grandcourt, Gwendolen,
Deronda. Es bleibt Alles in den Formen gebildeter Geselligkeit: kein Eclat,
kein heftiges Wort; nur eine schwüle, dumpfe Unglückswolke, das Gemüth der
Frau bis zum Wahnsinn verdüsternd. Sie wird auf die schrecklichste Weise
tyrannisirt. Sie weiß in ihrem Elend keinen Ausweg. Nur Daniel Deronda
erscheint ihr wie ein Retter, wie ein Trost, wie ein zuverlässiger Gewissensrath,
wie das verkörperte gute Princip. Er übt durch seinen bloßen Blick eine uner-
klärliche, zum Guten zwingende Gewalt über sie aus. Eben dieser Umstand
aber macht die Sache nur schlimmer, weil die Wachsamkeit ihres Mannes jede
leiseste Regung erhascht. Mr. Grandcourt ist ein ausgesuchtes Exemplar der
Menschengattung, welche Herr Alexander Dumas der Jüngere als „Vibrionen"
neu getauft hat. Der Vibrion ist durch und durch verderbt; er ist nur eine
häßliche Blase, welche der trübe Bodensatz der Menschheit wirft; er kann nichts
Besseres thun, als möglichst rasch zerplatzen. Das thut Mr. Grandcourt zur
rechten Zeit, indem er bei Genua ertrinkt. Deronda ist zufällig anwesend, um
seine Mutter kennen zu lernen; er kann Gwendolen zur Seite stehen: sie hat
einen Freund recht nöthig.

Wie George Eliot überhaupt das Wachsen der Schuld in dem Herzen der
Menschen gerne darstellt, so tritt hier ein aus Mr. Gilfil's Liebesgeschichte (in
den „Scenes of clerical life") schon bekanntes, sehr tiefes Motiv ein: die Ge-

dankenschuld. Dort ist Caterina von ihrem Geliebten schändlich verrathen worden, sie soll mit ihm noch eine Zusammenkunft haben, worin er sie bereden will, einen Andern zu heirathen; sie steckt einen Dolch zu sich, um ihn zu tödten, leidenschaftlich erregt stürzt sie zu dem bestimmten Orte: — sie findet nur seine Leiche: ein Herzleiden, durch bange Erwartung verhängnißvoll gesteigert, hat ihn getödtet. Caterina vergißt völlig ihren Dolch, ihre ganze Seele ist aufgelöst in den Schmerz um den Geliebten. Hinterher peinigt sie der Gedanke, wie schlecht sie gewesen sei, welches Verbrechen sie begehen wollen; sie beichtet es dem Mr. Gilfil, der sie liebt: dieser aber, ein Geistlicher von Beruf, sagt ihr ruhig: „Sie würden es nie begangen haben." Er weiß ihren verstörten Geist zu sänftigen, und sie belohnt schließlich seine Anhänglichkeit und Treue durch ein freilich nur kurzes Glück.

Will man den ungemeinen Fortschritt, den George Eliot seit ihren frühesten Erzählungen gemacht hat, an einem Beispiel recht mit Händen greifen, so muß man die Darstellung desselben Motives in Daniel Deronda genau vergleichen. Um wie viel tiefer Alles erfaßt und vorbereitet! Um wie viel kunstreicher Alles angelegt und durchgeführt!

In ähnlicher Lage nämlich, wie Caterina, sehen wir Gwendolen; aber die Sache verläuft anders. Auch ihre Seele ist von Haß erfüllt gegen Mr. Grandcourt. Auch sie hat einen Dolch weggeschlossen, weil ihre Phantasie von diesem Erretter nicht loskann. Sie wünscht mit klarem Bewußtsein den Tod ihres Peinigers. Der Wunsch erfüllt sich; allein mit ihm im Boote, sieht sie ihre heimlichen Gedanken plötzlich außer sich als Wirklichkeit vor sich, Mr. Grandcourt ist aus dem Boote gestürzt .... Vom Schrecken gelähmt, versäumt sie, ihm das Rettungstau rasch zuzuwerfen — es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich, daß es geholfen hätte —: unmittelbar darauf stürzt sie sich in's Meer und wagt ihr eigenes Leben um den Verhaßten; Schiffer in der Nähe sehen es und ziehen sie heraus. Sie fühlt sich schuldbeladen und vor Deronda enthüllt sie ihr Inneres. Deronda ist weniger milde als Mr. Gilfil. Ihm kommt es weniger darauf an, sie zu trösten, als sie in ihrer reuigen Gesinnung zu bestärken und ihr nicht mehr an persönlichem Beistand zu versprechen, als er halten kann. Er ruft ihre Mutter herbei und bleibt selbst nur so lange, als er muß: wir wissen, was ihn nach England zurücktreibt.

Sir Hugo Mallinger, sein väterlicher Freund, hofft, es werde zu einer Verbindung zwischen ihm und Gwendolen kommen. Gwendolen selbst hat sich über den Abgrund ihres Unglückes hin innerlich so fest an ihn geklammert, daß sie ihr Leben ohne ihn nicht denken kann. Und doch muß sie das. Zaghaft kündigt er ihr an, was er ihr nicht ersparen kann. Langsam kommt es zu Tage. Die Welt scheint größer und größer zu werden um die arme Gwendolen und sie immer einsamer und hilfloser inmitten derselben zu stehen. Endlich weiß sie das Letzte. Sie kommt sich gänzlich verlassen vor. „Sie war das Opfer seines Glücks." Aber sie will versuchen, zu leben. Sie will versuchen, ihr Leben zu einem Segen für Andere zu machen. In einem rührenden Brief an seinem Hochzeitstage fleht sie ihn an, sich keinen Kummer um sie zu machen. Die übermüthige Gwendolen hat Demuth gelernt. —

Ueber die äußerliche Verquickung mehrerer Geschichten und über den Mangel n Einheit ist schon bei „Middlemarch" geklagt worden. Am ausführlichsten und ndlichsten hat Spielhagen seine Bedenken vorgetragen. Ich theile viele dieser enken; und für den vorliegenden Roman treten sie in verstärktem Maße ein. Erzählung beginnt in einem deutschen Spielbade: Gwendolen wird von niel am Roulettetisch betroffen; es ist das erste Mal, daß sie ihn sieht. Im eiten Capitel schon wird sie durch die Nachricht ihres Vermögensverlustes nach gland abgerufen. Und hierauf werden 19 Capitel von den 70, welche der man überhaupt zählt, angewendet, um erst die frühere Geschichte von Gwen= len und dann die frühere Geschichte von Deronda nachzuholen.

Aber gewiß hat George Eliot das Auffallende dieser Compositionsweise fühlt. Wenn sie gleichwol darnach griff, so muß sie ihre guten Gründe ge= bt haben. Besonders da es ihr nicht entgehen konnte, daß es hier sehr leicht r, eine engere Verbindung zwischen den beiden Geschichten herzustellen, eine erbindung, mit der sich mehrere Vortheile erreichen, durch die sich viele Ein= endungen abschneiden ließen, welche das Publicum machen kann und gemacht t. Daniel Deronda empfindet Mitleid für Gwendolen, aber nicht Liebe. Er mmt nicht einmal in die Versuchung eines stärkeren, ihn bestimmenden Ge= hles. Laßt ihn in diese Versuchung kommen; laßt ihn derselben unterliegen; ißt ihn Gwendolen gegenüber zu weit gehen; laßt ihn nicht einmal liebend nd hingerissen, laßt ihn nur weniger vorsichtig sein: und ihr habt die Einheit es Kunstwerkes; er bleibt der Held; er ist nicht blos für Gwendolen, sondern wendolen ist auch für ihn ein Schicksal; ein tragischer Schluß wird allerdings nvermeidlich. Ihr habt aber dann auch, was der Roman immer vorzieht, einen emischten Charakter, nicht einen sündlosen Heiligen. Und ihr habt eine viel ebenswahrere Figur.

„Mach' ihr nicht zu stark die Cour," sagt Sir Hugo zu Daniel und meint Gwendolen.

„Ich wüßte nicht, daß Du mich jemals hättest die Cour machen sehen," versetzt Deronda ernst.

„So? nicht?" antwortet Sir Hugo herausfordernd. „Du wirfst immer den Frauenzimmern zärtliche Blicke zu und führst mit ihnen jesuitische Reden. Du bist ein gefährlicher junger Mensch — eine Art Lovelace, der die Clarissen dazu bringt, Dir nachzulaufen, statt daß Du ihnen nachliefest."

Ungefähr hat Sir Hugo recht. Daniel gehört zu den Männern, welche durch verständnißvolle Hingebung auf Frauen wirken. Er hat etwas Zärtliches in dem Klang seiner Stimme, was seinen Worten eine tiefere Bedeutung gibt, als sie seiner Absicht nach haben sollen. Aber ein solcher Mann pflegt nicht haarscharf die richtige Grenze einzuhalten. Sein Wille mag noch so gut, noch so ernstlich sein: es wird einmal eine schwache Stunde kommen. Er merkt einer Frau an, daß sie sich ein Ideal von ihm gebildet hat; sein mitfühlendes Herz treibt ihn, diesem Ideale zu entsprechen; er weiß, wie schrecklich Enttäuschungen sind; er will sie ihr ersparen: und plötzlich sieht er sich in ein Verhältniß ver= wickelt, das ihm Pflichten auferlegt. So wäre die Regel: Deronda ist Aus= nahme.

Aber George Eliot ist eine viel zu feine Kennerin des menschlichen Herzens als daß sie diese Ausnahme nicht gewollt haben sollte. Und sie hat ein zu große Herrschaft über die Mittel ihrer Kunst, als daß sie die lose zerstreut Composition nicht gewollt haben sollte.

Aber warum dann?

Sollten wir es etwa mit einer neuen Phase des Realismus zu thun haben Es ist wahr, daß sich interessante Begebenheiten im Leben nie so abgerunde vollziehen, wie auf der Bühne oder im Roman. Da sind immer unbedeutend Nebenpersonen und Nebenereignisse, die Nichts dabei zu thun haben und doch mitspielen. Eine Frau, die ihren Geliebten zum letzten Mal sieht, hat vorhe vielleicht ihre Hauswirthschaft besorgt und so und so viel gleichgiltige Besuch empfangen. Sie hat vielleicht Schnupfen, und ihre tragischsten Aeußerungen werden mit heiserer Stimme vorgebracht. Keinem Künstler wird es einfallen, um der bloßen Lebenswahrheit willen dergleichen zufällige Dinge mit einer Silbe zu erwähnen, es wäre denn, daß er einen komischen Effect beabsichtigte. Aber auch in anderer Hinsicht läßt sich kein Schicksal im Leben so rein aussondern, wie es in der Kunst geschieht. Wenn Jemand nicht von hochgradigem Egoismus erfaßt ist, so wird er in jedem Zeitpunkte, wo er sich Erinnerungen hingibt oder wo er sich überhaupt in betrachtender, überschauender Stimmung befindet, nicht blos eigene, sondern auch viele fremde Schicksale innerhalb des Kreises seiner Vorstellungen entdecken. Und wenn wir uns als unbetheiligte Beobachter außerhalb der menschlichen Gesellschaft denken, so werden wir den Eindruck eines Teiches haben, worin unzählige Fische regellos durcheinander schießen, so daß wir den einzelnen nie verfolgen können. Wir meinten bisher, daß in der Aussonderung und Ablösung interessanter Einzelheiten aus diesem Chaos eben das Privilegium der Kunst bestehe. Aber vielleicht soll es ihr genommen werden; vielleicht besteht in dem Chaotischen das Lebenswahre?

Ich glaube durchaus nicht, daß solch ein realistischer Doctrinarismus George Eliot zu ihrer Compositionsweise veranlaßt hat. Ich glaube vielmehr, daß es das echt künstlerische Streben nach Totalität gewesen ist.

Je höher ein Dichter menschlich und künstlerisch steigt, desto weniger kann es ihm genügen, nur abgerissene Erscheinungen an einander zu reihen, wie das Leben oft launenhaft Trümmer mit Trümmern verbindet. Die Verknüpfung muß auf innerer Zusammengehörigkeit beruhen. Die Einzelheiten müssen sich als Glieder eines übergeordneten Ganzen zu erkennen geben. Die Ahnung der Welt muß überall im Hintergrunde liegen. Ein bestimmter Kreis von Gegenständen muß erschöpft scheinen, indem die Kontraste, die er in sich birgt, in ebenbürtiger Stärke neben einander auftreten. Wir sagen dann: es sei ein Problem nach allen Seiten hin durchgearbeitet worden.

„Middlemarch" zeigte schon in seinem Titel, daß es, wenn ich so sagen darf, auf eine Anatomie und Physiologie der Provinz abgesehen war: die regelmäßigen Lebenserscheinungen der Provinz bildeten das Problem. In „Daniel Deronda" gibt uns der Titel keine solche Direction, ja er führt uns irre — was ich beklage —: Daniel Deronda ist nicht allein der Held. Aber sollte sich

s Problem des Buches etwa durch „Egoismus und Hingebung", „Eigenliebe id Mitgefühl" oder „Selbstsucht und Selbstlosigkeit" bezeichnen lassen?

Faßt man nur die Hauptperson in's Auge, so scheinen sich die beiden Erzählungen und die beiden Gruppen von Charakteren, aus denen der Roman steht, ganz scharf gegenüber zu stehen. In der Gruppe Deronda's verschiedene bstufungen der Hingebung. In der Gruppe Gwendolen's verschiedene Abufungen des Egoismus: Grandcourt's Factotum Lush mit dem gemeinen goismus des Schmarotzers; Grandcourt's Maitresse, Frau Glasher, mit dem goismus der Noth und Erniedrigung, der möglichst viel aus dem Schiffbruch s Glückes zu retten sucht; Mr. Grandcourt mit dem Egoismus der Herrschcht und Menschenverachtung, der eine Frau nur wie Hunde und Pferde als hmückendes Anhängsel der eigenen Person zu besitzen wünscht; endlich Gwenolen selbst mit dem naiven Egoismus der Gefallsucht und Weltfreude, der sich ver bekehrt und Buße thut. Um dieser Bekehrung willen ist sie der interessanste Charakter des Romans, die innere Vermittelung der Gegensätze; denn die ußere wird durch allerlei Nebenfiguren hergestellt. Durch den Musiker Klesmer B., der zweimal eingreift: um Gwendolen's Gesang für mittelmäßig zu erären und ihr die Aussicht auf öffentliche Verwerthung desselben abzuschneiden; m Mirah's Gesang für preiswürdig zu erklären und ihr die öffentliche Ververthung desselben zu ermöglichen. Mit solcher Symmetrie werden die beiden eiblichen Hauptfiguren gegen einander gestellt, mit solch ängstlicher Gerechtigkeit egen einander abgewogen! Dieser Herr Klesmer übrigens ist eine glückliche Mischung von Deutschem, Slaven und Semiten. Er hat ein starkes Selbstewußtsein, gehört aber zu den Guten.

Denn, wie gesagt, die Juden sind als die Vertreter der Hingebung und Selbstlosigkeit genommen. Einige bekannte und sehr bezeichnende Züge des üdischen Nationalcharakters wird man hier vergeblich suchen. Die Lasterhaften nd Sünder, wie Mirah's Vater und Deronda's Mutter, haben keine specifisch üdischen Laster, begehen keine specifisch jüdischen Sünden: nur die Abwendung on ihrer eigenen Nationalität ist einigermaßen typisch. Die „jüdische Dreitigkeit" vermißt schon Lady Pentreath an Mirah. Die auf unmittelbare Zwecke gerichtete Energie, welche Goethe den Grund von allem jüdischen Wesen ennt, das „entschiedene Bestreben, irdisch, zeitlich, augenblicklich" ist nur durch Jacob Cohen vertreten, einen kleinen Knaben, den Mardochai unterrichtet und dessen rüh entwickelter Erwerbssinn sich in komisch ungraziösen Formen äußert. Und vo ist der jüdische Witz? Wo ist die bilderreiche, überschwellende Phantasie, welche ier in mäßiger Dosis für Mardochai vorbehalten scheint? Wo ist überhaupt as heißere orientalische Blut? Wo ist die Neigung des Einzelnen, sich selbst ls etwas Apartes anzusehen, welche hervorragende Juden an ihren Stammesenossen bemerkt haben wollen? Wo sind so manche andere Eigenschaften, gute und schlechte, die aus jahrhundertelanger Unterdrückung sich mit Nothwendigkeit ergeben mußten und ergeben haben?

Man sieht, es kann nicht die Meinung der Verfasserin gewesen sein, repräsentirende Typen des Judenthums als solchen zu geben. Denn die etwa 50,000 jüdischen „Seelen" Englands würden gewiß eben so viel Material zur Beobach-

tung und eben so viel charakteristische Physiognomien dargeboten haben, als i
größeren Massen des Continents. George Eliot schreibt auch keinen Tenden
roman, etwa um die Sympathien der Nichtjuden für deren israelitische Brüd
zu gewinnen, oder um Toleranz zu predigen, wie Lessing. Dazu war kei
Veranlassung vorhanden: die englischen Juden haben die vollen bürgerlich
Rechte; Juden sitzen im Parlament, in den Gerichten, in der Verwaltung; d
gesellschaftlichen Vorurtheile schwinden mehr und mehr; und wenn man ein
Mann darauf ansieht, ob er ein Jude sei, so geschieht es mit demselben Inte
esse, mit welchem etwa die Deutschen unter einander sich die Provinz abzumerk
suchen, aus der sie stammen.

Es gibt über die Geschichte der Juden in England ein besonderes Bu
von Mr. James Picciotto.*) Es reicht von den ersten Einwanderern bis a
die Gegenwart, schöpft aus reichem Material und ist gut geschrieben; für d
Nichtjuden ebenso interessant wie für den Näherbetheiligten. Der Verfasser h
eine Reihe bekannter Namen zu nennen und berichtet von vielen Thaten jüdisch
Gemeingeistes. Nirgends aber wird er beredter, als wenn es gilt, den „große
Philanthropen" Sir Moses Montefiore zu feiern, der „mit einer tiefgewurzelt
Anhänglichkeit an seine Race den größten Theil eines langen Lebens der Lin
derung menschlicher Leiden gewidmet hat, dessen Herzensgüte und Mildthätigke
so weit erglänzen, als die Sonne scheint," und auf dessen orientalische Mission zu
Besten der Juden von Damascus im Jahre 1841 er das vollste Licht seiner Da
stellung sammelt. Ein anderer hervorragender Engländer semitischen Ursprun
fällt nicht mehr in den Bereich des Buches, weil dessen Vater aus der israelitisch
Gemeinde ausgetreten ist: Lord Beaconsfield. Aber gerade er hätte nicht fehle
dürfen als ein Beleg für die Unzerstörbarkeit des Racenbewußtseins, das nir
gends stärker hervorbricht als in einer seiner Romanfiguren, dem welt- und gelt
beherrschenden Bankier Sidonia in „Coningsby" und „Tancred": wie man sic
denn bei ihm fortwährend versucht fühlt zu jenen Betrachtungen über arisch
und semitische Kunst, die er seinen Mr. Phoebus im „Lothair" anstellen läß

Ich glaube, es herrscht wenig Aehnlichkeit zwischen dem edlen Lord und der
Helden des vorliegenden Romans. Jener hat schon als Jüngling gewaltig un
unabweisbar in die Höhe gestrebt; er hat das ersehnte Ziel nie aus den Auge
verloren; und das Schicksal hat seinen unerschütterlichen Willen mit dem letzte
Erfolge gekrönt. Dieser legt sich in seiner Jugend die zweifelnde Frage vor
ob ein thätiges Leben auch der Mühe lohne; er hegt die Furcht, wenn er sic
als Politiker aufthäte, so würde er vielleicht seinen persönlichen Erfolg mit den
öffentlichen Wohle verwechseln; und das Schicksal führt ihn so wunderbar, dat
er als ein Mitglied der herrschenden Kaste aufwächst und es als das höchst
Glück ansehen muß, eines Tages sagen zu können: „Ich bin ein Paria;" daß e
mit dem feinsten sittlichen Gefühl begabt ist und die Erklärung seiner Liebe mi
dem Wunsche beginnen muß, der Schwiegersohn eines notorischen Spitzbube
zu werden.

---

*) Sketches of Anglo-Jewish History. By James Picciotto. London, Trübner u. Co. 1875

Aber Eins haben Disraeli und Deronda gemein: die bestimmende Ueber-
acht des Racenbewußtseins.

Die Humanität eines Sir Moses Montefiore ist kein Privilegium des Juden-
ums. Und das starke Racenbewußtsein ist keine specifische Eigenthümlichkeit
s englischen Judenthums. Aber wir stehen hier an dem Punkt, wo George
liot's Verfahren verständlich wird. Sie wollte den Gegensatz zwischen Egois-
us und Hingebung. Typen des Egoismus sind überall leicht gefunden. Aber
o ist die Hingebung in reinster Form, in stärkster und doch mannigfaltiger
usprägung?

George Eliot sucht in der Geschichte. Sie braucht Hingebung an die Race,
n die Nation. Sie findet die höchste Stufe mit Recht dort, wo der Staat hinweg-
fallen ist, wo die Nationalität an sich eine Macht ist, wo diese Nationalität
gleich eine Religion bedeutet, und wo Nationalität und Religion sich in der
erstreuung unter allen Völkern rein und unvermischt erhalten und ihren Ange-
örigen Etwas von dem Zusammenhalt und der Opferfreudigkeit verleihen, welche
onst nur ein mächtiger Staat zu gewähren pflegt.

Sie braucht aber auch eine andere Form der Hingebung, die sich von Mensch
u Mensch, von Individuum zu Individuum äußert und mit Race und Natio-
alität Nichts zu thun hat: sie braucht einen Typus der Liebe, des Wohlwollens,
es Mitgefühls. Wird sie ihn ebendort finden, wo sie das starke Racenbewußt-
ein entdeckte?

Wenn es vorkommt und unzähligemal vorkommen muß, daß die Verfasser
on historischen Romanen die Typen der Menschheit, welche sie in der Gegen-
art antreffen, in die Vergangenheit übertragen, um lang abgeschiedenen Schatten
as Blut des Lebens zuzuführen: so kann ein Dichter auch das umgekehrte Ver-
ahren einschlagen, er kann sich Idealbilder der Vergangenheit in die Gegenwart
ersetzt denken, die Grundzüge des Charakters beibehalten und nur die Umgebung
nd das Costüm verändern. George Eliot ist selbst schuld, wenn wir das Ur-
ild ihres Deronda in der heiligen Geschichte suchen: sie hat uns in der Vor-
rede von „Middlemarch" ihre Dorothea durch Hinweisung auf die heilige Therese
deutlicher gemacht; sie darf sich nicht wundern, wenn uns Daniel Deronda an
eine noch viel verehrungswürdigere Gestalt erinnert; ja, sie scheint auch diese
Erinnerung einmal direct heraus zu fordern.

Wir entsinnen uns des Abends, an welchem Deronda langsam auf der
Themse dahin fährt und Mirah findet. Beim Rudern beschreibt George Eliot
seine Hände: „Sie sind nicht klein und mit Grübchen und spitz zulaufenden
Fingern versehen, die nur einer schüchternen Berührung fähig scheinen: es sind
lange, geschmeidige, festzugreifende Hände, wie sie Tizian auf einem Bilde gemalt
hat, wo er die Verbindung von Zartheit und Kraft darstellen wollte. Und es
ist auch eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Gesichtern vorhanden, die zu den
Händen gehören — beide mit demselben blassen und bräunlichen Teint, mit der
senkrechten Stirn und dem ruhigen, durchdringenden Blick. Nicht mehr seraphisch:
ganz irdisch und männlich; aber immer noch von der Art, um den Glauben an
eine menschliche Würde zu erwecken, welche sich die Anerkennung armer Ver-
wandten gestatten darf."

Ich kann mir kein anderes Tizianisches Bild dabei denken, als den Zinsgroschen auf welchem die Hände den Beschauer fesseln wie vielleicht auf keinem anderen Gemälde. Und wenn George Eliot fortfährt, solche Typen treffe man zuweilen in den unteren Ständen, bei Handwerkern z. B., so schwebt ihr ohne Zweifel Derjenige vor, den Friedrich der Große einmal „un garçon charpentier juif" nennt. Jenes Bild aber mit seinen beiden scharf contrastirenden Gestalten könnte man sich als Motto dieses ganzen Romanes denken, der auf den Gegensatz der hoheitsvollen, weitblickenden Reinheit und der im Irdischen versunkenen, kurzsichtigen Niedrigkeit gebaut ist.

Die Kenner des Talmud versichern, daß die darin enthaltenen Gesetze von dem Geiste der allgemeinen Menschenliebe durchdrungen sind. „Schwerlich" — sagt ein neuerer Schriftsteller*) — „läßt sich von den Tagen der alten Welt bis auf die unsere herab ein peinliches Recht aufweisen, durchweht von gleich tiefer Humanität, gleich feinem Zartgefühl fast." Und der Talmud setzt die Humanität bei der ganzen Bevölkerung voraus, arbeitet ihrem Uebermaß entgegen, die Richter werden gewarnt, nicht zu Gunsten der Armen parteiisch gegen die Reichen zu sein. Die Verkörperung der höchsten Sanftmuth, des höchsten Wohlwollens ist Rabbi Hillel. Ihm wird der Ausspruch zugeschrieben: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue einem Andern nicht." Und diese zweite: „Beurtheile deinen Nächsten nicht eher, als bis du an seiner Stelle gestanden hast."

Unter dem Einflusse solcher Lehren wuchs Jesus auf. Mit diesem Hintergrund erscheint er als eine echtjüdische Gestalt.

Daniel Deronda gleicht ihm in der Sündlosigkeit, in der Unverführbarkeit in manchem Anderen. Er gleicht aber dem Jesus des Herrn Renan noch mehr als dem Helden der Evangelien: Daniel Deronda hat eine specifische Macht über Frauenherzen; der armen Gwendolen fällt die Rolle der Magdalena zu. Sie blickt zu ihm auf, wie zu einem Götterbilde. Er ist der einzige Leitstern für ihre verlassene, pfadlos irrende Seele. Jedes Wort, das er ihr gönnt, ist ihr Gesetz. Von ihm erwartet sie Lossprechung und Buße, von ihm Vergebung und Heiligung. Die magische Gewalt, welche ihm zuzustehen scheint, begreifen wir nur erst völlig, da wir sein Urbild kennen.

Deronda ist die lebendige Güte. Er ist ganz Zartheit, ganz Rücksicht. Es gibt keine Feinheit des Gefühls, deren er nicht als Knabe schon fähig gewesen wäre. Er hat früh die Gewohnheit angenommen, sich mit seiner Phantasie in die Erfahrung Anderer hineinzudenken. Er pflegt sein Thun und Leben nicht als ein ihm eigenes anzusehen, sondern stets die Wirkung auf Andere mitzuberechnen. Seit seinem dreizehnten Jahre bemüht er sich, die Menschen zu verstehen, die anders sind als er. Seiner Mutter macht er keine Vorwürfe, er unterliegt nur einer wachsenden Traurigkeit. Das tiefste Mitgefühl erwecken ihm Diejenigen, die etwas Schlechtes gethan haben und unglücklich sind. Es lebt in ihm etwas von der Gesinnung eines fahrenden Ritters. Sir Hugo sagt ihm: „Du hast eine Passion für Leute, die man mit Koth bewirft; ich denke

*) Emanuel Deutsch, Der Talmud. Zweite Auflage. Berlin, 1869. S. 38.

ir, Du könntest Dich versucht fühlen, Arm in Arm mit einem Tollhäusler gehen, besonders wenn er des Schutzes bedürfte." Aber, trotz aller Weichheit nes Herzens: niemals unterliegt er der Versuchung, sich oder Anderen zuliebe e Grenzen zwischen Gut und Böse zu verwischen. Von seinen Augen und seinem licke werden Wunderdinge berichtet. Die ersteren sind von einer dunklen und nsten Innigkeit, welche ein ganz specielles Interesse an Jedem, auf den sie sich chten, auszudrücken scheint; ein Hilfsbedürftiger findet sich durch solche Augen m Bitten ermuntert. Sein Blick erweckt den Glauben an vergangene und nftige edle Thaten des Menschen; es liegt eine Kraft des Lebens und eine iche Farbe in seinem Gesicht, die bei einem plötzlichen Blicke von ihm fast be=ıgstigend ist; und dieser Blick wirkt erschreckend, wo er mißbilligt. „Meiner reu', ich fürchte mich beinahe selbst vor ihm, wenn er Etwas mißbilligt," so ge=ht Sir Hugo an Gwendolen.

Ich bestehe nicht darauf, weitere Vergleichungen zwischen dem Vorbild und m Nachbild anzustellen: sie werden sich jedem Leser von selbst aufdrängen. eorge Eliot sucht einen Theil der hervorgehobenen Eigenschaften, ja den Grund=g des Charakters aus dem frühen Zweifel Deronda's über seine Herkunft abzu=iten. Es ist das Motiv des ausgesetzten Kindes, etwa von Moses auf diesen renkel vererbt. Deronda hält sich für einen Bastard; aber er hat sich, mit hakespeare's Bastarden verglichen, nach der entgegengesetzten Seite entwickelt. r läßt nicht die Welt sein persönliches Unglück entgelten, wie Edmund von loster. Er liebt Sir Hugo, er hält ihn für seinen Vater, er hat ihm wahr=heinlich Etwas zu verzeihen, aber es fehlt ihm die Gewißheit: Verzeihung und iebe wachsen zusammen auf in seiner Seele, er bekommt Mitleid mit der enschlichen Schwäche, und ein entsagungsvolles Verhältniß zum Leben, das ine Leidenschaften dämpft und die Kraft seines Begehrens abschwächt, ihn durch gut und rein erhält und innerlich reich macht. Er bekommt eine Nei=ung zum Grübeln, ein starkes Phantasieleben, eine heimliche poetische Gluth nter ruhiger Außenseite, die ihn zu einem stillen, sicheren Beobachter macht.

Wie die anderen Personen, die sich zunächst um ihn gruppiren, aus der eschichte des Judenthums herausgewachsen sind und mehr oder weniger zur rkenntniß jüdischen festen Familiensinns, jüdischer Humanität, jüdischer Gottes=erehrung, jüdischen Nationalgefühles beitragen, will ich nicht weiter erörtern. er Hauptträger des Nationalbewußtseins ist Mardochai. Leider gleicht er sehr ark einem modernen, schon mehrfach gebrauchten Typus; der brustkranke, schwär=erisch ideale Jude ist uns nicht unbekannt: in sehr liebenswürdiger Gestalt hat n Freytag als Bernhard Ehrenthal in „Soll und Haben" geschildert. Mar=ochai erinnert übrigens nicht umsonst an seinen Namensbruder im Buch Esther: r stammt direct von ihm ab. In seinen Adern fließt aber auch Blut der ropheten des alten Bundes, der talmudischen Rabbiner und der spanisch=jüdischen ichter des Mittelalters. Ich wundere mich nur, daß er durch alle diese Ele=ente einer reichen Cultur und vollen, blühenden geistigen Lebens nicht selbst etwas ebensfähiger geworden ist. —

Ich weiß nicht, ob die vorstehenden Betrachtungen überall das rechte Maß ingehalten haben. Ist es erlaubt, einem Dichter so weit in die Karten schauen

zu wollen? Aber darnach wird jede eindringende Betrachtung mehr oder
niger streben, und wir müssen es ruhig ertragen, wenn wir fehlgreifen, ind
wir das fertige Mannigfaltige wieder zu vereinfachen und auf die Elemente
rückzuführen suchen, aus denen es erwachsen. Unsere gewöhnliche Art Rom
zu betrachten, ist etwas schablonenhaft geworden. Die Kritik geht allzu
nur dem Geschmacke des Publicums nach. Das Publicum fragt nach den
stalten, die der Dichter schafft: es will an ihnen seine Triebe des Liebens
Hassens befriedigen; es urtheilt meist nach der zufälligen Lebenserfahrung,
dem Einzelnen zu Gebote steht: darnach erklärt es diese Figur für wahr,
für unmöglich. Die erste Pflicht der Kritik aber scheint mir: den Intentio
des Autors nachzugehen. Erst verstehen, dann urtheilen; und lieber blos int
pretiren, als blos kritisiren!

Ich habe daher offen dargelegt, von welchem Punkt aus ich mir die S
lung, welche dem Judenthum in Daniel Deronda angewiesen ist, verständlich
machen suchte. Und ich glaube, daß sich nun noch manches Auffallende erklä
wird. Wenn George Eliot ausging von dem großen Gegensatze der Gru
kräfte, auf denen die sittliche Welt beruht, von den ethischen Polen des Ego
mus und der Hingebung, wenn sie nach möglichst reinen Typen suchte und
in ihrer Phantasie ein Idealbegriff des Judenthums erhob, dessen Entfaltung
Ziel ihrer Darstellung wurde: so sind Personen, Situationen und Motive
Entwickelung von vornherein auf bestimmte Wege gewiesen; und es erkl
sich, wenn manche Uebergänge nicht so ganz überzeugend wurden, we
manche Gestalten, die unentbehrlich schienen, zu denen aber viellei
(um mit den Malern zu reden) „Studien" fehlten, nicht recht glaubwür
herausgekommen sind. So war ohne Zweifel die Situation in Genua
vornherein in's Auge gefaßt, wo gleichzeitig Deronda seine Abkunft erfährt u
der Vibrion Grandcourt aus der Welt geschafft wird: ein sehr starker u
etwas künstlich herbeigeführter Effect. Der gute, aber keineswegs schwungvo
Sir Hugo warnt seinen Schützling Deronda vor dem Melodramatischen, das he
zutage Jeder vermeiden müsse, der von der Welt ernst genommen werden wo
Ich fürchte, wenn ein Sir Hugo den gegenwärtigen Roman liest, so wird
öfters den Kopf schütteln und über Melodrama klagen. Uns in Deutschla
ist das kein so geläufiger Begriff, und wir pflegen auch von der Poesie noch
erwarten, daß sie uns außergewöhnliche Dinge vorführe, die nicht jeder P
listet innerhalb seiner eigenen Erfahrung vorfindet. Wenn man der Poe
blos das Alltägliche übrig lassen will, so heißt das: eine Fürstin, die in ih
jungen Jahren mit allen Kostbarkeiten der Erde genährt und an reichbeset
Tafeln alt geworden ist, plötzlich auf Hausmannskost setzen. Nein, wir woll
der Poesie, wir wollen dem Roman immer Etwas von dem Wunderbaren u
Abenteuerlichen lassen, womit seine Väter, die Griechen, ihn ausgestattet hab
Aber diese Begegnung zwischen Deronda und Gwendolen in Genua ist mit
starken Unwahrscheinlichkeiten verknüpft, daß sie wol in die „Aethiopischen G
schichten" des Heliodoros oder in den „Apollonius von Tyrus" hineinpas
würde, aber nicht in einen vornehmen Roman aus dem letzten Viertel des neu
zehnten Jahrhunderts. Jene Begegnung zwischen den zwei Hauptpersonen ist ei

r wichtigsten Scenen des Buches. Eine andre, fast ebenso wichtige Scene eröffnet s Ganze: aber auch diese, wie wir wissen, ist eine Begegnung der beiden Helden i Ausland. Und noch mehr: um den großen Effect in Genua herbeizuführen, ußte die Erkennung Deronda's bis dahin aufgespart werden; und damit sie stark irke, durften die Momente, welche auf sein Judenthum hindeuten, früher nur leise rührt werden. Daher der bedenkliche Apparat dieser einmal auftauchenden Mutter, n häufiges Romanmotiv, das ursprünglich für ganz andere Zwecke, für tragische egegnungen unerkannter Geschwister, diente. Daher sogar eine auffallende lindheit oder Trägheit Deronda's: hat er sich nie ordentlich im Spiegel geprüft, itdem sein Arierthum in Frage gestellt ist? weiß er Nichts von dem phy= schen Habitus der semitischen Race? und muß er sich nicht gerade darauf hin= wiesen fühlen, nachdem ihn Mardochai mit solcher Bestimmtheit für einen uden erklärt hat? Soll angenommen werden, daß er den Typus nicht hatte, wäre das eine neue Unwahrscheinlichkeit, es widerspräche seiner Aehnlichkeit it dem Großvater und müßte jedenfalls ausdrücklich gesagt werden. Offen= ar also hat sich George Eliot die Pflicht auferlegt, ein zum Voraus festgestelltes chema streng einzuhalten.

Mit Einem Worte: das Buch ist, wenn ich Ausdrücke der Schule ge= rauchen darf, nicht auf inductivem sondern auf deductivem Wege entstanden. Die Verfasserin ist diesmal nicht von Beobachtungen ausgegangen, deren iefere Ergründung zu allgemeinen Gedanken führte; sondern sie ging von all= gemeinen Gedanken aus und suchte die Repräsentanten dafür, welche dann llerdings auf dem Wege der Beobachtung und Erfahrung Fleisch und Blut ewannen. Die Natur liefert stets Charaktere und entsprechende Schicksale ver= unden; hier scheint der Verlauf der Begebenheiten nicht ganz mit dem wahr= cheinlichsten Benehmen der Menschen zu stimmen. Aber wie dem auch sei, n Charakteren und Situationen selbst liegt eine Fülle von Naturbeobachtung u Tage. „Daniel Deronda" ist nicht blos ein sehr philosophisches Buch; es st auch ein durchweg interessantes Buch. Mit Vergnügen wird der Leser seiner eltkundigen Führerin auf das Land und in die Stadt, auf den Continent nd an das Meer folgen. Er wird sich ebenso gern in der herzerquickenden Ge= ellschaft des edlen Sir Hugo und seiner guten Frau bewegen, welche fort= während von dem Bewußtsein gedrückt wird, nur Töchter geboren zu haben, wo Söhne erforderlich waren, — als etwa bei Esra Cohen in die Hinterstube treten nd mit dem kleinen Jacob sich auf einen Handel über Taschenmesser oder Korkzieher einlassen. Es wird ihn ebenso wenig gereuen, einen Blick auf die Gesellschaft der Philosophen zu werfen, unter denen Mardochai unverstandene Weisheit predigt — als etwa der trefflichen Familie Gascoigne einen Besuch zu machen oder im Hause Meyrick der Redseligkeit des queckſilbernen Malers Stand zu halten oder die Märchenillusionen der gutmüthigen drei Schwestern zu theilen und mit ihrem persischen Kater zu spielen. Hier ist Alles Leben nd Wahrheit, unbefangen angeschaut, gewissenhaft festgehalten, treulich ab= gebildet, überzeugend hingestellt, behaglich ausgebreitet: „zum Genuß wie zur Belehrung".

Briefe aus Rußland.

Vorwort.

Wir haben gewichtige Gründe, zu glauben, daß die nachfolgenden „Briefe au Rußland" aus der Feder des Generalfeldmarschalls Grafen Moltk sind.

Es war im August und September 1856, als Graf, derzeit noch Freiher von Moltke, in seiner Eigenschaft als General und erster persönlicher Adjutan des damaligen Prinzen Friedrich Wilhelm, jetzigen Kronprinzen von Preußen und des Deutschen Reichs, mit diesem seinem erlauchten Herrn die Fahrt zu Krönung des Kaisers Alexander II. nach St. Petersburg und Moskau macht und von dort aus seine Beobachtungen und Erlebnisse einer ihm nahe stehen den Dame zu Kopenhagen in Form von Tagebuchblättern mittheilte, welch den Inhalt dieser Briefe bilden. Aus dem Besitz der Empfängerin scheinen si nachmals durch eine, bis jetzt noch nicht ganz aufgeklärte Indiscretion in de einer Kopenhagener Zeitung, „Dagens Nyheder", übergegangen zu sein, welch sie vor Jahren in einer dänischen Uebersetzung veröffentlicht hat. Sie sind i Dänemark damals mit großem Interesse gelesen worden, merkwürdigerweis jedoch niemals zur Kenntniß deutscher Leser gekommen, bis zu dem Augen blick, wo wir, von werther Hand, die vorliegende Rückübersetzung in's Deutsch empfangen haben. Unserer Annahme, daß Graf Moltke der Verfasser sei, fehl zwar jede directe Bestätigung; aber das Zusammentreffen der äußern Um stände spricht ebenso sehr dafür, als wir aus innern Gründen geneigt sind, a ihre Echtheit zu glauben. Wer diese Briefe liest, wird sogleich finden, daß si alle geistigen und Charakter-Merkmale des berühmten Strategen und ausgezeich neten Schriftstellers an sich tragen: die Ruhe, Sicherheit und Schärfe seine Blicks, die wohlwollende Milde seines Urtheils, seine Bescheidenheit, Ehrlichkei und Herzensgüte, seine graziöse Gabe der Mittheilung, seinen feinen Witz un seinen mustergültigen Styl, welcher nicht einmal in dem Proceß einer doppelte Uebersetzung erheblich gelitten hat.

Graf Moltke steht dieser Publication selbstverständlich durchaus fern. Wi andrerseits fühlten uns unter einer Art von Verpflichtung. Durch ihr Erscheine in der Kopenhagener Zeitung gehören diese Briefe bereits der Oeffentlichkeit an

dänische Publicum hat sie gelesen, ohne daß von irgend einer Seite Wider-
ich dagegen erhoben worden, und mehr noch: da zwischen Dänemark und
tschland keine Literar-Convention besteht, sind sie das Eigenthum des ersten
ten, der sie findet. Was wir heute nicht thun wollten, könnte morgen jeder
ere thun; sie könnten in eine Hand fallen, die weniger vorsichtig und weniger
ätvoll wäre, als diejenige, der wir diese Uebersetzung verdanken. Und endlich,
wir in der Lage sind, es ihm zu bieten, haben wir ein Recht, dem deutschen
r vorzuenthalten, was dem dänischen jederzeit offen steht? Denn wenn irgend
Publicum der Welt, so darf doch wol das deutsche verlangen, Alles zu
sen, was in irgend einer Form über die Vergangenheit seines großen Feld-
n verbreitet ist, und was in irgend einer Weise dazu beitragen kann, ihm
dem großen Feldherrn, welchen Alle kennen, verehren und lieben, auch den
nschen zu zeigen, welchen nur Wenige kennen, welcher aber der Verehrung
) Liebe nicht minder werth ist!

Was die Briefe selber betrifft, so sind sie freilich von einer vorwiegend per-
lichen Natur, was indessen ihren Reiz nur erhöht. Sie schildern im Wesent-
en die Krönung des Kaisers von Rußland und die sie begleitenden Feierlich-
ten und Feste, bei denen sich des Reiches höchster Pomp entfaltete. Doch sie
schränken sich nicht darauf; überall werfen sie in die damaligen Zustände, die
n großen Theil noch die heutigen sind, in das Familien- und öffentliche, das geistige
d sociale Leben des russischen Volkes überraschende Blicke. Manches hat sich aller-
ings seitdem durch Kaiser Alexander's II. hochherzige Reformen geändert; allein
r Charakter des Landes und der Nation ist derselbe geblieben, und außerdem
gt die Zeit der Abfassung dieser Tagebuchblätter noch so nahe, daß jeder
nkende Leser den Vergleich ohne Mühe anstellen kann.

Ihren größten Werth jedoch erhalten diese Mittheilungen vielleicht durch
n Umstand, daß sie, wiewol vertraulich gemacht, die Probe der Oeffentlichkeit
cht zu scheuen brauchen.*)

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

I.

Liebe M.! König Franz I. ritzte mit seinem Diamant in eine Fenster-
eibe in Chambord die Worte: „Femme et vent varie, fou qui s'y fie." Die
ne Hälfte dieser Behauptung trifft für mich nicht zu, aber den zweiten Theil
abe ich auf die angenehmste Art in Erfüllung gehen sehen. Wir durften ganz
cher auf eine ziemlich unangenehme Ueberfahrt rechnen, dem Wetter nach zu
rtheilen, in welchem wir Berlin verließen; aber in Wirklichkeit war die Ueber-
hrt vortrefflich. Meine Bleistift-Depesche von Swinemünde hast Du
offentlich schon Mittwoch Morgen erhalten. Schon da hatte sich der Wind
twas gelegt, und als ich die beiden großen Kriegsdampfer sah, konnte ich mir

*) Die unter dem Texte befindlichen Anmerkungen sind von der Redaction hinzugefügt
orden.

wol denken, daß ziemlich bedeutende Wellen dazu gehörten, diese aus ih
Ruhe zu bringen.

Es dauerte ziemlich lange, bis die Kaiserin-Wittwe*) von ihren
schwistern Abschied genommen hatte, und wir richteten es uns unterde
bequem ein auf unserer Corvette. Gegen sieben Uhr bestieg der König
Preußen**) den „Nagler" und schoß wie ein Pfeil an uns vorbei. Die
fische Mannschaft saß in den Takelwerken, die Musik spielte, und nun sollte
Abfahrt vor sich gehen. Vor Allem kam es darauf an, die Schnäbel der bei
Leviathans gegen Rußland zu wenden. Da das Fahrwasser so schmal ist, kon
es nicht mit ihren eigenen Rädern geschehen, und das kleine Bugsir-Dampfsc
mußte deshalb ein paar Mal herum segeln, um diese Massen zu wenden. A
als sie erst die richtige Direction erhalten hatten, ließen sie ihre Räder
Wasser peitschen längs des über tausend Fuß langen Molo's, bis wir in off
See gelangten. Ich mußte mich nun meinem Schicksale hingeben, und besch
deshalb, noch eine sehr gute Abendmahlzeit einzunehmen, worauf ich mich
meine Cajüte zurückzog, um die kommenden Begebenheiten abzuwarten.

„Faites un peu amasser vos effets", war der trostreiche Rath, der mir
den Weg gegeben wurde. Mein „hôtel" hatte ein kleines Fenster, so groß
eine geballte Faust, durch welches ein Licht fiel, welches mein Elend erhel
Das Meublement war sehr einfach und bestand hauptsächlich aus einer eiser
Kette, welche das Steuerruder drehte und welche sich unaufhörlich mit ein
fürchterlichen Rasseln bewegte. Da an eine Bettdecke nicht zu denken w
wickelte ich mich gerade wie im Feldzuge in meinen Mantel ein, legte mich
die Pritsche, seufzte und schlief fest und ununterbrochen bis zum nächsten Morg

Mein Erwachen in der kalten grauen Morgenluft war nicht sonderlich
genehm. „Je suis faché de vous dire, qu'il y ait des moutons!" rief Gene
Philosophoff, der auf die liebenswürdigste Weise von der Welt die Honne
auf dem Schiffe machte, zu mir herunter. Diese „moutons" sind nämlich
weißen Schaumwellen, welche immer einer scharfen Brise vorangehen. Ich
mich wehmüthigen Betrachtungen hin, und in vierundzwanzig Stunden kann m
deren ein gutes Theil anstellen. Von beiden Seiten drangen Klagetöne du
die dünnen Bretterwände, welche mich von meinen Leidensgefährten trennt
Ich war außer Stande, so viel wie eine Tasse Thee genießen zu können, u
um der unangenehmen Cajütenatmosphäre zu entfliehen, schleppte ich mich au
Deck. Mein Bedienter hatte schon seit gestern im Sterben gelegen, und ich
strebte mich daher, indem ich alle meine Sprachkenntnisse aufbot und pan
mimische Bewegungen benutzte, den Schiffsjungen Murawief für meinen hil
losen Zustand zu interessiren. Es wurde eine Matratze auf's Deck geschleppt, u
ich gebrauchte nun das einzige Mittel gegen die Seekrankheit, mich hinzulegen u
mich ruhig zu verhalten. Mit jeder Stunde, die verging, fühlte ich mich bes

*) Alexandra Feodorowna, Gemahlin des Kaisers Nicolaus I., gest. 1860. Sie war
kanntlich eine Tochter Friedrich Wilhelm's III. und Schwester Wilhelm's I., deutschen Kais
und Königs von Preußen.

**) Friedrich Wilhelm IV.

: Wind legte sich, das Schiff war sehr breit und die Bewegung deshalb nicht so
t. Gegen Mittag fing ich schon an, die Hälfte von dem französischen Roman zu
stehen, welchen ein dienstwilliger Fürst Trubetzkoi mir von Paris mitgebracht
te. Abends machte ich einige schwankende Versuche, zu gehen, und nachdem
er Tag unter strengem Fasten verlaufen war, schlief ich Nachts trotz Talg-
uch und Schaukeln vortrefflich. Mit Vorsicht kam ich am Morgen mit
er Tasse Kaffee in Berührung, untersuchte um vier Uhr mit einigen Ge-
ienesbissen, wie mir ein Häring, gekochtes Fleisch und etwas Rothwein
mecken würden, und ging dann mit größerer Beruhigung zu dem vortrefflichen
ittagsessen über. Ein alter Malaga, ein guter Lafitte und Champagne
ppé halfen mir über die trüffirten Coteletten und Artischocken hinweg, welche
r sonst leicht hätten verderblich werden können. Ich versagte es mir Abends
ht, den unvergleichlichen Karawanenthee von Kiachta zu trinken, und da Alles
r so gut bekam, wagte ich mich auch noch an's Abendessen, bei welchem ich
ampagner auf Deine Gesundheit trank, indem ich dachte, wie Du in dem
ugenblicke, wo ich so elegant mein Glas leerte, meinethalben besorgt wärest.
ufriedenheit hat so oft ein Heim, wo man sie nicht sucht: auf den schaukelnden
rettern des Schiffes, während Kummer und tiefe Verzweiflung unter den
ahlenden Kronleuchtern im Ballsaale walzen!

Dieser gesegnete Freitag war übrigens in mancher Hinsicht interessant.
ormittags waren wir dem „Olof" so nahe gekommen, daß wir Grüße
echseln konnten mit den übrigen Herren im Gefolge.

Die Kaiserin ließ fragen, wie es uns ginge; wir antworteten natürlich,
aß wir uns beim besten officiellen Wohlergehn befänden, und fragten nach
hrer Majestät Befinden. Die Antwort war: „Cewodnjä slawa boghu otschen
harascho" (heute, Gott sei Dank! sehr gut), woraus wir den Schluß zogen,
aß es gestern schlecht gegangen sein mußte. Diese kleine Correspondenz wurde
it Hilfe von dreißig bis vierzig verschiedenen Flaggen geführt, welche nach-
inander am Hauptmast aufgehißt wurden. Dann kam von der finnischen
üste uns ein großes russisches Kriegsschiff entgegen und begrüßte die Kaiser-
lagge mit einem donnernden Kanonensalut von seinen beiden Decks. Unser
chiff, welches als Avisodampfer Dienst that, sprach in „Olof's" Namen mit
räftigen Worten aus 31 Eisenmäulern seinen Dank aus. Das Ganze gewährte
in recht hübsches Bild.

Sobald die Sonne untergegangen war, hörte der Wind auf, der Voll-
mond guckte zwischen den Wolkenstreifen hervor, die Luft war mild und an-
genehm, und die Wellen plätscherten still. Alle halbe Stunden wurde auf dem
„Olof" ein bengalisches Licht abgebrannt, welches von unserm Schiffe beant-
wortet wurde. Das geschah, um sich vergewissern zu können, daß unser kleiner
Dampfer weder zu sehr entfernt, noch dem „Olof" zu nahe gekommen war.
Ich trieb mich bis 2 Uhr Nachts auf dem Deck umher.

Heute war ein vollständig sonnenheller und entzückender Tag. An beiden
Seiten tauchten erst die Inseln mit den Leuchtthürmen und dann die ganze
zusammenhängende Küste vor unsern Augen auf. Je weiter wir in die fin-
nische Bucht kamen, desto ruhiger wurde die See; aber da wir fürchten mußten,

daß wir früher kommen würden, als der Kaiser uns erwartet hatte, so fuh wir jetzt größtentheils nur mit halber Kraft. Mittags zählte ich auf ein P mehr als zweihundert Segelschiffe, welche den eingetretenen angenehmen No wind benutzten, von Kronstadt auszulaufen. Bald nachher tauchte dann a das nordische Venedig aus dem Meere auf. Ich sah die gewaltigen Festun werke von Quadersteinen mit drei Reihen Kasematten und armirten Pla formen auf verschiedenen kleinen Inseln liegen, und außerdem war im Ka fahrteihafen ein wahrer Mastenwald. Im Kriegshafen dahinter lagen riesengroßen Kriegsschiffe, welche selbst „fighting Charley", der englische A miral Charles Napier, nicht aus ihrer unbeweglichen Ruhe zu bringen vermoch indem er sich ihnen etwas außer Schußweite gegenüber legte.*) Welchen E pfang er mit seinen theerigen Matrosen bekommen hätte, falls er näher gerü wäre, davon konnten wir uns die lebendigste Vorstellung machen; denn soba „Olof" ungefähr zweitausend Schritt von der Festung entfernt war, flog weiße Dampfwolken hervor aus den Schießscharten und Batterien in all diesen Kasematten, und im selben Augenblicke ertönte ein Kanonendonner, d fast unser eigenes Kanonenconcert übertäubte, obgleich das Schiff davon erzitter Ein englisches Fahrzeug mit achtzig Kanonen, welches hier vor Anker l stimmte übrigens auch mit Freude in das Concert ein. Es hatte den Sonne schein benutzt, zu waschen und mit unzähligen Beinkleidern und Hemden d Schiffsmannschaft in allen Farbennüancen zu paradiren. Da die Ankunft d Kaiserin ohne Zweifel bekannt war, so war dies ein Beweis von John Bull Ungenirtheit.

Nun stieß ein äußerst schmales Dampfschiff mit zwei Schornsteinen zu u mit dem Groß-Admiral, Großfürst Constantin**) an Bord; darauf folgte d Kaiser,***) welcher seiner Mutter entgegeneilte.

Man hatte es kaum für möglich angesehen, daß die hohe Dame bei ihre jetzigen schwachen Gesundheitszustande Wildbad und die Alpen verlassen würde, u nach der Newa zurückzukehren. Sie hatte sich jedoch vorgenommen, wenn auch ihr Leben kosten sollte, ihrem Sohne den Segen bei der Krönung zu gebe wie es hier die alte schöne Sitte ist, und was diese Dame einmal will, das wi sie ernstlich. Wir waren natürlich alle in Gala auf dem Deck und begabe uns nun in demselben „accoutrement" an Bord des kleinen Groß-Admira schiffes „Петербургъ", welches St. Petersburg bedeutet.

Denke Dir alle diese Vorbereitungen unter andern Umständen in Scen gesetzt, z. B. an einem Regentage, wo die See hoch ging und man an der See krankheit litte, so wirst Du einräumen, daß unsere Lage schrecklich hätt sein können. Nun glitten wir aber in der schönen Wirklichkeit über die spiegel klare See hin zu der nahliegenden Küste; links glitzerte Etwas an dem nebelige Horizont, welches ich, wäre es nicht heller Tag gewesen, für einen großen, fun kelnden Stern gehalten hätte. Es war die vergoldete Kuppel auf der Isaak

*) Bekanntlich während des Krimkriegs.

**) Bruder des Kaisers Alexander II. von Rußland, geb. 1827.

***) Alexander II., geb. 1818, gekrönt 7. September (26. August) 1856.

ie in Petersburg. Bald nachher landeten wir bei der schönen, breiten Treppe
Peterhof. Die Kaiserin hatte schon ein Spalier von Truppen passirt, aber
war noch ein unglaubliches Gedränge von Militär und Hofchargen mit
uletten und Sternen. Einen Augenblick später wurden wir von einem
nnirten Diener aufgeschnappt und in einen Wagen gesetzt, welcher uns durch
Allee von Springbrunnen zum Schlosse führte und von da zu unsern
mern, wo ein Schwarm von Dienern zu unserer Verfügung stand.

Da ich nun glücklich an's Land gekommen bin und da die Uhr zehn ist,
ieße ich meinen Brief für heute, indem ich herzliche „Gute Nacht" wünsche.
Brief kann erst morgen Vormittag abgehen, ich kann also morgen früh
ter erzählen, ehe neue Landeindrücke diese meine maritimen Erinnerungen
rwältigt haben. Nachdem ich drei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen
lächelt ein properes Bett mit guter Matratze und gesteppter Seidendecke
sehr freundlich entgegen. —

II.

Sonnabend, den 16. August. Das ausgedehnte Schloß Peterhof,
aut von Peter I. und erweitert von seiner Tochter Elisabeth, wird gerade
der Palast von St. James*) eigentlich nur zur Repräsentation gebraucht.
den weitläufigen Parkanlagen liegen rings umher Villen und Landhäuser,
von der kaiserlichen Familie und deren Gästen bewohnt werden. In einem
ier Häuser logiren augenblicklich der Prinz von Hohenzollern, Heinz, Rath
ich. Ich habe ein hübsches, geräumiges Zimmer, mit einer freundlichen
sicht in's Grüne und, was unschätzbar ist in dieser kalten, feuchten Gegend,
h der Sonnenseite gelegen; dessen ungeachtet mußte ich diese Nacht meinen
antel zur Hilfe nehmen.

Gleich nach meiner Ankunft bekam ich Besuch von Graf Münster und dem
serlichen Flügeladjutanten v. Mirbach, der zum Dienst beim Prinzen**) com-
ndirt ist. Es war Marschallstafel. Ich traf dort mehrere Gesandte, und
ch Tische wurde man einander vorgestellt. Wir tranken Kaffee auf dem
lcon, mitten vor dem Schlosse, von wo man die wirklich großartigen Spring-
nnen übersehen kann, welche die ganze bedeutende Front beleben und die
nehmlichkeit haben, daß sie nicht künstlich durch Dampf getrieben werden,
dern aus einer natürlichen reichen Quelle hervorsprudeln. Nachdem die Tafel
rbei war, hob ich meinen Finger in die Höhe, der Iswoschtschick stürzte vor,
riff die Zügel mit seinen weit ausgestreckten Händen, setzte sich auf den Bock,
gte den Körper zurück, und nun ging es in scharfem Trabe durch die weit
sgedehnten Parkanlagen von Peterhof.

Peter der Große suchte, gerade wie Archimedes, einen Stützpunkt außerhalb
r Erde, um die Erde aus ihrer Bahn zu bringen. Er fand diesen Punkt für
ne Reformen außerhalb der Grenzen des damaligen Reiches, in den erst von
m eroberten schwedischen Provinzen. Dort baute er seine europäische Haupt-

*) In London.

**) Friedrich Wilhelm, gegenwärtig Kronprinz des Deutschen Reichs und von Preußen.

stadt, und als sie fertig war, Peterhof, um zu sehen, wie sie sich ausneh
Das Schloß ist ein ziemlich ausgedehntes, drei Stockwerk hohes Gebäude
französischem Styl. Es steht durch Gallerien mit den Pavillons in Verbindu
die Farbe, gelb und weiß, harmonirt mit dem Eisenblech des Daches und
überaus reichen Vergoldung der Kuppeln. Dieses Gebäude steht auf einer
gefähr vierzig Fuß hohen Terrasse, welche von der natürlichen Senkung
Festlandes hinab zur finnischen Bucht gebildet wird. Der ungefähr tausend F
breite Raum bis zum eigentlichen Strande ist durch Parkanlagen ausgefi
Senkrecht hinunter mitten vor dem Schlosse liegt ein breites gemauertes Bas
welches sich ganz bis zur Landungstreppe am Meere erstreckt und welches
beiden Seiten von einer Reihe Springbrunnen eingefaßt ist, die so eine hö
eigenthümliche Allee von Wasserstrahlen bilden. Neben denselben laufen
Wege, und das Ganze ist mit hohen, dunklen Tannen bewachsen, durch we
man im Vordergrund auf die See blickt und in der Ferne auf die finnische Ki
Dies Alles zusammen macht einen hübschen, überraschenden Eindruck. —

Der Park bekommt seinen eigenthümlichen Charakter durch die unzähli
Fontänen. Die größten Strahlen — namentlich von der Grotte, die u
der Mittelpartie des Schlosses liegt — erreichen gewiß nur eine Höhe von
bis 60 Fuß und sind von der Dicke eines Armes; sie können sich daher w
mit Wilhelmshöhe noch mit Sanssouci vergleichen, aber ihre Anzahl ist sehr
größer. Ueberall im Schatten der Bäume rieselt und plätschert es hervor
Tempeln und Statuen, in Kaskaden und Bassins. Der Rasen ist hier w
der natürliche Sammet wie in Windsor noch der künstliche von Glienick
aber er ist doch frisch und grün. Der Baumschlag besteht aus Erlen und Weid
bäumen, Fichten und vor Allen aus Birken mit ihren weißen Stämmen. Ei
sind selten, Linden und Ulmen werden hier künstlich gezogen und gehegt. Mal
Stockrosen und Georginen, diese melancholischen Vorboten des Herbstes, währ
es noch Sommer ist, bringen wenig Farbennüancen in das vorherrschende Gr
Alles Andere ist exotisch. Man kann wahrlich an der Vegetation merken,
wir hier um das Doppelte näher zum Pol als zum Aequator sind. —

Was mich in diesem Park angesprochen und zugleich im höchsten Gr
überrascht hat, war ein Bach, ein ordentlicher deutscher Bach mit krystallkla
Wasser, der über große Granitblöcke läuft. So viel Gefälle hatte ich nicht
finden erwartet in dem flachen Rußland, vom Waldai bis zur Meeresfläche.
ist mir immer unerklärlich gewesen, warum Gartenkünstler alle die Wasserf
auf dem flachen Lande anlegen, statt die schwache Senkung zu benutzen,
wenigstens auf einer kurzen Strecke einen Bach darzustellen, der murmelnd da
rieselt. Da springt so eine künstliche gefolterte Wassermasse über ein Brett
einen sechs Fuß tiefen Abgrund hinunter und bleibt dort ermattet stehen, da
nicht mehr weiß, wohin sie laufen soll, falls nicht gerade den Berg hinauf.
fehlte nur, daß der Wasserfall erst dann Erlaubniß bekäme zu laufen, wenn
Zuschauer versammelt wären, um ihn mit weit aufgerissenen Augen zu bew
dern, und daß man nachher das Wasser wieder in Flaschen pfropfte! Der P

*) Bei Potsdam; Residenz des Prinzen Karl.

eterhof ist natürlich, und falls die Forelle sich wohl fühlen kann unter ig Grad nördlicher Breite, so muß sie sicher hier ihren Aufenthalt haben. — ter oben hat man den Reichthum an Wasser dazu benützt, große Seen zu n, welche von Bäumen umgeben sind und von den meisten der erwähnten chen Dotschen oder Landhäuser. Ein jeder dieser Eigenthümer hat seinen en Geschmack zur Richtschnur genommen. Hier findet man italienische en mit ihren charakteristischen viereckigen Thürmen, flachen Dächern, frei- nden Treppen, Veranden und Statuen; dort kommt ein „Manoir" in säch- -normannischem Styl, mit schweren Giebeln, vorspringenden Erkern und breiten stern; in einem Birkenwald erblickt man ein Schweizerhaus mit seinen weißen beln und seinem Balkon mit geschnitztem Holzwerk. Die meisten Häuser sind Holz gebaut, mit Eisenblech überdacht, welches meistens grün bemalt und r oder minder auf einen Sommer berechnet ist, welcher nicht immer eintrifft, welcher dieses Jahr vollständig auszubleiben scheint. Man fährt überhaupt nals in Rußland aus, ohne seinen Mantel mitzunehmen, und das Klima ist erlich derart, daß man diese Regel bald lernt. Denn ob das Wetter gut r schlecht ist, so schützt der Mantel entweder gegen Staub oder gegen Regen.

Sehr bequem eingewickelt kehrte ich von meiner Spazierfahrt zurück, nachdem zuvor mein „domoi" (nach Hause) gerufen hatte, denn im entgegengesetzten Falle rde mein Iswoschtschick bis nach Petersburg gejagt sein. Heute, Sonnabend den August, also noch in den Hundstagen, hatten wir kaum 10 Grad Wärme. an hat überhaupt bis jetzt in der Regel Feuer im Kamin; aber da ich mich doch ht recht dazu bequemen kann, in dieser Jahreszeit einzuheizen, habe ich mir eine umwollene Winterjacke angezogen. General Schreckenstein dagegen, der parterre hnt, hat Feuer machen lassen. Es regnet herab aus dem grauen Himmel, d der Wind gratulirt uns, daß wir auf's Festland gekommen sind.

Der Tag verging mit Besuchen bei der kaiserlichen Familie. Es war eine dentliche Reise, diese Visiten zu machen, denn Strelna, wo Großfürst Constantin hnt, liegt anderthalb deutsche Meilen von Peterhof, in der Richtung nach tersburg, während Solitüde, das Palais der Großfürstin Marie,*) sich ige Werste weit in der entgegengesetzten Richtung nach Oranienbaum zu findet.

Nachdem das ganze Gefolge des Prinzen und die zum Dienst bei ihm com- andirten Officiere General Mansurof und Oberst Mirbach versammelt waren, ng es zum Kaiser, welcher in einer kleinen, sehr einfachen „Cottage" wohnt. ie Minister Dolgorucki, Perofsky und Graf Schuwalof kamen mit ihren Porte- nilles unter den Armen die kleine Treppe herunter, und darauf erschien der **Kaiser** selbst.

Er machte einen sehr angenehmen Eindruck auf mich. Er besitzt nicht die atuenähnliche Schönheit und Marmorstrenge seines Vaters, aber er ist ein unge- ein ebenmäßig gebauter Mann, mit majestätischer Haltung; nur sieht er etwas ngegriffen aus, und man sollte glauben, daß die Begebenheiten seinen edeln Ge- chtszügen einen Ernst aufgeprägt hätten, welcher in starkem Widerspruch zu

*) Schwester des Kaisers von Rußland, Wittwe des Herzogs von Leuchtenberg.

dem wohlwollenden Ausdruck in seinen großen, blauen Augen steht. Bei kei andern Nation ist die Persönlichkeit des Monarchen von so großer Bedeutu wie in Rußland, weil nirgends eine so unumschränkte Macht in seine Hä gelegt ist, wie hier. Alexander fand bei seiner Thronbesteigung*) Europa Waffen gegen sich, und er hat im Innern seines eigenen unermeßlichen Rei Verbesserungen einzuführen, zu denen wol eine feste Hand nöthig ist. Kon er da anders, als mit Ernst an seine große Aufgabe gehen? Der Prinz ste jeden Einzelnen von uns vor, und der Kaiser verstand es mit vollendeter Leich keit, Jedem ein paar passende Worte zu sagen. Er spricht Deutsch und Französ vollständig correct und fließend und hat ungewöhnlich würdige und doch u bindliche Manieren.

Nun ging die Reise nach Alexandrowo, einem geschmackvollen, aber sehr klei Landsitze, welcher indessen seiner Zeit vom Kaiser Nicolaus und dessen gar zahlreicher Familie bewohnt wurde. Später haben die Kinder ihren eige Hausstand etablirt, und nur seine Wittwe und der jüngste Sohn**) sind n wohnen geblieben. Augenblicklich wohnt auch Prinz Friedrich Wilhelm hier seiner Tante, der Kaiserin-Wittwe. Sie war prächtig. „Laß sie alle hier l einkommen, denn ich sehe nicht so gut," sagte sie und setzte sich aufrecht in ei Stuhl. Sie reichte jedem Einzelnen die Hand zum Kuß und hatte für Je ein freundliches Wort. Wir waren ja auch ihre lieben Landsleute! Schließ wollte sie wissen, wer von uns noch tanze; denn sie sieht gern muntere Mensc um sich. Sie scherzte, lachte und schien sehr vergnügt zu sein.

III.

Sonntag, den 17. August. Heute war im Pavillon von Peterhof e Messe, welcher der ganze Hof beiwohnte. Im Versammlungssaal traf ich Se. E cellenz den kleinen Severin. „J'ai vu Madame de Moltke à Berlin plus be et plus gracieuse que jamais, et sa belle mère qui avait l'air d'être sœur."

Schlag zwölf kam der Hof. Der Kaiser, welcher grüne Generalsunifo mit rothem, goldgesticktem Kragen trug, führte seine Tante, die Großherzogin v Mecklenburg***), welche ein weißes Spitzenkleid und sehr schöne Diamanten tr Rechts folgte ihnen die Kaiserin Maria†) in hellblauem Kleide mit breiten Poin — Danach kamen die vier Söhne des Kaisers, die beiden ältesten††) in G valiergarde-Uniform, der dritte†††) in Infanterie-Uniform und der vierte*†)

*) 2. März (18. Februar) 1855.

**) Großfürst Michael, geb. 1832.

***) Die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, eine Tochter König Fried Wilhelm's III. von Preußen, geb. 1803.

†) Maria Alexandrowna, geb. 1824, Tochter des verstorbenen Großherzogs Ludwig von Hessen, und mit dem Kaiser vermählt seit 1841.

††) Der 1865 verstorbene Thronfolger und der jetzige Thronfolger, Cäsarewitsch Alexan damals elf Jahre alt.

†††) Großfürst Wladimir, damals neun Jahre alt.

*†) Großfürst Alexis, damals sechs Jahre alt, Chef der finnischen Flotten-Equipage.

blauen Marinejacke. Ihnen schlossen sich die Großfürsten Michael und Ni- us*) sammt Prinz Peter von Oldenburg mit seinen beiden Söhnen an. e standen während der ganzen Messe, welche über eine Stunde dauerte; selbst die hrte Großherzogin mußte stehen bleiben, und nur die regierende Kaiserin e sich mitunter.

Die Capelle ist weiß mit reicher Vergoldung. Das Allerheiligste und der ar sind in allen griechisch-katholischen Kirchen durch die Bilderwand, Ikono- s, vom Hauptraume getrennt. Diese Wand hat drei Thüren, von welchen mittelste, die Kaiserthür (weil nur der Kaiser durch sie eintreten darf), fast ner geschlossen ist; allein man kann dennoch durch eine Art Gitterwerk etwas dem bemerken, was dahinter vorgeht.

Der griechische Ritus gestattet, daß die Heiligen mit Farbe abgebildet wer- , und daß beim Gottesdienst gesungen wird, aber er schließt alle Bildhauer- eit und jede Instrumentalmusik aus. Man hat hier indessen die bewunde- gswürdigsten alten Kirchengesänge, welche größtentheils aus dem Orient ent- nt, wo sie jedoch in Vergessenheit gerathen sind. Auch Rom hat einen großen itrag in dieser Hinsicht geliefert. Natürlich sind diese Compositionen, denen s Instrumentalaccompagnement fehlt, sehr schwer zu singen und erfordern eine endliche Uebung. Da der kaiserliche Sängerchor nun weltberühmt ist, war sehr gespannt, ihn hier zu hören.

Er bestand aus ungefähr 30 Stimmen, vom Bassisten, der die Fensterscheiben rren macht, bis hinauf zu dem hellsten Kindersopran. Die Sänger standen zu den Seiten der Bilderwand, sie trugen carmoisinrothe Röcke, Beinkleider mit oldstickereien und hatten einen Degen an der Seite. Der erste Theil des ottesdienstes besteht aus Gebeten, und bei diesen wird in den verschiedensten ten das mehrstimmig gesungene „Gospodi pomilui“ (Herr, erbarme dich) wieder- lt. Die Priester, mit einem grünen Seidentalar bekleidet, auf welchem ein ldenes Kreuz gestickt ist, tragen ein ungeheuer großes, mit Gold und Edel- einen bedecktes Evangelium herbei. Der Beichtvater des verstorbenen Kaisers tete die Messe. Er hat eine unglaubliche Baßstimme und trägt sein Haar rn abgeschnitten, während es ihm hinten bis mitten auf den Rücken hängt. r kommt und geht, schwingt das Rauchfaß, macht das Zeichen des Kreuzes und gt die Gebete her. Im zweiten Theil der Messe ziehen sich alle Priester hinter e mittelste Thür zurück, und nun geht die Transsubstantiation vor sich: die Ver- andlung des Brodes und Weines, während der Chor mit unübertrefflicher Meister- haft ein wahrhaft ergreifendes Musikstück singt. Es ist niemals etwas Schöneres mponirt worden; es gibt aber auch Nichts, was auf schönere Weise vorgetragen äre. Zu meiner größten Verzweiflung hatte ich hinter mir eine Excellenz, elche mitsang, und natürlicher Weise falsch; er sang allerdings sotto voce, ber doch laut genug, daß ich es hören konnte. Der dritte Theil des Gottes- ienstes besteht in der Darreichung des geweihten Brodes; dieser Feierlichkeit ohnt aber nur die kaiserliche Familie bei.

*) Bruder des Kaisers, geb. 1831.

Nach der Messe wurden wir der regierenden Kaiserin vorgestellt. Sie eine hohe, schlanke Figur und einen freundlichen Ausdruck. Darauf machten der Großherzogin von Weimar*) unsere Aufwartung, und dann gingen Visiten los. Um diesen Plan in's Werk zu setzen, gab ich dem Feldjäger Liste und ließ ihn in einer Droschke voraus fahren. Wir fuhren dann hinter ihm her, und auf diese Weise expedirten wir sechsundzwanzig Visiten Laufe von einer Stunde. Um vier Uhr war große Tafel beim Kaiser, dem fr zösischen Gesandten Morny zu Ehren, welcher das große Band der Ehrenleg überbrachte. Auch die Kaiserin-Wittwe nahm Theil an der Tafel. Sie t ein weißes Mousselinkleid mit einem Ueberwurf vom selben Stoff, mit ein zollbreiten kornblauen Bande besetzt, aber sonst ohne anderen Schmuck. dem Kopfe hatte sie ein weißes Barett mit weißen Federn, was außerordent gut aussah. Die hohe, schlanke Figur der Kaiserin bewirkt, daß sie von Weit wie ein junges Fräulein aussieht. Ich nahm bei Tische neben Severin Pl und nach der Tafel wurden wir den übrigen Großfürstinnen vorgestellt. Gr fürstin Marie sieht noch sehr gut aus; sie trug ein rosa Moiréekleid und ei grünen Kopfputz mit lang herabfallenden Gräsern. Großfürst Constantin's mahlin,**) geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg, ist dagegen blendend sch Sie hat eine prachtvolle Figur, ein Gesicht von vollendeter Form, schwar Haar und schwarze Augen. Ihr Anzug war dunkelblau und weiß.

Nach Tische fuhr ich durch den englischen Park nach Monplaisir, ein kleinen Lusthause am Meer, von Peter dem Großen erbaut. Das Haus eine sehr schöne Lage mitten zwischen großen, schattigen Bäumen und mit Aussicht nach Petersburg. Aber ohne Sonne und Wärme fehlt jeder Landsch die Poesie.

An diesem Ort sollte Thee getrunken werden; ich schlich mich aber leise fo um meinen Brief in Ruhe und Gemächlichkeit schreiben zu können.

Die Küche ist hier außerordentlich gut, und ich hätte wol Lust, Henny h alles das essen zu sehen, was mir servirt wird. Um halb acht Morgens komme ich meinen Kaffee, der hier immer aus hohen Gläsern getrunken wi dazu einen ganzen Berg von vortrefflichem Backwerk. Um zwölf werden v Gerichte, eine ganze Flasche Rothwein und eine kleine Flasche Liqueur für m auf den Tisch gesetzt. Ich genieße nur eine Scheibe Brod mit Caviar und halbes Glas Wein davon. Das Uebrige verschwindet anders wohin; um v Uhr ist vortrefflicher Mittagstisch. Um acht Uhr lasse ich mir den Thee mein Zimmer bringen, und dann kommt eine Vogelscheuche von einem La zu mir herein und fragt, wann ich zu Abend essen will. Die Lichter nehm sie fort, wenn sie noch kaum angesteckt sind. Die Lakaien sind überall in Welt dieselben gefräßigen Schmeißfliegen.

---

*) Sophie Luise, geb. 1824, eine niederländische Prinzessin; ihre Mutter, Anna Paulow Gemahlin König Wilhelm's II. der Niederlande, war die Schwester des Kaisers Nicolaus I.

**) Alexandra Josephowna, geb. 1830, bekanntlich eine Schwester der ehemaligen Köni Marie von Hannover.

IV.

Montag, den 18. August. Wir machten heute Nachmittag per Wagen einen Ausflug in die Umgegend. Kaiser Nicolaus hat außerordentlich viel für Peterhof gethan. Erstens hat er vierzehn Meilen Chausseen nach allen Richtungen hin angelegt, dann hat er durch das Ausgraben großer und schöner Wasserbassins die Erde in der ganzen Gegend trocken gemacht, und endlich hat er sehr geschmackvolle Villen an den schönsten Punkten erbaut. Eine dieser Villen, Oserki mit Namen, erinnert im höchsten Grade an Charlottenhof bei Potsdam. Eins der bedeutendsten Gebäude ist Babizon, auf einem Hügel gelegen, von welchem man eine weite Aussicht über See und Land bis nach Petersburg und Kronstadt hat. Aber die weite Aussicht sollte man besser hier nicht aufsuchen. Sobald man die künstlichen Anlagen verlassen hat, ist das Land meistentheils flach und sumpfig, mit niederen Gebüschen bewachsen, das Meer grau und einförmig, wenigstens wenn der Himmel so grau wie heute ist. Der Pavillon selbst ist prachtvoll, ausschließlich aus Granit, Marmor und Sandstein gebaut. Von dem untersten Theile des Gebäudes, welches in einer Art von ägyptischem Style aus behauenem Granit aufgeführt ist, erheben sich zwei Etagen, von welchen jede mit Säulen umgeben ist. Diese Säulen sind Monolithen, aus prachtvollem schwarzem Granit ausgehauen und schön polirt. Die Capitäle von weißem Marmor sind am untersten Stockwerk korinthisch und im obersten dorisch, eine ziemlich ungewöhnliche Zusammenstellung, ebenso wie es überhaupt nicht allgemein ist, einen attischen Tempel mit zwei Etagen zu sehen. Vor dem Gebäude stehen die beiden Pferdebändiger des Baron Clodt,*) die wir auch in Berlin haben, und die der Volkswitz „den gehemmten Fortschritt" und „den beförderten Rückschritt" getauft hat. Das Ganze ist aufgeführt mit einer für Rußland ganz ungewöhnlichen Solidität, wie für die Ewigkeit gebaut, und macht einen sehr ansprechenden Eindruck. Nachmittags holte uns der Prinz zu einer Spazierfahrt ab in die entgegengesetzte Richtung nach Oranienbaum zu. Der Weg dahin ist außerordentlich schön, zur Linken hat man auf der ganzen Tour einen niederen Höhenzug mit einer zusammenhängenden Reihe von Landhäusern und Gärten, ungefähr wie auf dem Wege von Altona nach Blankenese. Die Datsche der Großfürstin Marie, welche Sergiewsk benannt ist, fällt besonders auf. Oranienbaum war ursprünglich der Landsitz des bekannten Admirals Mentschikoff und gehört jetzt der Großfürstin Helene,**) welche zur Zeit nicht hier ist. Das Schloß hat in seiner Anlage sehr Vieles mit Peterhof gemein. Das weiß- und gelbe Hauptgebäude ist durch eine Art Kuppel gedeckt, welche eine Grafenkrone von gewiß 20 Fuß Höhe trägt; zwei Pavillons stehen durch Galerien mit dem Hauptflügel in Verbindung. Vor der Fronte

*) Sie zieren bekanntlich den Eingang zum Hauptportal an der Lustgartenseite des königlichen Schlosses in Berlin, wurden nach dem Modelle des im Texte genannten Barons Peter Jacob Clodt von Jürgensburg in Petersburg aus Bronze gegossen und Friedrich Wilhelm dem IV. vom Kaiser Nicolaus zum Geschenke gemacht.

**) Tochter des Prinzen Paul von Württemberg, und vermählt mit dem Großfürsten Michael († 1849), Bruder des Kaisers Nicolaus I. Sie ward geboren 1807, und starb 1873.

ist eine Terrasse, zu welcher man über eine breite Granittreppe gelangt, und von hier führt ebenfalls ein Canal zum Meere hinaus, aber die künstlichen Springbrunnen fehlen. Die Aussicht jedoch ist viel schöner, als bei Peterhof denn das gegenüberliegende Kronstadt mit seinen Kuppeln, seinen befestigten Inseln und seinem Mastenwald bildet hier einen sehr malerischen Hintergrund. Diese Meeresbucht erinnert mich stets an die Lagunen, und wenn man einen hohen, dicken Fabrikschornstein für den Thurm der Marcuskirche annehmen will, kann man sich einbilden, die stolze Venezia zu sehen. Das Schloß ist übrigens sehr zweckmäßig und comfortabel eingerichtet. Zu seiner Zeit begnügte man sich hier mit niedrigen Zimmern und schmalen Fenstern, was auch am besten für das Kleine paßt. —

Den folgenden Tag besuchten wir den Winterpalast. Von einem Flügel desselben begaben wir uns nach der mit dem Schlosse zusammenhängenden Eremitage, welche jetzt vollständig zu einem wahren Kunsttempel hergerichtet wird. Die größten Kunstschätze, die berühmtesten Meisterwerke der Malerei und Sculptur aus allen Ländern, 20,000 geschnittene Steine, eine Menge von Manuscripten, Antiken, Mosaiken und Juwelen sind hier — nicht aufgestellt wie in andern Museen — sondern vertheilt in einer unzähligen Reihe von Zimmern und Sälen, von welchen jeder Raum ein Kunstwerk an Schönheit und Geschmack ist. Es gibt keinen berühmten Maler, der hier nicht durch einige seiner vortrefflichsten Schöpfungen repräsentirt wird. Rafael und Tizian, Correggio und Carlo Dolce, Murillo und Velasquez, Rubens und van Dyck, Teniers und Dow, Ruysdael und Claude Lorrain füllen ganze Säle. Tizian's Bilder schienen mir namentlich bewunderungswürdig zu sein.

Sehr interessante Ausbeute haben die Ausgrabungen geliefert, welche man bei Kertsch in der Krim vorgenommen hat, dort, wo die griechische Cultur 400 Jahre vor Chr. G. blühte, bis die skythische Völkerschaft sie vernichtete und das Land wieder von der goldenen Horde der Tartaren bevölkert wurde. Man findet Sarkophage mit goldenen Geschmeiden von feinster Arbeit. Man fand unter anderen ein männliches Skelett mit einer goldenen Krone; alle Zähne saßen noch im Munde, mit Ausnahme eines einzigen. Die Gemahlin des Mannes, welche sich wahrscheinlich hatte umbringen lassen, lag an seiner Seite. Zwischen ihren Schmucksachen wurde eine zierliche goldene Urne gefunden, auf welcher ihr Gemahl in sehr hübscher Reliefarbeit dargestellt ist, in dem Augenblick, wo ein kolchischer „Dentist" ihm einen Zahn auszieht. Ich will Dich mit einer Beschreibung all' der andern Herrlichkeiten verschonen; man bedürfte mehrerer Wochen, um Alles in Augenschein zu nehmen.

Nach dem Frühstück besuchten wir die große Artilleriewerkstatt, und gegen Abend kehrte der Prinz nach Peterhof zurück. Ich bleibe dagegen in Petersburg, bis wir nach Moskau abreisen werden. Bei Sonnenuntergang bestieg ich mit dem Prinzen von Hohenzollern den Admiralitätsthurm, von wo man eine prächtige Aussicht über die ganze Stadt, die Inseln und die verschiedenen Arme der Newa hat. Es fehlt nur Eins, und das ist ein Hintergrund; denn die Umgegend ist überall ganz flach. Auf der andern Seite der gewaltigen Häusermasse sieht das Auge nur auf einen schwarzen Strich mit Gebüsch bewachsenen Landes und

ien grauen Streifen Meer, wo die hohen Rauchsäulen der zahlreichen Dampf-
)iffe in die Luft steigen. Der Vordergrund dagegen ist prächtig. Nachdem
) Thee getrunken hatte, schrieb ich bis 1 Uhr.

V.

Freitag, den 22. August. Es ist, Gott sei Dank, wieder klares Wetter,
)er kalt und windig. Die Aussicht von meinem Fenster ist sehr schön; mir
:genüber auf der andern Seite des Flusses erhebt sich auf einer abgesonderten
einen Insel die Paulsfestung mit ihren hohen Mauern und Zinnen von Granit.
:iese Festung kann, da sie mitten in der Stadt gelegen ist, Nichts zur Verthei-
igung Petersburgs beitragen; aber sie spielt dieselbe Rolle wie die Engelsburg
ir den Vatican, nur daß die Verbindung hier zu Wasser ist, während sie in
tom durch einen gewölbten Bogengang stattfindet. Mitten in der Festung
iegt die Kirche, in welcher, seit Peters des Großen Zeit, alle Kaiser von Ruß-
and beigesetzt sind, ebenso wie alle Czaren bis zu seiner Zeit in Moskau be-
;raben sind. Der einem Mastbaum ähnliche dünne und vergoldete Thurm er-
)ebt sich 300 Fuß hoch über der Kirche. Er soll für 10,000 Dukaten Gold
uf sich tragen, aber er ist im Laufe der Zeit so schief geworden, daß er nun
)on einem schweren Balkengerüst umgeben ist. Bei diesem sumpfigen Erdgrund
ind diesem abscheulichen Klima muß Alles unaufhörlich reparirt werden. In
)er Festung sollen auch die ungeheuren Silber- und Goldbehälter sein, von
)enen man annimmt, daß sie Sicherheit für die circulirenden Papiergeldmassen
gewähren. Ich habe indessen diese Behälter nicht gesehen. Im täglichen Leben
bekommt man nur Papiergeld, selten Silber. Platina wird gar nicht mehr
ausgemünzt. Die Production hat sehr abgenommen, und der Werth dieses
Metalles ist zu unsicher, um als „Standard" gelten zu können. Platina ist im
Augenblick vier Mal so theuer, als vor zwanzig Jahren; dagegen ist die Gold-
production noch immer im Steigen und verschafft der Regierung und einzelnen
Privaten, z. B. der Familie Demidoff, ungeheure Einnahmen.

VI.

Sonnabend, den 23. August. Regenwetter. Vormittags schrieb ich
erst und dann ging die Reise nach Gostinoy-Dwor, einem großen, zweistöckigen
Karawanserai mit Bogengängen und lauter kleinen Einzelwölbungen, in welchen
die Kaufleute hausen und ihre Waaren feilbieten. Nachts wohnt hier Niemand.
Es darf kein anderes Licht angezündet werden, als in der Lampe, welche in
jeder Zelle unter dem Heiligenbilde hängt; denn die Heiligen passen alsdann
selbst auf, daß diese Lampen keinen Schaden verursachen. Ich kaufte hier einige
goldgestickte Ledersachen und etwas von dem Thee, welcher zu Land über Kjächta
durch Sibirien nach Rußland geht. Dieser sogenannte Karawanenthee be-
wahrt den feinen Geschmack, welcher bei jeder längeren Seereise verloren geht;
der Preis ist von 2, 3 und 4 Silberrubeln bis zu 30 und 50 per Pfund. Wie
eine Sorte Thee 25 Mal theurer als eine andere, auch schon sehr gute, sein
kann, verstehe ich nicht. Bei Hofe werden nur 5 Rubel bezahlt, und wird dieser

Thee mit grünem Thee, zu 4 Rubel das Pfund, vermischt. Ich besah daran das neue Michaelow'sche Palais, welches von Außen das geschmackvollste und schönste Gebäude in Petersburg ist. Jetzt gehört es der Großfürstin Catharina.* Drinnen wurden neue Fußböden gelegt und man konnte deshalb Nichts zu sehen bekommen. Außerdem besuchte ich den Michaelowski'schen Samok, welchen Kaiser Paul wie eine Festung anlegte, als er seine Unterthanen zu fürchten begann. Er bewohnte ihn nur drei Monate. Jetzt ist die Ingenieurakademie darin eingerichtet, und man zeigte mir die großen, sehr schönen Festungsmodelle, durch welche Sebastopol und Kronstadt, sowie Sveaborg und Bomarsund interessant geworden sind. Das Modell von Sebastopol stellt das Project dar, wie man diesen Punkt hatte befestigen wollen. Man versicherte mir, daß in dem Augenblicke wo die Engländer und Franzosen mit 40,000 Mann nach der Schlacht an der Alma vorrückten, die Vorstadt ohne jede Befestigung gewesen wäre. Da die Garnison überdieß nur 16,000 Mann zählte, ist es zweifellos, daß die Alliirten sich leicht in den Besitz der Festung hätten setzen können, falls sie eine Ahnung hiervon gehabt hätten. Auch die großen Wälle auf der Nordseite waren gegen einen Sturm nicht gesichert.

Im Vorüberfahren besuchte ich die Mutter-Gottes-Kirche von Kasan, welche durch ihren ungeheuren Reichthum an reinem Silber berühmt ist. Die Vorliebe der Russen für Säulen ist hier recht zum Vorschein gekommen. Man hat hier nicht allein die große Colonnade von St. Peter in Rom nachgeahmt, sondern auch sogar noch im Innern gegen 40 Granitsäulen angebracht, jede aus einem einzigen Stück. Da gar kein Platz für diese Säulen da war, und da sie fast nichts Anderes zu tragen haben, als ihre eigenen Capitäle, so hat man sie in doppelte Reihen gesetzt — wirklich ein embarras de richesse! Abends besuchten wir mit dem Prinzen noch die kaiserliche Bibliothek. Heute war das Wetter so, wie es bei uns Ende November zu sein pflegt; man wird ganz melancholisch dabei.

VII.

Sonntag, den 24. August. Heute galt unser Ausflug der Bergakademie, wo man uns die in hübschen Sälen aufgestellten Bergwerksmodelle zeigte, sehr schöne Mineralien, Edelsteine und Perlen, unter andern den größten Goldklumpen, der bis jetzt gefunden worden und 100,000 Rubel werth ist; dann ein großes Stück Aquamarin, welches von noch größerem Werth sein soll. Von da fuhr ich nach dem ersten Hause, welches Peter der Große baute, als er den Grund zu Petersburg legte, und in welchem er selbst lange Zeit gewohnt hat. Es ist ein ganz kleines, roth angestrichenes Haus mit Balcon, die Fenster sind mit Blei eingefaßt. Man zeigte uns seinen Lehnstuhl und einzelne seiner Utensilien, namentlich das kleine Boot, mit welchem er den Ladoga-See befuhr und welches der Großvater der russischen Flotte genannt wird. Ueber dem Ganzen hat man ein anderes Haus gebaut, um es für ewige Zeiten zu schützen. Alsdann

*) Tochter des Großfürsten Michael und der Großfürstin Helene, geb. 1827, und vermählt mit Georg, Herzog von Mecklenburg-Strelitz.

f ren wir nach der hübschen Smoloi-Kirche, welche heller und geräumiger ist, c alle übrigen Kirchen. Die Heiligenbilder sind mit Diamanten und Juwelen 1 i großem Werthe geschmückt. Mehrere palastartige Gebäude sind zur Auf- 1 ome adeliger Fräulein bestimmt; aber da man wenigstens 40 Jahr alt sein ıß, um einen Platz darin zu bekommen, wurden wir natürlich nicht versucht, ıger als nöthig ist zu verweilen, sondern machten einen Besuch im Sommer- cten, in welchem sich die heirathsfähigen Russinnen an einem bestimmten Mai- je zeigen und von den Ehestandscandidaten in Augenschein genommen werden, ıs nicht selten an Ort und Stelle sogleich zum Heirathsantrage führt. Das hönste in diesem Garten ist ein prachtvolles Eisengitter, welches denselben von n Quais trennt und eine Statue des berühmten Fabeldichters Krilof, an dessen ıßgestell alle möglichen Thiere in launiger Weise in Bronze dargestellt sind.

Um das Gehen nicht ganz zu verlernen, machten wir noch einen Spazier- ıg nach der Reiterstatue Peter's des Großen durch Morskoy und den Newa- rospect. Es war sehr schönes Wetter zum Spazierengehen, aber nur 9 Grad Järme, und ich habe deshalb vollständige Wintertoilette gemacht. Morgen ihren wir hundert Meilen südwärts, aber wir kommen doch nicht südlicher als Memel, die nördlichste größere Stadt unseres Vaterlandes, liegt. Dennoch offe ich auf ein besseres Klima.

Vormittags fuhren wir nach dem berühmten Kloster Alexander Newsky, welches mit den vielen zu ihm gehörigen Häusern und Capellen, die von Mauern ınd Gräben umgeben sind, einer Festung ähnlich sieht. Dieses Kloster ist ein ogenanntes „Lawra", von welchen es außer dem nur noch zwei in Rußland ibt: das Dreieinigkeitskloster in Moskau und das Grotten-Kloster in Kiew. Das hiesige, das dritte dem Range nach, ist Sitz des Metropoliten für Peters- burg. Ein Archimandrit führte uns selbst umher. Man zeigte uns den Sarg mit den Gebeinen des Großfürsten Alexander, welcher einen Sieg an der Newa über die Schweden und Schwertritter davontrug. Der Sarg ist aus 5000 Pfund Silber verfertigt. Der General Schreckenstein und der Prinz von Hohen- zollern küßten als gute Katholiken die Reliquien. Von da führte man uns in eine kleine Capelle, wo unglaubliche Schätze aufgehäuft waren, Bischofsstäbe und Evangelien, bedeckt mit Diamanten, ein Dutzend Mitra's, übersäet mit Juwelen, Gewänder und Stola's von goldenen Stoffen mit Perlen — kurz gesagt: Mil- lionen. Endlich besuchten wir noch den Kirchhof mit seinen dicht zusammen- gedrängten Leichensteinen und sahen die Grabstätten der Familien Tolstoy, La- maloff, Demidoff und Bariatinsky; kurz, die Familienbegräbnisse der reichsten russischen Geschlechter, denn die Erlaubniß hier zu ruhen kostet 3000 Rubel. In einem Winkel lag ein einfacher Stein mit folgender Inschrift: „Hier ruht Su- woroff." Der Fürst Italisky hat es selbst so gewünscht.

Vom heiligen Alexander fuhren wir noch einen langen Weg um die Stadt an den Casernen der Linienkosaken vorbei, zu dem einzigen Nonnenkloster der Stadt, auf dessen Namen ich mich jedoch nicht mehr besinne. Mit den Novizen befinden sich hier 125 Jungfrauen, welche unter einem strengen Regiment stehen und niemals Erlaubniß bekommen, das Kloster zu verlassen. Die „Igumena" oder Aebtissin empfing uns selbst mit großer Zuvorkommenheit. Der Gottes-

dienst wird von Männern gehalten, aber die Nonnen singen. Wir sahen letzteren dort vollständig schwarz gekleidet und von allen möglichen Altersclas Die Mehrzahl von ihnen war von Antlitz häßlich, aber meistens mit hübsc Augen. Die Novizen trugen eine spitze, die Nonnen eine cylinderartige schwa Haube, schwarzen Schleier und ein langes, schwarzes Gewand. Eine von ih dirigirte den Chor mit einem kleinen, schwarzen Stabe. Es ist nicht zu sch dern, wie vortrefflich der Kirchengesang hier ist. Es waren viele hübsche Sti men dazwischen, und einige von so tiefem Alt, daß man Männer zu hör glaubte. Auf mich machte dieser feierliche Gesang einen tiefen Eindruck, und habe nie etwas Schöneres als diese alten Kirchengesänge gehört. Die Nonn erhalten jährlich 20 Rubel Papier, also weniger als ein Dienstmädchen bei uns. Alles Andere müssen sie selbst durch ihrer Hände Arbeit verdienen. E sticken und malen, und in der Kirche hängen recht hübsche Heiligenbilder v ihrer Hand.

Nach dem Frühstück machte ich und General Schreckenstein Visite bei Baron Lieven und Fürsten Gortschakoff und fuhren danach wieder zur Isaac kirche, welche immer prächtiger erscheint, je öfter man sie sieht. Nachdem w um 7 Uhr zu Mittag gespeist hatten, machten wir eine Spazierfahrt. C halten nämlich sechs bis acht angespannte Wagen von Morgens bis Abend vor unserer Thür, und man geht hier niemals, wo die Entfernungen so gro sind. Wir fuhren nach den Inseln Petrofsky, Christofsky, Jelagin und Kame Ostrow, welche nördlich von der Stadt liegen. Die Landschaft erscheint ung wöhnlich schön bei Sonnenuntergang. Die breiten Arme des Stromes sin dem Ufer entlang mit zierlichen Holzhäusern und Gärten eingefaßt. Man sie hier meistens Tannenbäume und Hängebirken, aber auf Jelagin gibt es auc ganz herrliche Eichbäume. Wir besahen den schönen Landsitz des Fürsten Bielo lerski und die kaiserlichen Schlösser und kamen erst zurück, als es dunkel ge worden war. Die Tage sind hier bedeutend länger, als bei uns. Die Aussich von meinem Fenster ist außerordentlich schön, namentlich Nachts, wenn di Quais mit Gas beleuchtet sind und beide Brücken mit zahlreichen Lampen Die Uhr zeigt indessen, daß es schon nach 12 ist, und ich schließe meine Brief. Morgen kehrt der Prinz nach der Stadt zurück.

VIII.

Montag, den 25. August.*) Um 10¼ heute Vormittag ging es per Extrazug nach Moskau. Der Weg ist 605 Werste oder 87 Meilen, und da man 22 Stunden dazu gebrauchte, sieht man leicht, daß die Geschwindigkeit nicht besonders groß ist. Der Kaiser legt den Weg in 14 Stunden zurück, also 6 Meilen die Stunde, was auch nicht schnell genannt werden kann. Auf der

*) Da Brief VII vom 24. August noch aus Petersburg datirt und dieser vom 25. schon aus Moskau, trotzdem die Fahrt zwischen der einen und der andern Stadt 22 Stunden gedauert hat, so ist anzunehmen, daß der Graf diesen Brief zum Theil nach unterwegs gemachten Notizen zusammenstellte, denen er dann unter demselben Datum Eindrücke hinzufügte, die sich erst auf den folgenden Tag beziehen.

ceat-Western-Bahn sind wir 12 Meilen in der Stunde gefahren. Man thut rigens gut, nicht solche Forderungen zu stellen, und es ist schon ganz nett, ß man so in einem Tage von der einen russischen Hauptstadt zur andern ren kann. Das merkt man erst, wenn man die Gegend sieht, durch die man rt. Der Betrieb der Eisenbahn scheint übrigens sehr gut geordnet zu sein; f der ganzen Strecke ist doppeltes Geleise, und die Bahnhöfe sind solid gebaut, sogar mit einer gewissen Pracht. Mehrere haben elegante Absteigezimmer für n Kaiser. Die Waggons sind sehr bequem, aber sehr plump. Die Steigung , wie man es in diesem Lande erwarten konnte, eine sehr geringe, und man t daher die Bahn soviel als möglich in einer geraden Linie gebaut, ohne sich ran zu kehren, daß sie eine Stadt berühre, ausgenommen an den Endpunkten. elbst das alte, historisch berühmte und noch immer wichtige Nowgorod hat man n paar Meilen von der Bahn liegen lassen. Die Eisenbahn wird neue Städte 's Dasein rufen, aber warum will man deshalb die alten zu Grunde gehen ssen? Uebrigens haben die Eisenbahnen bis jetzt nichts Anderes geschaffen, als ahnwärterhäuser und Schlagbäume. Diese mit sammt den Meilensteinen nd der einzige Schmuck in dieser unglaublich öden, unbebauten, flachen und ein- rmigen Gegend, durch welche man kommt, sobald man Petersburgs letzte, aller- ings sehr ländliche Häuser hinter sich hat. Sümpfe und Erlengesträuch, soweit as Auge sieht, verkrüppelte Fichtenbäume, selten ein bebautes Feld und noch ltener ein Dorf. Die Kirche mit der hellgrünen Kuppel und den geweißten Mauern gibt den Dörfern immer ein freundliches Aussehen in der Entfernung. Aber kommt man näher, so sieht man, daß die Häuser fast durchgehends elende Hütten ohne Gärten und ohne Bäume sind. Die Dörfer haben keine Ein- riedigung; man sieht weder Alleen noch Hecken und Hofräume; das Ganze er- innert mich an den Oberharz, wo die kleinen Holzhäuser auch rings umher an- gebracht sind, als wären sie aus einem Sieb herausgeschüttelt. Das Auge dürstet nach irgend einer Abwechslung im Terrain, und deshalb kommt Einem auch der Fluß Wolchow überraschend schön vor. Man passirt ihn in ziemlich bedeuten- der Höhe auf einer Gitterbrücke von ansehnlicher Länge. Große, offene Boote ommen vom Peipussee und von Nowgorod den Fluß herauf, der ungefähr so reit wie die Elbe ist, und gehen nach Onega und von da nach Petersburg, wo ie der Hauptstadt einen Theil ihrer Brennbestände zuführen. Wie man auch die verschiedenen Mahlzeiten benennt, so ist es doch immer ganz sicher, daß wir n bester Form drei Mal zu Mittag aßen, das letzte Mal 9 Uhr Abends. General Schreckenstein, Graf Redern, Barner und ich hatten zusammen ein großes Coupé, in welchem wir es uns also sehr bequem einrichten konnten. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich weder die Twerza, noch die Wolga gesehen habe, denn ich schlief fest. Den folgenden Morgen, Dienstag, ging die Sonne prächtig über den Spitzen der Tannenbäume auf. Sie beleuchtete fast dieselbe Scenerie, wie gestern, doch sah man mehr Bäume und ab und zu recht hübsche Thäler. Dann kamen wir an einen Eichwald, und plötzlich tauchten zahllose Kuppeln und Thürme über der Ebene auf. — Wir waren in Moskau. —

Ich bin noch nicht zu mir selbst gekommen über den Eindruck, den die Stadt auf mich gemacht hat. Ich suche meine Gedanken zu ordnen und das Fre artige zu beruhigen, indem ich es mit dem vergleiche, was ich bis jetzt in Welt gesehen habe. Wenn ich von des Kremls hoher Terrasse über die geheure Stadt hinweg sehe, deren Häuser meistens alle hellgrüne Dächer ha und mit dunkeln Baumgruppen umgeben sind; wenn ich die hohen Thürme unzähligen Kuppeln betrachte: dann fällt mir der Blick vom Hradschin Prag, von Buda auf Pest und vom Montreale auf Palermo ein. Doch Alles hier anders, und der Kreml, der Mittelpunkt dieser kleinen Welt, k mit Nichts verglichen werden. Diese 50—60 Fuß hohen Mauern mit il zackigen Zinnen, riesenhaften Wachtthürmen, das gewaltige Schloß der Cza die Residenz der Patriarchen, Iwan Weliki, der Glockenthurm, die vi wunderlichen Kirchen — alles Dieses bildet ein Ganzes, welches nicht zwei I in der Welt vorkommt.

Wir haben den ersten Tag mit Visiten verbracht und die unermeßli Gebäude des Kremls besehen. Man hat dem Prinzen fünf Häuser angewie und ich wohne, allerdings etwas beschränkt, mit ihm im Palais der Für Trubetzkoy. Die Fürstin selbst ist nach ihren Gütern abgereist.

IX.

Donnerstag, 28. August. Die Stadt Moskau nimmt an, daß der Ka noch nicht da ist. Allerdings behaupten Einige, daß er seit gestern in dem e Meile von hier gelegenen Schloß Petrofskoy Station gemacht, um dort 100,(Gardisten zu mustern, aber da ist er incognito, und officiell ist er hier ganz n gar nicht. Die heilige Stadt rüstet sich unterdessen zum Empfange, wel morgen Statt finden wird. Auf allen Straßen und Plätzen wird gehämm und geklopft, und da die meisten Häuser hier abgesondert stehen, jedes für mitten in einem kleinen Garten, so hat man in den Zwischenräumen große Tribü für die Zuschauer aufgeführt. Bei einigen von ihnen zählte ich über 3(numerirte Plätze. Auch vor den Häusern werden schmale Estraden mit Stüh aufgerichtet, das Ganze mit einem Leinendache darüber und mit bunten Teppid und Blumen geschmückt. Es sind also ohne Zweifel Sitzplätze für einige hund tausend Menschen hergestellt, und es kann kein Gedränge entstehen. Nur i welche die wenigen Kopeken nicht bezahlen konnten, „Tschorni narod," schwarze Brut, wird eine bewegliche Schaar von Zuschauern bilden und h wird die Polizei Ordnung halten müssen. Alle Paläste und Kirchen sind ihren architektonischen Linien mit dünnen Latten versehen, auf welchen die Lich zu der festlichen Gelegenheit angebracht werden sollen. Die Riesenkirche Iwa welche mit ihren 25 Glocken mitreden wird, trägt auf ihrer goldenen Kup eine von Lichtern gebildete Krone, über welcher man das strahlende mächt Kreuz sieht, welches die Franzosen mit unendlicher Mühe und Gefahr herc stürzten und welches die Russen siegreich wieder aufsetzten. Um diese Frechh zu sühnen, legten die Russen tausend Stück Geschütze von dem gottvergessen

de zu Iwans Füßen nieder, wo Graf Morny sie morgen zu sehen be-
men kann.

Die halbe Bevölkerung der Stadt treibt sich auf den Straßen umher, um Vorbereitungen in Augenschein zu nehmen, und man gibt ihnen die Erlaub- überall hin zu gehen, selbst in den Kreml, wo noch gearbeitet wird. Jeden gehen sechs oder acht Spann Pferde ab, meistens dunkle Schimmel und hrenköpfe, welche die Galawagen der Kaiserin und der Großfürstinnen ziehen n. Gestern trugen die Excellenzen einen wirklich furchtbar schweren Baldachin dicken, goldenen Stangen durch die Säle und über die Treppen des Palastes, rend die Flügeladjutanten daneben gingen und ihn durch goldene Schnuren Gleichgewichte hielten. Die Galawagen, der wunderlichste Anblick andrer rhunderte, sind aus dem Halbdunkel des Arsenals hervorgezogen, wo sie und zwanzig Jahre in Ruhe und Frieden gestanden haben. Die ältesten Wagen haben gar keine Federn, sondern hängen in armlangen Riemen über r enorm langen und dicken Deichsel, welche so gebogen ist, daß der ganz aus ld und Krystall gefertigte Wagen fast auf die Erde stößt. Die Fuhrwerke Kaiserin sind mit Diamanten und Juwelen geschmückt. Die allerältesten gen werden wol kaum benutzt werden. Zwischen diesen befindet sich auch e Art ambulanten Hauses von Gold, Sammet und Krystall, welches Peter Große zum Geschenk von England geschickt bekommen hat, und diesem Fuhr- rk gegenüber ist ein Sechsunddreißigpfünder ein reines Spielzeug. Kurz gesagt, es ist hier Leben und Erregung, indem man die Kanonenschüsse erwartet, lche morgen von dem alten Wachtthurm des Kremls den Einzug des Kaisers künden sollen.

Gestern wollte der Kaiser durch das Lager der Garde reiten; er hat diese uppen nämlich seit seiner Thronbesteigung nicht gesehen, da sie in Folge des ieges in Lithauen und Polen gestanden hatten und erst seit kurzer Zeit ihr ger ungefähr eine Meile von der Stadt auf einer Ebene aufgeschlagen haben. er Parade ging eine feierliche Messe vorher, welcher auch von der Kaiserin igewohnt wurde. Wir fuhren durch dicke Staubwolken in voller Gala dorthin d sahen den Kaiser reitend mit seinem Gefolge ankommen. Er sieht sehr gut Pferde aus. In diesem Augenblick begann es zu regnen, und es fuhr un- terbrochen fort, herunter zu gießen. Glücklicherweise konnten wir unter dem enen Zelt, welchem der Altar stand und die Messe gelesen oder besser ge- ngen wurde, Schutz finden. Alle weiteren Feierlichkeiten wurden abbestellt und ir fuhren wieder nach Haus.

Abends begab ich mich nach dem Schlosse Petrofskoy. Es liegt mitten im Walde und macht einen ganz wunderlichen Eindruck. Das Schloß selbst ist ein weistöckiges Viereck mit grüner Kuppel. Die Eingänge werden alle von sehr eltsamen flaschenförmigen Säulen getragen, und das ganze Gebäude ist von iner mit Thürmen, Zinnen und Schießscharten versehenen Mauer umgeben. Diese roth und weiß angestrichene Festung, von welcher das Licht durch die hohen Fenster in den dunkeln Wald hinausstrahlt, gleicht einem Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Hier im Lande sind alle Schlösser und Klöster be- festigt. Sie bildeten die einzigen festen Punkte damals, als die goldene Horde

heranbrauste mit ihren zwanzig oder dreißig Tausend Pferden und das ge
flache Land verwüstete. Lange nachdem das Joch der Tartaren gebrochen wor
war, bildeten sie in ihrem Khanat in der Krim einen furchtbaren Feind. Un
hörlich schauten die Wächter von den höchsten Zinnen des Kremls gegen Sü
aus über die weite Ebene, und wenn dort der Staub in die Höhe zu wirb
begann, wenn die Glocke Iwan Weliki's ihren Nothruf ertönen ließ, d
suchten Alle Schutz hinter den Mauern der Klöster oder des Czarenschlo
während die rasenden Reiterschwärme vergebens trachteten, diese Mauern
durchdringen. Das Christenthum und die Wissenschaft und Bildung
russischen Volkes retteten sich in die Klöster, aus welchen dann wieder die
freiung von der Herrschaft der Mongolen und Polen ausging.

Heute wurde wieder unter freiem Himmel Messe gehalten. Fünf Bataill
bekamen neue Fahnen, welche bei dieser Gelegenheit zugleich eingeweiht wurd
Der Metropolit ging die Front entlang und bespritzte die Truppen tüchtig
Weihwasser. Der Kaiser und die Kaiserin küßten nicht allein das Kreuz, sond
auch die Hand des Priesters. Darauf sprengte der Kaiser an der Front je
Bataillons entlang und sagte mit guter militärischer Haltung einige Wo
welche von den Mannschaften mit unendlichem Jubel aufgenommen wurden.
tummelte sein wohl geschultes Pferd recht gut. Dann ritt er die ganze Li
hinunter, ungefähr anderthalb deutsche Meilen. Die Truppen, 74 Bataillone, je
800 Mann stark, also ungefähr 60,000 Mann Soldaten, lauter alte, bärtige, bra
Gesichter, waren ohne Gewehre und mit Feldmützen auf dem Kopf aufgeste
Ich lege kein Gewicht auf die betäubenden Hurrah's, welche ein Paar Stun
anhielten; aber man konnte diesen alten Schnurrbärten anmerken, daß sie
darüber freuten, ihren Czaren zu sehen.

Der Kaiser sprach mit Einzelnen von ihnen, und sie antworteten ohne U
stände mit „Batuschka" (Väterchen). In Rußland ist die Familie der Mik
kosmos des Staats. Jede Macht beruht auf der väterlichen Autorit
und alle Theorien von einer repräsentativen Verfassung sind in Rußland vo
ständiger Wahnwitz. — „Wie könnten menschliche Bestimmungen das göttli
Recht meines Vaters einschränken?" sagen die Russen. Deshalb ist auch
unumschränkte Macht in der Hand des Kaisers eine Nothwendigkeit und e
Wohlthat in einem Lande, wo Nichts geschieht, wenn es nicht von oben
fohlen ist.

Derjenige, welcher, wie ich, zum ersten Male von des Kremls Wällen a
Moskau an einem warmen, sonnigen Tage betrachtet, dem wird es sicher ni
einfallen, daran zu denken, daß er sich hier unter demselben Breitengrad befind
unter welchem die Rennthiere in Sibirien grasen und die Hunde in Kamschat
die Schlitten über die Eisflächen ziehen. Moskau macht unbedingt den Eindr
einer Stadt des Südens; aber auch daß man vor etwas Fremdem, bisher Ung
sehenem steht. Man glaubt sich nach Ispahan, Bagdad oder einem ähnlich
Ort versetzt, wo sich die Erzählungen der Sultanin Scheherezade ereignen,
diesen Städten, welche man sich in Gedanken vorstellt, aber welche man ni
in Wirklichkeit zu sehen bekommt. Obgleich Moskau nicht über 300,000 Ei
wohner hat, bedeckt doch die Stadt mit ihren Häusern, Gärten, Kirchen, Klöste

n Flächenraum von zwei Quadratmeilen. In dieser flachen Gegend ist es
n möglich, weiter zu sehen, als über die äußersten Vorstädte; Häuser und
me scheinen sich bis zum Horizont zu erstrecken.

Keine Stadt der Welt — Rom nicht einmal ausgenommen — besitzt so
Kirchen wie Rußlands Stolitza. Man behauptet, daß Moskau 40 Mal
Gotteshäuser habe. Jedes von ihnen hat wenigstens fünf, einige haben sogar
ehn Kuppeln, welche mit glänzenden Farben übermalt sind, mit gefärbten
rten Ziegeln gedeckt und reich vergoldet oder versilbert. Sie funkeln deshalb auch
er Luft wie die Sonne, wenn sie sich halb über den Horizont erhoben hat.
ost die schlanken Thürme, welche zum Theil in bedeutender Höhe über den
ihligen Häusern und Gärten in die Luft ragen, entbehren nicht dieser glän-
en Zierde, und es gibt keinen Palast, welcher nicht mit einer Kuppel ge-
rückt wäre.

Die Häuser liegen fast immer mitten in Gärten und zeichnen sich mit ihren
ßen Mauern und hellgrünen oder rothgemalten flachen Eisenblech-Dächern in
geschmackvollen Umrissen von dem dunkeln Hintergrund der Bäume ab.
r der älteste Theil der Stadt in der Nähe des Kremls, Kitai-gorod oder die
nesenstadt, bildet eine Stadt, so wie wir sie kennen, wo das eine Haus an
andere stößt, Alles sorgfältig mit geweißten Mauern umgeben, welche mit
chtvollen Thürmen besetzt sind. Der ganze übrige Theil der Stadt scheint
e Sammlung von Landhäusern zu sein, zwischen welchen der Moskwa-Fluß
großen Krümmungen läuft.

Im Kreml erheben sich das Palais des Czaren, die Residenz der Patriarchen,
Rüstkammer des Heeres und die vornehmsten Kirchen. Dort thronte seiner
t die oberste weltliche und geistliche Macht. Die Klöster, welche größten-
ils am äußersten Rande der Stadt liegen, bilden jedes für sich eine Festung.
Kitai-gorod ließ sich der Handelsstand nieder, denn er bedurfte der Mauern,
seine Schätze aus China, der Bucharei, Byzanz und Nowgorod zu beschützen.
r andere, viel ausgedehntere Theil von Moskau wurde vom Adel erbaut,
d lange nachdem der erste Kaiser eine neue Hauptstadt auf Feindes Boden
ichtet hatte, verschmähten die Magnaten des Reichs diesen Aufenthaltsort,
dem sie festhielten an der Väter Sitte. Noch heutigen Tages ist Moskau
t seinen ehrwürdigen Heiligthümern und historischen Erinnerungen ein Gegen-
nd der Ehrfurcht und Vorliebe für jeden Russen, und so oft er, häufig auf
ndert Meilen Entfernung, von Weitem, im Vorbeireisen, das goldene Kreuz
n Iwan Weliki zu sehen bekommt, wirft er sich andächtig und von Vater-
ndsliebe ergriffen auf seine Knie. Petersburg ist sein Stolz, aber Moskau
ht seinem Herzen nahe. Moskau hat auch nicht die geringste Aehnlichkeit
it Petersburg. Hier gibt es keine Newa, kein Meer und kein Dampfschiff;
an sieht keine breiten Straßen, großen Plätze oder Waldseen. Aber eben so
enig hat Moskau mit irgend einer anderen Stadt der Welt Aehnlichkeit. Die
uppeln, die flachen Dächer und die Bäume könnten wol an den Orient er-
nern; aber dort sind diese Kuppeln flach gewölbt, mit Blei bedeckt und von einer
auen Farbe, während schlanke Minarets über ihnen emporragen; die Häuser
ben im Orient nach der Straße zu keine Fenster, und die Gärten sind von

hohen, einförmigen Mauern umgeben. Moskau hat seinen eigenen aparten
rakter und will man es dennoch mit Etwas vergleichen, so kann man es bi
tinisch-maurisch nennen. Rußland empfing sein Christenthum und seine
Cultur von Byzanz. Es war bis vor ganz kurzer Zeit durchaus ohne
bindung mit dem Westen und bildete den einmal empfangenen Stoff in
ständig national-russischem Geist aus. Das schwere Joch der Mongolen-
Tartarenherrschaft, welches fast drei Jahrhunderte auf diesem Lande la
hinderte jeden weiteren Fortschritt; alle Cultur war auf die Klöster beschr
und von diesen ging dann wieder die Befreiung aus. Die tartarischen K
forderten niemals, daß die Unterjochten zum Islam übergehen sollten, sor
begnügten sich damit, einen Tribut zu bekommen, und um diesen habe
können, machten sie sich die einheimische Gewalt zu Nutze. Sie stützten de
das Ansehen der Großfürsten und der Geistlichkeit, und in welch' hohem G
die Gewaltherrschaft der goldenen Horden auch jede Entwicklung hemmte
befestigte doch bei den Unterdrückten den Glauben an die Religion, die L
gegen die Herrscher und die Liebe zu dem gemeinschaftlichen Vaterland!

Diese Züge sind auch heutzutage ein Merkmal des russischen Vo
und wenn man bedenkt, daß der Kern dieses Volkes, die Großrussen, 36
lionen Menschen von ein und derselben Herkunft ausmachen, mit dems
Glaubensbekenntniß und derselben Sprache, kurz gesagt, die größte hom
Menschenmasse der Welt: so kann man nicht im Zweifel darüber sein,
Rußland eine große Zukunft vor sich hat. Man hat gesagt, wenn die
völkerung zunähme, würde das unermeßliche Reich auseinanderfallen.
keins seiner Theile kann ohne die andern bestehen; der waldreiche Norden
ohne den kornreichen Süden, das industrielle Mittelland nicht ohne die b
andern, das Binnenland nicht ohne die Küsten, nicht ohne die große gem
same Wasserstraße auf der in einer Ausdehnung von vierhundert Meilen s
baren Wolga. Aber mehr als alles Dies hält das gemeinsame Gefühl
fernliegendsten Theile des Reichs zusammen. Und für dieses Gefühl ist
Moskau der Mittelpunkt; man findet es nicht in dem europäischen Ka
thume, sondern in dem alten heiligen Reiche des Czaren, in welchem die l
rischen Erinnerungen des Volkes Wurzel geschlagen haben und von welchem
Zukunft doch vielleicht ausgehen wird, trotzdem daß das letztere vor dem er
nun schon seit fast zweihundert Jahren zurückgetreten ist.

Die gewaltsame, seinem Wesen fremde Civilisation ist niemals in die T
des Volkes eingedrungen. Die nationale Eigenthümlichkeit hat sich vollstä
in Sprache, Sitten und Gebräuchen, in einer höchst merkwürdigen Comm
verfassung, der freiesten und selbständigsten, welche irgendwo zu finden ist,
endlich auch im Baustyle erhalten. Von einem solchen kann allerdings
bei den Kirchen die Rede sein. In Rußland ist fast Alles neu. Was hier
hundert Jahre alt ist, wird als Antiquität betrachtet. Das russische Wohn
ist von Holz und erreicht deshalb nie ein so hohes Alter, wofern es nicht,
Peter's des Großen Haus, von einem Steingebäude oben drüber geschützt
Auch die Schlösser des Kaisers sind neu, und nur hier findet man einen S
des alten Dworez der Czaren. Dagegen sind nicht allein Kirchen hier aus

zehnten und fünfzehnten Jahrhundert, was für Rußland ein hohes Alter sondern die conservative Gesinnung der Priesterschaft hat auch bewirkt, daß später gebauten Kirchen den alten gleichen.

Die St. Sophia-Kirche in Constantinopel ist das Vorbild, nach dem alle ischen Kirchen gebaut sind. Sie ist überall nachgeahmt, aber nirgend erht, selbst nicht von der St. Marcus-Kirche in Venedig. Es fehlte an aterialien, wie an Kunstfertigkeit, einen Bogen von einer Spannung von 6 Fuß zu wölben: und was man nicht in der Breite erreichen konnte, suchte an in der Höhe zu gewinnen. Da man nun nicht ein so großartiges architonisches Ganzes zu schaffen vermochte, wie die St. Sophien-Kirche, suchte an die Schönheiten in der Ausschmückung des Innern, in Glanz und Pracht. an war nicht zufrieden, die Kirche in- und auswendig zu vergolden, sondern an belegte den Boden mit halb ächten Steinen und bedeckte die Malereien, elche an und für sich ohne künstlerischen Werth waren, mit Juwelen, Diaanten und Perlen. Nur bei Gesichtern und Händen konnte man sehen, daß sie malt waren, während Kleidungsstücke, Krone und alles Andere von vergoldeten ilberplatten ist, welche mit Juwelenarbeit überladen sind. Die Sculptur ist ollständig ausgeschlossen, was die Darstellung des menschlichen Körpers betrifft; gegen trägt die Malerei kein Bedenken, selbst unsern Herrgott abzubilden. old ist schon an und für sich der unvortheilhafteste Hintergrund für das ncarnat der menschlichen Haut, und dazu kommen noch die lang gezogenen ontouren der byzantinischen und altdeutschen Schule, ohne daß sie die Innigit der letzteren besitzen. Oft schauen räthselhafte Malereien, welche Maria, hristus und Gott Vater vorstellen sollen, von den Kuppeln herunter. Die ussen würden niemals andere Heiligenbilder kaufen oder eintauschen, als ganz chwarze, verblichene Gemälde. Eine schöne Madonna von Rafael oder ein Sebastian von Correggio kommt ihnen unächt vor. Ihr Glaube fordert, daß es albdunkel in der Kirche sei, mit Wolken von den Rauchfässern, welche bei jeder Messe das geheimnißvolle Wirken der Priester hinter der halbdurchsichtigen Thür er Czaren in der Bilderwand einhüllen, während die Verwandlung von Brod nd Wein vor sich geht. Das byzantinische Element in der russischen Baukunst st also historisch leicht zu erklären. Das maurische entstand aus dem Drange, ie einzelnen Theile auszuschmücken, und beschränkt sich auch nur hierauf. Die Gitter in der Bilderwand sind mit Laubwerk, Weintrauben und Thiergestalten durchwebt, die glatten Mauern weisen, wo sie nicht vergoldet sind, Laub, Rosetten und Weinstöcke auf. Wo es sich nicht um Sculpturen handelte, wurde gemalt, und wo bildliche Darstellungen fehlten, half man sich, indem man mit den grellsten Farben abwechselte. Ganz gewiß stand man hierin weit hinter den geschmackvollen künstlerischen Arabesken in der Alhambra und dem Alcazar zurück.

Das Wahnsinnigste, was in der Architektur geliefert worden, ist die Kirche Iwan Blashennoy auf dem rothen Platze vor dem Kreml. Sie ist eigentlich gar nicht zu beschreiben; ich sende Dir deshalb beifolgende Skizze, wie schlecht sie mir auch gelungen ist. Von irgend welcher Symmetrie in diesem Gebäude ist gar keine Rede, es hat keinen Mittelpunkt und der eine Theil gleicht nicht

dem andern. Eine Kuppel sieht aus wie eine Zwiebel, eine andere wie ei Ananas, wie eine Artischocke, eine Melone oder wie ein türkischer Turban. E enthält neun verschiedene Kirchen, jede mit ihrem Altar, ihrer Bilderwand u ihrem Heiligenschrein. In einigen von ihnen geht man in gleicher Höhe mit d Erde außerhalb, bei andern muß man mehrere Treppen hinaufsteigen. Zwisch allem Diesen läuft eine Unendlichkeit von Gängen, so schmal, daß zwei Mensch kaum an einander vorbei können. Natürlich sind diese Kirchen alle klein, u die Kirche im Hauptthurm faßt also kaum mehr als zwanzig bis dreißig P sonen, dagegen aber ragt die Kirche bis ganz in die Spitze des Thurmes hina und hat dadurch eine Höhe von über hundert Fuß. Außerdem ist die Kir inwendig mit allen Regenbogenfarben bemalt, versilbert und vergoldet. D Kuppeln funkeln von rothen, blauen und grünen glasirten Ziegeln, und selbst d Steinhauerarbeit hat der Maler mit seinen Farben illustrirt.

Dieses Ungeheuer entsprang dem Kopfe des Ungeheuers Iwan Grosn des schrecklichen Johann. Als er seinen Plan, der Sage nach, von der Kur des Baumeisters in Wirklichkeit übertroffen sah, war er entzückt, überhäufte il mit Lobreden, umarmte ihn und befahl darauf, daß man ihm die Augen au stesche, damit er nicht noch ein solches Meisterwerk schaffen könne.

Trotz aller ihrer Bizarrerie macht diese Kirche doch keinen unangenehm Eindruck; Originalität kann man ihr nicht absprechen. Alles, was noch übr geblieben ist von dem alten Czaren Dworez, ist dagegen wirklich schön. Es i ein seltsames Gebäude mit vier Stockwerken, welches sich nach oben zu vereng Die zweite Etage umfaßt außer der ungemein reich ausgestatteten, aber kleine und dunkeln Hauscapelle den Bankettsaal, in welchem der Kaiser nach d Krönung mit allen Reichsinsignien seine erste Mahlzeit hält. Der Saal i nicht groß, und die ganze Wölbung wird von einer einzigen dicken Säule g tragen. Die Eingangsthür ist in der einen Ecke, und der Thron steht diagonc gegenüber in der andern. Jetzt sind die Wände mit prachtvollen Tapeten b kleidet, und der sehr große Thron mit drap d'or, wovon jede Elle 75 pr. Thale kostet. Diese Bekleidung ist mit ächtem Hermelin gefüttert, und die ganz Draperie kostet 40,000 Rubel. Die kleinen, aber zierlichen Zimmer sind gan bezaubernd. Die vierte Etage besteht aus einem einzigen Saal Terem, de Wohnung der Frauen, in welcher auch Peter der Große aufwuchs.

Bei der Parole meldeten sich die Commandeure von allen Regimentern, di von der Cavallerie zu Pferde. Es war schön, eine Probe von allen diese glänzenden Uniformen zu sehen. Die Cirkassier mit dem byzantinischen Doppel adler auf den Helmen, sehen unsern Gardes-du-Corps ähnlich, haben abe Lanzen. Die Ulanen sind vollständig wie unsere, die Husaren waren in weißen Dolman mit goldenen Schnüren, die Linien-Kosaken in Pelzmützen und rothen Kaftans, die Tschernamorskischen oder Schwarze-Meer-Kosaken in dunkelblauer Röcken mit rothem Ueberwurf, die Uralischen Kosaken mit Lanzen, auf kleinen Pferden, mit hohen Satteln, die Tartaren (zum Theil Heiden, in der Mehrzahl Muselmänner) und die Tscherkessen mit Helmen und Schuppenpanzern. Die Tartaren führten ihre Reiterkunststücke vor: sie schossen vom Pferde mit ihren langen Flinten, deckten sich gegen die Verfolgung mit ihrem Kantschu und legten

ch auf die Seite des Pferdes, so daß sie die Erde mit der Hand berührten; ndere stellten sich aufgerichtet in die Sattel, Alles in gestreckter Carrière und nter lautem Rufen.

Besonderes Gefallen fand ich an einem Regiment Druschinen oder Reichs- ehr, welche auf den Kaiserlichen Apanagegütern ausgehoben waren. Sie trugen ie Mütze mit dem Andreaskreuze, bloßen Hals, den Kaftan der Landleute, er etwas kürzer und ohne Knöpfe, sehr breite Beinkleider, über welche wahr- heinlich, wie bei allen gewöhnlichen Russen, das Hemd fiel, und das unterste er Beinkleider in die Halbstiefeln gesteckt. Das ist der uniformirte Mushick. Diese Tracht ist vollständig national, kleidsam und praktisch. Der Mann kann en Pelz, welcher hier im Lande unentbehrlich ist, sehr bequem tragen, und ich laube voraussagen zu können, daß in zehn Jahren die ganze russische Infanterie iese und keine andere Tracht tragen wird. „Les proverbes sont l'esprit des peuples," und die Nationaltracht ist das Resultat einer hundertjährigen Er- ahrung in Bezug auf Das, was das Zweckmäßigste und Kleidsamste ist. Die sterreichische Uniform ist in Mähren weiß und im Banat braun, weil die Schafe hier diese Farben haben; der Spanier trägt seinen Tabarro so, wie die Ziegen ihm das Material dazu liefern, der Araber ist weiß vom Kopf bis zu Fuß, weil die Hitze des Klimas es verlangt, und der Mushick trägt seinen Kaftan nicht aus Zufall oder Laune, sondern weil er am besten für ihn paßt.

Des Kaisers Stab ist förmlich imponirend. Wenn ich nur Namen eben so gut wie Gegenden und Bauten behielte! Ich habe viele interessante Männer kennen gelernt, das heißt, ich bin ihnen vorgestellt worden: Fürst Gortschakoff, Lüders, Berg und Osten-Sacken, welche im letzten Kriege commandirt haben, Orloff, Mentschikoff, Adlerberg, Liewen, den Gouverneur von Sibirien und den Commandirenden im Kaukasus, darauf ein Heer von Flügeladjutanten, die Fremden und ihr Gefolge. Es konnten ungefähr fünfhundert Pferde dort sein. Bei Sonnenuntergang war ich wieder auf dem Kreml. „Diem perdidi!" würde ich an dem Tage ausrufen, wo ich während meines hiesigen Aufenthalts diesen Wunderbau nicht besuchte. Dann ging ich hinunter nach der Moskwa und be- sah mir, von den hübschen Quais des Flusses aus, die weißen Mauern, die Thore und die Thürme, welche den Palast des Czaren umgeben, und eine ganze Stadt von Kirchen in den verschiedensten Stylarten.

Heute Abend gibt die Stadt ein großes Fest, welches ich mir die Freiheit nehmen werde, nicht zu beschreiben. Man empfängt so zahlreiche Eindrücke, daß man sie gar nicht alle verarbeiten und in seinen Gedanken zurecht legen kann. Wenn ich wählen sollte, möchte ich doch lieber in Moskau als in Petersburg wohnen; aber wenn es sich möglich machen ließe, wohnte ich noch lieber ein paar Meilen südlicher, z. B. in dem südlichen Theil von Sibirien, wo die Citronen und Orangen wachsen. Peter der Große fand ein Land vor, welches vollständig ohne Seeküsten war. Er konnte das Schwarze Meer und die Ostsee als Ver- bindungsglied mit der civilisirten Welt betrachten; aber beide Theile mußten erst erobert werden. Der hitzige Schwedenkönig drang ihm den Kampf auf, und dazu war damals das südliche Meer von Barbaren umgeben. Er soll

wirklich den Plan gehabt haben, seine Hauptstadt am Pontus Euxinus z gründen und hatte den Platz schon dazu ausgewählt. Die eine Küste liegt nich viel weiter vom Mittelpunkte des Reichs, als die andere. Wie würden di Dinge geworden sein, wenn er St. Petersburg an Sebastopol's prachtvollen vom Wintereise nie gesperrten Hafen angelegt hätte, hart an den paradiesische Höhen des Tshadir Dagh, wo die Weintrauben wild wachsen, wo alles Da was an der Newa im Treibhause gezogen wird, im Freien fortkommt, wo kein Ueberschwemmung mit Zerstörung droht, wo die Flotte nicht sieben Monat eingefroren liegt, und von wo die Verbindung mit den schönsten Ländern Europa's mit Hilfe der Dampfkraft leichter bewerkstelligt werden kann, als vo der finnischen Bucht aus? Was für eine Stadt würde St. Petersburg ge worden sein, wenn der Winterpalast auf den dunkelblauen Spiegel des Schwarze Meeres hinausschaute, wenn die Isaakskirche auf der Höhe von Mukoff stände und wenn Alupka und Orianda das Peterhof und Gatschina der kaiserliche Familie geworden wären!

X.

Moskau, den 29. August. Die entrée joyeuse, mit welcher Herren und Damen im feinsten Putz eine Meile in Glaswagen und zu Pferde zurück legen sollten, während eine halbe Million Zuschauer auf den Tribünen und den Straßen warten, die Geistlichkeit im Ornat die heiligen Gefäße und Kreuze entgegen trägt, und 10,000 Soldaten paradiren, erfordert unbedingt schönes Wetter, was man in den Hundstagen auch billiger Weise verlangen kann.

Heute brach dieser Festtag mit strömendem Regen und tristem Aussehen an Aber nachdem gegen Mittag ein Stück blauen Himmels sichtbar geworden war groß genug, „to make a pair of marine trowsers of," klärte sich das Wetter auf und hielt sich auch, trotz der drohenden Wolken, während des ganzen Einzuges. Wir waren schon um 1 Uhr nach Petrowskoy befohlen, denn es dauert lange, bis ein solcher Zug sich in Bewegung setzen kann. Ich vertrieb mir die lange Wartezeit, indem ich mir die Ungeheuer von Fuhrwerken besah. Dreißig von diesen Krystallpaläsen mit Gold, Sculpturen, und zum Theil von Juwelen strahlend, waren jeder mit sechs Schimmeln bespannt; vor dem Wagen der Kaiserin waren acht. Die Pferde waren sämmtlich über sechs Fuß hoch. Da die Russen vier Pferde nebeneinander spannen, hatte man eine Anzahl Postillone engagirt, welche geübt darin waren, mit Vieren zu fahren, und welche 50 Rubel monatlich bekamen. Man konnte diese Kutscher russisch, englisch und deutsch schelten hören, als die Pferde beim ersten Ruck mit den schweren Fuhrwerken gar nicht vorwärts wollten, obgleich sie gut eingewöhnt waren und jedes von ihnen von einem goldbedeckten Mann zu Fuß am Zaum geführt wurde. Endlich kam Alles in Bewegung. Das Geschirr ist von Gold und Seide. Gepuderte Kutscher, Pagen zu Pferde, kaiserliche Jäger, Kammerherren — Alles strotzte von Goldtressen und Goldstickerei. Viel über hundert Generäle und fast eben so viele Flügeladjutanten des Kaisers leuchteten von Sternen und Bändern. Die Truppen machten Spalier, Mann an Mann, von Petrowskoy bis nach

m Kreml; außerhalb der Stadt die Cavallerie in Regiments- und innerhalb rselben die Infanterie in Bataillons-Colonnen en ligne. Das Regiment Paw- wsk (in welchem alle Leute tartarisch aufgestülpte Nasen haben) trug die spitze renadiermütze von Blech, welche wir beim ersten Garderegiment haben, und ft ein Drittheil der Mützen wies ein oder zwei Löcher auf, durch welche die ugeln gegangen waren. Alle Fenster und Estraden waren dicht besetzt und an sah hier die verschiedensten Erscheinungen: Bauern mit langem Bart, aufmannsfrauen, welche buchstäblich mit ächten Perlen bedeckt waren, die scherkessen in ihren schönen Nationaltrachten, mingrelische Fürsten mit ihren parten Kopfbedeckungen, heidnische Tartaren, buddhistische Kalmücken, europäische iplomaten, Muselmänner, Bauern von Cherson und Elegants von Paris und ondon.

Um 3 Uhr verkündeten die Kanonenschüsse, daß der Zug sich in Bewegung tze. Voraus ritt eine Abtheilung Gensdarmen in hellblauer Uniform, darnach amen die scharlachrothen Tscherkessen mit den Schuppenpanzern, und nach diesen olgte der Marschall in einem vergoldeten offenen Wagen. Sein Stab endete n einen Saphir von der Größe eines Hühnereies. Hiernach kamen die obersten ofchargen in Glaswagen, sechsspännig. Hinter ihnen ritten zwei Escadrons Garde-Küraſſiere mit funkelnden Küraſſen und mit dem Doppeladler von Silber uf ihren Helmen. Nun kam der Kaiſer in Generalsuniform auf einem präch- igen Apfelschimmel, rechts an seiner Seite der Prinz Friedrich Wilhelm von preußen, dahinter Prinz Friedrich der Niederlanden, die drei ältesten Söhne es Kaisers, sämmtliche Großfürsten und die fremden Prinzen, dann der ganze Schwarm von des Kaisers Gefolge, den Generälen und Adjutanten, gewiß iber fünfhundert Berittene. Hierauf folgten zu Wagen die beiden Kaiserinnen, die Großfürstinnen und ihre Damen. Eine Abtheilung Infanterie beschloß den Zug.

Es ist mir sehr angenehm, daß ich aus dieser mêlée*) mit heilen Gliedern davon gekommen bin. Namentlich schlimm war, daß man so oft Halt machen mußte. Mitten unter den unaufhörlichen Hurrahrufen der Menschenmasse, dem Wirbel der Trommeln, dem Spectakel der Musikcorps, dem Läuten der Glocken und dem Donner der Kanonen wurden viele Pferde scheu, und als der Kaiser still hielt, um vom Magistrat Salz und Brod zu empfangen oder um vor der Kirche mit Weihwasser besprengt zu werden, während welcher Ceremonie Alle die Helme abnahmen, entstand jedesmal ein unbeschreibliches Gedränge und Zurückrücken. Alles lief jedoch glücklich ab, und namentlich herrschte in den Straßen die musterhafteste Ordnung, obgleich man das Volk an keiner Stelle verhindert hatte, seinen „Batuschka", den Czaren, zu sehen, welcher nicht müde wurde mit freundlichem Ernst bald nach einem Fenster, bald nach einer Tribüne und bald einen Volkshaufen zu grüßen.

Als wir uns dem Kreml näherten, krachte es von den Thürmen, und der große „Johann" drückte seine Freude aus, indem er mit allen seinen „Kolokols"

*) Seitdem hat der Graf die beiden Triumpheinzüge in Berlin mitgemacht und sich an eine solche „mêlée" mehr gewöhnt!

läutete, mit welchen er behängt ist. Hier brummte der große Wetschewoi welcher seiner Zeit die streitbare Bevölkerung der mächtigen Republik Nowgorod zu den Waffen rief, als die moskowitischen Großfürsten ihre Freiheit bedrohten dort summten alle Glocken und Glöckchen in allen Tonarten, mit deren Hilf Iwan Weliki bei den großen Festlichkeiten mitspricht.

Nur eine Glocke schwieg, weil sie gleich von ihrer Geburt an stumm in Freude und Kummer gewesen ist. Sie steht auf einer Granitunterlage am Fuße des großen Iwan und ist ein vollständiges Haus von Erz, mit Mauern von zwei Fuß Dicke. Davor liegt ein, wahrscheinlich beim Gießen abgesprungenes Stück, eine Oeffnung bildend, durch welche die zwanzig bis dreißig Menschen welche diese Glockenruine mit Leichtigkeit behaust, hinein steigen können.

Vor dem äußersten Thore des Kreml steht in einer zierlichen Capelle das seiner Heiligkeit wegen besonders geschätzte Bild der iberischen Gottesmutter Kein Russe, selbst wenn er es noch so eilig hat, geht vorbei, ohne einen Augenblick einzutreten und das Zeichen des Kreuzes zu machen. Hier stieg der Kaiser ab, um seine Andacht zu verrichten. Das ganze Gefolge ritt dagegen durch das Thor, mit der Front gegen die Mauer des Kreml, auf den großen Platz Krasno Ploschtschood, auf welchem sich eine Bronzestatue von Minin und Fürst Posharsk befindet, welche das Land von der Herrschaft der Polen befreiten! Bald kam der Kaiser nachgesprengt, und nun ging es durch das Erlöserthor, Spaß Woroto, in den innern Hof hinein. Kein Russe oder Fremder passirt dieses Thor, ohne seine Kopfbedeckung abzunehmen; der Vornehmste wie der Niedrigste erzeigt dem miraculösen Bilde des Erlösers diese Ehrfurcht. Als die Tartaren seiner Zeit gegen den Kreml sprengten, da ging von diesem Bilde ein Nebel aus, welcher sie verhinderte, den Eingang zu finden; und als die Franzosen die Pforte mit sammt dem Arsenal in die Luft sprengen wollten, platzte der Thurm von oben bis unten, grade bis an die Krystallfläche des Bildes, welches unversehrt blieb und welches die ganze Mauer zusammenhielt.

Als wir auf der andern Seite des Thores angelangt waren, stiegen wir alle von den Pferden, und man mußte froh sein, wenn man im Gedränge aus dem Sattel und auf die scharlachrothen Teppiche gekommen war, auf denen man die Ankunft der Kaiserin und der Großfürstinnen erwarten wollte. Zuerst erschien die Kaiserin-Mutter, darauf die regierende Kaiserin in einem Gewande von Goldbrokat mit Hermelin. Die Kleider der Großfürstinnen waren von Sammet oder Spitzen mit Gold und Perlen, alle Hofdamen waren in der bekannten Nationaltracht von scharlachrothem Sammet. Die Majestäten gingen nun in festlichem Aufzuge nach Uspenski Sabor, der Auferstehungskirche, der eigentlichen Kathedrale, vor welcher die Geistlichkeit auf den Kaiser harrte. Ich will die ungeheuren Schätze, mit welchen die Heiligenbilder in dieser hübschen und hellen Kirche bedeckt sind, nicht erwähnen, sondern mich darauf beschränken, das Evangelienbuch zu nennen, welches Natalie Narischkin, die Mutter Peter's des Großen, der Kirche geschenkt hat. Der Einband dieses Buches von Gold soll über eine Million Rubel werth sein, und das Buch muß von zwei Priestern getragen werden, weil es für einen zu schwer ist. Der Kaiser verrichtete seine Andacht vor den vornehmsten Heiligenbildern, kniete dicht an meiner Seite

eder, bekreuzigte sich und küßte die Reliquien. Darauf folgte die Kaiserin mit rer langen Schleppe, die von zwei Pagen getragen wurde, und wiederholte eselben Andachtsbezeugungen. Um sechs Uhr waren die Ceremonien vorüber, nd wir eilten, nach Hause zu kommen, um das wohlverdiente Mittagsessen nzunehmen.

XI.

Sonntag, den 31., verbrachten wir mit dem Besichtigen der wichtigsten löster und Kirchen in und außerhalb der Stadt. Abends war ich zur Kaiserin-Mutter nach Alexandrinik befohlen. Dieses Schloß liegt am Moskwa-Fluß in er Stadt, aber fast eine ganze Meile von unserem Quartier. Nur der Hof-taat der Kaiserin war zugegen, der Prinz Friedrich Wilhelm, der Prinz von Hohenzollern, Adlerberg, welcher mit einer Krüdener verheirathet ist, und einige Andere. Die wenigen Personen, welche sich zur Kaiserin in ihr Zimmer setzen ollten, wurden ausdrücklich dazu aufgefordert; alle Andern blieben im Salon. Ihre Majestät trug wie gewöhnlich weißen Mousselin, einfach, aber äußerst ge-chmackvoll. Sie saß in einem Lehnstuhl und hatte die Füße auf einen niedrigen Stuhl gestellt. Das Gespräch war äußerst lebhaft; der Prinz und Großfürst Michael kamen ab und zu in das Zimmer, und es war allerliebst anzusehen, wie sich die Mama über ihren schlanken jüngsten Sohn freute, welcher der letzte ist, der noch unter ihrem Dache wohnt. Bald hatte er um Etwas zu bitten, bald machte er den einen oder andern Scherz, und obgleich die Gesichtszüge der Kaiserin stets ernst waren, leuchteten sie doch von Wohlwollen und Güte. In ihrem Benehmen erinnert sie vollständig an ihren hochseligen Gemahl.

XII.

Montag, den 1. September. Heute Nacht hat es gefroren, und die Orangenbäume wurden eiligst in den Treibhäusern untergebracht. Ich habe in meinem Riesenofen einheizen lassen, denn es sind nur sieben Grad Wärme in den Zimmern, und Du weißt, in wie hohem Grade ich diese Temperatur ver-abscheue. Um zwölf Uhr fuhren wir nach Petrowskoy, wo große Revue war. Die Truppen standen in sechs Abtheilungen und der Kaiser ritt mit seinem ungeheueren Gefolge an allen Abtheilungen vorbei. Indem sie vorüber defilirten zählte ich 63,560 Mann Infanterie, 9740 Mann Cavallerie und 1400 Mann Artillerie mit 136 Stück Geschütz. Im Ganzen gegen 75,000 Mann, nämlich das Gardecorps und ein Theil des Grenadiercorps. Wenn diese Truppen in Linien aufmarschirt wären, würden sie fast genau eine Meile eingenommen haben. Sie standen jedoch in Bataillons- beziehungsweise in Regimentscolonnen, und doch nahmen sie einen ganz ansehnlichen Raum ein. Das Vorbeidefiliren an dem Zelte, in welchem die Kaiserin Platz genommen hatte, dauerte zwei und eine halbe Stunde. Es wehte ein durchdringender Wind, welcher uns mit Staub bedeckte, was nicht günstig für die goldgestickten Uniformen war. Nachdem der Vorbei-marsch beendet war, stellte sich die Cavallerie in Colonnen auf und bildete da-durch eine Linie von fast 2000 Schritt Länge, 800 Schritt von uns entfernt. Der Kaiser ritt vor, und auf sein Commando sprengte diese Masse von ungefähr

10,000 Pferden im Galopp davon und machte fast gerade vor uns einen Angriff, wo Halt geblasen wurde. Ich will die glänzenden Uniformen und die bärtigen und bestaubten Gesichter oder die vortrefflichen Pferde nicht erwähnen; aber daß die Truppen nach so langen Tagesmärschen mit fast voller Kriegsstärke ausrücken könnten, das hätte ich kaum für möglich gehalten.

Es ist jetzt täglich Marschallstafel im Kreml und danach geht man in's Theater. Heute wurde das neue Opernhaus eröffnet, nachdem das alte von einem Brande zerstört war. Das Theater hat dieselbe Breite wie die Oper in Berlin; es ist nicht ganz so tief, aber viel höher. Die Logen in den sechs Rängen sind sehr brillant. Der ganze Saal ist weiß mit reicher Vergoldung und die Draperien sind scharlachroth. Die kaiserliche Loge, gerade der Bühne gegenüber, ist sehr geräumig und prachtvoll, wogegen der Plafond des Theaters so einfach ist, daß ich glaube, er sei noch unvollendet und man habe ihn nur vorläufig übermalt. Die Bühne ist sehr groß, aber nur spärlich beleuchtet, da Moskau noch keine Gasanstalt hat. Es fehlt an Steinkohlen; sie werden allerdings in großer Menge gefunden, aber hundert Meilen von hier. Die „Puritaner" von Bellini wurden aufgeführt mit Lablache und Mme. Bosio. Diese Oper hat mich indessen nie angesprochen; ich fuhr deshalb nach dem Schluß des zweiten Acts nach Hause.

XIII.

Dienstag, den 2. September. Der Tag war vollständig durch die Repräsentation in Anspruch genommen. Das ganze diplomatische Corps stellte sich dem Prinzen vor. Die Botschafter Graf Morny, Fürst Esterhazy, Lord Granville und Prinz de Ligne, sowie die Gesandten mit ihrem ganzen Gefolge machten in großer Gala und in Staatsequipagen ihre Aufwartung. Die ganze Suite des Prinzen empfing sie ebenfalls im vollen Staate. Der Prinz verstand mit der ihm eigenen Lebendigkeit, unterstützt von seinem enormen Gedächtniß, was Personen und Verhältnisse betrifft, Jedem einige passende Worte zu sagen.

Heute Abend wird das langweilige Ballet „Gisela" gegeben; ich mache mir keine großen Erwartungen. Da wir jedoch um 10 Uhr zu Ball bei dem englischen Gesandten gehen, fahre ich kurz vor Beendigung des Ballets dorthin. Morgen früh um sechs Uhr geht's nach dem berühmten Troitzka-Kloster, 70 Werste von hier.

XIV.

Mittwoch, den 3. September. Um sechs Uhr fuhren wir in fünf vierspännigen Wagen fort. Es war der schönste, wärmste Tag, den wir noch in Rußland gehabt haben. Die Gegend ist erträglich und wohlbebaut. Auf einigen Feldern steht noch der Roggen, Hafer und Buchweizen, auf andern ragt die Wintersaat schon handhoch hervor. Hier darf keine Zeit verloren werden, denn der Winter kommt plötzlich. Die Dörfer bestehen meistens aus kleinen Holzhäusern, aber sie haben fast immer eine hübsche Kirche mit grüner Kuppel, so daß sie sich in der Entfernung sehr gut ausnehmen. Man sah auch viele Schorn-

eine von Tuch- und Zuckerfabriken. Ich war höchlich erstaunt, den ziemlich edeutenden Aquäduct zu sehen, welcher kürzlich in der Entfernung von einigen Meilen aufgeführt ist, um Moskau mit Trinkwasser zu versehen. Wir legten en Weg in vier und einer halben Stunde zurück, obgleich er über 10 Meilen ang war.

Das Troitzka-Kloster hat besondere Bedeutung durch seine Heiligkeit und eine Geschichte, da Rußlands Befreiung von dem tartarischen und polnischen Joch zwei Mal von hier ausgegangen ist. Es ist von keiner dieser beiden Nationen betreten worden, auch nicht von den Franzosen 1812; aber es lag allerdings ganz außerhalb der Richtung von Napoleon's Operationen. Nach der Meinung der Russen muß dieses jedoch dem wunderthätigen Bilde des heiligen Sergius zugeschrieben werden, welcher hier begraben liegt. Das Bild wurde auch, wie man mir erzählte, damals nach Sebastopol gebracht, konnte aber doch nicht verhindern, daß diese Festung eingenommen wurde.

XV.

Donnerstag, den 4. September. Cour beim österreichischen Gesandten Fürsten Esterhazy, welcher außerordentlich elegant wohnt. Eine solche Wohnung kostet hier 20,000 Silberrubel das Jahr. Die Livreen sind äußerst prachtvoll. Seine Umgebung ist Fürst Schwarzenberg, Apponyi, Choteck (ein Vetter von Olga Moltke) und ähnliche Namen. Darauf gab Werther ein sehr ausgesuchtes Diner für die Crême der Gesellschaft: Lord Granville, Graf Kisselef, Prinz Gortschakoff, Adlerberg, Berg, Tolstoy, Wodehouse, Suworoff. Der Letzte ist ein prächtiger, offener Mensch. Der Annunziata-Orden ist erblich in seiner Familie. Sein Vater, der berühmte Suworoff, wurde zum königlichen Prinzen von Sardinien ernannt. Wir fuhren von da zur Großfürstin Helene und von ihr zu Ball bei Lord Granville.

XVI.

Freitag, den 5. September. Um neun Uhr begaben wir uns nach dem rothen Platz, und sobald die Glocke geschlagen hatte, ritten zwei reich gekleidete Herolde mit goldenen Stäben, Wappenschildern und Helmen (der eine hatte leider eine Brille auf der Nase) durch das Thor des heiligen Erlösers. Ihnen folgten zwanzig schöne Schimmel mit Decken vom schwersten Goldstoff, in welche statt des Sattels Reichsadler eingewirkt waren. Sie wurden von prachtvoll gekleideten, mit Goldstickerei bedeckten Reitknechten geführt. Cürassiere mit schmetternden Trompeten beschlossen den Zug, welcher aufmarschirte vor dem zum Andenken an die Befreiung Rußlands von fremden Eroberern errichteten Monument, auf welchem man den Bürger Minin das Schwert in die Hand des Fürsten Posharski legen sieht. Die Herolde verkündeten die bevorstehende Krönung des Beherrschers aller Reussen, theilten Proclamationen unter das Volk aus und zogen darauf weiter durch die Stadt. Wir eilten nun zu dem Lager der Infanterie und der Fußartillerie (die Cavallerie cantonnirt). Diese Stadt von Leinwand mit 50,000 Einwohnern, mit breiten, geraden

Straßen mitten in der baumlosen Ebene, ist zu dem Zwecke sehr passend eingerichtet; in jeder Zelle wohnen 14 dieser militärischen Mönche. Sie liegen auf einer Pritsche von Holz mit etwas Stroh und decken sich mit ihren langen, grauen Mänteln zu. Der Tornister ist Kopfkissen, und die blanken Gewehre stehen in der Mitte des Zeltes. Jedes Zelt ist mit einem kleinen Erdwall umgeben, um zu verhindern, daß das Wasser durchdringt. Bei den starken Regengüssen sind diese Dämme nothwendig, und es tropft höchstens etwas Wasser von der Spitze des Zeltes nieder. Im Monat Juli war es so kalt, daß man große Scheiterhaufen anzündete, aber der Regen löschte sie wieder aus. Nun ist dagegen alles Staub. Jeder Wagen wirbelt eine Staubwolke auf, als ob ein Cavallerieregiment vorbei trabte. Die Verpflegung ist sehr gut; jeder Mann erhält täglich volle drei Pfund vortrefflichen Roggenbrods, welches die Compagnien selbst backen, und ein halbes Pfund Fleisch. Die Sauerkohlsuppe, schtschi, und Buchweizengrütze sind die Leibgerichte. Das Mittagsessen wird compagnieweise im Freien eingenommen, wo Tische aufgezimmert sind und Bänke von Brettern. Das Wetter kommt dabei gar nicht in Betracht. Wenn man die Leute fragt, antworten sie mit einer Stimme, wie ein Bataillon, daß es ihnen vortrefflich geht. Sie halten sich am liebsten hinter dem Lager auf, wo kein Officier hinkommt, vor dem sie Front machen müssen. Da setzen sie sich auf die Erde mit den ihnen so lieben Mänteln und sprechen zusammen, bis die Kosaken sie von dort vertreiben. Die väterliche Macht ist die Basis für allen Rechtszustand in Rußland. Die Familie ist der Mikrokosmus der Gemeinde und des Staats. Ein Vater kann ungerecht und hart sein, aber das hebt sein göttliches Recht nicht auf. Der Russe muß überhaupt einen Herrn haben; hat er keinen, dann sucht er sich einen. Die Gemeinde wählt sich einen Starost unter den ältesten Männern; ohne ihn würde sie wie ein Bienenschwarm ohne Königin sein. „Unser Land ist gut, aber wir haben kein Oberhaupt, komm' und beherrsche uns," so lautete die Botschaft der Gemeinde an Rurik. Und die Waräger kamen von Norwegen und herrschten Jahrhunderte, bis der Thronräuber Boris Godunow Rurik's letzten Sprößling von seinem Boten ermorden ließ. Der sechsjährige Knabe Dimitri — der einzig wahre und richtige, keiner von den falschen Dimitri's, die nachher auftraten — liegt in der Erzengelkirche im Kreml festlich geschmückt im Sarge, welcher an den Festtagen geöffnet wird. Jeder Russe, der die Kirche betritt, kniet vor dem zusammengeschrumpften Körper des Kindes nieder, welches sein Czar war, sein batuschka, sein Vater; und obgleich der Knabe nie zur Herrschaft kam, empfängt er doch noch heutigen Tages die Huldigungen von ganz Rußland. Boris, der gewaltige Herrscher, der Besieger der Tartaren, der Freund der Geistlichkeit, welcher Kirchen und Klöster mit Gold und Juwelen füllte, konnte keinen Platz finden in dieser langen Reihe von Czarengräbern. Wir sahen sein einfaches Grab im Troitzka-Kloster, wo die Geistlichkeit ihren Wohlthäter außerhalb der Kirche beerdigte. Sogar sein Bild fand keinen Platz in den langen Reihen der Czaren auf den vergoldeten Mauern von Archangelski, wo doch Iwan der Schreckliche neben seinem Sohne Platz hat. Nur die Romanoffe stammten noch durch eine Tochter von Rurik's Geschlecht ab, und eine Tochter Romanoff's gab das Scepter Rußlands an die Fürsten

holsteinischen Hauses. — Und so ist es auch bei dem Soldaten. Er würde sich seinen Anführer in der tödtlichsten Verlegenheit sein. Wer sollte für ihn sorgen, ihn führen, ihn strafen? Der Soldat weiß vielleicht von seinem Officier, daß er ihm Unrecht thut, daß er ihn im Eifer mißhandelt; aber dennoch fühlt der Soldat mehr von ihm, als von dem Deutschen, welcher ihn mit Vorsicht und Gerechtigkeit straft. Wenn der europäische Soldat seinen Officier in trunkenem Zustande fände, würden alle Bande der Disciplin gelöst sein; der Russe dagegen legt ihn zu Bett, wäscht ihn ab und gehorcht ihm morgen, wenn er den Rausch ausgeschlafen hat, mit derselben Treue wie zuvor. Der gutmüthige Russe ist von Natur gutmüthig und friedliebend. Man sieht nie, wie Leute sich schlagen. Er kennt weder Stiergefechte noch Hahnenkämpfe. Aber der Befehl seines Vorgesetzten macht ihn, allerdings gegen seinen Wunsch und seine Neigung, zu dem zuverlässigsten Soldaten. Als Petersburg überschwemmt war, ertranken mehrere Schildwachen, weil sie nicht abgelöst wurden. Als der Winterpalast brannte, rettete ein Priester die geweihten Gefäße aus der Schloßcapelle. In einem der Corridore traf er eine Schildwache und machte sie auf die drohende Gefahr bei noch längerem Verweilen aufmerksam. „Prika!“ (der Befehl) antwortete der Soldat, welcher darauf Absolution vom Priester erhielt und verbrannte.

Nachmittags fuhren wir nach Djewitza oder Jungfrauen-Kloster. Alle diese russischen Festungen sehen sich ähnlich. Hier sperrte Peter der Große seine ältere Stiefschwester und Mitregentin ein, als sie ununterbrochen die Strelitzen und Russen gegen all' das Neue, was er einführte, aufhetzte. Hier starb sie im Rufe großer Gottesfurcht. Das Bild von ihr ist merkwürdig. In dem mittelsten Feld von Rußlands Doppeladler ist der heilige Georg, welcher den Lindwurm tödtet. Dieses bedeutet eigentlich den Czaren, welcher die Ungläubigen besiegt. Nun hatte Sophia sich mitten in einen solchen Doppeladler hineinmalen lassen, um zu bezeichnen, daß sie eigentlich das Oberhaupt sei. Für mich haben historische Bilder immer großes Interesse, wenn sie auch nicht von van Dyck sind; denn man glaubt in den Gesichtszügen großer Männer ihr Schicksal und ihre Thaten zu lesen. Wenn man Carl dem Ersten von England in seiner tragischen Geschichte bis zum Schaffot gefolgt ist, — wie anziehend ist es dann, diese edeln, melancholischen Gesichtszüge in den Hallen von Windsor zu betrachten! Ich zu denken, wie diese Augen Strafford's Hinrichtung geschaut haben, wie diese hohe Stirn seine Ankläger erschreckte, als er forderte, von seinen Pairs gerichtet zu werden!

Bei Sonnenuntergang — denn heute ging sie wirklich unter, was hier eine Seltenheit — fuhr ich mit H. und dem Doctor nach dem Kreml, und von da machten wir einen Spaziergang längs des schönen Granitquais am Fluß. Ein verabschiedeter Soldat bat mich um ein paar Schillinge. Er hatte noch nicht zu Mittag gegessen und ich auch nicht, aber der Unterschied war allerdings, daß ich zum Frühstück eine ächte Leberpastete, Wildcoteletten, Lafitte und Champagner bekommen hatte, während er noch ganz nüchtern war.

XVII.

Sonnabend, den 6. Der Prinz empfing heute 50—60 verschie Fürsten von Grusien, Minghrelien, Kurdistan der Tartarei, Karasin, Tscherkess Dagestan, der Mongolei u. s. w., alle in Nationaltracht, theilweise sehr pra voll mit Juwelen und Goldstoff, persischen Mützen und kostbaren Waffen. 9 den beiden Kurden konnte ich mich auf Türkisch verständlich machen. Der Aelt hieß Dschefer Aga, der Jüngste „Fürst Jesus" (Issa-bey). Man erzählte einem Tscherkessen, der auf einem Ball gefragt wurde, ob seine Pistolen gela wären, er habe geantwortet: „Warum sollte ich Pistolen tragen, wenn sie n geladen wären?" Auch meine Kurden hatten geladene Pistolen im Gürtel, a sie zeigten mir, daß kein Pulver auf den Zündpfannen war. Die Gesellsch gewährte einen malerischen Anblick und contrastirte mit den sardinischen belgischen Gesandtschaften, denen wir etwas später einen Besuch abstatteten.

XVIII.

Sonntag, den 7. September. Der Himmel begünstigte diesen Fest mit dem schönsten Wetter. Schon um 7 Uhr Morgens war die Stadt wie a gestorben, denn Alles war nach dem Kreml geströmt, dessen Thore mit die Glockenschlag geschlossen werden sollten. Wir kamen aber noch um 8 1 hinein. Ich mußte kurz zuvor zu einem Schneider schicken, denn ich erhielt ein vorher den Stanislaus-Orden mit dem breiten Bande vom Kaiser. — In Vorgemächern der Majestäten fanden wir ein ganzes Heer von goldbedeck Kammerherren, die obersten Hofchargen mit ihren 8 Fuß langen Stäben, sämmtliche Damen in Nationaltracht. Die Farbe ihrer Kleider richtete sich n den verschiedenen Hofetats: Scharlach mit Gold, mit Silber, mit Blau, Amaranth u. s. w., so daß trotz der Gleichheit im Schnitte doch eine angeneh Abwechselung ist. Ebenso ist die Ausschmückung der Kopfbedeckung mit Go Diamanten oder farbigen Steinen und Perlen dem Reichthum und Geschm jeder Einzelnen überlassen. Nur ganz wenige alte Damen stahlen sich fort, sich auf einen Stuhl zu setzen. Sie hatten seit 7 Uhr gestanden und muß wahrscheinlich schon um 4 Uhr Morgens mit ihrer reichen Toilette begon haben. Erst um halb zehn wurden die Thüren zu den kaiserlichen Gemäch geöffnet, und die Schaar der Kammerherren setzte sich in Bewegung. Die Kaiserin-Mutter zeigte sich, von ihren beiden jüngsten Söhnen gefolgt. Sie tr eine oben geschlossene Krone, die ausschließlich von Diamanten war, ein Hermelinmantel von Goldstoff, dessen Schleppe von sechs Kammerherren getrag wurde, und welcher durch eine prächtige Diamantenkette zusammengehalt war. Ihre schlanke Figur, ihr Caméen-Profil, majestätische Haltung u froher Ernst weckten allgemeine Bewunderung. Den Abend vorher hatte sie a ihre Kinder um sich versammelt und sie gesegnet. Darauf folgte der Großfür Thronfolger, die Großfürsten und Großfürstinnen, Prinz Friedrich Wilhel Prinz Friedrich der Niederlande, Alexander von Hessen und die übrigen Prinz von souveränen Häusern, danach ihr Gefolge und hinter uns die Damen.

Der Zug ging durch den, einem gothischen Kirchenschiff gleichenden, von
d strotzenden Alexandersaal, in welchem auch der Thron steht; darauf durch
Wladimir- und Georgs-Halle, welche zusammen gewiß eine Länge von fünf-
dert Schritt haben. Zur Linken paradirten die Schloßgrenadiere, die Cavallerie-
e, die Cüraffiere mit glänzenden Panzern, Deputationen von den übrigen
allerieregimentern und von der Infanterie, alle mit Standarten und Fahnen
mit funkelnden Waffen. Rechts standen alle Officiercorps. Auf der mit
arlach bezogenen großen Treppe, welche von dem alten Palast des Czaren
unter auf den Platz vor dem Heiligthum führt, wartete die Kaiserin-Mutter
er einem goldenen Baldachin, welcher auf acht goldenen Stangen von Gene-
n und Generaladjutanten getragen wurde. Es war prachtvoll anzusehen,
der Zug in den schönen Sonnenschein hinaustrat. Hinter dem Truppen-
lier stand das bärtige Volk mit entblößten Häuptern, Mann an Mann, aber
ie Gedränge. Der Platz ist von den drei Hauptkirchen umgeben, der Himmel-
rts-, Erzengel- und Verkündigungskirche, vom Iwan Weliki und von einem
r hohen Eisengitter. Die Zuschauertribünen, welche mit scharlachrothem Zeug
erzogen waren, hatten fast die halbe Höhe der Gebäude, und hier saßen Herren
d Damen in ihrem besten Putz. Alle die zahllosen Glocken Moskau's ertönten;
er das tiefe Summen der Nowgorod'schen Riesenglocke Wetschewoys, die schmet-
nden Fanfaren der Trompeten und der endlose Jubel der Menge auf dem
atze sowie außerhalb desselben hinderten, daß man sie hörte. Nur die Kano-
n mit ihren kräftigen Stimmen konnten durchdringen. Als ich die Treppe
nunter gekommen war, gelang es mir, mich einen Augenblick umzuwenden und
n langen, prachtvollen Zug mit allen Damen zu übersehen. In Uspenski Sobor
ar das diplomatische Corps schon versammelt, und wir bekamen mit ihm zu-
mmen auf einer Tribüne Platz, auf welcher nur Stehplätze waren. Die Tri-
ine nahm die drei Seiten der Kathedralkirche ein, während die vierte Seite
on der Bilderwand abgeschlossen wurde, hinter welcher sich der Altar befindet.
ieser gegenüber standen auf einer Erhöhung, die mit Teppichen bekleidet war,
e beiden Thronstühle unter einem prachtvollen Baldachin. Die Kaiserin-Mutter
tzte sich auf den für sie bestimmten Stuhl rechts vom Thron und die Prinzen
ellten sich zur Linken auf.

Die Kirche ist, wie ich schon früher erwähnte, ziemlich klein und faßt nur
ine geringe Zahl von Zuschauern. Die Sonne schien durch die Fenster und
piegelte sich in der Vergoldung, mit welcher die Wände und Säulen bis zur
bersten Kuppel bedeckt sind; es war demzufolge hell in der Kirche, und ich stand
o, daß ich ziemlich in der Nähe aller Hauptceremonien war. Nun wurden die
Kronregalien von den höchsten Militär- und Civilbeamten hereingetragen, das
Reichsbanner mit dem von Byzanz geholten Doppeladler, in welchem der Czar
ls St. Georg, der den Lindwurm besiegt, dargestellt ist; das Reichssiegel, eine
handgroße Stahlplatte ohne jede weitere Ausschmückung; das Reichsschwert, die
Krönungsmäntel der beiden Majestäten, der Reichsapfel von Gold mit einem
Kranz von großen Diamanten, das Scepter mit dem bekannten großen Laza-
rew'schen Diamanten, der nur dem Kohinoor oder Berg des Lichts, dem „Prinz-
Regent" und vielleicht ein Paar andren Diamanten an Größe nachsteht. End-

lich waren auch die beiden Kronen da. Die des Kaisers ist mit Diamanten u einer Reihe Perlen besetzt; oben trägt sie ein Kreuz, in welchem sich ein Rub von unbezahlbarem Werthe befindet. Dieser Stein ist einen Zoll lang, ungefä ½ Zoll breit und ¼ dick, aber unregelmäßig und nicht geschliffen. Als i Sonnenstrahlen auf die diamantenbesetzte Krone fielen, spielte sie in allen möglich Farben. Die Krone der Kaiserin sieht ebenso aus, ist aber kleiner. Es ist ni leicht, sie fest auf dem Kopfe zu behalten, und obgleich sie mit Brillantnade befestigt wurde, ereigneten sich doch einige kleine Unfälle mit ihr, indem sie und zu auf die Seite glitt. — Nun wurde das Kreuz aus der Kirche heraus getragen zum Kaiser, welcher sich näherte, und der Metropolit von Moskau b sprengte seinen Weg mit Weihwasser. Die Majestäten verbeugten sich dreim vor der Thüre des Heiligthums und nahmen dann ihre Plätze auf dem Thr ein. Die hohe Geistlichkeit stellte sich vom Throne bis zur mittelsten Thür d Bilderwand auf, und der Chor stimmte den Psalm „misericordiam" an. J habe Dir schon früher von der ergreifenden Schönheit des russischen Kirche gesanges erzählt. Nachdem Peter der Große das Patriarchat in die kaiserlic Macht einverleibt, ist der Metropolit von Moskau der vornehmste Geistlic in dem ungeheuren Reiche; jetzt ist es ein schöner Greis, Philaret, der früh schon Kaiser Nicolaus gekrönt hat. Man legt bei den höhern Geistlichen Wer darauf, daß sie eine kräftige Baßstimme haben; aber die Stimme des alt Metropoliten war so schwach, daß man sie kaum hören konnte, als er d Kaiser aufforderte, zu erklären, zu welchem Glauben er sich bekenne. Soba die Antwort erfolgt war, wurde dem Kaiser der Krönungsmantel umgeleg welcher vom kostbarsten Goldstoff und mit Hermelin gefüttert ist. Er beug sich nieder, und der Metropolit legte die Hände auf seinen Kopf, indem er i dieser Stellung die beiden langen Segensgebete hersagte. Darauf ließ der Kais die Krone bringen, setzte sich diese selbst auf's Haupt, ergriff das Scepter mit d rechten Hand, den Reichsapfel mit der linken und setzte sich wieder auf d Thron. Darauf trat die Kaiserin vor ihn hin und kniete nieder. Der Kais nimmt seine Krone vom Haupte und berührt die Kaiserin damit, worauf il der Krönungsmantel und die Krone angelegt ward und sie sich auf den Thro zur linken Seite ihres Gemahls setzte.

Es war prächtig anzusehen, wie die alte stattliche Kaiserin-Mutter jed Handlung mit lebhafter Spannung folgte. Gleichzeitig hiermit war ihr jüngst Sohn die ganze Zeit um sie beschäftigt, ihr zu helfen, sie zu unterstützen, sie i ihren Hermelinmantel einzuhüllen, damit sie sich nicht erkälte. Eine Dam welche mit einem der nordamerikanischen Diplomaten verheirathet war, fi neben mir in Ohnmacht. Die Großfürstin Helene sank halb ohnmächtig in d Arme des Prinzen, aber die alternde Kaiserin-Mutter hielt sich tapfer. S erhob sich nun und schritt mit sicheren Schritten die Stufen zum Throne hina mit der funkelnden Krone auf dem Haupte und den goldenen Mantel hinterhe schleppend. Hier umarmte sie vor Aller Augen ihren Erstgeborenen und segnet ihn, worauf der Kaiser ihr die Hände küßte. Danach folgten alle die Groß fürstinnen und Prinzen, welche sich vor dem Kaiserpaar verbeugten, während de Kaiser jeden Einzelnen in seine Arme schloß. Unterdessen sang der Chor „Do

e salvum fac imperatorem". Alle Kirchenglocken läuteten, 101 Kanonen-
ſſe machten die Fenſterſcheiben klirren und alle Anweſenden verbeugten ſich
Mal. Der Kaiſer legte nun ſeine kaiſerliche Pracht ab, ſtieg vom Thron
kniete zum Gebet. Nachdem er ſich wieder erhoben hat, knieen alle An-
enden oder bücken ſich tief, um für das Wohl des neuen Kaiſers zu beten.
keines Sterblichen Hand iſt eine ſolche Machtvollkommenheit gelegt, wie in
des Beherrſchers des neunten Theils aller Erdbewohner, deſſen Scepter ſich
r vier Welttheile erſtreckt, und welcher über Chriſten, Juden, Muſelmänner und
den herrſcht. Warum ſollte man Gott nicht aufrichtig bitten, mit ſeiner
ade dieſen Mann zu erleuchten, deſſen Willen für 60 Millionen Menſchen
ſetz iſt, deſſen Wort von der chineſiſchen Mauer bis zur Weichſel gehorcht
d, vom Polarmeer zum Ararat, dem eine halbe Million Krieger bereit ſteht
folgen und der gleich bei ſeiner Thronbeſteigung Europa den Frieden gab!
öge er ſtets Sieger bleiben in den unzähligen Eroberungen, welche im Innern
es eigenen weiten Reiches zu machen ſind, und möge er ſtets eine feſte Stütze
iben für die geſetzliche Ordnung!

Nun folgte ein Tedeum und danach eine ſehr lange Meſſe nach griechiſchem
tus. Als dieſe beendet war, ſtieg der Kaiſer ohne Schmuck und ohne Waffen
Thronſtufen herab und trat durch die Czarenthür in das Allerheiligſte ein,
er vor dem Altar das Abendmahl in beiderlei Geſtalt, wie der Prieſter
bſt, empfing. Die Kaiſerin empfing es nach griechiſchem Ritus vor der Thür.
arauf folgte die Salbung auf Stirn, Augenlider, Naſe, Lippe, Ohren, Bruſt
d Hände, welche Ceremonie von dem Metropoliten von Moskau ausgeführt
urde, der ſich eines koſtbaren Gefäßes dazu bediente. Die Biſchöfe von
owgorod und Moskau trockneten das Oel wieder ab. Die Majeſtäten nahmen
re Sitze auf dem Throne wieder ein, und man legte ihnen die Kronen, Mäntel
d die Brillant-Ordenskette des Alexander-Newsky-Ordens an. Von dieſem
ugenblicke an ſind ſie die Geſalbten des Herrn, und die Feierlichkeiten ſind
ſchloſſen. Der Kaiſer und die Kaiſerin beſuchten zunächſt die beiden auf dem-
lben Platze liegenden Kirchen Archangelsky und Blagoweſchtſchenski. Ich hatte
mich zu oberſt auf die rothe Treppe geſtellt und ſah, wie der junge Kaiſer aus
er Kirche kam. Er ging vor ſeinem Baldachin her mit Scepter und Reichs-
pfel in den Händen. Die Krone funkelte im Sonnenlicht auf ſeinem Haupte,
nd der goldene Hermelinmantel ſchleppte weit hinter ihm her auf dem mit
othem Zeuge bedeckten Wege. Ein endloſer Zug von Herren und Damen in
en prächtigſten Anzügen folgte ihm. Unaufhörlich grüßte er die jubelnde Menge
uf beiden Seiten, er konnte aber der ſchweren Krone wegen den Kopf nur ſehr
enig bewegen. Hier ſtanden Abgeſandte von zwanzig verſchiedenen Völker-
chaften in ihren orientaliſchen Trachten, Neugierige aus ganz Europa und die
ärtigen Muſhicks aus dem heiligen Rußland. Selbſt am andern Ufer der
Moskwa ſah man ſie Kopf an Kopf ſtehen. Sie konnten Nichts von dem ſehen,
was hinter den hohen Mauern des Kremls vor ſich ging; aber der Jubel von
a drinnen, das Läuten der Glocken, der Donner der Kanonen und die Fanfaren
der Muſikcorps ſagte ihnen, daß ihr Czar, ihr batuschka, nun gekrönt und ge-
ſalbt ſei. Des Kaiſers Blick war ernſt, aber wohlwollend; er ſchien die ganze

Bedeutung der Feierlichkeit zu fühlen, nicht wegen, sondern trotz der u geheuren irdischen Pracht. Und man konnte schwerlich etwas Großartige sehen, als diese feenhafte Stadt bei Sonnenschein, angefüllt mit Allem, was Reiches und Mächtiges von Nah und Fern gibt, und zwischen den älteste Monumenten und angesehensten Heiligthümern den langen Zug, welcher d Schätze der Kirche, die Waffen des Heeres, die Regalien des Staates unter freie Himmel trug, um den neuen Kaiser zu begrüßen.

Darauf folgte das Bankett in Granowitaja Palata, der alten Reside der Czaren. Unter dem mächtigen Thronhimmel von Goldbrokat, mit Hermel gefüttert, standen drei Stühle und ein Tisch, an welchem die drei Majestät Platz nahmen; sie trugen ihre Kronen, der Kaiser auch den Scepter und d Reichsapfel. Die andern Tische waren so gedeckt, wie man es auf der Büh sieht, nämlich nur auf einer Seite, so daß Keiner dem Throne den Rücken z wendete. Nachdem der Kaiser die Kronregalien abgelegt hat, verlangt er trinken und leert den Becher auf das Wohl seiner treuen Unterthanen. D Gesandten ziehen sich nun zurück, und die Geistlichkeit und die höchsten Beamte nehmen ihre Plätze an den Tischen ein, welche mit vielen Centnern antik Silbers bedeckt sind, mit riesenhaften Pocalen, alterthümlichen Schüsseln, Kann und Schalen, größtentheils plump gearbeitet, aber massiv und charakteristisc Mit dem Bankett und dem festlichen Umzug durch die Säle hatten die Feie lichkeiten um 4 Uhr Nachmittags ein Ende. Wir hatten acht Stunden zug bracht, ohne uns einen einzigen Augenblick zu setzen. In einem dazu au geführten Zelte waren unermeßlich große Tische gedeckt; aber wir fuhren na Hause, wo wir uns das Mittagsessen köstlich schmecken ließen.

Abends war die Stadt illuminirt. Theils zu Fuß und theils zu Wage passirte ich die wogende Menschenmasse. Nichts war mir so auffallend, wie d Bescheidenheit, der Gehorsam und die Ruhe dieser Leute. Man kann sich kei harmlosere, gutmüthigere Nation als die gewöhnlichen Russen denken.

XIX.

Montag, den 8. September. Um 10 Uhr war Wachtparade i Kreml und Abends Polonaisenball in den prachtvoll erleuchteten Sälen de Palastes, wo in den verschiedenen Zimmern Musikcorps spielten. Alle Dame trugen lange Schleppen. Es müssen ohne Zweifel einige Tausend Gäste zugege gewesen sein, unter welchen die Orientalen, abgesehen von den vielen pracht vollen Militäruniformen, mit ihren eigenthümlichen Trachten, dem Feste eine ganz aparten Charakter geben, während solche Bälle sich sonst überall gleiche Im Andreassaal lagen die Regalien auf einem Tische, und Jeder konnte die Schätze in unmittelbarer Nähe betrachten. Dies pflegt nicht der Fall zu sei in einer Gesellschaft, wo so und so viele verschiedene Gäste anwesend sind; ic sah sogar Einzelne die Kleinodien berühren.

Ich glaube fast, daß der Kaiser ein paar Werste zurückgelegt hat. Er er öffnete den Ball mit seiner Mutter, darauf tanzte er mit der Kaiserin, de Großfürstinnen, den Gemahlinnen der fremden Gesandten u. s. w. Um 11 Uh

Alles vorbei und ich so glücklich, meinen Wagen zu finden, in welchem ich nach die illuminirte Stadt nach Hause fuhr. Die Illumination fand aus Engel an Gas ausschließlich mit Talglichtern statt. In London würde man das Gas angewendet und alle Häuser mit interimistischen Leitungen versehen haben. Hier ist natürlich der Lichtstrahl weniger intensiv, aber desto charakteristischer. Ich erinnere mich, im „Guckkasten" solche Bilder gesehen zu haben, wo man die architektonischen Linien mit Nadelstichen bezeichnet hatte, durch welche das Licht schien. Die Häuser und Paläste sahen genau so aus. Man hatte natürlich hauptsächlich die Häuser decorirt, an welchen der Kaiser vorbeipassiren mußte. Der Hofplatz, durch welchen man hierher kommt und welcher vom Arsenal und dem Senatspalast umgeben ist, strahlte, als ob es lichter Tag wäre. Von der großen Terrasse vor dem St. Georg-Saal war die Aussicht überaus prächtig.

Die hübschen Häuser jenseits der Moskwa funkelten mit zahllosen Lichtern, so weit fort in der Ferne schimmerten einzelne erleuchtete Kuppeln und Thürme aus der großen Häusermasse hervor. Das eigenthümlichste Aussehen hatte Kassili-Blashennoy, die wunderliche Kirche auf dem rothen Platz, deren zahlreiche mit Licht bedeckte Kuppeln so recht ihre sonderbaren Umrisse in's Auge fallen ließen. Aber dieses Lampenlicht ist zu schwach, um die vielen verschiedenen Farben hervortreten zu lassen, und die Kirche müßte sich fabelhaft schön ausgenommen haben, wenn sie mit bengalischen Flammen beleuchtet gewesen wäre. Der Kreml sah eigentlich am schönsten aus, selbst wenn man ihn in der Entfernung betrachtete. Die vielen hohen Thürme und die sehr schön erleuchteten weißen Mauern machten eine feenhafte Wirkung. Es ist sehr selten, daß hier kein Wind weht; an dem Illuminationsabend war es vollständig stilles, mildes und schönes Wetter. Ueberhaupt ging Alles bis zu diesem Moment sehr gut von Statten.

XX.

Dienstag, den 9. September. Heute Vormittag um 11 Uhr war Militär-Cour. Die großen Säle waren vollständig mit Officieren in Paradeuniformen angefüllt.

Das russische Heer hat im Ganzen 8000 Generäle, wenn man die verschiedeten mit rechnet. Es waren gewiß einige Hundert zugegen; der Kaiser hat allein für seine Person 180 General- und Flügel-Adjutanten. Als die goldenen Thüren zum Alexander-Newsky-Saal geöffnet wurden, standen die beiden Majestäten unter dem Thronhimmel. Die Generäle traten zuerst ein, die fremden vor den Russen von derselben Charge. Der holländische Admiral, General Rabenau, Loßberg und ich gingen an der Spitze der General-Majors. Jeder einzelne trat vor, um sich erst vor dem Kaiser und darauf vor der Kaiserin, deren Hand man küßte, zu verbeugen. Dann ging man aus dem anderen Ende des Saales hinaus und nach Haus. Da gewiß noch ein Paar Tausend Officiere hinter uns waren, so fiel mir der heilige Petrus in Rom ein, dessen rechte Zehe halb abgeküßt ist, obgleich sie von Bronce ist. Nachmittags besahen wir das Zeughaus und die schönen Rüstungen, welche dort aufbewahrt werden, nebst

einer großen Anzahl von Thronen, Sceptern und Schmucksachen, welche alle Juwelen besetzt sind.

XXI.

Donnerstag, den 11. September war des Kaisers Namenstag. Herren und Damen des Hofes waren nebst dem Officier-Corps im Kreml sammelt, alle in feinster Gala, die Damen in Nationaltracht und Juwelen. Herrschaften gingen in Procession durch die Säle zur Messe in der Sch Capelle. Nachher hatten wir letzte Audienz beim Kaiser, der sehr gnädig schied von uns nahm. Die Kaiserin, die sehr überangestrengt zu sein sc empfing uns nicht, wogegen uns die Kaiserin-Mutter auf das Herzlichste wohl sagte. Sie trug ein sehr einfaches, aber geschmackvolles Morgenkleid einem weißen ostindischen Shawl mit breiter Borde. Sie saß oder richtiger auf zwei Lehnstühlen. Sie sprach mit jedem Einzelnen von uns und wir du ihr alle die Hand küssen. „Ich glaubte, ich stürbe vor Freude und Glück der Krönung," sagte sie, „aber ich bat so inständig zu Gott, daß er mir K gab, auszuhalten." — Dann hatten wir noch Abschiedsaudienz bei der G herzogin von Weimar, Großfürstin Helene und dem Großfürsten. Abends Galavorstellung in der Oper. Außer dem ungeheueren Kronleuchter m unter der Decke waren 95 Krystallkronen, jede mit sieben Lichtern, bei den Logenreihen angezündet; es brannten über tausend Lichter. — Aufgeführt w „Der Liebestrank" und dann ein langweiliges Ballet.

XXII.

Freitag, den 12. September. Der Tag der Abreise. Es reg Um 12 Uhr holte der Kaiser den Prinzen zu dem großen Infanterie-Man bei Petrowskoy ab. Das Thermometer stand fast auf dem Gefrierpunkt, Sturm peitschte uns den Regen in's Gesicht, die Truppen wateten im Schn und Epauletten, goldgestickte Uniformen und Sterne wurden mit Erde be beim Gefolge, das aus über hundert Officieren zu Pferde bestand. Nach lauf von vier Stunden kamen wir nach Hause, durchnäßt bis auf die Haut ganz steifgefroren. Nach dem Mittagsessen wurden wieder Abschiedsvisiten macht. Der Kaiser kam zum Prinzen, um Lebewohl zu sagen. Er trug p ßische Generalsuniform und das Band des schwarzen Adlers. Wir empfi ihn in Gala, und er wechselte mit jedem Einzelnen von uns einige freund Worte. Unmittelbar darauf fuhr der Prinz zum Kaiser. Ich begab einen Augenblick in's Theater, um einigen Bekannten Adieu zu sagen, und 12 Uhr fuhren wir in vierspännigen Wagen fort. In den ersten achtundvie Stunden regnete und stürmte es fast ununterbrochen bei bitterer Kälte. Anfehen des Landes ist sehr öde und traurig. Man erblickt nur selten men liche Wohnungen, meist Wald und unbebaute Landstrecken. Der Feldjä welcher voraufgegangen war, hatte für Kaffee, Thee und Mittagsessen gesc welches letztere wir erst um 7 Uhr Abends bekamen. Ueberall stan Pferde parat und wurden in drei bis vier Minuten vorgespannt. Dann g es weiter im Galopp. Im Durchschnitt legten wir zwei und eine halbe M

der Stunde zurück, oft sogar mehr. Den dritten Tag wurde mein Wagen schädigt und mußte ganze zwei Stunden zur Schmiede. Um den Prinzen ieder einzuholen, wurden noch zwei Pferde mehr vorgespannt, und vorwärts ng's im sausenden Galopp. Aber als wir zu einem Kreuzweg kamen, drehten e Vorspannspferde nach ihrer Heimath um, der Kutscher konnte sie nicht ılten, der Wagen schwankte über den Abhang eines sechs Fuß hohen Teichs ıd lag im nächsten Augenblick mit den Rädern nach oben, doch ohne daß emand von uns weiter zu Schaden gekommen wäre. „Semliaki" (Landsleute), cüllte der Kutscher, und bald darauf waren auch ein paar Dutzend bärtige Luffen zur Hand, um den Wagen wieder aufzuhelfen mit Stangen und Hebebäumen. Die guten Leute waren ganz erstaunt, als ihr Dienst durch ein paar Lubel belohnt wurde. Wir hatten im Ganzen über zwei Tausend Pferde in Bewegung gesetzt, um nach Warschau zu kommen, wo wir des Morgens um Uhr anlangten, zwei Stunden schliefen und dann weitere 120 Meilen in ierundzwanzig Stunden auf der Eisenbahn zurücklegten. Wir waren im Ganzen, die zwei Stunden in Warschau ausgenommen, fünf Tage und sechs Nächte ununterbrochen gereist.

Zwölf Dichterprofile.

Von

Paul Heyse.

Friedrich Hölderlin.

Mein Liebling du! Mit hellem Griechenblick
Hattst du ermessen, in dein Loos ergeben,
Den jähen Abgrund zwischen Traum und Leben
Und der Verspätung herbes Mißgeschick.

Dich tröstete dein Genius: Erschrick
Vor dieser Tiefe nicht! Hinüberheben
Wird dich ein Schwingenpaar mit sichrem Schweben,
Die ätherleichten: Dichtung und Musik.

So wandeltest du selig, Kränze windend
Der schönsten Liebe, bis Dämonentücke
Sie in den Abgrund stieß, der sie verschlang.

Du stürztest nach, qualvoll dir selbst entschwindend;
Doch nicht dein sterblich Leben ging in Stücke,
Dein Herz nur und dein Saitenspiel zersprang.

Joseph Fr. v. Eichendorff.

Der scheidenden Romantik jüngster Sohn,
Ihr Benjamin, statt aller andern Gaben
Erbt' er allein das Wunderhorn des Knaben,
Nie sich ersätt'gend an dem einen Ton.

Spurlos ist ihm die Zeit vorbeigeflohn,
Indeß er lag in Waldesnacht vergraben.
Mondschein und leises Wipfelrauschen haben
Ihn eingewiegt, der wachen Welt zum Hohn.

Ein ew'ger Jüngling, trug im Herzen tief
Er zu der schönen Frau die sel'ge Minne,
Die durch den Wald zog, Goldschein um die Locken.

Und während er „Krieg den Philistern!" rief
Und rein und heiter schwärmen ließ die Sinne,
Lauscht' er in Andacht Rom's verschollnen Glocken.

Friedrich Rückert.

Kein einzler Baum, ein Wald mit tausend Zweigen,
Und Vögel aller Zungen, aller Zonen
Durchzwitschern hell die laubigen Wipfelkronen,
Nachts aber tanzen Elfen ihren Reigen.

So zu den Sternen aufwärts sahn wir steigen
Den Liederwald, den Winterstürme schonen,
Und lang' in seinem Blüthenschatten wohnen
Wird unser Volk und ihn den Enkeln zeigen.

Nicht jedes Blatt ist eine Wunderblüthe,
Doch nie ließ uns ein Geist in solcher Fülle
Des Lieb'- und Liederfrühlings Zauber ahnen.

Den Tiefsinn einer Welt barg sein Gemüthe,
Und aus des Morgenlandes heil'ger Stille
Bracht' er uns heim die Weisheit des Brahmanen.

Nicolaus Lenau.

Ein Edelhirsch, im Forst auf grünem Rasen,
Auf einmal hört er Treiberruf erschallen,
Sieht links und rechts die schlanken Brüder fallen
Und ihr geliebtes Auge sich verglasen.

Nun, ob auch Andre fröhlich wieder grasen,
Sind ihm ein Schreckensort die Waldeshallen,
Und wenn im Mondlicht Herbstesnebel wallen,
Hört er die wilde Jagd die Luft durchrasen.

Nicht mehr gesellt leichtherzigen Gespielen,
Sieht er im Leben rings des Todes Zeichen,
Bis ihm verstört die schönen Lichter flammen.

Wohl Jenen, die vom sichren Schusse fielen!
Ihm krallte sich der Nachtmahr in die Weichen;
Vom Grau'n zu Tod gehetzt bricht er zusammen.

Adelbert von Chamisso.

Franzos' an Blut und ritterlichem Feuer,
Ein Deutscher an Gemüth und zartem Sinnen,
So durften wir als Unsern dich gewinnen,
Du löwenmähnig Haupt, uns doppelt theuer.

So standst du wagend an des Rurik Steuer,
Die stürmevolle Weltfahrt zu beginnen,
Den Blick bald in die Weite, bald nach innen,
Die Seele voll Gesang und Abenteuer.

Doch in die Heimath deiner Wahl gekehrt,
Von Pflanzen, Versen, Kinderlust umgeben,
Schreckt dich im Traum Salas y Gomez' Geist.

Da ward dir theuer erst der stillste Herd,
Und dankbar sangst du Frauenlieb' und -Leben
Und Ihn, der schattenlos die Welt umkreis't.

Eduard Mörike.

Ein Schwabenkind, in trautumschränkter Enge
Am Quell der Heimathsagen aufgesprossen,
Von Goethe's und der Griechen Hauch umflossen,
Steht deine Muse fern dem Weltgedränge.

Tiefsinnig auch durch die geheimsten Gänge
Der Menschenbrust wagt sie den Weg entschlossen,
Dann wieder übt sie ungebundne Possen
Schalkhaft im Schatten kühler Waldeshänge.

Dem Schiffer, der beschwert mit Waarengütern
Vorbeizieht auf dem breiten Strom des Lebens,
Verhallt dein Lied, gleich dem Gesang der Grille.

Noch aber kargt die Welt nicht an Gemüthern,
Die auch das Leise rührt, und nicht vergebens
Ward dir der Märchenzauber der Idylle.

Emanuel Geibel.

Zur Zeit, da laute Zwietracht der Parteien
Die Luft durchhallte Deutschland auf und nieder,
Kamst du mit einem Frühling süßer Lieder
Vom Tageslärm die Seele zu befreien.

Dir ward, was seltne Sterne nur verleihen:
Dein Lied klang in der Frauen Herzen wieder,
Und strebend schwangst du höher dein Gefieder,
Im Männerkampf stets in den Vorderreihen.

Neidlos und treu den Jüngern zugewendet,
Der hohen Kunst ein priesterlicher Hüter,
Sahst du im Sturme knospen schon die Reiser.

Nun ward dein Ahnen wunderbar vollendet;
Die du geweissagt, unsre höchsten Güter,
Siehst du gewonnen: Freiheit, Reich und Kaiser.

Annette von Droste-Hülshoff.

Ein Herz, so stark, das Schwerste zu verwinden,
So warm, um leicht in Flammen aufzugehn,
So tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn,
So weich, um nur in Starrheit Halt zu finden;

Ein Geist, geschaffen, Geister zu ergründen,
Stolz, um Gemeines groß zu übersehn,
Demüthig, wenn ein Lebenswerk geschehn
Und seine Spur verweht schien von den Winden;

Einsam erwachsen auf der Heimathflur,
Einsam trotz innig ernstem Liebessehnen,
Im Stillen sammelnd ewigen Gewinn;

Allein an Gott dich klammernd und Natur
Zu Perlen reiften dir all' deine Thränen:
So wardst du Deutschlands größte Dichterin.

Gottfried Keller.

Wie an der Regenwand, der nüchtern grauen,
Der Bogen funkelnd steht in freud'ger Helle,
So dürfen wir an deiner Farbenquelle
Im grauen Duft des Alltags uns erbauen.

Der Schönheit Blüth' und Tod, das tiefste Grauen
Umklingelst du mit leiser Thorenschelle
Und darfst getrost, ein Shakespeare der Novelle,
Dein Herb und Süß zu mischen dich getrauen.

Dem Höchsten ist das Albernste gesellt,
Dem schrillen Wehlaut ein phantastisch Lachen,
Um Heil'ges lodern Sinnenflammen schwüler.

So sehn wir staunend deine Wunderwelt.
Der Dichtung goldne Zeit scheint zu erwachen
Auf euren Ruf, unsterbliche Seldwyler.

Theodor Storm.

So zartgefärbt wie junge Pfirsichblüthen,
So duftig wie der Staub auf Falterschwingen,
Sahn wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du *sie* verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten.

Nicht Märchen mehr und Träume wie vor Zeiten,
Wach schilderst du des Lebens bunte Scenen,
Im Panzer goldner Rücksichtslosigkeiten.

Und deine Falter zeigen sich von denen,
Die gern in Flammen sich ihr Grab bereiten,
In helle Gluth gelockt von dunklem Sehnen.

Hermann Kurz.

Wohl hast du müssen so von hinnen eilen,
O Freund, mit tiefgeschlossenem Visier;
Doch wem du es gelüftet so wie mir,
Wie soll ihm je das Leid der Trennung heilen?

Und will ich jetzt mit diesen armen Zeilen
Das Bild umschreiben, das uns blieb von dir,
Erbebt die Hand, in schmerzlicher Begier,
Noch einmal warm in deiner zu verweilen.

Oft, wenn ich traulich neben dir geschritten,
Hat mich aus deinem Aug' ein Strahl geblendet
So hell, als hättst du Trübes nie erlitten.

Der Dichter war gelähmt, der Mensch vollendet.
Wann hat ein Kämpfer lachender gestritten!
Wann hat ein Starker Süßeres gespendet!

Hermann Lingg.

Von langer Seelenwandrung heimgekehrt,
Drängt's eine Dichterseele, zu berichten,
Was staunend sie erlebt an Weltgeschichten,
Vom Duft der Ferne sagenhaft verklärt.

Es schwirrt der Hunnenpfeil, das Gothenschwert;
Der Völker Aufblühn, Fallen und Vernichten
Zieht uns vorbei in hellen Traumgesichten,
Und die Gespenster scheinen lebenswerth.

Doch tiefer noch bewegt mich dein Gesang,
Wenn du des Herzens ew'ge Weltgeschicke,
Die dunklen Kämpfe singst der Menschenbrust.

In dieser Zeiten überweisem Drang
Rührt mich dein Lied mit stillem Kindesblicke,
In Spiel und Tiefsinn göttlich unbewußt.

Berliner Chronik.

Die Theater.

12. Januar 1877.

Neulich behandelte in einem der vielen Vorträge, welche zur Winterszeit unserer Stadt von den verschiedensten Vereinen und zu den verschiedensten Zweck veranstaltet werden und seit einem Jahrzehnt ein charakteristisches Zeichen der Berlin Saison geworden sind, Emil Brachvogel das Thema, ob das Theater noch e eine Bildungsanstalt zu betrachten sei? Der Verfasser des „Narziß", der mit a seinen Schwächen doch einen hervorragenden Platz in unserer dramatischen Literat einnimmt, wollte sich in seinen anziehenden Auseinandersetzungen weder für realistische Ansicht, die in dem Theater nur eine Vergnügungsanstalt erblickt, n für die idealistische Meinung, welche der Bühne die höchsten und edelsten Bildun zwecke zuschreibt, ausschließlich entscheiden. Ihm erschien die Mittelstraße zwisch beiden Anschauungen als der Weg der Wahrheit; es soll nach ihm das Streben i echten Bühne sein, den nützlichen Zweck der Bildung und der Moral mit der Süß keit des Vergnügens zu verbinden. Ich glaube, Brachvogel ist zu diesen Behau tungen nur gekommen, weil er den Begriff des Vergnügens zu eng gefaßt hat. Ni allein die Individualität des Einzelnen, sogar der Wechsel seiner Stimmung beeinflu das, was wir Vergnügen nennen. Vielen wird es immer unbegreiflich bleiben, wel ein Vergnügen im Kartenspiel liegt. Die grobkörnigen Possen, welche, oft in hunde maliger Wiederkehr ein zahlreiches Publicum erheitern, erregen mir nur Langewei Wie Manche haben wiederum Mühe, bei den Vorstellungen eines classischen Dram ihr Gähnen zu verbergen. Jedes edlere Vergnügen schließt mit Nothwendigkeit B dungselemente in sich, indem es unsere Phantasie bereichert, unseren Schönheitssi weckt, unser Herz erhebt. Darüber hinaus aber soll man von der Bühne Nich erwarten; sie kann weder bestimmte Moralgrundsätze lehren, noch einen Cursus d Geschichtsphilosophie ertheilen. Wir gehen in das Theater, wie wir in ein Bild museum, in einen Concertsaal gehen, zu unserm Vergnügen. Wir, und alle Ger rationen vor uns. Gute Bilder wünschen wir zu sehen, gute Musik zu hören, einc heitern oder ernsten Schauspiel beizuwohnen. Welchen Genuß nun der Einzelne hei bringt — das wird niemals in eine feste Formel zu bringen sein; nur dies ist gewi daß der dramatische Dichter schlecht fahren würde, der seine Zuhörer zu „bilden statt zu „unterhalten" unternähme. Der große dramatische Goldschatz der Klein'sch Dichtung liegt darum so tief vergraben, weil dem Dichter beständig der Vielwiss im Nacken saß.

Da wäre ich richtig wieder bei meinem A und O, dem dramatischen Dichte angekommen. Aber ich kann mir nicht helfen. Bei all' den guten Rathschläge Plänen, Abhandlungen, Aphorismen „zum Besten des deutschen Theaters" habe i immer den einen Stoßseufzer: zwei, drei tüchtige Bühnenschriftsteller, die uns i

ie eines Jahres mit drei, mit vier frischen, munteren, anregenden Stücken be- kten, würden diese ganze Literatur überflüssig machen. Wie gern verschlösse die k ihren Horaz und ihren Lessing, von Hegel's und Vischer's Aesthetik ganz zu eigen, wenn sie ein fröhliches Leben — meinetwegen ein Leben in den Tag in! auf der Bühne erblickte; wenn ein neues Stück das andere ablöste; ein und anderes Mal das Publicum sich leidenschaftlich im Für und Wider erwärmte! , den Musen sei's geklagt, wie die Oelgötzen sitzen wir in den neuen Stücken, unendlicher Strom der Langenweile strömt von der Bühne durch das Haus: da nichts, was uns wahrhaft erheitern, nichts, was uns begeistern oder gar unsern thaften Unwillen hervorrufen könnte. Einzig die Lindau'schen Lustspiele und lbrandt's „Messalina" sind seit einer Reihe von Jahren im Stande gewesen, etwas eine theatralische Erregung, ein Theaterfieber zu entzünden. Alles Uebrige läßt t und gleichgültig, weil ihm selbst der Spiritus, oder, wie Voltaire von Gresset's e méchant" sagte, der „Satan" fehlt.

Ich bin dem Leser eine zweimonatliche Revue von einem guten Dutzend Theatern uldig und mein Stoff ist so dürftig, daß ich ihn kaum zu bitten wage, einen ick darauf zu werfen. Zu verlangen, daß in jedem Monat ein Meisterwerk auf- ührt würde, wäre kindisch; aber nach zwei Monaten einer Theatersaison die imme Null zu ziehen — „Null, Komma keins", wie es in einem Couplet heißt, mehr als unerfreulich. Dies Resultat bezeichnet einen Niedergang der dramati- en Literatur, der unwillkürlich den Gedanken anregt: ob wir uns denn in der hat den englischen Zuständen näherten? Seit vier Jahrzehnten gibt es in England gut wie keine nationale Bühnenschriftstellerei; daß zuweilen ein Dichter ersten anges, wie Tennyson das Leben der blutigen Maria, einen geschichtlichen Vorgang eine dramatische Form bringt, hat mit dem Theater als solchem nichts zu schaffen. ie englische Bühne ist auf ihre Classiker und die modernen Franzosen angewiesen; ch mehrere solcher dramatischen Mißerndten, wie wir sie in den Jahren 1875 d 1876 erlebt, und wir werden demselben Schicksal verfallen.

Unter den Neuigkeiten, die seit dem Anfang des Novembers 1875 bis auf den utigen Tag auf der Bühne des Schauspielhauses erschienen sind, steht Hein- ch Kruse's „Marino Faliero", ein Trauerspiel in Versen, in fünf Acten,*) s am 21. December zum ersten Male aufgeführt wurde, obenan. Unser Ver- ältniß zu einem Dichter hängt, wie unser Verhältniß zu einem schönen Mädchen, n dem Unberechenbaren und Unerklärlichen eines ersten Eindrucks ab. Nachher nnen wir durch Ueberlegung, Prüfung, Beobachtung zu einer objectiven Würdigung r Dichtung kommen: ist aber der erste günstige Augenblick versäumt, so werden ir uns nie miteinander in wahrer Sympathie begegnen. Wir mögen das schöne Mädchen bewundern, aber es wird eine kalte Bewunderung bleiben; wir mögen die Vorzüge der Dichtung rückhaltlos anerkennen, aber unser Lob wird arm und dürftig lingen. So hat sich Goethe niemals zu Dante zu stellen gewußt; so gibt es eine Mehrzahl der Hochgebildeten, denen die Malereien Michel Angelo's immer einen un- ehaglichen Eindruck machen werden. Denn in jedem ästhetischen Urtheil, so weit s von der Eigenart des Einzelnen abhängt, spricht das Unbewußte, die durchaus ubjective, in ihren letzten Wurzeln dunkle Empfindung das entscheidende Wort. Und ies Unbewußte läßt mich in kein näheres sympathisches Verhältniß zu den Dramen Heinrich Kruse's treten. Unmöglich, ihre großen Vorzüge zu verkennen: die scharfe Charakteristik, die geschickte Behandlung des Massenhaften, die bald naiv originelle, bald schwungvolle Sprache. Aber ich empfange von dem Allen keinen tiefen, bleiben- den Eindruck. Ich vermag nichts zu tadeln, aber es rührt mich auch nichts. Alle Kruse'schen Dramen, mit Ausnahme seines ersten und besten „Die Gräfin", die durchaus eigenartig, wunderlich, knorrig und verschroben, aber voll großartiger Züge

*) Auch in Buchform erschienen: Marino Faliero. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hein- rich Kruse. Leipzig, S. Hirzel. 1876.

ist, sagen mir nämlich nichts Neues. Ihre Erfindungen, ihre Figuren, die Geda
und Empfindungen dieser Figuren sind alle schon einmal dagewesen, und was
Schlimmste ist, auf der Bühne im Gewand des fünffüßigen Jambus dagew
„Wullenweber", „Erich XIV.", „Moritz von Sachsen", „Brutus", „Marino Faliero
nach der Reihe begegnet sich Heinrich Kruse mit Karl Gutzkow, Robert Prutz, Mi
Strübbing, Karl Koberstein, Shakespeare, Lord Byron, Casimir Delavigne, A
Lindner. Das ist mir, ganz subjectiv gesprochen, ein wenig zu viel. Sieht
nun genauer zu, so bemerkt man wol die Originalität der Kruse'schen Arbeiten,
der Gesammteindruck ist derjenige der Nachahmung. Mir schweben immer Shakesp
Lord Byron, Karl Gutzkow vor der Seele, wenn ich ein Kruse'sches Drama
oder lese, und ich wundere mich nur, daß sich die Sachen im Einzelnen so w
decken. Ein Dichter, sag' ich mir, soll in eigenen Schuhen stehen, sich Stoffe wäh
die ihm angehören, in denen er nicht, ob mit oder ohne seinen Willen, von
erlauchten Poeten abhängig ist, die vor ihm diese Dinge dramatisch gestaltet ha
Kruse fürchtet sich bekanntlich vor Shakespeare's Geiste nicht: vortrefflich für
aber leider fürchtet das Publicum für Kruse das Erscheinen der Geister Shakespea
und Byron's.

Kruse's Talent weist ihn beinahe ausschließlich, wenigstens wie es mir erscheint,
auf das historische Genrebild. Solch' ein Genrebild des friesischen Lebens im Mit
alter ist „Die Gräfin"; alle wohlgelungenen Scenen des Wullenwever, Erich's X
des Marino Faliero gehören diesem Kunstbereich an. Der kahlen und nac
Staatsaction weiß Kruse nicht die Seele einzuhauchen, mit der Schiller diese Ge
stände erfüllte: nie gewinnen die historischen Vorgänge bei ihm, wie bei diesem gro
Dramatiker, eine hohe und ergreifende Symbolik. Sein letztes Drama „Mar
Faliero" setzt einfach die venetianische Volkssage von dem Verrath und Unterg
des alten Dogen in Handlung. Ich betone absichtlich, Volkssage, weil authentis
von Zeitgenossen herrührende Mittheilungen über Falier's Katastrophe nur g
spärlich vorhanden sind. Von den Geschichtschreibern des Renaissance-Venedig
uns die Erzählung überliefert worden und hat darum von vornherein den Duft
die Farbe jener Zeit angenommen. Töne, die dann von den Dichtern, Lord By
und Casimir Delavigne, noch verstärkt wurden. Um gleich den entscheidenden Pu
hervorzuheben: die Sage von Marin Falier hält die Verfassung Venedigs im Ja
1354 schon für so fest gegründet, wie ein Jahrhundert später, während in Wahrl
noch alle Verhältnisse im Fluß waren, der Rath der Vierzig, der Rath der Ze
selbst die Schließung des goldenen Buches noch nicht sechzig Jahre bestanden.
unsinnig wie uns jetzt von der Bühne her Falier's Unternehmen erscheint, war
in der Wirklichkeit keineswegs. Die Kruse'sche Handlung, in fünf Acte gegliede
zeigt uns folgende Vorgänge. Im ersten Aufzug wird im Saal der Vierzig ü
Michele Steno's freches Betragen Gericht gehalten: Jeder kennt die zwei Verse,
der leichtfertige Jüngling, dem Dogen zum Spott und der Dogaressa zur Kränku
an den Stuhl des Dogen geschrieben. Vor den Vierzig erscheint Falier als Kläg
Steno vertheidigt sich: eine bewegte Scene, leider in jenem wunderlich burschiko
Ton, den Kruse für realistisch hält, weil er ihn bei den Junkern seiner nordisc
Heimath gefunden hat, wie wenig er auch mit dem Volkscharakter des Venetian
übereinstimmt, der immer pathetisch und getragen ist und die theatralische Gebe
liebt. Steno kommt mit einer leichten Verurtheilung weg; mit einer leidensch
lichen Drohung des Dogen gegen die Nobili's schließt der Act. Aus dem beleidig
Fürsten wird im zweiten Act ein Eifersüchtiger. Durch ein Gespräch der beid
Ehrenfräulein der Dogaressa, Asta und Nerina, erfahren wir, daß Steno's Bew
bungen in der That sich nicht an die Herzogin, sondern an Asta richten: nichts de
weniger hat er die Fürstin in einem dunklen Corridor, sie für Asta nehmend,
seine Arme geschlossen und geküßt. Ein sehr bedenkliches Komödienmotiv „We
man im Dunkeln küßt" schlägt in die Staatsaction ein und droht sie vollständi
in ein Scherzspiel zu verwandeln. Auch die sehr anmuthige und liebenswürd

ne zwischen dem alten Dogen und seiner jungen Gattin Emilia, die ihm geschickt Runzeln von der Stirn wegzuglätten versteht, gehört ganz der Komödie an, bis rwartet ein jäher Umschlag in der Stimmung Falier's uns wieder in die Tra- ie hinüberwirft. Er besinnt sich, daß er jetzt nicht Zeit habe, den eifersüchtigen mann zu spielen — er müsse einen Gang mit dem Adel thun; Sganarelle und d in einem Athemzug. Das ist so ein Punkt in der Kruse'schen Dichtung, r den ich nicht fortkann. Unvermittelt tritt die Historie wieder ein: Stefano Gi- o, der Aufseher des Arsenals, die Bürger, die alle von den Adeligen beleidigt unterdrückt sind, erscheinen, der Doge stellt sich an die Spitze der Verschwörer. r dritte Act wird in trefflicher Weise eröffnet: die Verschworenen bringen dem gen eine Serenade und führen sich unter diesem Vorwand in den Palast ein: die einzige ene, die für mich venetianisches Colorit hat und die, von der anmuthigen Musik ax Bruch's begleitet, einen lebhaften Eindruck auf das Publicum machte. Der an der Verschwörung wird im Einzelnen festgestellt, der Doge wechselt wieder die rbe. Mit den Worten: „Dem ganzen Adel wünscht' ich einen Kopf!" hatte er Ausgang des ersten Acts sein Schwert gezogen und die Bewegung des Köpfens nacht; jetzt ist er Willens, die ganze Sache fallen zu lassen, weil die Verschworenen e Nobili's tödten wollen. Mühsam wird von den Verständigeren der Frieden eder hergestellt; um Mitternacht soll die Bewegung ausbrechen. Natürlich wird der nächsten Scene die Verschwörung verrathen: Bertram der Kürschner will seinen tron Antonio Barbaro aus dem allgemeinen Blutbade erretten und warnt ihn, in e Nacht sein Haus zu verlassen; der Aristokrat läßt ihn ohne Zögern binden, ebeln und vor den Rath der Vierzig bringen. Vor dem Dogenpalast auf der azetta spielt der vierte Act. Die Nobili's haben Michele Steno aus seinem Ge- ngnisse befreit und stellen ihn an die Spitze ihrer Truppen. Er vollbringt die tscheidenden Heldenthaten und nimmt die Verschwörer mit dem Dogen gefangen. azwischen setzt sich die Komödie noch einmal in ihr Recht; plötzlich um die Ecke s Palastes herum tauchen Asta und Nerina auf und ein Liebesgespräch beginnt, in heiterer Weise und so munterem Ton, als handle es sich im Augenblick nicht um nen Kampf auf Leben und Tod, sondern um den Anfang eines Strauß'schen Wal- rs. Das mag wiederum außerordentlich realistisch sein, aber mir geht es nicht in n Sinn. Der fünfte Act ist eine Gerichtsverhandlung wie der erste, das Byron'sche orbild unverkennbar. Wie bei Lord Byron stirbt Marino Faliero bei Kruse mit r wohlfeilen Prophezeihung von dem einstigen Untergang der Adelsrepublik, wie ord Byron's Angiolina, sinkt Kruse's Emilia in Ohnmacht, als ihr Gatte zum ode schreitet; bei Lord Byron bittet Steno Falier um Verzeihung, bei Kruse ver- eidigt er ihn vor den Vierzig. Alles, wird der moderne Dichter sagen, ist bei mir ganz anders", als bei meinem Vorgänger, und doch ist es im letzten Grunde das- elbe. „Weh' dir, daß du ein Enkel bist."

Der Faliero-Stoff ist meiner Ansicht nach nur dann einer wahrhaft dramatischen Gestaltung fähig, wenn es dem Dichter gelingt, die in der Sage passive Gestalt der Dogaressa in die Staatsaction zu verflechten: dies ist der Reiz der Lindner'schen Tragödie. Bei Kruse kämpfen beständig zwei Motive mit einander: das Lustspiel- artige des eifersüchtigen Alten und des Kusses im Dunkeln mit dem Tragischen des beleidigten Fürsten und ehrgeizigen Usurpators. Auf die Schleppe der Staatsaction reten die lustigen Personen der Fastnachtskomödie. Bis zum letzten Act hat Steno, der an sich richtig und trefflich gezeichnet ist — freilich das Gewächs eines ganz an- deren Bodens als des venetianischen — durchaus das Wesen und Gebahren des lustigen Galans, des Naturburschen, Asta ist der norddeutsche Backfisch aus einer armen Adelsfamilie: in beiden keine Spur von der vornehmen Zurückhaltung, von der Höflichkeit und der leisen Rede des gebildeten Venetianers. Der Doge und die Dogaressa werden durch diese beiden Figuren in Schatten gestellt; nicht Falier, Steno ist Kruse's Liebling und Held. Durch diese Vermischung der Motive, durch diese Verwirrung des Gefühls bei den Zuschauern, die nie wissen, für wen sie Partei

ergreifen sollen, durch den marionettenhaften Schluß des vierten Acts, wo die glaublichsten Wagnisse und Kämpfe in dem Zeitraume von drei Minuten hinter Coulisse sich vollziehen, wird jede tiefere Wirkung gelähmt, die Theilnahme zers und das Verständniß für das, was der Dichter eigentlich gewollt hat, erschw Dagegen muß der Fortschritt zum Einfachen, zu den Nothwendigkeiten der mode Bühne, den Kruse in diesem Trauerspiel gemacht hat, anerkannt werden: ohne Aenderung kann dieser Faliero überall erscheinen. In den beiden Scenen, deren schon erwähnte, dem Gespräch zwischen dem Dogen und der Dogaressa und dem ginn des dritten Acts, zeigt sich neben dem geschickten Techniker auch der ber Dichter: sie sind zugleich poetisch und charakteristisch. Wollte die Muse doch Dichter auf einen noch jungfräulichen Boden führen, auf dem er seine Eige weder im Kampf mit Andern, noch im Schatten Größerer entwickeln könnte. Darstellung war in den Vertretern der drei Hauptgestalten Fr. Ehrartt (Emi Hr. Berndal (Faliero) und Hr. Ludwig (Steno) trefflich.

Wenden wir uns nun zu den anderen Neuigkeiten, die uns die Hofbühne geb In ihrem dreiactigen Lustspiel „Die Augen der Liebe", das am 11. Novem 1876 zur ersten Aufführung gelangte, hat Wilhelmine von Hillern eine lieb würdige und schalkhafte Idee leider nicht zur vollen dramatischen Wirkung zu stalten vermocht. Eine junge geistreiche Dame, natürlich eine Gräfin, meint, einen „hübschen" Mann heirathen zu können; sie ist selber zu schön, um nicht ebenso erklärliche wie verzeihliche Abneigung gegen die Häßlichen zu haben. bald genug findet sie in einem häßlichen Mann, dem Grafen Brunneck-Hardenb einem Weltreisenden, ihren Meister und ihr Ideal. Denn die Liebe sieht bekann mit dem Gemüth, nicht mit den Augen des Leibes und leiht „dem schlechtsten an Art und an Gehalt" den Schein des Schönen. Dem geistreichen Mädchen ge der muntere Cavalier, der nichts als sein schönes Gesicht und sein gutmüthiges einsetzen kann, nicht mehr, seit sie gezwungen ist, ihn mit einem hochgebildeten M von hervorragenden Charaktereigenschaften zu vergleichen, während er vollständig Ansprüchen eines kleinen naiven Backfisches entspricht. Die Dichterin täuschte sich der Tragweite ihres Stoffs; er reicht eben nur für die Form des Proverbe, für heiter hin und her spielende Plauderei aus, eine eigentliche, mannigfach bewegte Ha lung geht ihm seiner Natur nach ab. Solche leise und allmälig sich vollziehen Wandlungen des Herzens widerstreben der rohen Deutlichkeit, den harten und scha Strichen, welche die Bühne fordert. Aquarellbildchen sind die Zierde eines Alb und eines Salons, in einem Museum spielen sie keine glückliche Rolle. — An demsel Abend kam ein einactiges Schauspiel von dem bekannten Münchener Erzähler Herma von Schmid „Rose und Distel" zur Darstellung. Eine historische Anekdote dem Leben Oliver Cromwell's: die Ablehnung der Königskrone, die ihm vom P lamente dargeboten wird, bildet den Mittelpunkt der Handlung und des Bil Einige romantische Vorfälle — die Liebe seiner Tochter Francis zu seinem Schrei seiner Nichte zu einem Reitercornet, sein Versuch, mit den Stuarts sich auszusöh — sind von dem Dichter in die Staatsaction hineingeflochten worden: ein we wunderlich und seltsam, aber von dem Standpunkt der Bühne, von dem aus n die Dinge der Welt nicht nur im eigenen Licht, sondern auch unter einem g besonderen Gesichtswinkel sieht, nicht ungeschickt. Der Schwerpunkt des Ganzen li in der Figur Cromwell's, dem Schauspieler fällt die schwierige aber nicht undankb Aufgabe zu, die historische Charakterstudie des Dichters zu beleben. Und gerade l ließ der Darsteller des Protectors, Hr. Klein, den Poeten im Stich. Ein n jugendlicher, strebsamer Schauspieler, ist Hr. Klein von dem Stadttheater zu Leip zu uns herübergekommen. In der Schule Friedrich Haase's hat er einige der V züge und alle Unarten seines Meisters angenommen. Er besitzt eine nicht gerin theatralische Wandlungsfähigkeit, aber sein Organ ist wenig sympathisch, sein Sp voll scharfer Ecken und Härten, ohne rechte Vertiefung, immer nur auf die schreien Wirkung gerichtet. Um Charaktere darstellen zu können, muß man die Fähig

n, sich in sie zu versenken; wenn es sich einzig um Maske, Kleid und Perrücke, einen hohlen oder einen hohen Ton handelte — wie leicht wäre die Schauspielkunst!

Das schlimmste Schicksal unter allen Neuigkeiten war dem Otto Girndt'schen Lustspiel „Die Touristen" vorbehalten, das am Sylvesterabend des Jahres 1876 in Scene ging. Otto Girndt's Muse ist eine leichtgeschürzte Dirne, mit munteren Augen und kecker Zunge, ohne Schüchternheit raucht sie ihre Cigarre wie sie wird, wenn sie in guter Laune, sich nicht weigern, mit dem ersten besten in der Studio Schmollis zu trinken. Aber bei all' ihrer Derbheit und der Alltäglichkeit ihrer Figuren wohnt seinen Stücken zugleich eine fröhliche herzgewinnende Grazie bei. Nur selten findet das gesucht Witzige, der geistreiche Salonton in ihnen seine Stelle. Wie Benedix entnimmt er seine Stoffe dem deutschen Kleinleben, er bemüht sich weder um eine feinverschlungene Fabel noch um die Verkörperung einer humoristischen oder satirischen Idee. Den letzten Arbeiten des greisen Benedix gegenüber erschienen seine ersten Komödien „Y 1." — „Und" — „Strafrecht" frischer und lebendiger; irgend ein wunderlicher Einfall, der oft nicht weit von der Sphäre des Phantastischen lag, eröffnete sie. Der Dichter spielte eine Weile geschickt mit ihm, aber je mehr seine Arbeit vorrückte, desto schwerer schien der Federball zu werden, desto weniger Vergnügen fand der Spieler daran, ihn hin und her zu werfen. Ich rede von der Mühe, die sich Otto Girndt bei der Ausführung seiner Komödien gibt, überzeugt, allein ich glaube nicht, daß auch nur einer der Zuschauer im Theater, in dem sie vorgespielt werden, diese Empfindung theilt. Er muß im Gegentheil aus der Flüchtigkeit ganzer Scenen, aus der Lässigkeit des Dialogs auf die Nachlässigkeit des Dichters schließen. In jedem dritten Act einer Girndt'schen Komödie fängt es, trivial zu sprechen, weil diese Sprache hier die bezeichnendste ist, irgendwo zu stocken an. Ein Rad ist nicht in Ordnung oder der Maschinenmeister hat es verabsäumt, die Maschine gehörig zu schmieren. Die Herren und Damen im Stück werden immer verlegener, sie reden noch, aber sie wissen: es sind Worte, nichts als Worte ohne Sinn; dann noch ein krampfhafter Versuch zu einem Witz, einem Gelächter — plötzlich steht das Ganze still. Im vierten Act rufen die Bemühungen, die Maschine wenigstens noch einmal in Bewegung zu setzen, in dem gelangweilten Publicum die Unruhe und Unzufriedenheit hervor, welche den Fall eines Stückes bedeuten. Dies ist der Hergang bei der Aufführung der „Touristen". Dem Gedanken, das Touristenthum auf die Bühne zu bringen, kann man weder das Zeitgemäße noch die Originalität absprechen. In den Touristen spiegelt sich eine der merkwürdigsten Seiten des modernen Lebens in tausend Nuancen ab; keine frühere Zeit hat auch nur annähernd das moderne Touristenthum gekannt, von dem wir alle ein Theil sind. Aber zunächst verfehlt es Girndt darin, daß er uns nur die Alltagsexemplare der Vergnügungssüchtigen, noch dazu in fadenscheinigem Gewande, vorführt: einen Freiherrn und Reichstagsabgeordneten, der mit seinen beiden Töchtern das Gebirge besucht; einen Doctor der Philosophie, Dichter und Bibliotheksbeamten, der die Volkssagen sammelt, und einen Geflügelhändler, der mit Frau und Tochter reist. Aus diesen Figuren, deren Humor sich gleichsam von selbst ergibt, war ohne eine spannende, an Ueberraschungen und Wandlungen reiche Fabel schwerlich ein ergibiger Unterhaltungsstoff für vier Acte zu gewinnen: bei Lichte besehen, sind sie viel armseliger, als die Badegesellschaft in Eichert's „Ein Schritt vom Wege". Diese Fabel indessen ist die schwächste, die Girndt noch erfunden: Trillhase, der Geflügelhändler, ist einem Grafen Kracht auf der Spur, der öfters in sein Haus gekommen, seiner Tochter die Ehe versprochen und sie dann verlassen hat. In diesen jungen Grafen Kracht hat sich eine der freiherrlichen Töchter verliebt. Welch' ein Jammer bricht darum bei den Trillhase'schen Enthüllungen über die lustige Gesellschaft herein! Zum Glück nicht lange — denn Trillhase's Graf war nur der Kammerdiener des echten Grafen. So drollig das Stück anhebt, so schwer und stöhnend endet es. Aus dem bunten Ball, mit dem der Dichter zuerst spielt, ist zuletzt eine traurige Lehmkugel geworden, die mühsam,

beständig aufschlagend weiter rollt. Am besten ist Girndt der kleinbürgerlich wüchsige Humor in Herrn und Frau Trillhase (Hr. Hiltl und Fr. Friebmauer) und die halb aus lyrischem Blüthenduft und halb aus Bücherstaub gen weiche Seele des Doctor Eduard Posse (Hr. Link) gelungen. Neben diesen N keiten hat die Hofbühne mit der Neu-Einstudirung einiger älterer Stücke: „Damenkrieg" und „Die Erzählungen der Königin von Navarra" Scribe und mit Max Ring's historischem Lustspiel „Unsere Freunde" der Zeit der guten Königin Anna sein Glück versucht. Von ihnen scheint sic „Damenkrieg", eine der feinsten und liebenswürdigsten Komödien Scribe's, der gelungenen Darstellung der Gräfin Autreval durch Fr. Erhartt, am lä in der Gunst des Publicums erhalten zu wollen.

In dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater feierte „Fatinitza" ihre hund Aufführung und lebte sich vergnüglich in das zweite Jahrhundert ihres Daseins Dagegen fühlte die Leitung des Victoria-Theaters mit dem Dulder Odi ein menschliches Rühren und ließ ihn endlich mit Circe, Kalypso, Nausikaa und Pen in die wohlverdiente Ruhe des Hades sinken. Statt seiner stieg „Melusine" aus i Quell auf; seit Weihnachten regiert in glänzender Ausstattung und prächtigster Umge die schöne Fee auf dieser Bühne. Schwind's herrliche Aquarelle der lieblich-trau Sage haben den Decorationsmalern, dem Maschinisten und dem Theaterschneid Vorwürfen gedient. Der Inhalt solcher Feerien entzieht sich auch der flüchti kritischen Betrachtung, ist er doch nur der Faden, an dem die einzelnen bu Bilder aufgereiht sind. Aber wenn auch solch' ein Faden nicht von der fei Seide gesponnen sein kann, Knoten brauchte er gerade nicht zu haben: ich sagen Couplets, die schlechter klingen als die Couplets aus „Fatinitza" — un Musen wissen es, ob sie auch nur diese Couplets singen würden!

Dem Residenz-Theater ist seit der „Fremden" von Alexander Dumas neuer Wurf gelungen. Durch die Veranstaltung von Sonntag-Nachmittagsvo lungen zu ermäßigten Preisen, nach dem Vorbilde des Wiener Stadttheaters, h die Berliner Theater sich in dieser harten Zeit ebenfalls oben zu halten ges Aber es bedarf nicht des Beweises, daß solche Mittel wol der Theatercasse, nicht der Kunst nützen. Je häufiger gespielt wird, desto weiter greift die flachung um sich. Auch hier das alte Lied: gäbe es eine genügende Anzahl g neuer Stücke, die den Zuschauer immer wieder des Abends nach dem Theater zi so könnte man sich die Nachmittagsvorstellungen sparen. Man hat eben keine vo Schüsseln, die man den Gästen vorsetzen kann, und will der dürftigen Abendmah durch ein eben so dürftiges Vesperbrod aufhelfen. Ein Versuch des bekannten Sch stellers A. Mels ein neues Bild aus Heine's Leben dramatisch zu gestalten ist k lich gescheitert. „Heine's junge Leiden" hat wenigstens dramatische Ansätze uni der Gestalt des Hamburger Lotterie-Collecteurs eine theatralisch wirksame Figur, d „Neue Frühling" dagegen entbehrt jeder dramatischen Führung, es ist das La eines Kindes — und dieses Kind lallt Heine'sche Gedanken aus den „Bädern Lucca". Der Contrast zwischen Form und Inhalt hat etwas unbeschreiblich C teskes, das in dem Zuhörer nur die Empfindung einer „ungeheuren Heiterkeit" kommen läßt. In diese allgemeine Heiterkeit ist das Stück spurlos versun Mehr Theilnahme hat die französische Posse „Hôtel Godelot" von Sardou Crisafulli gefunden; ein Stück ohne künstlerische Bedeutung, aber lustig in Einfall, daß zwei muntere Pariser das Haus eines schlichten reichen Provinzialen ein Hôtel nehmen und sich demgemäß darin betragen, und in den komis Verwickelungen, die sich in überstürzender Hast, mit echt französischem Ungestüm burleskem Uebermuth aus diesem Irrthum entwickeln.

Julius Rosen's Talent gehört dem nämlichen Breitegrad wie das C Girndt's an: denn der lyrische Schwung und der phantastische Anhauch, das eig lich Poetische in Girndt, tritt in seinen Lustspielen absichtlich oder unabsichtlich bein ganz zurück. Beide gehen der Vertiefung ihrer Stoffe, der wahren Zeitkomödie, so weit

en, aus dem Wege. Heikle Fragen der gesellschaftlichen Sitte und der Moral
handeln, ist nicht ihres Amtes. Nach ihnen leben wir noch immer in der idyl-
en Welt, die sich von Kotzebue über Töpfer und Feldmann auf Benedix vererbt
Innerhalb dieser festgezogenen Grenzen jedoch springt man munter umher, tanzt,
t Blindekuh und stellt sich auch, um dem verehrlichen Publicum Vergnügen zu
en, zuweilen auf den Kopf. Das Glück dieser Schöpfungen hängt an einem
en, die einen gefallen, ohne daß ich zu sagen wüßte, warum, die andern werden
sichtigt, ohne daß sie gerade häßlicher oder verkrüppelter als ihre glücklicheren Ge-
ister wären. Im Wallner-Theater hat während der Monate November und
ember so das vieractige Lustspiel „O diese Männer!“ eine ununterbrochene Reihe
vielbesuchten Vorstellungen erlebt. Zwei Beobachtungen aus dem Leben, die sich nicht
de durch ihre Tiefe auszeichnen, dafür aber durch ihre Alltäglichkeit Jedem ver-
dlich sind, werden in einer lose verbundenen Handlung, in lustigen Scenen, wie ein
hematischer Lehrsatz vordemonstrirt. „O diese Männer!“ klagen die Frauen des
cks, denn einmal wollen sie nicht heirathen und zweitens nicht gehorchen. Die
Klage tönt aus dem Munde aller mit Töchtern zwiefach oder dreifach gesegneten
ter, die zweite von den Lippen einer trefflichen Dame, die in ihrem Hause das
olute Regiment führt. Der gute Rentier Morland ist der Pantoffelheld, wie er
Buche steht: immer bestrebt vor seinen Freunden den Hausherrn, den freien
nn zu spielen und dabei durch jeden Blick seiner schöneren Hälfte eingeschüchtert.
, die kluge Frau ihm einmal einen Tag der Freiheit gönnt, begeht er so viele
orheiten und trägt von seiner Unabhängigkeit in der Weinschenke einen solchen
schmerz heim, daß er seine Olga demüthig bittet, die Zügel der Herr-
ft wieder in die feste Hand zu nehmen. Er ist nicht zur Freiheit und zum Besitz
es eigenen Hausschlüssels geboren: sich ducken ist sein Wesen und sein Vergnügen.
m Ehemann steht der junge Mann auf Freiersfüßen gegenüber: Carl Walter,
essor, ein gebildeter vortrefflicher nachdenklicher Mann. Sterblich ist er in eine der
rland'schen Töchter verliebt und er würde ihr längst eine bindende Erklärung gemacht
en, wenn nicht seine verdammte Schreibtafel wäre. Ein genauer Rechner, wie
ist, sucht er beständig die Kosten der künftigen Häuslichkeit auf Heller und Pfennig
berechnen und ihr Soll mit seinem Haben in Einklang zu bringen. Jeden, den
trifft, hält er an, um ihn zu fragen, was der Sonntagsbraten oder das Sommer-
id, was die Miethe oder die Wäsche kostet? Jetzt hat er die feurigste Betheuerung
den Lippen — ein Blick auf die Schreibtafel — „es geht nicht!“ sagt er traurig
d würgt die Liebesworte schweigend hinunter. Dies Hangen und Bangen hat,
n weil es aus der unmittelbaren Beobachtung entsprungen ist und in derben
richen eine Wahrheit des Lebens verkörpert, etwas außerordentlich Komisches und
heimelndes zugleich: der Assessor wie der alte Rentier sind zwei glücklich aus-
führte Typen des männlichen Charakters. Schwächer ist das Capitel aus der Physio-
zie der Ehe gelungen, das in der Geschichte eines jungen Ehepaars entwickelt wird.
iner Geschäfte wegen vernachlässigt der Kaufmann Haberland seine hübsche Frau Helene;
rgebens droht sie ihm mit einem Liebhaber: er lacht darüber, um selbstverständlich
der zwölften Stunde die Komödie, die sie ihm vorspielt, mehr als ernst zu nehmen.
se sind die drei Handlungen mit einander verknüpft, einige komische Figuren füllen
e Pausen und der Doctor Sauber übernimmt die ausgleichende und vermittelnde
olle: der allgemeine gesunde Menschenverstand, der plötzlich aus der Lustspielver-
irrung emportaucht, um das Krumme wieder gerad zu biegen. Im Anfang ein
enig schleppend, rollt der Wagen nachher um so schneller, mit Peitschenknallen und
chellengeläut. Die wohlabgerundete Darstellung — im Vordergrunde stehen die
amen Carlsen (Olga) und Berg (verwittwete Geheimräthin Schraube) und die
erren Lebrun (Morland), Kädelburg (Karl Walter) und Engels (der dupirte
ebhaber der schönen Helene) trägt das Ihre dazu bei, uns ein vollendetes Genrebild
s dem deutschen Kleinbürgerthum, mit humoristischer Philisterhaftigkeit, vorzuführen.
audite — weiter will der harmlose Dichter nichts von euch. Karl Frenzel.

Aus dem Berliner Musikleben.

Je kürzer der Lauf des Tagesgestirns und je länger die künstlich bele
Dunkelheit, desto mehr verlangt der nervös pulsirende Herzschlag großstädtischer
turen nach Reizmitteln aller erdenklichen Art. Es entwickelt sich in dem Stro
glanze blendender Gaskronen das eigentliche die Hauptstadt charakterisirende
das, wenn auch fast typisch, durch eine immer wieder frisch erstehende Regener
den alten Zauber mit erneutem Interesse wiederholt wirksam ausübt.

So mag es überall sein — so ist es aber sicherlich in Berlin! Der in
selligkeit lebende, durch sie verwöhnte und sonst normal construirte Berliner ern
von den langen winterlichen Abendstunden so etwas von bequemem Genuß, der
merkliche Aufregung in behaglicher Form und in nicht allzu großer Ausdehnung
diese schweren arbeitslosen Stunden verbringen hilft. Da sind ihm nun außer
beliebten ununterbrochen sich ablösenden Abendzirkeln die vielen Concerte und Th
Vergnügungen ein hochwillkommener Genuß. Man sieht, man wird gesehen,
hört, lobt, tadelt, drückt sich die Hände, macht herkömmliche, auch gewaltsame
versation, zeigt bei Novitäten eine ausdrucksvoll skeptische Miene, während uni
Naturen den bequemeren Ausdruck der Neutralität vorziehen, und ein verschieder
zu deutendes Schweigen mit einer scheinbar satirischen Physiognomielosigkeit
binden.

Diese letzteren Beobachtungen waren recht deutlich im dritten Joachim'
Quartett-Abend anzustellen. Aber dies bei Seite gelassen, sei mir erl
meine Meinung hier niederzulegen, ohne die Miene des einen oder den räthselh
Ausdruck des anderen anzunehmen.

Es wurde das Quartett eines hier bisher unbekannten Componisten zu
gebracht: ein Quartett D-moll (Op. 18) von H. von Herzogenberg.

Die Namen der vier gefeierten Executanten waren Bürge, daß es hoffähig un
man klatschte im Allgemeinen. Es hatte also Erfolg, wenn auch einen temper
Und wahrlich, die Composition verdiente Anerkennung, mehr als diesen vorne
succès d'estime. Wenn es schon Freude gewährt, in welcher meisterlichen Vollen
die Werke unserer distinguirtesten Vertreter dieser immer noch schwer zugängl
Form jetzt häufiger als je vorgeführt werden, so verdient es noch einen gan
sonderen Dank, wenn eine so bedeutende Künstlervereinigung, wie das Joachi
Quartett, den köstlichen Ausspruch Schumann's „Ehret das Alte,
bringet auch dem Neuen ein warmes Herz entgegen" durch die
verwirklicht. Der Componist kann sich über solche Introducirung, wie sie hier
sich ging, glücklich schätzen. Alle vier Sätze bekunden Beruf, einen fein geläut
Musiksinn und eine kritisch gewandte Hand, der es fern liegt, Zugeständnisse zu mc
die jene Schablonen-, Viel- und Alles-Schreiberei charakterisiren. Der erste Sa
Stimmung düster und herb, mit dazwischen gestreuten melodischen Wendu
die entfernt an Mendelssohn erinnern könnten, ist eine durchweg kunstreiche, fei
gliederte Arbeit. Man müßte, was ich sonst nicht liebe, den Satz zweimal h
In dem darauf folgenden Andante mit dem piu mosso scheint die Empfindung
schöner Klangwirkung gegen den Ernst des vorangegangenen Satzes mehr gem
als aus tiefster Innerlichkeit geschöpft. Ob auch das oft bewährte Reizmitte
Sordinen hier am Platze oder nöthig war, lasse ich dahin gestellt, m
aber doch im Allgemeinen eine geringere Anwendung dieses nahezu verbrau
narkotischen Effects wünschen. Dieser Abschnitt gleicht einem verschwomm
Traumbilde, das nicht recht anfängt und, ohne einen festen Eindruck zu hinterl
endigt. Als die bedeutendsten und sehr fesselnd treten die beiden letzten
auf, obwol mir in dem Presto die etwas zu geistreichelnde Hast zu absic
erschien, und der im Hintergrunde lauernde verrätherische Rhythmus des Sch

neunten Symphonie wol nur Wenigen verborgen blieb. Anregend und belebend tte der groteske Humor des Finales, das mit einer gesprächigen und witzigen ge beginnt und bis gegen das Ende in kunstvoller Arbeit beharrt. Dieser Satz en in der Versammlung lebhaftes Behagen hervorgerufen zu haben, und das mit lem Rechte, obwol ich hinzufügen möchte, daß ich den unmittelbaren Schluß, etwa letzten sechzehn Tacte weniger opernhaft erwartet hätte. Man vermißte merklich einschneidenden Ton der Blechinstrumente, der das rasselnde Material in den iden Passagen aller vier Instrumente, das zu sehr mitsprechende Kolophonium as verdeckt hätte.

Die Ausführung war dem unantastbaren Rufe der Spieler adäquat.

Einige Tage später versammelte der in letzter Zeit vielfach herangezogene Clavier- tuos Herr Oscar Raif im Saale der Singakademie einen überaus großen und ıstverständigen Kreis von Zuhörern um sich, der mit gespannter Aufmerksamkeit d ersichtlicher Freude die dargebotenen Kunstspenden entgegen nahm. Der Künstler, häufig schon unsere und auswärtige Concertsäle mit bestem Erfolge betrat, noch hr im engern Kreise durch seine eminenten Leistungen brillirt, und den mein Vorgänger uis Ehlert bereits in der „Rundschau" (Januarheft 1875) als einen der be- utendsten seines Faches rühmend bezeichnen mußte, hat sich seit jener Zeit durch ausgesetztes Studium und geistiges Eindringen geradezu staunenswerth vervoll- mmnet. Seine Technik kann die eines Meisters genannt werden; in der Wieder- be Chopin'scher Compositionen aber ist er vielleicht unvergleichlich. Selten wol den sich poetisches Erfassen des schwer zu bewältigenden Stoffes und höchste Cor- theit so in gleicher Weise beisammen. Im richtigen Erkennen einer so ausgezeich- ten Kraft ist ihm auch die Stellung eines ersten Lehrers der Königl. Hochschule ge- orden.

Wenn ich mit dem Vorigen auf den Virtuosen durch einige Worte eingehen zu üssen glaubte, so geschah es, weil gerade in diesem Falle die Unzertrennlichkeit sselben vom Componisten mir es zu gebieten scheint. Herr Raif, durch kleinere laviercompositionen bereits zu seinem Vortheile bekannt, trat in seiner Soirée mit nem umfangreicheren Werke, einem Clavierconcerte (G-moll) eigener Composition uf, unterstützt von einem stark besetzten Orchester, das durch Herrn Professor Ru- orff sorgfältig vorbereitet war und von ihm mit echt künstlerischer Ruhe und insicht geleitet wurde. Die Composition selbst bietet dem Spieler in allen Theilen länzende Gelegenheit, dem Zuhörer seine außergewöhnliche Technik zu offenbaren, nd weicht, obgleich durchweg vom modernen Zeitgeiste beseelt, doch nicht von dem cher führenden Pfade einer prägnanten, leicht zu verfolgenden Form ab, die wir an einen Vorbildern Schumann, Chopin und Mendelssohn so sehr bewundern üssen. Die Anordnung der ganzen Composition ist klar; die Themen sind an- rechend, melodisch faßlich und harmonisch vornehm, die Durchführung derselben, bgleich reich an Arabesken und oft weit ausgesponnen, doch stets so durchsichtig ge- alten, daß der musikgebildete Hörer nirgends den Faden verlieren wird.

Wenn ich die drei Sätze nach ihrem Werthe beurtheilen soll, so steht der erste Satz durch seinen kunstreichen Aufbau am höchsten; ihm würde der stillsinnige zweite olgen und diesem sich als letzter der ungemein lebendige dritte anschließen. Er ist u kurz. Man möchte das reizende Thema noch einmal in einer fremden Tonart, vielleicht im pianissimo als fernes Echo wahrnehmen. Der plötzlich und zu früh ereinbrechende Schluß würde motivirter erscheinen und eine noch ungleich höhere Wirkung hervorrufen. Jedenfalls hat der Künstler durch die Vorführung dieses größeren Werkes sich derjenigen Classe von Componisten angereiht, die durch ernstes Können und Wollen und durch seinen Geschmack das Unumstößliche einer klaren Formbeherrschung mit den Anforderungen neuester Errungenschaften verbindet. Zu berichten ist noch die überaus beifällige Aufnahme des Concerts von Seiten des Auditoriums.

Die Spende einer Ouverture von des Concertgebers Vater, dem bekannten Hc
Virtuosen Carl Raif, welche schon nach dem Programm aus dem Jahre 1
stammt, muß als ein Act der Pietät angesehen werden. Für ein großes glänzer
Orchester geschrieben, mit besonderer Kenntniß aller orchestralen Wirkungen, steht
im Werthe und dem Geiste nach auf der Höhe Marschner'scher und Lachner'
Compositionen dieser Gattung, obwol die Instrumentation der Raif'schen Ouver
jenen bei Weitem überlegen ist und der festliche Schluß derselben durch den vo
Orchesterprunk neuerer Ausdrucks- und Anschauungsweise zu entsprechen scheint.

Das ganze Concert, aus drei großen und drei kleinen Nummern beste
währte etwas über anderthalb Stunden. Dies richtige Abwägen einer Dauer
Genußfähigkeit eines großen Concert-Auditoriums verdient nicht nur Mittheilung
volle Anerkennung, sondern auch Nachahmung.

Lassen wir ein neues Bild folgen.

Es war am 6. December, als eine erschütternde Kunde die musikalischen Kr
Berlins durchlief. Auf dem Repertoire der Königl. Oper stand für den 11. dessel
Monats die erste Aufführung der viel besprochenen Oper „Der Widerspänstig
Zähmung" von Hermann Goetz, der man hier, nachdem sie bereits in größe
Städten mit Erfolg gegeben, allgemein mit Spannung entgegensah. Der noch ju
Componist derselben war am 3. December in der Umgegend von Zürich jener Kra
heit erlegen, von der der Volksmund sagt, daß sie ihren Weg langsam, aber si
sicher geht. Der Kunst zu früh, in der blühenden Zeit seines viel verheißen
Strebens entrissen, war er ein Musiker echter bester Art, Feind aller Roheit, a
Trivialität, stets dem Reinsten, Edelsten zugewendet. Mit glühendem Eifer, nachd
kleinere Compositionen vorangegangen und mit Glück Verbreitung gefunden, sich
Oper widmend, griff er zu dem Texte, dem Shakespeare's Lustspiel zu Grunde li
Ob mit diesem Texte ein lang ersehnter heißer Wunsch erfüllt wurde, weiß ich ni
zu sagen; ob er es war, der ihn vollständig beherrschen, der ihn begeistern, so
während zu weiterem Schaffen anregen konnte, lasse ich dahin gestellt. Die vollend
That liegt vor uns — er hat ihn gewählt.

Ueber das Textbuch der Oper, von Joseph Victor Widmann bearbei
will ich hiermit unbefangen meine Meinung aussprechen, die ich niemals den imn
mehr überhand nehmenden Zurechtstutzungen nach älteren classischen Dramen vore
halten würde. Nach meinem Empfinden sind es die unwirksamsten unpassendsten Tex
die für eine Oper gefunden werden können, einmal schon, weil durch die genau
Bekanntschaft solcher Dramen dem Interesse die Spitze vollständig abgebroche
zweitens, weil in ihnen der ganze Ideengang, die schneller eingreifende Handlung,
sonders aber auch die Situationen vom Dichter einzig und allein auf die gedrän
Kürze, das packendere Ineinandergreifen der Gespräche, die Blitzartigkeit des schn
hingeworfenen Wortes berechnet sind. Alles dies, was dem recitirenden Drama no
wendig, was diesem seine wirkungsvolle Ursprünglichkeit verleiht, muß, soll es
eine Oper umgewandelt werden, ausgerottet werden, um der Musik Raum zu geb
sich ausbreiten zu können. Es kann nicht fehlen, daß, um ein solches Libretto h
zustellen, an Stelle der angeführten Eigenschaften des Dramas langweilige Wo
tiraden, Gefühlsseligkeiten und Gemeinplätze aller erdenklichen Art treten; denn
geistreiche Wortwitz, überhaupt die Feinheiten des ursprünglichen Werkes selbst würd
für die Musik immer nur ein steriles Object bleiben. Wenn man mich hier an
vielen nach Dramen bearbeiteten Texte und Opern von nicht anzuzweifelndem Wer
hinweisen wollte, so kann ich auch, um ganz aufrichtig zu sein, nur sagen, daß n
nur eine solche Arbeit bekannt ist, die niemals von der Bühne verschwinden wir
Mozart's „Figaro's Hochzeit", die hier, der umgekehrte Fall, erst dem Sti
von Beaumarchais die Berühmtheit, wenigstens außerhalb Frankreichs, verliehen h

Das hier in Rede stehende Lustspiel Shakespeare's ist vermöge der schnell
Wechselwirkung der Gespräche, wegen der rasch fortschreitenden Handlung mit imm
lebendiger werdenden Scenen vielleicht für die Umarbeitung zur Oper eines der u

eignetsten von allen. Hie und da eingestreuter Anflug von Sentimentalität wird giebig ausgedehnt, das ohnehin Groteske mancher Auftritte dem Circus fast nahe bracht; um Chöre für die Oper zu gewinnen, ist die Dienstbotenwirthschaft, die h überall vordrängt, eine zu naseweise und doch zugleich zu uninteressante. Die ırch solche Bearbeitung erzielten Personen sind demnach fast ihrem ganzen Umfange ch verfehlt. Hortensio, der hier den Clown ersetzt, spielt in einem Raume ie unsere Königliche Bühne eine so fragwürdige Rolle, daß man öfters in die Ver- ıchung gebracht wird, sich umzusehen, ob man sich auch unter dem Publicum des)pernhauses befindet. Dies scheint der Bearbeiter doch auch, jedoch zu spät, gefühlt ı haben; denn ganz unmotivirt fällt diese überburleske Gestalt im letzten Acte der)per, als verheiratheter Mann, aus ihrer Rolle, wird langweilig und anständig wie ndere Menschen. Ihm zur Seite steht Petrucchio, ein mecklenburgischer Guts- aspector, der die Erziehung der widerspänstigen Italienerin durch fast stets unwirk- ame, für Musik unpassende Worte übernimmt. Sein Effectmittel, durch welches er um erwünschten Resultat gelangt, ist, merkwürdiger Weise, seine — Abwesenheit, die der lte Bonvivant Baptista, die beste Figur des Stückes, benützt, die auf der Bühne befindliche Gesellschaft durch launige Vorträge zu unterhalten. Was die Hauptperson Katharina betrifft, so tritt ihr cholerisch-sanguinischer Charakterzug eigentlich in o unbedeutenden und geringfügigen Momenten zu Tage, auch geht aus dem Text- uche ihre Heilung bereits am Ende des zweiten Actes so klar hervor, daß der auf- nerksame Leser kaum begreift, was die beiden anderen Acte noch bedeuten sollen; denn um Bianca zur Haube zu verhelfen durch Lucentio, der ihr das „arma virumque cano" des Vergil als ein verkapptes Liebeslied vorsingt, während Hortensio durch das altmodische längst verbrauchte Liebes-ABC sich ebenfalls um die Gunst Bianca's bemüht: dazu bedurfte es nicht so lange aufhaltender Anstrengungen, die einen großen Raum des dritten Actes in unglaublicher Dürftigkeit ausfüllen. Das Sonn- und Mond-Duett, eine Scene, die im Lustspiel schnell vorübergeht, das letzte Erziehungsmittel Petrucchio's im vierten Act, wirkt durch die Gedehntheit des ge- sungenen Wortes lähmend auf den mit Sehnsucht erwarteten Fortschritt, der endlich den Schluß herbeiführen soll. Daß, um diesen noch ferner aufzuhalten, das „Haec fabula docet" nicht fehlt, kann nicht weiter überraschen, wie ja auch in früheren Possen das sogenannte Bettel-Couplet den Abschluß bildet.

Ganz im strictesten Gegensatze zu dieser Bearbeitung befindet sich die Musik des Verstorbenen. Sie ist Alles, was jene nicht ist. Sie steht als Musik auf der Höhe heutiger Kunstanschauung, sowol in Conception und Ausführung, als in der In- strumentation. Ueberall bekundet die Partitur jene Feinheit des Fühlens, jene Noblesse, die in den meisten der neueren komischen Opern vermißt wird. Aber es ist auch nicht zu verkennen, wie dies unausgesetzte Streben, nie vom Pfade einer echten unverfälschten Gesinnung, einer solchen Künstlerschaft zu weichen, der Feind des so hoch begabten Componisten wurde. Um seinem ihm anhaftenden Wesen nicht untreu zu werden, verfällt er häufig in rhythmische wie melodische Unruhe, fast Ge- suchtheit, die einer rasch und graziös dahin fließenden komischen Oper innerlich ent- gegen sind. Oft verläßt die Musik ganze Strecken den Operncharakter und wird zur Kammermusik. So schön und kunstvoll das Alles gestaltet ist, so wenig paßt es in den Rahmen der Oper, und so wenig vermag es dort zu wirken. So ist es ge- kommen, daß die Musik eine durchweg ernst gehaltene ist, und ohne zu übertreiben, kann ich behaupten, daß, wenn man den Inhalt der Handlung nicht kennte und die auftretenden Personen nicht sähe, man glauben möchte, eine weit ausgesponnene ernste Concertmusik mit Sologesang und Chören zu hören. Dies möglicherweise der Grund, weshalb die Unhaltbarkeit des Textbuches noch mehr in die Augen springt.

Zu den künstlerisch bedeutendsten Nummern des Werkes gehört das Duett des vierten Actes zwischen Katharina und Petrucchio „Komm! Liebes Käthchen, s'ist so schwül im Haus". Die erste Hälfte, unwiderstehlich zart und reizvoll melo- disch gehalten, nähert sich einigermaßen Schumann'schem Geiste, ohne irgendwo eine

directe Reminiscenz aufzuweisen. Gegen den Schluß hin, wo die beiden Stimm zusammen gehen, ist der Ton eines wirksamen Opernstyls in edelster Weise g troffen. Dasselbe mag von der Scene des Baptista „Seid willkommen hochverehr Gäste" gelten, in jedoch geringerem Grade, obwol hier dem Ausdruck der Spielop durch leicht und angenehm fließende Melodik am Meisten Rechnung getragen wir Zwei lebendige Chöre der Dienerschaft, an und für sich feine musikalische Arbeite sind aus ganz unerfindlichem Grunde in Moll gehalten. Der eine, in E-Moll, b ginnt mit einem Vorspiel in fast gespenstisch trippelnder Weise, soll jedoch nur d Herbeischaffen der Hochzeitstafeln mit ihren reich besetzten Speisen kennzeichne Viele Schönheiten birgt der erste Act und das Finale des zweiten. Als schwächs Gabe documentirt sich die Ouverture, die in ihrer eckigen Rhythmik und reizlos Melodik jedes faßlichen Haltes entbehrt.

Die sehr beifällig aufgenommene Oper war unter der äußerst sorgsamen Leitun Radecke's vortrefflich vorbereitet, und die Aufführung hat allen Theilen derselb entsprechend Genüge geleistet. Die Besetzung der einzelnen Rollen war der König Bühne angemessen. Frl. Minnie Hauk in der Partie der Katharina bewähr ihren schnell gegründeten Ruf durch alle ihr reich zu Gebote stehenden Vorzüge, de mochte indessen auch ebenso wenig ihre Mängel: undeutliche Aussprache und die z wohlgefällige und häufige Anwendung unkünstlerischer Kehltöne zu beseitigen. D übrigen hervorragenden Rollen gelangten durch Frl. Grossi (Bianca), Herren Bed Ernst, Salomon (Petrucchio, Lucentio, Hortensio) gut zur Geltung. Als vo trefflich jedoch ist die Leistung des Herrn Fricke (Baptista) zu bezeichnen.

Trotz mancher Einwendungen gegen diese neue Bereicherung des Opern-Repe toires, die eine gewissenhafte Berichterstattung nicht unterschlagen darf, ist dies Werk doch ein höchst erfreuliches Zeichen, daß immer noch und immer wieder deutsc Componisten erstehen, die alle ihre ehrlichen Kräfte daran setzen, um das ziemli brach liegende Feld der komischen Oper zu bearbeiten; und Hermann Goetz, d durch sein reiches Talent einer der berufensten der Neuzeit war, möge für seine laute Gabe noch im Grabe der Dank werden, der ihm von keinem Wohlwollenden vo enthalten werden kann. H. Krigar.

Literarische Rundschau.

Daudet's Romane.

Unter den neuern französischen Romanen verdient hier einer: „Fromont jeune et Risler aîné, moeurs parisiennes“, von A. Daudet (Paris, Charpentier. 1875) an erster Stelle erwähnt zu werden, der von der Akademie einen Preis erhielt und auch in Deutschland, wo von der Uebersetzung rasch vier Auflagen nöthig geworden*), ungetheilten Beifall gefunden hat. Allerdings ist Fromont kein Erstlingswerk; vielmehr kann der Verfasser, obgleich noch jung — er ist 1840 in Nîmes geboren —, schon auf eine ganze literarische Vergangenheit zurückblicken. Bereits mit 18 Jahren hat er sich durch seine „Amoureuses“ auf dem Gebiete der Lyrik, später mehrfach auf dem des Drama's versucht, er hat nach dem letzten Kriege angeblich oder wirklich während der Belagerung von Paris geschriebene „Lettres à un absent“ herausgegeben, er hatte sich durch Erzählungen und Romane, besonders durch den allerliebsten Roman „Le petitchose“, bereits als einen der talentvollsten Vertreter der realistischen Schule, deren Blüthe mit der Zeit des zweiten Kaiserreichs zusammenfällt, gezeigt; aber einem größeren Kreise, namentlich des Auslandes, ist er erst durch dieses Werk bekannt geworden. Dem Stoff nach erscheint dasselbe zunächst nicht eben originell. Risler, ein nicht mehr junger Mann, der sich durch seine Tüchtigkeit kürzlich zum Compagnon eines großen Fabrikgeschäfts emporgearbeitet hat, heirathet Sidonie, ein armes Mädchen, mit der er seit langen Jahren auf einer Flur wohnte und für die er bisher ein mehr väterliches Wohlwollen hegte. Sein jüngerer, von ihm erzogener Bruder Franz hat sie geliebt, ihr Sinn steht aber nur nach Luxus und Vermögen, und sie wies schließlich Franz unter nichtigen Vorwänden zurück, da sie die Hoffnung hegte, daß Fromont, der künftige Chef der Fabrik, dessen Cousine Claire ihre Jugendfreundin ist, sie heirathen würde. Als diese Aussicht zu nichte geworden, hat sie erklärt, sie liebe den älteren Bruder, und dieser, weltunerfahren und gutmüthig, wie er ist, verbindet sich mit ihr, die er zwar seit lange kennt, von deren Charakter er aber doch Nichts weiß. Sie hat es nur auf die Stellung abgesehen, erneuert die Liebschaft mit Fromont, dem nunmehrigen Chef, der seine ihm von Jugend auf bestimmte vortreffliche junge Frau, Claire, nicht zu schätzen weiß; sie verleitet diesen zu unsinnigen Ausgaben und führt das richtige Cocottenleben, wovon der arglose und ganz mit der Erfindung einer neuen Druckmaschine beschäftigte Gatte nichts merkt. Als sein braver Landsmann Planus, der Cassirer, den Bruder, der aus Verzweiflung über Sidoniens Schritt eine Stelle als Ingenieur in Egypten angenommen hat, herbeiruft, um Risler aufzuklären, weiß sie berechnend diesen in ihre Schlingen zu locken, sich in den Besitz eines compromittirenden Briefes zu setzen

*) Fromont junior und Risler senior. Preisgekrönter Roman von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. Vierte Auflage. Berlin, Verlag von Eugen Grosser. 1876. (Von dem französischen Original liegt uns die 12. Auflage vor.)

und ihn so zur Abreise zu veranlassen. Sie bringt endlich die Firma an den Ran des Bankerotts. Als ihre Schuld enthüllt wird, entweicht sie vor dem Zorn de Gatten, weiß ihm aber jenen Brief in die Hände zu spielen, worauf jener, sich vo den beiden ihm theuersten Menschen verrathen sehend, seinem Leben ein Ende mach

Eigenartiger aber ist die Auffassung. Die Mehrzahl der französischen Roman dichter behandelte mit Vorliebe das Recht der Leidenschaft, der Persönlichkeit gegen über dem Herkommen, der Sitte; auch bei tiefer stehenden Naturen wußten sie de Fehler psychologisch zu erklären und so zu mildern, Theilnahme für den Schuldige zu gewinnen, sie versetzten sich gewissermaßen auf seinen Standpunkt. Daudet's Sym pathien sind ausschließlich den ehrenwerthen Menschen zugewandt, auch wenn si linkisch und vielleicht langweilig sind; er hat für die Flaneurs, die Müßiggänge und Schwächlinge, die amours de cocotte à gandin nur Verachtung; er zeichnet un Sidonien von Kindheit an, so daß wir allerdings auch einsehen, daß sie nicht ander handeln kann, weil das Herz ihr fehlt; aber er schildert mitleidslos das Hohle un Verderbliche einer solchen Creatur, der gamine, der bohémienne, der Pariser Puppe deren nie von einem Accent des Herzens verrathene Stimme zum Lügen gemach war, in deren zerbrechlichem Kopfe man bei der Oeffnung an Stelle des Gehirn Nippsachen entdecken würde, die erst ihr rechtes Element gefunden hat, als sie an Schluß in einem café-chantant auftritt. Er malt das Laster oder den Fehltrit nicht mit verführerischen Farben, er behandelt es nur gerade so weit, als es zu Charakteristik, zur Entwicklung nöthig, er zeigt von dem glänzenden Treiben der Groß stadt die unheilvolle Kehrseite; selbst die Arbeiterinnen in den Putzgeschäften, die j stets nur für Luxus und Mode arbeiten, denken blos an Schmuck, an reiche Hei rathen, sind so allen Verführungen bloßgestellt, und die beiden einzigen Ehrenmänne sind Deutschschweizer.

Er sucht das Volk „bei der Arbeit" auf, und weiß auch in dem Nächstliegenden dem Alltäglichen, in der gewöhnlichen, auf Erwerb gerichteten einförmigen Thätigkei die Poesie heraus zu finden. Der äußerliche Mittelpunkt der Handlung ist im enge Maraisviertel das Fabrikgebäude mit seiner nächsten Umgebung, wo die Schornstein ihre schwarzen Rauchsäulen emporwirbeln, die Maschinen im Rhythmus ihren mäch tigen Athem ausblasen, die weithin tönende Glocke zur Thätigkeit ruft, der Cassire hinter seinem Gitter in dicke Bücher seine Zahlen schreibt, Sonnabend Abends di Hunderte von Arbeitern ihren Lohn entgegennehmen, die Frauen und Kinder sie schon draußen erwarten. Nur am Sonntage herrscht da Schweigen, die Ateliers sind ver lassen, die Riegel vorgeschoben, die Läden geschlossen, der Concierge hat Zeit, in der verlassenen Höfen mit seinem Hunde zu spielen. Kaufmännische Ehre wird hochge halten. Risler mit der Unbeholfenheit seiner Ausdrucksweise, der Ungewandtheit seine Manieren, der Beschränktheit seines Gesichtskreises ist eben doch ein Herz von Gold nur darum so leicht zu täuschen, weil er das Laster nicht begreift. Sein einzige Egoismus besteht darin, daß er alle Anderen durch sich glücklich gemacht sehen will, und er nöthigt uns Bewunderung ab, als er, von der Gattin und dem Freunde ver rathen, nicht sich Zeit nimmt, an die Sühne seiner gekränkten Ehre zu denken, son dern nur Monate lang in angestrengtester Arbeit bemüht ist, den Bankerott, die Schande von dem Hause abzuwenden und der verehrten Frau seines Mitchefs, die ihm im Namen ihres Vaters, seines früheren Patrones, dankt, ganz einfach erwidert: „An ihn denke ich all' die Zeit über". Die Familie, die häuslichen Tugenden werden gefeiert; Claire ist eben eine treffliche Mutter und Hausfrau, die, von ihrem Gatten vernachlässigt, Abends noch ihre Befriedigung findet bei dem Anblick des Kindes, das vor dem Kaminfeuer plappert und beim Entkleiden seine kleinen rosigen Füße bau meln läßt. Sie versucht wacker, ihrem Manne zu helfen, und thut den schweren Gang zum Großvater, ihn um Geld zu bitten; durch die ihr dort über den Gatten gewordenen Enthüllungen in's Herz getroffen und einen Augenblick entschlossen, zu fliehen, bleibt sie bei dem Gedanken an den nahen Bankerott, um auch nicht dem Anschein nach vor dem Elend zu flüchten; sie hält muthig aus, nicht mehr aus

e, sondern aus Pflichtgefühl, zwischen der fast kindischen Mutter, dem untreuen
ten, dem hilflosen Kinde, und verbringt eine dieser schlaflosen Nächte, veillées
mes et de larmes, wo die Frauen Alles, was sie von Muth in sich haben, sam-
n, um die schwere Last vielfacher Pflicht zu ertragen, wo sie die Bedeutung des
rtes „Opfer" begreifen.

Daudet steigt in diesem Romane hinab zu den Armen, den Gedrückten, dem
k, das eingepfercht in den engen Straßen der Arbeiterviertel lebt, wo die Luft
trübe, die Häuser zu hoch, als daß man durch Rauch und Dunst hindurch den
nmel sähe, wo das Leben für Viele so hart, daß sie im Tode eine Erlösung sehen,
daß, wenn die Idee einer Vorsehung sich mit ihrem Elende vereinigte, es sein
rde, um ihr die Faust zu zeigen und sie zu verwünschen. Repräsentantin dieser
n Geschick so stiefmütterlich Bedachten ist Désirée, die lahm ihre Tage auf ihrem
nstuhl verbringt in einem tristen Zimmer der fünften Etage, mit ihrer Mutter
m Morgen bis Abend ausländische Vögel und Käfer für ein Putzgeschäft zurichtend.
e kennt von Blumen fast nur die Winde am Fenster, von Bäumen die Akazie in
: nahen Wohnung des Fabrikherrn; aber auch über diese bescheidene Existenz gießt
: Dichter den Glanz der Poesie. Sie liebt Franz von der Schulzeit her, trägt
se Neigung durch alle Wechsel in stiller Brust und hat einen Tag des Glücks, den
mit ihm, in dem Gefühl wieder geliebt zu werden, auf dem Lande verbringt. Je
ch dem Fluge ihrer Phantasie bekommen unter ihren Händen die Vögel ein anderes
ussehen; bald sitzen sie keck und trotzköpfig auf ihren Messingdrähten, bald strecken
die Flügel weit aus, als wollten sie sehnsuchtsvoll hinaus in die Ferne, bald
gen sie unbeweglich mit umgestürztem Kopf wie zum Tode verwundet. Als ihr der
eliebte durch Sidonie geraubt und untreu geworden, als er gar ohne Abschied fort-
reist, das einzige Licht, das ihr dunkles Leben erhellte, erloschen ist, vermag sie nicht
eiter zu leben und sucht den Tod.

Wir haben es mit einer harten Wirklichkeit zu thun, die Noth des Lebens macht
ch geltend, die Verhältnisse sind vielfach unerquicklich, die Zahl der schlechten,
goistischen oder schwachen Menschen überwiegt; der Roman verfolgt darin eine, frei-
ch nicht direct ausgesprochene, aber doch sehr bestimmte, für das Pariser Leben nicht
ben schmeichelhafte Tendenz, und der Schluß, der vom rein künstlerischen Standpunkte
in Fehler ist, das grausige Ende Risler's, der sich erhängt, erklärt sich durch dieses
Streben, die Lection um so eindringlicher zu machen.

Fast ungetheiltes Lob verdienen die Technik, die Mache, der Stil, das Geschick
der Anordnung und Darstellung; und unsere sowol, wie die meisten englischen Roman-
chriftsteller können hier in die Schule gehen; die Sorgfalt und Sauberkeit in der
Ausführung erstreckt sich bis auf jedes Detail. Im ersten Capitel, das die Hochzeit
Sidoniens und Risler's beschreibt, werden wir sofort in medias res geführt, lernen
fast alle auftretenden Personen kennen, deren Vorgeschichte wir in ungezwungener
Weise in den nächsten Capiteln erfahren. Mit Risler's höchstem Glück beginnt das
Buch, mit seiner Verzweiflung schließt es, und die Einheitlichkeit des Interesses bleibt
stets bewahrt, die Personen, wie sie räumlich einander nahe wohnen, sind auch durch
die Geschicke mit einander verflochten. Nirgends stören grobe Unwahrscheinlichkeiten,
Alles schließt sich eng an einander, das Eine greift wie von selbst in das Andere
ein. Auch die an sich wenig interessanten Nebenpersonen: Herr Chèbe, l'illustre Delo-
belle, Mademoiselle Planus ma sœur, werden Capitalfiguren durch die Schärfe der
Charakteristik, und bei ihrer Zeichnung lugt denn auch in dem sonst so ernsten Buche
der Humor hervor. Der Dichter beobachtet und sieht vortrefflich, er hat nähere
Kenntniß von manchen Gewerben, die er gut zu verwerthen versteht, und er weiß
durch Genauigkeit auch in dieser Beziehung den realistischen Eindruck zu erhöhen.
Aber die Beschreibung, mit der sonst oft solch ein Mißbrauch getrieben wird, drängt
sich noch nicht gerade störend hervor, ist noch nicht Selbstzweck; das Aeußerliche,
Localität, Mobiliar, Kleidung erlangen eben nur Wichtigkeit, insoweit sie mit der
Handlung, den Charakteren in enger Verbindung stehen; auch die Natur wird stets

nur in Wechselwirkung mit dem Menschen geschildert, seine Stimmung wiederspiege
oder beeinflussend. Die Erzählung wird oft noch wirksamer dadurch, daß der Dic
das, was er uns mittheilen will, Andere sehen läßt, und wir so noch gleich die A
kung, welche das Entdeckte auf die Personen ausübt, mit beobachten. Wir erfah
von den nächtlichen Gängen Sidoniens und Fromont's, indem Gardinois sie
lauscht; Planus zischelt seiner Schwester den Namen der unheilvollen Frau in's O
und das Ende Risler's ahnen wir durch die Angst hindurch, welche das Geschwis
paar bei seinem Verschwinden empfindet; Alles wird eben möglichst in Handlu
übersetzt. Auch versteht der Dichter die Erzählung in einzelne eindrucksvolle, j
wieder für sich ein kleines Ganzes bildende Scenen zusammen zu fassen und so sc
der dramatischen Behandlung — das Stück ist vor Kurzem mit Erfolg aufgeführt
vorzugreifen, ohne daß man von einem Haschen nach Effect reden könnte. So hat
wir: le jour de ma femme, la salle d'attente, Désiréens Selbstmordversuch, d
Allem die Nacht vor dem Verfallstage, wo alle Gegensätze sich zusammendränge
der nichts ahnende Risler, froh über das endliche Gelingen seiner Erfindung, d
Kopf voll von hoffnungsreichen Plänen aus der Brauerei kommend; der ehrliche G
sirer in Verzweiflung über seinen Büchern rechnend und dem unvermeidlich scheinend
Bankerott entgegensehend; die erleuchteten Fenster der ersten Etage, wo Sidonie ein
glänzenden Ball gibt, während im Erdgeschoß nur eine Nachtlampe brennt und Cla
mit wundem Herzen abwechselnd am Bett des Mannes und des Kindes sitzt; da
das brüske Aufwachen Risler's aus seinem Gefühl der Sicherheit, der nun der herb
geschleppten Frau den vom Verführer geschenkten Schmuck vom Leibe reißt, indes
oben die Musik noch weiter tönt und die Gäste ruhig weiter den Boden stampfe
nicht wissend, daß ihre Wirthin im Ballanzuge in das Schneegestöber hinausgeflohe
ist. Aber nicht blos die grellen Farben weiß er so aufzutragen, auch die weiche
hat er auf seiner Palette, und Niemand wird ohne Rührung die Schilderung vo
Désiréens Begräbniß lesen. Während die Scheinmenschen, die Komödianten, ei
künstliche Thräne zerdrücken, und der eitle Vater mit Befriedigung wahrnimmt, da
zwei Kutschen dem Zuge folgen, sieht die Mutter hinter den geschlossenen Jalousie
von oben dem Sarge des einzigen Kindes nach und flüstert leise, fast wie zu sic
selbst, die Hand unbewußt mit dem Gestus einer Irren bewegend: Adieu, Adieu
„und so leise auch dies Lebewohl geflüstert ward, Désirée hat es sicher gehört."

In Summa, das Buch ist keine geniale, aber eine respectable und erfreulich
des ihr gewordenen Preises würdige Leistung.*)

Daudet hat seitdem einen anderen zweibändigen Roman: „Jack, mœurs con
temporaines." Deux Volumes (Paris, Dentu. 1876) geschrieben, der auch eine An
zahl von Auflagen erlebt und einen Uebersetzer in's Deutsche gefunden hat**), der abe
bedeutend schwächer ist und die Mängel seiner Manier deutlich verräth. Jack, Soh
eines unbekannten Vaters und einer der Halbwelt angehörigen Pseudogräfin, vo
dieser anfangs mit launischer und wenig umsichtiger Zärtlichkeit erzogen, wird, nach

*) Im zweiten Nachtrag zu seinem literarischen Wegweiser für gebildete Laien widmete
H. Klüpfel auch unserem Fromont einige Zeilen: „Die Bedeutung dieses Romans liegt in der
Schilderung des Arbeiterstandes und seines Ringens mit dem Bürgerstande, wobei gezeigt wird,
welche sociale Zerrüttung die in diesen Kreisen herrschende atheistische Gesinnung zur Folge hat."
Mit diesen Worten ist angegeben, wovon der Roman nicht handelt; aber das kommt bei den
Massenbesprechungen heraus, bei denen die Recensenten die Bücher, über die sie Urtheile zu fällen
vorgeben, oft wol noch nicht in der Hand gehabt haben. Herr Klüpfel aber, der nicht der erste
beste Literat, sondern Historiker von Fach und Universitätsbibliothekar ist, sollte doch bedenken,
daß nach solchem Verfahren die „gebildeten Laien" jedes Zutrauen auch da verlieren müssen,
wo seinen Kritiken eine wirkliche Kenntnißnahme von den Büchern vorangegangen ist.

**) Jack. Zeitgenössische Sittenbilder von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung.
Berlin, 1877. Verlag von Eugen Grosser.

ein Versuch, ihn in ein ernstes, von Priestern geleitetes Institut zu bringen, an Eitelkeit der Mutter gescheitert ist, als kaum achtjähriger Knabe einem elenden, einem miserablen Menschen geleiteten Pensionnate übergeben, wo die wenigen inge, meistens heißen Ländern entstammt, frieren, mangelhafte Kost bekommen, von jämmerlichen, schlecht bezahlten Lehrern einige Lectionen erhalten. In einen lben, den Vicomte d'Argenton, einen nichtigen Dichterling, verliebt sich die Mutter rnd und leidenschaftlich, nachdem sie ihn auf einer zur Anlockung des Publicums ngirten séance littéraire in dem Institut kennen gelernt hat, und verläßt seinet- n den Mann, der sie bisher unterhalten. Jack, dem das Pensionnat zuletzt un- glich geworden, entläuft in einem aufregenden Nachtmarsch zu seiner Mutter, die ihrem inzwischen durch eine Erbschaft zu Vermögen gekommenen Poeten eine einige Meilen von Paris bewohnt; er verbringt dort einige glückliche Monate, sich selbst überlassen, und verkehrt viel im Hause eines trefflichen Dorfarztes, n elternlose Enkelin Cäcilie seine Gespielin wird. Aber auf Veranlassung d'Argen- s, der ihn haßt, wird er trotz des Widerstrebens seiner Mutter und seiner noch n Gesundheit als angehender Arbeiter in eine Maschinenfabrik unweit der Loire- dung gebracht, ringt dort mühsam, sein besseres und intelligenteres Selbst in der en Umgebung nicht ganz untergehen zu lassen, kommt in den Verdacht, einen stahl begangen zu haben, und wenn auch seine Unschuld erkannt wird, so zieht der Doctor nunmehr seine Hand von ihm, der nur von seinem angeblichen tritt unterrichtet, dem seine Schuldlosigkeit von d'Argenton böswillig verschwiegen Einige Jahre fährt er als Heizer auf dem Meere umher, rettet sich aus einem sbruche und kommt mit zerrütteter Gesundheit, an Trinken gewöhnt, in seinem en Wesen vergröbert, zu seiner Mutter zurück, die jetzt mit ihrem Dichter in is lebt, wo dieser mit seinen Genossen eine Revue redigirt. Als Reconvalescent ringt er noch einmal eine kurze glückliche Zeit auf dem Lande, in der Nähe des mehr von dem wahren Sachverhalte unterrichteten Doctors und seiner inzwischen ngewachsenen, ihm treu gebliebenen Cäcilie. Auf Anrathen dieses Mannes be- eßt er, nochmals als Arbeiter in eine Fabrik zu treten und zugleich durch Stu- sich für den Beruf eines Chirurgen vorzubereiten, um sich die Hand der Ge- en zu verdienen und dereinst die Praxis ihres Großvaters übernehmen zu können. hrend er ernsthaft an der Verwirklichung dieses Planes arbeitet, nimmt er auch Mutter zu sich, die zu ihm flüchtet, weil ihre Lage bei dem egoistischen d'Argenton träglich geworden; schließlich verläßt sie ihn aber doch wieder, trotz aller Ab- nungen, um zu jenem zurückzukehren, und auch Jack's Geliebte wird durch bos- er Weise ihr gemachte Enthüllungen über bisher sorgfältig geheim gehaltene, trübe ilienverhältnisse bewogen, zu erklären, daß sie ihn nicht mehr heirathen könne. von Allen sich verlassen sehend, durch keine Hoffnung mehr aufrecht erhalten, t er moralisch und körperlich zusammen und muß in's Hospital geschafft werden. ne Geliebte kommt gerade noch zeitig genug, um ihm die letzten Augenblicke zu chönern, während seine Mutter ihn nur noch als Leiche trifft. Auch dieses Buch t so mit einem Mißklang: die Mutter ruft bei dem Eintritt mit einem Schrei Entsetzens fragend aus: „Todt?" Und der Doctor antwortet mit wilder Stimme: in, befreit."

An diesen Kern schließen sich verschiedene, mit großer Breite ausgeführte, die wicklung vielfach unterbrechende Episoden. So die Erzählung des traurigen Ge- ks von Cäciliens Mutter, die, von einem gewandten Abenteurer bethört, erst auf Hochzeitsreise erfährt, daß sie einem Betrüger die Hand gereicht hat, und die nach Geburt der Tochter am gebrochenen Herzen stirbt. So die Geschichte von Mâdou, Sohne des Königs von Dahomey, der in dem Institut mit Jack Freundschaft eßt, anfangs bevorzugt wird, so lange man glaubt, mit ihm glänzen und dabei Geld gewinnen zu können, dann aber, als sein Vater entthront und die Geld- le versiegt ist, in jeder Weise mißhandelt, zum Kaminheizen und Stubenreinigen vendet wird, entläuft, seinen Talisman verliert und, wieder eingefangen, stirbt.

Ebenso wird in der Maschinenfabrik unsere Aufmerksamkeit auf die Familie Re abgelenkt, bei der Jack wohnt; die unschöne, aber energische Schwester Rou Zénaïde, erheirathet sich einen stattlichen Zollbeamten; die schöne, aber indo Frau hat eine Liebschaft mit dem Neffen ihres Mannes, einem Taugenichts, vom Dämon des Spiels beherrscht, mit Wissen der Frau die Mitgift seiner T Zénaïde stiehlt und Jack in den Verdacht dieses Vergehens bringt.

Mehr noch als in Fromont macht der Verfasser hier den Moralisten, wo in seinen Erstlingswerken durchaus nicht that, und in der Widmung an seinen „Fr und Meister" Flaubert nennt er selbst den Roman ein Buch des Mitleids, des S und der Ironie. Fast alle hier geschilderten Verhältnisse sind illegitim, unge wurmstichig, zerfressen, und wenn wir über die Menschheit nach der großen Meh der hier vorgeführten Exemplare urtheilen wollten, müßten wir die unvortheilha Meinung von ihr erhalten. Obenein haben die besseren Menschen wenig Leben, der Vertreter des Volks, der hausirende Hutverkäufer Belisar, dieses Muster Resignation, Güte, Hingebung und Geduld, ist eine reine Abstraction und obenei seinem Aeußern zu einer lächerlichen Carricatur gemacht. Jack selbst ist der präsentant all' der Kinder, die keinen Vater, keine Mutter haben, welche sie l könnten, die ohne Namen, ohne Familie, ohne Herd aufwachsen, von den W des Lebens umhergetrieben, bis sie untergehen. Aber nur als Knabe flößt er uns i Treue der Charakteristik, durch kleine rührende Züge lebhafte Theilnahme ein; s merkt man zu sehr, daß er nur als Typus verwandt wird, damit der Verfasser These durchführen kann. Dagegen sind die elenden Literaten, die déclassés, die mit großer Wahrheit und feinster Beobachtung gezeichnet, ebenso die Mutter ihrem Vogelgehirn, von jeder Laune und Stimmung abhängig, ein unverbesserl großes Kind, dabei doch in ihrer Art der Aufopferung und Hingabe fähig. begreifen, daß Daudet gerade in den Kreisen, in denen er sich bewegte, die Mensc nicht hochachten lernte und daß er das literarische Zigeunerthum, dessen Schilde so sehr im Vordergrunde steht und auf das er es ganz besonders abgesehen hat, am besten kannte; ob aber der Mann, der Jahre lang Secretär des Grafen M war, zum Moralprediger berufen ist, mag denn doch dahingestellt bleiben. vermissen daher auch sowol die wirklich aus dem Herzen kommende sittliche I nation, als auch diese Liebe zu den Menschen, die selbst unter dem Zürnen noch vorsieht, uns gegen Schwächen und Lächerlichkeiten nachsichtig sein, sie mit H behandeln läßt. Er sagt einmal schön, daß es in den Augen des Kindes Farbstoff gäbe, der so lange daure, als die Unwissenheit seiner ersten Blicke; in Maße aber als es heranwüchse, verlöre Alles, was es früher bewunderte, seinen Gl die Dichter seien nun Männer, welche die Kinderaugen bewahrt hätten. In s früheren Werken, namentlich in seinen „Lettres de mon moulin", hat er auch etwas von diesen Kinderaugen; in „Jack" aber ist das phantastische, liebenswü Element ganz verschwunden. Wir begegnen da dem ausgesprochensten, aus e parti pris hervorgegangenen Pessimismus, einer vornehmen Kühle, die, über den D stehend, sie eben blos kaltblütig möglichst genau beobachten will, wie das ja Landsleute schon mit Recht an seinen „Lettres à un absent" gerügt haben. ausländischer, in Paris mit eingeschlossener Correspondent durfte während der lagerung kühl genug bleiben, um die kleinen Lächerlichkeiten und Fehler, di allem Menschlichen anhaften, auch in jenen Monaten zu sehen, wo die Bevölke im Großen sich denn eben doch heroisch zeigte: einem Franzosen stand es übel in jener Zeit den ironischen und satirischen Ton anzuschlagen. Man sieht nicht ein, was ihm dieses Paris gethan hat, daß es stets nur hingestellt wird als brutale Ungeheuer, das sich darauf versteht, mit Hilfe des Lasters und des E alle Arten von complicirten und seltsamen Uebeln zu schmieden.

Daudet ist ein feiner Beobachter, er sieht namentlich das Aeußerliche der schiedensten Dinge; hier aber macht er von seiner Virtuosität einen überreichen brauch, oder vielmehr er treibt mit den Beschreibungen einen wirklichen Mißbr

smalung wird hier oft zur Hauptsache, und vielfach wird uns nur eine Reihe r größten Minutiosität auf vielen Seiten ausgeführter Gemälde vorgeführt, da schinenfabrik, dort das Innere eines Schiffsraumes, dann wieder ein Hospital; „Fromont" wird uns ein Begräbniß, eine Hochzeit mit allen Details ge- t und selbst die Aufzählung der Hochzeitgeschenke, welche eine Nebenperson, e, erhält, wird uns nicht erlassen. Vieles Derartige wird selbst gewaltsam zogen, und es ist schließlich denn doch ein Fehler gegen alle Perspective, wenn as Fernliegende, mit dem Gange der Erzählung, der Geschichte des Helden nur er Verbindung Stehende sich eben so breit macht als das unmittelbar dazu ige; auch ermüdet es auf die Dauer, statt der Seele des psychologischen Vor- immer nur die äußere Hülle, das Sichtbare kennen zu lernen. Manche Grell- erührt unangenehm wie die ausführliche Beschreibung aller Stadien der Trun- Jack's; die Uebertreibung ist nicht immer vermieden, wie wenn die „revue des futures", welche d'Argenton mit seinen Genossen Jahre lang redigirt, nur Abonnenten hat; auch die Unwahrscheinlichkeiten fehlen nicht ganz, und der r muß z. B. dem erst zwölfjährigen Knaben in die Bücherkiste, die er ihm mit- auch Dante eingepackt haben, damit dieser die wirklich schon oft verwendete e von Francesca da Rimini vorlesen kann. Der Styl ist weniger sorgsam aus- eitet, nicht frei von Manier und leidet an einer gewissen Einförmigkeit.

Kurz, auch dieses Buch zeigt zwar ein bedeutendes Talent und vielseitige Be- tungsgabe, aber es hinterläßt einen unerquicklichen Eindruck; wir gewinnen den n Personen, deren viele uns nur widerwärtig sind, kein volles Interesse ab; Uebermaß der Beschreibung und des Beiwerks ermüdet; wir fühlen, daß eine chst treue und scharfe Abconterfeiung beliebiger Vorgänge zu einem Kunstwerk nicht genügt, und wir sehnen uns schließlich aus der hier vorgeführten schlechten ichkeit nach einer Welt, bei deren Aufbau Phantasie, Leidenschaft, Poesie in anderem Grade thätig gewesen. Vorzüge wie Fehler Daudet's sind im Ganzen er realistischen Schule.

Karl Laubert.

Gabriel Conroy.

Gabriel Conroy by Bret Harte. Authorized edition. In two volumes. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1876.

Bret Harte hat sich schneller bei uns eingebürgert, als es sonst einem auswär- Dichter zu gelingen pflegt; er gehört mit seinen „Argonautengeschichten" zu entschiedenen Lieblingen unseres Publicums, und auch Diejenigen, denen der nstand gar nicht behaglich ist, bewundern die wirklich seltene Virtuosität der stellung.

Von dem neuen Roman „Gabriel Conroy" sind bereits verschiedene Ueber- gen erschienen*), und auch der Abdruck des Originals bei Tauchnitz wird be- g gelesen. Was man von dem Eindruck des Buches hört, scheint nicht völlig Erwartungen zu entsprechen; überall freilich erkennt man die Hand des aus- chneten Künstlers; aber der Stoff sieht gegenwärtig fremder aus als der näm-

*) Wir empfehlen unsern Lesern ganz besonders diejenige von Udo Brachvogel (drei de, Stuttgart, Ed. Hallberger. 1876), welche die „einzige autorisirte Uebersetzung" und „dem ikanischen Dichter von seinem deutsch-amerikanischen Uebersetzer" zugeeignet ist.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

liche in den früheren Novellen. Es ist von Interesse, sich über die Gründe z
ständigen.

Gabriel Conroy ist ein erster Versuch und muß als solcher beurtheilt w
ein Versuch, zu dem der Dichter mit Nothwendigkeit getrieben wurde, der al
den Dichter selbst eine Studie sein muß, die Gesetze der neuen Kunstform
eigenen Erfahrung zu prüfen. Ich setze hinzu: eine sehr bedeutende Studie.

Es ist für einen fruchtbaren Novellisten dringend nothwendig, sich einm
einem größeren Raum zu bewegen, auf einem Raum, wo er gleichsam die Ei
frei hat. Die Novelle verführt dazu, nur eine bestimmte Seite des Talents
zubilden, und eine große Virtuosität geht leicht in Manier über. Aber der
gang von der Novelle zum Roman ist nicht so leicht, als es den Anschein ha
liegt nahe, daß man die Sache so auffaßt, als könnte man verschiedene N
mit einander verbinden, wenn man nur immer die nämlichen Personen au
läßt und sie durch eine Fabel in Zusammenhang bringt, die sich deutlich n
In der That muß aber bei jedem einzelnen Theil des Romans nicht blos die
stellung, sondern auch die Beobachtung eine wesentlich andere sein, als in der N

Das ist keine willkürliche Regel, es ergibt sich naturgemäß aus dem Ges
Gattungen. In der Novelle statten wir den Figuren des Dichters nur einen
Besuch ab, wir bleiben in der Ferne und sind vollständig zufrieden, wenn das
wir sehen, durch seine Anmuth oder durch seine Neuheit uns anzieht; es kann
ein gewisser Reiz darin liegen, wenn uns noch Manches zu errathen bleibt, ja,
wir uns sagen müssen, daß wir das rechte Wort der Charade doch nicht finden w
Die Meister der Novelle haben zu allen Zeiten von dieser Methode, die Neug
spannen, ohne sie eigentlich zu befriedigen, einen oft sehr glücklichen Gebrau
macht; unsere Romantiker, Tieck, Hoffmann u. s. w. haben sich eine eigene T
darüber ausgesonnen.

Es ist ungefähr so wie in der Gesellschaft, wenn wir einem interessanten Fr
begegnen, von dem wir keinen Grund haben anzunehmen, daß er uns je näher
wird. Es geht uns wol in dem Kopf herum: was mag hinter ihm sein?
hat er erlebt? Aber dies Spiel mit der ungelösten Frage ist uns angenehm
es beunruhigt uns nicht im Mindesten, wenn an eine definitive Antwort nicht g
werden kann.

Ganz anders, wenn wir mit Jemand leben müssen, wenn er uns häufig beg
wenn innere Beziehungen eintreten. Hier ist der Zweifel quälend, ja er kan
zuletzt bis zur Unerträglichkeit steigern.

Ganz so im Roman. Wir verkehren mit den Personen zu lange und zu
als daß wir sie als Fremde betrachten könnten; wir müssen uns mit ihnen eini
können; was in ihnen unberechenbar bleibt, stört selbst unsere Aufmerksamkeit
namentlich unsere Theilnahme.

Ich weiß sehr wohl, daß der Unterschied ein fließender ist, daß es m
Kunstwerke gibt, halb Novelle und halb Roman. Das hebt aber den wirk
Unterschied der Gattungen nicht auf; und hält man „Gabriel Conroy" z. B.
„The luck of the roaring camp", so hat man keine Beweisführung nöthig, u
zu sagen, daß man zwei verschiedene Gebiete betritt.

Es ergibt sich aus diesem Unterschiede mit Nothwendigkeit die verschiedene
thode der beiden Gattungen. Bei dem Novellisten genügt es, wenn er uns reiz
unterhält; er wendet gefällig seinen Gegenstand nach verschiedenen Seiten und l
dadurch Reflexe hervor, die uns im Grunde mehr interessiren, als der Gegenstand
Von dem Romandichter dagegen verlangen wir, daß er uns mit dem Inner
Menschen bekannt macht. Wenn wir mit dem Buch zu Ende sind, müssen w
gründlicher verstehen, als da sie uns zuerst vorgestellt wurden. Darnach richte
die ganze Composition: der Augenblick, wo uns in einem eclatanten Fall der Sch
zu den verborgenen Motiven des Helden gereicht wird, wo wir also gleichsam be

, seinen ganzen Charakter aus dem springenden Punkt heraus zu construiren,
wahre Peripetie des Romans.
ür Bret Harte ist der Uebergang aus der einen Kunstform in die andere um
ieriger, mit je größerer Virtuosität er die eigenthümliche Methode der ersteren
ildet hat. Er gibt in seinen Novellen gar keine vollständigen Umrisse, sondern
nzelne Punkte, Striche, Schattirungen: man darf ihnen nicht zu nahe treten,
man aber den richtigen Standpunkt, so combiniren sich jene scheinbar ungeord-
Striche zu sehr charakteristischen Physiognomien. Auch seine Farbe, glänzend
bst blendend, breitet sich nicht gleichmäßig über das Ganze, sondern wird nur
elnen Theilen ausgeführt; die Phantasie wird dann angeregt, die Lücken aus-
n. Mitunter wird man an Makart erinnert: es ist nicht blos der märchen-
lanz der Farbe, der diese Bilder auszeichnet, sondern auch die dämonische
der Charakteristik in einzelnen Zügen. Allein diese Züge finden sich zu keinem
n zusammen, wenigstens tritt die Seele nicht als das Bestimmende hervor.
s war doch nicht blos das erstaunliche Talent, welches Bret Harte die große
arität verschafft hat, sondern zum Theil auch die Neuheit des Gegenstandes.
ren fremde, erstaunliche Gestalten, wie sie noch kein Dichter gezeichnet; Gestalten
us einer andern Welt, die auf's Aeußerste die Neugier anregten. Was aber
ortheil war für die Novelle, ist für den Roman sehr bedenklich, da es dem
r nicht gelingt, die Fremdheit aufzuheben.
In früheren Zeiten hat unser Sealsfield etwas Aehnliches versucht. In seinem
", in „Süden und Norden", im „Cajütenbuch" vergeht uns zuweilen Hören
Sehen, wir werden von dem Wirbel einer übermächtigen Natur erfaßt und ver-
die Besinnung; während des Rausches glauben wir in gehobener Stimmung
n, aber dann kommen die Nachwehen.
Und doch wollte Sealsfield nicht blos blenden und in Erstaunen setzen, er hat
einen didaktischen Zweck: er will uns zeigen, wie in jener wilden Natur die
ization Wurzel faßt. So in den Ansiedlungen in Louisiana oder Texas. Im
ttenbuch" behauptet der Held, es wäre unter den Ansiedlern zwar viel wüstes
del, aber noch lange nicht genug: nur durch hart gesottenes Volk konnte die
e Arbeit gethan werden.
Was aber wollen die Squatter in den Grenzdistricten Mexico's sagen im Ver-
zu den Wilden der Civilisation, die zuerst in Californien Gold suchten! Jene
tter kommen aus geordneten sittlichen Zuständen heraus, wie z. B. Nathan, der
mte Regulator, und bemühen sich wiederum, geordnete Zustände zu schaffen;
beiten unablässig und hart, sie sparen und sind auf die Zukunft bedacht, sie
n Jeden, der sich gegen die Ordnung vergeht, freilich in etwas summarischer
.
Ganz anders die californischen Zustände, die uns Bret Harte und Mark Twain
hren. Hier haben wir den wirklichen Auswurf einer verderbten Civilisation,
eine Arbeit, die zwar schwierig genug ist, aber zu keiner Ordnung führen kann,
der schwindelnde Wechsel des Besitzes zu rasenden Verschwendungen verleitet.
er Gesindel der schlimmsten Art, Säufer, Spieler, Diebe und Mörder. Dabei
n sich die Herren nach dem modernsten Schnitt, aber selbst ihre Sprache ist
und verwildert.
In dieser wüsten Gesellschaft spielen die Frauen eine große Rolle; aber was
Frauen! Man kann es Bret Harte nur Dank wissen, daß er uns nicht zu
dlich mit ihnen bekannt macht.
Nun hat allerdings der Staat Californien eine großartige, ja wunderbare Ent-
ung gehabt; wie diese aber möglich wurde, das erfahren wir bei Bret Harte
swegs. Freilich sieht es zuweilen so aus, als wolle er zeigen, wie aus dem
ourf einer Civilisation, die sich ordnungslos und willkürlich zusammenfindet, eine
iche Ordnung hervorgeht: er zeigt, daß auch im verhärteten Verbrecher eine
schliche Regung zurückbleibt, und durch das Mitleid zu den edelsten Aufopferungen

angeregt werden kann. Man kennt die reizenden Geschichten, denen diese Pa zu Grunde liegt.

Aber das Alles ist doch mehr poetisch rührend, als sittlich belehrend g wie es für das kleine Bild einer Novelle vollkommen genügt, aber nicht, wo um ein gesammtes Sittengemälde handelt.

Der Roman „Gabriel Conroy" scheint uns in bereits geordnete Zustän führen zu sollen. Zu Grunde gelegt ist ein doppelter Proceß, ein Civilproc den Rechtstitel auf eine Goldgrube, ein Criminal-Proceß über eine Mordtha beiden sind verschiedene Advocaten beschäftigt, das vorhandene, zum Theil seh plicirte Recht auf den vorliegenden Fall zu übertragen; das Recht scheint al wirkliche Existenz zu haben. Aber wenn wir uns Mühe geben, den Verhand mit Aufmerksamkeit zu folgen, so verwirrt uns der Dichter immer wieder, in uns das Recht als flüssig zeigt. Während die Richter den Fall sorgfältig er hat das Publicum die entschiedene Neigung, durch Lynchjustiz sich selber R schaffen, und nur der Zufall hindert das Vorhaben. Nicht blos die Verbreche dern auch die Diener des Rechts sind stets mit dem Revolver versehen. Eb es mit den Civilansprüchen, die auf wunderlich durcheinandergeflochtenen Bestim beruhen, aber alle Augenblicke durch ein summarisches Verfahren unterbrochen Jn der romantisirten Criminalgeschichte kann es ein recht gutes Motiv sein, das Recht durch gewandte Rabulisten mißdeutet wird, aber man darf do Rechtsboden nicht gar unter den Füßen verlieren, sonst erlahmt die Aufmerks

Dazu kommt nun, daß der psychologische Theil gerade so behandelt wi in den Novellen. Bret Harte weiß ein sehr reiches psychologisches Materi zutreiben; der Leser wird gereizt, gespannt, er interessirt sich für die Leute. kommt ihnen nicht näher, er hört nicht auf, sich über sie zu verwundern; Gabriel Conroy, der ein ganz schlichter Mann sein soll, weiß noch im letzten blick den Leser durch einen überraschenden Einfall außer Fassung zu setzen.

Das Beste an dem Roman ist die sinnliche Farbe. Diese ist freilich vo Schönheit, die vieles Andere wett macht; es sind Schilderungen darin, die sic der ersten Dichter an die Seite stellen können. Die Natur folgt dem Geb Dichters, ihre seltsamste und ihre edelste Physiognomie zu zeigen.

Und so wird jeder Leser, auch wo ihn das Ganze nicht befriedigt, dennoc Ausbeute davon tragen.

Wenn es dem Dichter einmal gelingt, die kolossalen Mittel, über die er einem künstlerischen Zweck unterzuordnen, uns nicht blos interessante und bed Physiognomien zu zeigen, sondern auch den innern Kern, den sie ausdrücken so kann er noch Außerordentliches leisten: etwas von seiner Virtuosität wird lich dabei opfern müssen.

Julian Schmid

Europa's Kampfbereitschaft.

H. M. Hozier, Europa's Kampffähigkeit, übersetzt von Dr. M. Waldeck. Liepmannssohn. 1876.

Der in preußisch-militärischen Kreisen viel bekannte Oberstlieutenant in en Diensten Hozier hat bereits im Januar 1875 unter dem vorstehenden Ti Schriftchen erscheinen lassen, welches einiges Aufsehen zu machen bestimmt wc soll, wie es in ihm heißt, „die augenblickliche Lage Europa's einer Untersuchung ziehn, um über die Gründe Gewißheit zu verschaffen, welche vielleicht zu ein faltung der Streitkräfte der verschiedenen Staaten führen könnten, wie über di dieser Kräfte, falls deren Verwendung wirklich nothwendig werden sollte."

stellte Untersuchung möchte es kein vorzugsweise günstiges Vorurtheil hervorrufen, es sich erweist, daß ihr die politische Lage, wie sie augenblicklich sich gestaltet wesentlich entzogen blieb. Und in der That geben die Mehrzahl der auf nur ge Seiten niedergelegten Behauptungen sehr lebhafte Anregung zum Widerspruch. Zunächst ist Frankreich in seiner militärischen Reorganisation viel weiter ge- n, als dies der Verfasser annimmt. Des Landes über alle Voraussetzung hin- nachhaltig entwickelter Wohlstand gestattet ihm nicht allein, fast ungemessene el auf die materielle Ausstattung seines Heeres und auf die fortificatorische Unter- seines Vertheidigungssystems zu verwenden, er erlaubt ihm auch sein wehrfähiges onal so allgemein und in der Mehrzahl so anhaltend zu einer militärischen Vor- ing für den Krieg heranzuziehen, wie ihm dies keine andere Großmacht gleichzu- vermag. Allerdings wird es sich erst erweisen müssen, ob Frankreich, dessen thum zu einem sehr beträchtlichen Theile auf dem soliden Gewerbfleiß und auf Gewinn bringenden Thätigkeit seiner Einwohner beruht, die kolossale Anspannung Dienstverpflichtung, welche es denselben zu Ungunsten ihres bürgerlichen Erwerbes astet, wird dauernd ertragen können, ohne sich sehr empfindlich zu schädigen. Für Augenblick, und das fällt hier nur in's Gewicht, treibt es rücksichtslos und leiden- tlich seine Entwicklung als Militärmacht über jedes Maß hinaus, das seine Nach- den entsprechenden Verhältnissen anzulegen sich veranlaßt sahen, und es ist n daran zu zweifeln, daß der ruhmsüchtige Sinn der neuen Gallier bald genug die Spannung, die ihm zugemuthet wird und die sich in allen Verhältnissen fühl- machen muß, die Lösung zu suchen, eifrig beflissen sein wird.

Wenn der Verfasser daraus, daß die Abstellung von Mängeln im britischen erwesen trotz aller Aufwendung von Mühen und Mitteln seit dem Krimkriege zu ältnißmäßig nur geringen Resultaten geführt habe, schließen will, daß dies eben- venig rasch in Frankreich gelingen werde, so vergißt er eben, daß die Uebelstände England damals nicht so ad oculos demonstrirt waren, wie dies diesseits des Canals hehen, und daß das vereinigte Königreich überhaupt seine Größe nie als Militär- ht gesucht hat, als welche Frankreich traditionell seit zwei Jahrhunderten dasteht. ist wol möglich, daß sich die militärische Spannung Deutschlands und diejenige nkreichs noch längere Zeit gegenseitig im Gleichgewicht halten werden, und daß it das Zünglein der Wage anhaltend in Ruhe bleibt; es würde aber zu falschen lüssen führen, wenn man die Existenz der Spannung, wie sie fort und fort vor- den ist, übersehen wollte. —

Wir können über das hinweggehen, was „die Untersuchung" über Spanien und lien, über Skandinavien und Dänemark, über Rumänien und die Türkei, über gien und die Schweiz zu Wege bringt, obwol wir meinen, daß häufig Treffenderes sagen gewesen wäre. Die Kritik wird aber nicht schweigen dürfen, wenn der Ver- er Rußland's Defensivkraft wol richtig charakterisirt, zugleich aber dessen in ten inneren Zuständen begründetes Drängen nach Expansion, wie dasselbe sich gegen ntralasien und gegen die Türkei heut zu Tage geltend macht und wie es sich mit vöser Gewaltsamkeit gegen Alles auflehnt, was ihm auch nur indirect hemmend gegentritt, gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Es wird überaus schwer sein, Gährung, in welche die centralen Kreise des gewaltigen Reiches gerathen, ohne ß ihnen ein ostensibler Erfolg der nationalen Politik aufzuweisen wäre, wieder zu eitigen. Die Eventualität ist nicht abzuweisen, daß Rußland die Großmacht sein unte, dessen Bundesgenossenschaft Frankreich im Sinne des Verfassers bestimmen irde, den Ausbruch des Krieges zu suchen.

Die Friedensliebe Deutschlands lediglich auf die Persönlichkeit unseres Kaisers d des Kronprinzen, sowie auf die Neigung des Volkes zur Ruhe zurückführen zu llen, wie es der Verfasser thut, das heißt doch das eminente Friedensbedürfniß ersehen, welches in der geschichtlichen, wie in der socialen Entwicklung Deutschland's gründet ist, und für das gerade Herrscher und Nation das vollste Verständniß ge- nnen haben und geltend machen. Wir beklagen mit dem Verfasser, daß sich kein

innigeres Verhältniß zwischen England und Deutschland herstellen lassen will; glauben aber nicht, daß dadurch, daß man die deutschen Schrift-Typen aufgibt unsere Bücher mit lateinischen Lettern drucken läßt, sich eine Brücke zwischen b Nationen würde bauen lassen. Paris und Pariser Leben haben für den Engl zu viel Anziehungskraft, als daß er nicht bei seiner Unkenntniß fremdländischer Zus mit den Wölfen heulen und sich an der Abneigung der Franzosen gegen alles De vollwichtig betheiligen sollte. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die so Annäherung, die sich zu Gunsten der Franzosen auf Pariser Boden bei den ländern vollzieht, stärker wirkt, als politisches Interesse. —

Wenig glücklich gegriffen ist das, was der Verfasser über das Verhältniß Deu lands zu Oesterreich sagt. Unzweifelhaft wächst mehr und mehr das Bewuß in allen deutschen Kreisen diesseits und jenseits der Grenze, daß beide Reiche ihrem politischen Leben auf einander angewiesen sind, und daß ihre Zukunft, so gedeihlich sein, jeden Gedanken an eine neue Bekriegung zu verbannen hat. Nich vermeintlich feindselige Stimmung im österreichischen Cabinet, die, wenn sie vorha doch wesentlich paralysirt wird, erzeugt die militärische Spannung Deutschland's. sagten schon, wo ihr Ursprung zu suchen ist. Wie wenig ein Engländer, selbst so telligent wie Herr Hozier, sich in die nationalen Lebensverhältnisse des Auslande versetzen versteht, das zeigt sich, wenn in dem Schriftchen gesagt ist „der slav Theil der österreichischen Bevölkerung verdanke dem Feldzuge von 1866 eine Staatsverfassung und einen entsprechenden Antheil an der Reichsregierung". Verfasser verwechselt jedenfalls Slaven und Magyaren.

Es wird nun einer deutschen und eventuell einer englischen Colonisirung Donau- und Balkanländer, ja Kleinasiens das Wort geredet. Sollte dieselbe jemals möglich sein, so lange nicht ein österreichisches Protectorat über diese Lä gewonnen ist? und wenn dieses mit Hilfe Deutschland's hergestellt sein sollte, wü die empfohlenen Colonieen nicht einer steten Bekämpfung durch Rußland entg sehen müssen? Hier hat man es doch wol nur mit Vorschlägen zu thun, die k etwas Anderes sind, wie pia desideria.

Endlich plaidirt der Verfasser dafür, England ein Heerwesen zu schaffen, nicht allein eine passive Vertheidigung des Landes zu führen im Stande wäre, son das auch vermöchte, einem Angriffe zuvorzukommen und den Kampf in des Fei Land hinüberzuspielen. Er droht mit dem Einfall einer fliegenden Colonne, die London's und Woolwich's bemächtigen würde, und vermeint, ein Volk, welches genug wäre, ein solches Unternehmen in's Auge zu fassen, würde einem mißglü Versuche Wiederholungen folgen lassen, bis daß endlich ein Gelingen erreicht n Solchen Bedrohungen gegenüber bereit zu stehen, genügten Milizen und Freiwi nicht, sie repräsentirten nur einen frommen Betrug. Der Verfasser formulirt hier seine Wünsche, daß England seiner stehenden Armee eine erhebliche Vergröße und seinen Territorial-Massen eine festere Einordnung in sein Vertheidigungssy geben möchte.

In gewisser Weise mag der seit Erscheinen des Schriftchens veröffentl Mobilmachungsplan der englischen Armee den Anschauungen Hozier's Rechnung tragen haben. Im großen Ganzen muß man sich aber doch bei solchen Urth fragen, ob dem Verfasser wol ein volles Verständniß für die Tendenz jeden m nen Heerwesens innewohnt? Dieselbe beruht doch auf dem Anerkenntniß, daß Friede sowol die Voraussetzung, wie das höchste Bedürfniß europäischer Cultur bi und daß der Schutz eines ehrenvollen Friedens zum Endzweck jeder nationalen waffnung geworden ist. — Kommt England in diesem Sinne die Gunst s insularen Lage ganz besonders zu Statten, so thut es gewiß recht, wenn es die Ausnutzung derselben für seine Vertheidigung vorzugsweise in's Auge faßt. vollkommnung seiner Flotte und Organisation eines Küstenvertheidigungssystems, sind die Momente, welche zuvörderst auf diesem Felde seine Staatsmänner zu bes tigen haben. Isolirt eine bedeutende aggressive Rolle auf dem europäischen Festl

len zu wollen, das verbietet dem Vereinigten Königreiche ganz unzweifelhaft die nthümliche Massenentwicklung, welche die continentalen Großmächte für ihre Heere gesehen haben. Auch selbst wenn England die allgemeine Wehrpflicht einführen te, werden die Schwierigkeiten, entsprechende Massen über See rasch und plötzlich anzuführen und sodann dauernd zu basiren, so unüberwindliche bleiben, daß die nahme einer selbständigen Concurrenz mit so compact bewehrten Gegnern sich selbst untersagt. England ist, will es seine europäische Stellung wahrnehmen, Bündnisse angewiesen, wie ihm dies seine Geschichte seit Wilhelm III. darlegt. bei wird es seine natürliche Allianz da finden, wo eine analoge Culturentwicke- g das Friedensbedürfniß in gleicher Weise zum Austrag bringt, wie dasselbe für selbst obwaltet. Ihm wird die sicherste Vertheidigung seiner europäisch-politischen) seiner militärischen Interessen in einem engen Anschluß an Deutschland-Oesterreich achsen.

J. von Hartmann.

Die Märztage des Jahres 1848 in Posen.

Entgegnung.

In Heft 9 der „Deutschen Rundschau" vom Juni 1875 ist aus den dahin unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des verstorbenen Generals der Infanterie z. D. von Brandt eine Darstellung der Vorgänge im März 1848 zu Posen herausgegeben worden, in welcher über meinen verstorbenen Vater, den damaligen commandirenden General des V. Armee-Corps, General-Lieutenant von Colomb ein so wenig rücksichtsvolles und nach meiner Ansicht so unrichtiges und unrechtes Urtheil gefällt wird, daß ich mich verpflichtet fühle, demselben zu begegnen, nachdem ich erst kürzlich das bezeichnete Heft in die Hände bekommen habe.

Zu einer Beantwortung des Inhalts der qu. Darstellung würde eine eingehende Schilderung des Gewirres von einander sich kreuzenden Vorgängen in der Zeit vom 3. März 1848 ab, nachdem die Nachricht von der Freilassung der in Berlin detinirten Theilnehmer an dem polnischen Aufstande des Jahres 1846 nach Posen gekommen war, gehören. — Von einer solchen muß jedoch von vornherein Abstand genommen werden, da eine öffentliche Besprechung der Thatsachen aus dieser unliebsamen Periode, ein an sich keineswegs wünschenswerthes Geschäft, nicht in die gegenwärtige Zeit paßt, in welcher uns, Gott sei Dank, erfreulichere Betrachtungen fesseln. Es muß der Zukunft überlassen werden, Klarheit darüber zu verbreiten, und der Geschichtsschreiber wird Material genug finden, um die von dem General-Lieutenant von Brandt angegriffenen, mit der denkbar unbelohnendsten Aufgabe betraut gewesenen Personen in das richtige Licht zu stellen. Ich muß mich darauf beschränken, nachstehendes anzuführen: Der General-Lieutenant von Brandt, welcher am 20. März 1848 das Commando einer Infanterie-Brigade in Posen antrat, mithin weder über Personen noch über Verhältnisse sogleich eine richtige Anschauung haben, über das, was unter der Hand vorging, aber gar nicht unterrichtet sein konnte, ist in seinem Urtheil über die Sachlage selbst schwankend gewesen. Es heißt S. 397 des bezeichneten Heftes der „Rundschau":

„Hätte er (General-Lieutenant von Colomb) sofort die Initiative ergriffen, die Provinz in Belagerungszustand erklärt, das Comité auseinandergesprengt und den Bewohnern Posens ernstlich zu wissen gethan, er werde die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln, sobald sich die mindeste Unordnung offenbare ꝛc." Aber auf S. 400:

„Ich näherte mich der Gruppe und hörte, wie jene Herren ihr Erstaunen über die militärischen Vorkehrungen ausdrückten. „Wir geben Ihnen unser Ehrenwort," sagten sie, „daß keine Seele daran denkt, auch nur einem Deutschen ein Haar zu krümmen; was quälen Sie die Soldaten unnütz, was fürchten Sie? — Wer würde so rasend sein, Sie unter den Kanonen der Forts anzugreifen! —" Die Leute, es

waren der Graf Wociech Mielczynski und Herr von Potworowski, hatten im Grunde ga Recht. Ein Piket von 20 Mann und ein Officier, einige disponible Mannschaften in einig Alarmhäusern und eine Verstärkung der Hauptwache hätten dieselben Dienste geleistet.

Hier sieht General-Lieutenant von Brandt die Sache schon ganz anders an, u beide Aeußerungen desselben handeln doch vom 20. März. Hier ist von der B drohung der Einäscherung der Stadt, welche unter den damaligen Verhältnissen w sehr laut und wahrscheinlich zu großem Nachtheil nach Berlin hätte hinüberkling müssen, schon nicht mehr die Rede. Später hatte General-Lieutenant von Brand welcher selbst eine Colonne gegen die polnischen Insurgenten führte, noch mehr G legenheit, sich zu überzeugen, daß die Stadt Posen der am wenigsten gefährliche Pun sei. Derselbe hat auch später eingesehen, daß die Bedrohung der Verwandlung dies Stadt in einen Schutthaufen, wenig geeignet, den Aufstand auch in der Provinz dämpfen, diesem die beste Nahrung gegeben, vielleicht auch, daß diese Maßreg selbst die Deutschen, welche sich stets auf Seite des commandirenden Generals bes den haben, der preußischen Regierung entfremdet und den Polen in die Arme getrieb haben würde, ja daß noch weit schwerere Folgen dadurch hätten herbeigeführt werd können. Er sagt selbst später (s. Heft 12 der „Deutschen Rundschau" vom Septemb 1876, S. 424) „ꝛc. aber dann kamen eine Menge Mittheilungen über die Verhäl nisse in Breslau und Berlin, die zur Vorsicht trieben. So hieß es in einer de selben vom 9. April, angeblich von sehr zuverlässiger Seite, daß es mit dem Begi des Kampfes im Posen'schen erst recht toll in Berlin und Breslau losgehen soll ꝛc. ꝛc. Ja von Berlin selbst her sollen aus höheren Regionen We sungen zur Vorsicht und Schonung gemahnt haben." Daß das Letzte der Fall gewesen, davon sind die Beweise vorhanden. Ferner möge hier ein Pass aus der gedruckten „Denkschrift des Ministeriums des Innern über die Ereignisse i Großherzogthum Posen seit dem 20. März 1848" (S. 28) Platz finden. Es heißt daselb

„Es ist hier am Orte nachzuholen, daß der commandirende General von C lomb zu der Zeit, als die polnische bewaffnete Macht sich vollständig organisir nicht die hinreichenden militärischen Kräfte zu seiner Dispositio hatte, um diese Rüstungen, die auch in Westpreußen versucht wurden und für d im polnischen National-Comité sich eine eigene Abtheilung des Krieges befan gleich im Entstehen zu beseitigen. Am 24. März empfing Herr von Colomb d Anweisung vom Kriegsministerium, von den angrenzenden General-Commandos si mit den nöthigen Verstärkungen zu versehen, wovon denn auch Gebrauch gemac wurde ꝛc. ꝛc." Der Minister des Innern ferner sagt in einem Schreiben an de damals in besonderer Allerhöchster Mission in Posen befindlichen, General von Willis vom 8. April (erwähnte Denkschrift):

„Der Herr General von Colomb ist von dem Herrn Kriegsminister ersuc zur Anwendung der äußersten Mittel nicht früher zu schreiten, al bis Ew. Hochwohlgeboren auf einen friedlichen Erfolg verzichten

Endlich heißt es in dem gedruckten offenen Briefe des damaligen Majors i Generalstabe von Voigts-Rhetz an den General von Willisen S. 26:

„Jedenfalls leitete diese Angelegenheit (der Abschluß der Convention von Jaro lawiec durch den General von Willisen) auf ein so unbestimmtes Gebiet der Rech und Pflichten, daß man dem General von Colomb nur mit Unrecht daraus ein Vorwurf machen würde, wenn er sich in das Geschehene fügte und der zweifelhaft Hoffnung Raum gab, daß der Friede auf dem von Ihnen vorgeschlagenen Wege e halten werden könne. Der General hatte diese friedliche Gesinnung zu unzweifelho durch seine ganze Handlungsweise dargelegt, als daß er nicht das letzte Mittel hät ergreifen sollen, welches noch möglich erschien.

„Er war außerdem durch den Kriegsminister dringend eingeladen, den Waffe gebrauch so lange auszusetzen, bis Sie die Möglichkeit der friel lichen Lösung der Schaaren aufgeben würden; sollte er jetzt Ihre Cap tulation zerreißen und mit dem Schwerte dreinschlagen? —

„Die Polen würden dann nicht gesäumt haben, zu sagen: wir sind verrathen rden, da es jetzt schon Leute gibt, die die Schamlosigkeit bis zu dieser Behauptung szudehnen die Stirn haben.

„Der ungeheueren Verantwortlichkeit des Moments gegenüber würde aber den neral von Colomb der Vorwurf der Voreiligkeit, der Halsstarrigkeit getroffen ben, wenn er am 11. April dennoch losgeschlagen hätte. Deshalb sagte ich, daß e General von Colomb, der höchsten durch Sie repräsentirten Staatsgewalt wei= nd, und in der Hoffnung, daß Ihre Mission zu einem friedlichen Ziele führen rde, den Angriff aufgab. Er that es am 7., er that es am 11. April, so sehr zu besorgen Ursache hatte, daß seine Hoffnung eine trügerische war. —

„Später fügte er sich ebenso Ihrer Requisition vor Miloslaw, trotz der in rzemosno und Wreschen stattgehabten scheußlichen Mordscenen, und entschloß sich ist, den gordischen Knoten zu zerhauen, als die Convention von Jaroslawiec nicht ehr bindend sein konnte und nur durch ein energisches Einschreiten das Auflodern s blutigsten Bürger=, Racen= und Religionskrieges noch vermieden werden konnte. r nahm das Recht in Anspruch, welches ihm die Noth aufnöthigte.

„Sollte aber auch dieses Recht verkannt werden, so wird der General von Co= mb, nachdem er länger als ein halbes Jahrhundert auf Preußens Schlachtfeldern r des Vaterlandes Ruhm und Größe gefochten, sich am späten Abend seines Lebens it dem Bewußtsein zu trösten wissen, daß seine Handlungsweise da gebilligt wird, o Billigkeit allein noch Werth für ihn haben kann!"

Im December 1876. von Colomb,
General=Lieutenant und Commandant von Cassel.

„Der Briefwechsel des Herzogs von Augustenburg mit Schiller."

Aus Crefeld wird uns von hochachtbarer Seite folgendes geschrieben:

Der Verfasser des im Septemberheft (1876) der „Rundschau" mitgetheilten Briefes an Schiller aus Crefeld, vom 10. Juli 1795, ist nicht, wie der Einsender der Berichtigung (Decemberheft, S. 493) vermuthet, Fr. Hr. von der Leyen, sondern Engelbert vom Bruck.

In einer Selbst=Biographie dieses Letztern, gegenwärtig im Besitze der Familie vom Bruck, findet sich eine hierauf bezügliche Aufzeichnung:

„machte Schiller über einige seiner Aufsätze in den Horen Bemerkungen, die, wie ich im Verfolg fand, nicht unbeherzigt blieben."

Auch eine Abschrift des Briefes selbst befindet sich unter den hinterlassenen Papieren, und zwar in den Händen einer Urenkelin des Briefstellers.

Engelbert vom Bruck lebte von 1739 bis 1813; er betrieb ein Geschäft für eigne Rechnung, war aber auch um die Zeit von 1795 Buchhalter in dem Geschäfte Fr. u. Hr. von der Leyen; das Siegel des Briefes ist also unzweifelhaft das im Comptoir benutzte Geschäftssiegel der damaligen Firma: F & HVDL.

Obgleich schon früh dem Kaufmannsstande gewidmet, war vom Bruck von Jugend auf für Wissenschaft und schöne Literatur begeistert und fand, trotz der angestrengten geschäftlichen Thätigkeit Zeit und Muße, seinem Drange nach geistiger Bildung zu genügen. Er war vielfach publicistisch und literarisch thätig, aber, als Nicht=Gelehrter bescheiden, trat er mit seinem Namen nicht hervor.

Er war ein vielgerühmter Redner und Meister vom Stuhl in der Loge, betheiligte sich wirksam an dem öffentlichen und politischen Leben seiner Zeit und ist der Stammvater einer Familie, welche noch heute in unserer Stadt blüht.

Crefeld, Ende December 1876.

---

97. **Die Russen in Turkestan.** Nach den Skizzen von D. Iwanow. Deutsch von A. v. Drygalski. Stuttgart, A. Auerbach. 1876.

„Im turkestanischen Gebiete erscheint als der russische Pionier, als der erste Colonisator, der Soldat. Er bahnte sich den Weg, eroberte Plätze und siedelte sich an. Alle Mühe der Colonisation fiel zunächst ihm zu. Er baute Befestigungen, Häuser, Kasernen; er, ebenso, brach nieder, säuberte — mit einem Wort, er brachte die neue Colonie zuerst auf die Beine und gründete die russischen Grenzburgen, inmitten einer zahlreichen, feindseligen Bevölkerung, gleich Felsen im Wüstensand. Doch nie war es ihm beschieden, lange die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Kaum hatte der neue Vorposten europäischer (?) Cultur einigermaßen Wurzel geschlagen, so trieb ein neuer Krieg die soldatischen Werkleute weiter vorwärts, immer vorwärts. Neue Orte, neue Mühe, neue Arbeit."

Mit diesen Worten ist der Lebenskreis umzogen, dem die Bilder entnommen sind, welche hier skizzirt wurden. Der russische Officier und der russische Soldat treten vor uns in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, weit hinausgeschoben über die Grenzen ihrer nationalen Heimath, mit nur einseitig militärischen und überaus kärglich bemessenen Hülfsmitteln verpflanzt in eine nahezu vollständige Isolirung, von der aus sie nicht allein ihre Existenz zu vertheidigen, sondern auch sich als Herren des Landes und als Herrscher über die eingeborne, ihnen in jeder Weise fremde Bevölkerung zu erhalten haben. Jedes einzelne Bild, das geboten wird, trägt das vollste Gepräge der Lebenswahrheit; knapp, pikant und präcis im Ausdruck, durchaus charakteristisch und scharf in der Zeichnung, nirgends sich in Verschwommenheit oder Reflexion verlierend, sind Scenerie und handelnde Personen in nahezu unübertroffener Anschaulichkeit vorgeführt. Das Genre, welches behandelt ist, macht ja nicht an sich den Anspruch auf Großartigkeit oder auf Schönheit, es berührt sogar mannigfach die Nachtseiten materiellen und moralischen Elendes; aber es bietet so viel ansprechend Unterhaltendes, so viel interessant Originelles, daß ihm volle Ebenbürtigkeit neben Schilderungen zuzusprechen ist, die mit außerordentlich viel mehr Prätension an uns gelangen. —

Wir sehen den russischen Soldaten durchaus nicht behängt mit dem glänzenden Schmucke residenzlicher Parade, oder gar romantisch aufgezäumt mit einem todesmuthigen Enthusiasmus für Ruhm und Vaterland; wir sehen ihn überaus primitiv und naiv in seiner sentimental angehauchten, liebenswürdigen Treuherzigkeit, in seiner bewundernswerthen und doch vollständig unbewußten Widerstandskraft, ja Energie, allen Unbilden gegenüber, die Klima, Beschwerden, Mangel und Gefahren in reichem Maße ihm zumuthen. Seine Anhänglichkeit für seine Officiere, seine Liebe für sein Vaterhaus, dann wieder seine gutmüthige Schlauheit, sein neckiger Humor, seine fatalistische Gleichgültigkeit gegen den Tod, seine Begehrlichkeit, seine Vorliebe für Schnaps, Thee und Taback, seine Unmäßigkeit im Genuß des erstern — alles Das sind Eigenschaften, die — bunt schattirt — zusammen endlich doch einen Soldaten zu Tag treten l den wir schätzen müssen, ja lieben können. E einem Kleide, wie es ihm die Sonne, unte er lebt, aufzwängt und das ganz versch von dem ist, in welchem wir gewöhnt russische Soldaten zu sehen, erscheint er vor in allen Phasen seiner turkestanischen Exi auf Vorposten, im Steppenfort, auf dem Ma im Gefecht und endlich auch in der Cita welche der neue Herr dem alten central-asiati Samarkand als Schloß der angelegten angehängt hat.

Und wie der Soldat, so zeigt sich der rus Officier; hier abgetrennt von jedem Luxus, dem normale Verhältnisse ideell und mat sein Leben auszustatten, zu bereichern un schmücken vermöchten, dort dem Genuß h geben, wie ihn wol momentan das Eintr lange Zeit erwarteter Zusendungen oder die Berührung mit dem asiatischen Orien Uebermaß und zu erschlaffender Orgie gestal an anderen Stellen wiederum bei den ma Zerstreuungen dürftigster und geistig engster selligkeit, und endlich auch bei den Abente und Gefahren der Jagd und des Kampfes. ganz eigenthümlicher Stellung gelangen in turkestanischen Vereinzelung die russischen Fra sowol diejenigen der Soldaten, als auch die Officiere. So eigenthümlich dabei die dras wiedergegebene innere Komik ihrer Situa anspricht, so ist doch nicht zu vergessen, daß deutsche Bearbeiter wiederholt den Schleier Scenen hat fallen lassen müssen, welche russische Zeichner, unberührt durch ein re Beiseiteschieben von Pflicht und Sitte, o dargelegt hatte. Selbst in der Beschränk unter welcher wir sie schauen, verbleibt der Lüste heit noch genug Raum gelassen. —

Eine große Zahl von Skizzen werden v geführt, welche trotz ihrer Eintönigkeit den S des Originellen behalten; wir möchten den beid „In schwerer Stunde" und „In den Tranchee vor allen andern den Vorzug geben. Einfach und Lebenstreue wirken überaus fesselnd. — J mand wird aber das Ganze aus der Hand leg ohne sich bereichert zu fühlen durch Einblicke Vorgänge, denen die Gegenwart eine gr culturhistorische Bedeutung zusprechen muß.

ω. **Emile de Girardin, la honte de l'Euro** Paris, Plon et Cie. 1876.

Herr von Girardin hat die Kunst, aus den Tag geschriebenen Leitartikeln Brochu und Bücher zu fabriciren, bis zur höchs Virtuosität ausgebildet. Der Mann, der anheischig gemacht, täglich eine „neue Id zum Besten zu geben, muß dahin gelang seine Zeitgenossen zum Besten zu haben. Er pl dirt deshalb auch mit bewundernswerther Sti wie der Gott es ihm eingibt, heute für „Schwar mit derselben Begeisterung, mit welcher er geste für „Weiß" eingetreten. Heute ist also de großen politischen Jongleur aus Paris Türkei nichts, als eine „Schmach für Europa was ihn nicht gehindert hat, vor zwanzig Jahr das Gegentheil zu deduciren und morgen vie leicht zu dem „Irrthum" zurückzukehren, d er so eben mit Pauken und Trompeten abg schworen. Girardin hat nur eine Göttin: „d

…nsequenz". Ihr ist er freilich mit Aufopferung …edleren Gefühle stets treu geblieben. Im …igen ist seine „honte de l'Europe" eine …amusante Sammlung jener nichts be…nden Antithesen, die er so sehr liebt und …t Wirkung man nur schädigt, sobald man …ernst nimmt. Aber das Französisch des …n von Girardin ist mit der Zeit ziemlich bar…sch geworden. Zu den Palmen der vierzig …erblichen bringt er es mit diesem literarisch…tischen Gepäck im Leben nicht, und doch möchten …meinen, daß ihm seine Nichtexistenz als …demiker unter vier Augen eine viel größere …hmach Frankreich's" däucht, denn die ruhige …xistenz der Türkei eine „Schmach Europa's".

Die Zertrümmerung des Siebenbürger Sachsenlandes. Nach den Debatten des …ngarischen Landtages am 22., 23., 24. und 7. März 1876. München, Verlag von Th. …ckermann. 1876.

Eine interessante Schrift für Alle, welche …für den Verzweiflungskampf interessiren, den …kleine sächsische, vor dreihundert Jahren …h Siebenbürgen verschlagene Sachsenstamm …en die herrschende Kaste der Ungarn mit …zäher Ausdauer unterhält. Es leben im …tschen Volke den wackeren Sachsen manche …rme Sympathien — aber wir fürchten sehr, …s aus ihnen wenig praktische Folgen sich …rden zeitigen lassen. Der Kampf um die ver…esten Rechte, welche dort mittelalterlicher Sitte …d Einrichtung zu längerer Lebensdauer ver…lfen haben, als irgend anderswo, ist kein aus…tsvoller. Was wir in Preußen bei Polen …d Dänen als unberechtigt verwerfen, können …r als Staat unmöglich, weil es Abkömmlinge …utscher Stammesgenossen in der Diaspora …trifft, den Ungarn gegenüber gutheißen. Das …eutsche Reich würde aus den Interventionen …d Kriegen nicht herauskommen, wollte es sich …f diese politisch-schiefe Ebene begeben. Dazu …mmt, daß Gesetze und Verträge unmöglich auf …nige Dauer Anspruch erheben können, wie dies …e Geschichte aller Zeiten und Völker zur Ge…üge lehrt. Ein warmes Mitgefühl wird daher …der deutsche Mann den braven Sachsen in …Siebenbürgen nimmer versagen, die sich mit …olcher Zähigkeit deutschen Sinn, deutsche Sitte …nd deutsche Sprache erhalten; aber die deutsche …Politik — dies muß man laut betonen, um jede …rügerische Illusion zu zerstören, — die deutsche …Politik kann weder offen noch insgeheim Partei …ür Privilegien ergreifen, von denen bis zu …einem gewissen Grade im staatlichen Leben Ungarns …gilt, was Goethe so wunderbar mit den Worten …ausgedrückt: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat …— Plage." Die Sachsen von heute müssen eben …duldend ertragen, daß auch sie — „Enkel" sind.

φ. **Wie ein Lustspiel entsteht und vergeht.** Von Paul Lindau. Illustrirt von J. Ehrentraut. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1876.

Den Musen des Drama's opfern gehört zu …den aufregendsten literarischen Beschäftigungen, …denn keine Schwester dieser hochverehrten Damen …läßt so sehr ihre Jünger den Contrast von …höchster Erwartung und getäuschter Hoffnung …fühlen, als eben die lächelnde Thalia und die …ernste Melpomene. Der „Kenner" wird es sicher vorziehen, seine Schrift, wenn sie gleich den Schlaf von tausend Nächten und den Schweiß ebensovieler Tage gekostet hätte, in der ungünstigsten Weise besprochen zu sehen, als nur ein einziges=mal den schrecklichen Augenblick zu durchleben, in dem ein gefühlloses und an Spott desto reicheres Theaterpublicum sein neuestes Opus ausspeift oder gar — auslacht. Paul Lindau hat (als Mann vom Fach) schon in seinem „Erfolg" eine nach der unmittelbarsten Wirklichkeit ausgeführte Schilderung von Leid und Freud' eines dramatischen Schriftstellers entworfen; in vorliegender Schrift unterbreitet er seine Erfahrungen auf diesem Gebiet mit allen Details den Leidensgenossen und dem Publicum. Er führt dem Leser einen gänzlich unschuldigen Menschen vor, der beim Beginn des ersten Capitels noch nichts weiß von dem Damoklesschwert, das in Gestalt eines dramatischen Sujets über seinem Haupte hängt, und der mit dem Schluß des letzten Abschnittes den Kelch des Leids, wegen seiner dramatischen Unvorsichtigkeit, bis auf die Neige geleert hat. Jede Schwierigkeit bei der Geburt, wie bei der Taufe des Stückes, dessen Fahrten zu den verschiedenen Bühnenleitern und endlicher letzter Gang, der zwar über die Bretter, aber in den Orkus der Vergessenheit führt, wird mit erschöpfender Genauigkeit beschrieben, die vielleicht nicht allzu verstockte Sünder von der schrecklichen Leidenschaft, unaufführbare Dramen in die Welt zu setzen, heilen wird. Lindau ist übrigens in dieser Schrift zum erstenmal nicht Lindau, d. h. nicht identisch mit dem Begriff, den wir uns gemeinhin von dem witzsprühenden Verfasser der Kleinstädter- und anderer Briefe machen. Der treue Chronist der Leidensgeschichte aller angehenden Dramatiker treibt nicht das launige Spiel des Scherzes, er hat eine ernste Miene angenommen und erzielt gerade hierdurch, daß sich der Leser vollständig in die Stimmung des Helden versetzt fühlt. — Die feinen Bildchen Ehrentraut's sind ein Schmuck für das kleine Buch, das einer besonders guten Ausstattung sich erfreut. Nur hätte im Interesse des Formats der Text jeder Seite zwei Zeilen länger, und die Randeinfassung zarter und lieber schwarz als roth sein sollen.

ρ. Wir machen mit Vergnügen auf eine **„Chronologie des Theaters"** (1. Oct. 1875 bis 30. Sept. 1876) von Joseph Kürschner aufmerksam, welche in gedrängtester Kürze einen höchst interessanten und vollständigen Ueberblick über alle bedeutenderen, mit dem Theater in Beziehung stehenden Begebenheiten und Ereignisse während der oben angegebenen Zeit gewährt. Ob das Schriftchen, welches zunächst für die Mitglieder der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger bestimmt ist, auch weiteren Kreisen zugänglich, wissen wir nicht; allein es wäre wünschenswerth.

φ. **Dramatische Werke** von Rudolph Gottschall. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1877. 9. Bdchn. Amy Robsart, Trauerspiel in fünf Aufzügen. 10. Bdchn. Arabella Stuart, Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Jede Arbeit Rud. Gottschall's zeigt als vornehmstes Merkmal ihrer Herkunft eine glän=

zende, bilderreiche Sprache. Auch die vorliegenden Dramen bestätigen des Dichters Kunst, harmonisch Vers an Vers zu fügen, während ihnen hinsichtlich der Charakteristik sogar der Vorzug vor ihren älteren Genossen gegeben werden muß. Das dramatisch bedeutendste der vorliegenden Dramen ist „Amy Robsart", das sich leicht an Scott's „Kenilworth" anlehnend, insofern von seinem Vorbild abweicht, als der deutsche Dichter mit glücklicher Hand den Eigenschaften der Titelheldin den Ehrgeiz zugesellt, der zur ursprünglichen Veranlassung ihres unglücklichen, hier durch eigenen Willen herbeigeführten Endes wird. Auch in dem andern Trauerspiel bedurfte es einer Verschiebung der historischen Thatsache, um „Arabella Stuart" bühnenfähig zu machen. Gekränkt in ihrer Liebe zu Seymour, den Jacob I. von ihrer Seite reißt, greift Arabella zum Banner des Aufruhrs, wird mit dem Schwert in der Hand gefangen und gibt sich vor des Königs Augen mit ihrem Geliebten den Tod.

o. **Die Dioskuren.** Literarisches Jahrbuch des ersten allgemeinen Beamten-Vereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sechster Jahrgang. Wien, in Commission der K. K. Hof- und Staatsdruckerei. (Selbstverlag des Vereins). 1877.

Wie einen lieben Freund begrüßen wir den stattlichen Band, der nun schon seit sechs Jahren zu den regelmäßigen Gästen dieser Jahreszeit gehört und — mit dem besten Dichternamen geschmückt — nicht nur willkommen ist um desselben willen, was er bringt, sondern auch um des edlen, patriotischen und mehr noch humanitären Zweckes wegen, den er verfolgt. Der Reinertrag des vorliegenden Jahrgangs ist der Errichtung einer höheren Töchterschule gewidmet. Mehrfach schon, und auch an dieser Stelle, haben wir hervorgehoben, daß ein Unternehmen, wie das in Rede stehende, Nachahmung auch bei uns verdiente; daß dasjenige, was man für die mittellos Hinterbliebenen pflichtgetreuer Staatsbeamten thut, in gewissem Sinne für den Staat selbst gethan wird. Indessen ist, vom literarischen Gesichtspunkte, das Jahrbuch des Beamtenvereins in unserm Nachbarreich nicht auf die Empfehlung allein angewiesen, die ihm aus seinem Zwecke erwächst. Es empfiehlt sich selber durch seinen reichen Inhalt und seine vorzügliche Ausstattung. Kaum einer von Oesterreichs Dichtern und Dichterinnen wird in der Sammlung vermißt; wir begrüßen Betty Paoli neben der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy, Robert Hamerling und Ferdinand von Saar neben Bauernfeld und Julius von der Traun, Ludwig August Frankl und Tschabuschnigg neben Stephan Milow und dem Grafen Albrecht Wickenburg. Von den Novellisten dieses Bandes heben wir Vincenti, Aglaja von Enderes und Hans Grasberger besonders hervor und nennen unter den wissenschaftlichen Aufsätzen Hann's Studien über Lessing's Laokoon, den sehr lesenswerthen Aufsatz über die ungarische schöne Literatur in der Gegenwart von Dr. Adolf Dux und das Charakterbild Quintus Horatius Flaccus von Sojka. ganz besonderer Freude hat uns gereicht, zw allen diesen ächt österreichischen Namen den deutschen, und wir könnten fast sagen spe norddeutschen, Dichters zu finden: nämlich H rich Kruse, der ein balladenartiges Gedicht Ehre der Todten" beigesteuert, dessen Scha der Strand des deutschen Meeres ist und w in der herben und concentrirten Kraft Empfindung den schmucklosen, aber großar Charakter jener einsamen Küstengegend und ernsten männlichen Sinn ihrer Bewohner widerspiegelt.

r. **Das Auge in seinen ästhetischen culturgeschichtlichen Beziehungen.** Vorlesungen von Dr. Hugo Magn Privatdocent der Augenheilkunde an Universität Breslau. Breslau, J. A. K Verlag (Max Müller). 1876.

Mit Interesse wird man dem Vers folgen, der in populärer Darstellung und fälliger Form die Schönheit des Auges, physiognomische Bedeutung, seine Beziehung bildenden Kunst, seinen Einfluß auf den und den Körper bespricht. Ausgiebig wird Literatur von der ältesten Vorzeit bis zur genwart verwerthet; Dichter und Aesthe liefern begreiflicher Weise ein reicheres Conting als die Vertreter der Fachwissenschaft. Han es sich doch nicht um Wiedergabe naturwis schaftlicher Gesetze, sondern um eine, jed Gebildeten verständliche Schilderung der wund baren Bedeutung dieses vollkommensten menschlichen Organe für alle Beziehungen eigenen Seelenleben und der Außenwelt. Ausstattung des nicht umfangreichen Buches vortrefflich.

s. **Sammlung gemeinverständlicher wiss schaftlicher Vorträge**, herausgegeben Rud. Virchow und Fr. von Holtze dorff. XI. Serie. Heft 247: Die mensch ähnlichen Affen. Von Rob. Hartman Mit 12 Holzschnitten. Berlin, Verlag v Karl Habel. 1876.

Der als Professor der Anatomie an Berliner Universität wirkende Verfasser schild die vier Formen von Anthropomorphen o Anthropoiden (menschenähnlichen Affen) Rücksicht auf ihr Vorkommen, ihre Lebensw und ihren (zum Theil von ihm selbst gen studirten) anatomischen Bau. Der riesige Gorill der minder gewaltige Chimpanse — beide Afrika heimisch — der Orang-Utan, auf Sumat und Borneo lebend, endlich die weit kleiner Gibbons aus Ostindien — alle diese mit vi fachen Mythen umwobenen, uns neuerdings bedenklich nahe Verwandtschaft gerückten Thi werden dem Leser nach zuverlässigen Schilderung vorgeführt und durch charakteristische Holzschni versinnlicht; alle Fabeln und Sagen werd gebührend zurückgewiesen, die Descendenzfra ist für den Verfasser im Sinne Virchow's entscheiden.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenbur
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalte

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Dritter Jahrgang. Heft 6. März 1877.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stoly. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Riemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
	An unsere Leser	V
I.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. IV. Der Landvogt von Greifensee. I.	335
II.	G. Nachtigal, Bagirmi, der Sklavenhandel und die Brüsseler internationale Association zur Erforschung und Erschließung Inner-Afrika's. II. . .	362
III.	Karl Goedeke, Ueber Sonette Shakespeare's	386
IV.	F. X. von Neumann-Spallart, Die Krise in Handel und Wandel. I. II.	410
V.	F. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. V.	429
VI.	Louis Ehlert, Frédéric Chopin	453
VII.	A. Geyer, Paul Anselm von Feuerbach	465
	Berliner Chronik:	
VIII.	Karl Frenzel, Die Theater	488
	Literarische Rundschau:	
IX.	Robert Zimmermann, Hermann Grimm's Vorlesungen über Goethe	494
X.	Julius Rodenberg, Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke	499
XI.	Friedrich Kreyssig, Robert Ashton von Rudolph Lindau	501
XII.	Hermann Hüffer, Italien von Gsell-Fels	504
XIII.	Literarische Notizen	509

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

IV.

Der Landvogt von Greifensee.

Als die Erzählung vom Untergange der Manegg ihr Ende erreicht hatte, ar auch die Sonne hinter die nahe Bergwand hinabgestiegen, und obgleich die iferneren Landschaften von derselben noch erhellt waren, begaben sich der alte d der junge Zürcher auf den Rückweg. Herr Jacques war aber höchst ein= big und nachdenklich und begehrte keinerlei nähere Aufschlüsse und Erläuterun= n, wie er das frühere Mal gethan hatte, als ihm der Herr Pathe die Geschichte n Hadlaub vorgetragen. Die nachdrückliche Art, wie der Alte die Krankheit, n zu wollen, was man nicht ist, betont hatte, war ihm aufgefallen, sowie er ch noch ein Haar wegen des schweizerischen Athens auf der Zunge fühlte. ein Gönner bemerkte die gedankliche Verlegenheit wol, hütete sich aber, ihn rin zu stören.

Im väterlichen Hause angelangt, stieg Jakob unverweilt in die Kammer r Merkwürdigkeiten hinauf, wo er im Zwielicht der Abenddämmerung das itelblatt des zürcherischen Ehrenhortes betrachtete. Er bedachte seufzend, ob auch der Mann dazu sei, das große Werk einem guten Ende entgegen zu hren, und da ihm das immer zweifelhafter schien und der unglückliche Narr n Manegg vor seinen Augen schwebte wie ein Nachtgespenst, ergriff er ein änglein und löste, jedoch sorgfältig, das große Pergament vom Reißbrett. iemit gab er den weitausschauenden Plan verloren und beschränkte sich darauf, e Eingangspforte desselben in einen alten Rahmen zu fassen und neben die brigen Schildereien an die Kammerwand zu hängen.

Diese Entsagung vermerkte der Pathe, als er im Laufe der Zeit wieder ach dem Freunde sah, mit Wohlgefallen. Um ihn dafür zu belohnen, schenkte e ihm eine Mappe mit großen Kupferstichen nach den gewaltigen Bildern in er sixtinischen Capelle und in den Stanzen des Vatikans zu Rom. Er sollte

sein Auge an die wahre Größe gewöhnen und das Erhabene sehen lernen, o dabei gleich an sich selbst zu denken. Da Jener aber wahrnahm, daß Adolescent allerdings auf keine außerordentlichen Unternehmungen mehr sa welche seiner Person nicht entsprachen, jedoch immer noch von dem Originalitä übel beunruhigt wurde, so übergab er ihm eines Tages ein von ihm selbst stelltes Manuscriptum.

„Meister Jakobus," sagte er ihm, „Ihr habt einst den Untergang je Menschen beklagt, welche man originelle Käuze zu nennen pflegt! Diese Kl hat insofern doch eine gewisse Berechtigung, als solche Menschen, die wir täglichen Leben Originale nennen, immerhin selten und es von jeher gewe sind. Ist mit ihrem besonderen Wesen allgemeine Tüchtigkeit, Liebenswürdig und ein mit dem Herzschlag gehender innerlicher Witz verbunden, so üben auf ihre zeitliche Umgebung und oft über den nächsten Kreis hinaus eine hellende und erwärmende Wirkung, die manchen eigentlichen Geniemensc versagt ist, und ihre Erlebnisse gestalten sich gerne zu kräftigen oder anmuthi Abenteuern. Eine Erscheinung dieser Art im schönsten Sinne war unser So mon Landolt, der nun auch seit mehr als zehn Jahren in die Ewigkeit gegan ist. Einer unserer geistreichen Dilettanten hat sein Leben und Treiben in ein guten Büchlein beschrieben, in welchem er aber über den unverehelichten St des Verewigten nur mit einigen dürftigen Andeutungen hinweggeht. Das mich gereizt, eine ergänzende Erzählung abzufassen, um den merkwürdigen M auch nach dieser Seite hin vor uns aufleben zu sehen. Hier ist nun meine d fällige Arbeit, leider ein so unleserliches Schriftstück, daß ich wünschen muß, von einer saubern Hand in's Reine gebracht zu wissen. Nimm es mit, Jakob und mache mir in deinen Nebenstunden eine hübsche Abschrift davon!"

Herr Jacques nahm das Manuscript seines Herrn Pathen mit und fert in der That mit großer Sorgfalt und Reinlichkeit eine herrliche Copie da an, wie sie im Nachstehenden nicht minder getreu im Druck erscheint.

Am 13. Heumonat 1783, als an Kaiser Heinrich's Tag, wie er noch h roth im Züricher Kalender steht, spazierte ein zahlreiches Publicum aus Stadt Landschaft nach dem Dorfe Kloten an der Schaffhauser Straße, zu Wagen, zu Pf und zu Fuß. Denn auf den gelinden Anhöhen jener Gegend wollte der Ob Salomon Landolt, damals Landvogt der Herrschaft Greifensee, das von gegründete Corps der zürcherischen Scharfschützen mustern, üben und den He des Kriegsrathes vorführen. Den Heinrichstag aber hatte er gewählt, weil doch, wie er sagte, die Hälfte der Milizpflichtigen des löblichen Standes Zü stets Heinrich heiße und das populäre Namensfest mit Zechen und Nichtst zu feiern pflege, also durch eine Musterung nicht viel Schaden angerichtet we

Die Zuschauer erfreuten sich des ungewohnten Anblickes der neuen, bi unbekannten Truppe, welche aus freiwilligen blühenden Jünglingen in schli grüner Tracht bestand, ihrer raschen Bewegung in aufgelöster Ordnung, selbständigen Vorgehens des einzelnen Mannes mit seiner gezogenen, sicher tref den Büchse, und vor Allem des väterlichen Verhältnisses, in welchem der finder und Leiter des ganzen Wesens zu den fröhlichen Gesellen stand.

Bald sah man sie weit zerstreut am Rande der Gehölze verschwinden, bald
a seinen Ruf, während er auf roth glänzender Fuchsstute über die Höhen
ſ , in dunkler Colonne an entferntem Orte erscheinen, bald in unmittelbarer
9 e mit lustigem Gesange vorüberziehen, um alsbald wieder an einem Tannen-
h el aufzutauchen, von dessen Farbe sie nicht mehr zu unterscheiden waren.
9 es ging so rasch und freudig von Statten, daß der Unkundige keine Vor-
f ung besaß von der Arbeit und Mühe, welche der treffliche Mann sich hatte
f en lassen, als er seinem Vaterlande diese seine eigenste Gabe vorbereitete.

Wie er nun schließlich, beim Klange der Waldhörner, die Jägerschaar, die
f hundert Mann betragen mochte, schnellen Schrittes dicht heranführte und
l zrasch zur Erholung und Heimkehr auseinandergehen ließ, indem er sich selbst
1 n Pferde schwang, eben so wenig Ermüdung zeigend, als die Jünglinge, da
1 r jeder Mund seines Lobes voll. Anwesende Officiere der in Frankreich und
j : Niederlanden stehenden Schweizerregimenter besprachen die wichtige Zukunft
j neuen Waffe und freuten sich, daß die Heimath dergleichen selbständig und
: sich hervorbringe; auch erinnerte man sich mit Wohlgefallen, wie sogar
iedrich der Große, als Landolt einst den Manövern bei Potsdam beigewohnt,
: einsam und unermüdlich sich herumbewegenden Mann in's Auge gefaßt und
sich beschieden, auch in wiederholten Unterhandlungen versucht habe, denselben
r seine Armee zu gewinnen. Besitze ja Landolt jetzt noch einen eigenhändigen
rief des großen Mannes, den er sorgfältiger als einen Liebesbrief aufbewahre.

Wohlgefällig hingen auch Aller Augen an dem Landvogt, als er nun zu
nen Herren und Mitbürgern trat und allen Freunden cordial die Hand schüt-
te. Er trug ein dunkelgrünes Kleid ohne alles Tressenwerk, helle Reithand-
uhe und in den hohen Stiefeln weiße Stiefelmanschetten. Ein starker Degen
kleidete die Seite, der Hut war nach Art der Officiershüte aufgeschlagen. Im
ibrigen beschreibt ihn der gedachte Biograph folgendermaßen: „Wer ihn nur
mal gesehen hatte, konnte ihn nie wieder vergessen. Seine offene, heitere Stirn
ar hochgewölbt; die Adlernase trat sanft gebogen aus dem Gesicht hervor;
ine schmalen Lippen bildeten feine, anmuthige Linien, und in den Mundwinkeln
g treffende, aber nie vorsätzlich verwundende Satire hinter kaum bemerkbarem
unigem Lächeln verborgen. Die hellen braunen Augen blickten frei, fest und
n inwohnenden Geist verkündend umher, ruhten mit unbeschreiblicher Freund-
chkeit auf erfreulichen Gegenständen und blitzten, wenn Unwille die starken
Brauen zusammenzog, durchdringend auf Alles, was das zarte Gefühl des recht-
haffenen Mannes beleidigen konnte. Von mittlerer Statur, war sein Körper
cäftig und regelmäßig gebaut, sein Anstand militärisch."

Fügen wir dieser Beschreibung hinzu, daß er im Nacken einen nicht eben
hmächtigen Zopf trug und an jenem Tage Kaiser Heinrich's in seinem zwei-
ndvierzigsten Jahre ging.

Unversehens erhielten die braunen Augen Gelegenheit, mit jener unbeschreib-
ichen Freundlichkeit auf einem erfreulichen Gegenstande zu ruhen, als er an eine
osenrothe Staatskutsche herantrat, um deren Insassen zu grüßen, die ihm die
Hände entgegenstreckten; denn unvermutheter Weise war da auch ein allerschönstes
Frauenzimmer, das er einst wohl gekannt, aber seit Jahren nicht gesehen hatte.

Sie mochte ungefähr fünfunddreißig Jahre zählen, hatte lachende braune Au einen rothen Mund, dunkelbraune Locken fielen auf den Spitzenbesatz, der halb offenen Hals einfaßte, und bauten sich reichlich über das schöne Haupt vor, von einem nach vorn geneigten feinen Strohhute bedeckt. Sie trug weiß und grün gestreiftes Sommerkleid und in der Hand einen Sonnensch den man jetzt für chinesisch oder japanisch halten würde. Um übrigens u gründete Voraussagen abzuschneiden, muß gleich bemerkt werden, daß sie l verheirathet war und mehrere Kinder hatte, daß es sich mithin höchstens vergangene Dinge handeln konnte zwischen ihr und dem Jägerobrist. Kurz sagt, war es das erste Mädchen gewesen, dem er einst sein Herz entgegengebr und ein zierliches Körbchen abgenommen hatte. Ihr Name muß verschwi bleiben, weil noch alle ihre Kinder in Ehren und Würden herumlaufen, und müssen uns begnügen, sie mit demjenigen Namen zu bezeichnen, mit wel Landolt sie in seinem Gedächtnisse behielt. Er nannte sie nämlich den Distel wenn er an sie dachte.

Beide Personen errötheten leicht, da sie sich die Hand reichten, und bei Einnahme von Erfrischungen im Löwen zu Kloten, wohin sich Viele bega als der Obrist neben die Frau zu sitzen kam, that sie so freundlich und gelegentlich, wie wenn *sie* einst der verliebte Theil gewesen wäre. Es wurde angenehm zu Muth, wie er seit Jahren nicht gefühlt, und er unterhielt auf das beste mit dem sogenannten Distelfink, der immer gleich jung zu schien.

Endlich aber begann der lange Sommertag sich zu neigen, und Landolt m auf den Rückweg denken, da er bis nach Greifensee, dessen Herrschaftsbezir seit zwei Jahren als Landvogt regierte, gegen drei Wegstunden zurückzul hatte. Beim Abschiede von der Gesellschaft entwickelte sich wie von selbst Einladung und Verabredung, daß die alte Freundin ihn einmal, Gemahl Kinder mitbringend, auf dem Schlosse zu Greifensee überraschen solle.

Nachdenklich ritt er, nur von einem Knecht begleitet, über Dietlikon lc sam nach Hause. Auf den Torfmooren webte schon die Dämmerung; zur Rec begann die Abendröthe über den Waldrücken zu verglühen, und zur Linken s der abnehmende Mond hinter den Gebirgszügen des zürcherischen Oberlar herauf — eine Stimmung und Lage, in welcher der Landvogt erst recht aufzule ganz Auge zu werden und nur dem stillen Walten der Natur zu lauschen pfle Heute aber stimmten ihn die glänzenden Himmelslichter und das leise Wal nah und fern noch feierlicher als gewöhnlich und beinahe etwas weich, und er den Empfang bedachte, den er jener artigen Korbspenderin entgegenbrin wolle, befiel ihn plötzlich der Wunsch, nicht nur diese, sondern auch noch i oder vier weitere Stück schöne Wesen bei sich zu versammeln, zu denen er e in ähnlichen Beziehungen gestanden; genug, es erwachte, je weiter er ritt, e eigentliche Sehnsucht in ihm, alle die guten Liebenswerthen, die er einst g gehabt, auf einmal bei einander zu sehen und einen Tag mit ihnen zu verleb Denn leider muß berichtet werden, daß der nun verhärtete Hagestolz nicht imn so unzugänglich war und den Lockungen einst nur allzuwenig widerstanden ha Da gab es auf seinem Register der Kosenamen noch Eine, die hieß der Ha

stel, eine andere, die hieß die Grasmücke, eine der Capitän, und eine vierte Amsel, was mit dem Distelfink zusammen fünf ausmachte. Die Einen waren nählt, die Andern noch nicht, aber alle waren wol herbeizubringen, da er n keine sich einer Schuld bewußt war, und hätte er nicht Zügel und te geführt, so würde er bereits vor leisem Vergnügen die Hände gerieben en, als er begann, sich vorzustellen, wie er die Schönen untereinander in's ehmen setzen wolle, wie sie sich aufführen und vertragen würden, und welch' licher Scherz ihm winke, die reizende Familie zu bewirthen.

Die Schwierigkeit war nun freilich, seine Wirthschafterin, die Frau Ma- me, in's Vertrauen zu ziehen und ihre Einwilligung und Beihülfe zu gewinnen; n wenn diese in so zarter Angelegenheit nicht gutgesinnt und einverstanden r, so fiel der liebliche Plan dahin.

Die Frau Marianne war aber die seltsamste Käuzin von der Welt, wie n um ein Königreich keine zweite aufgetrieben hätte. Sie war die Tochter Stadtzimmermeisters Kleißner von Hall in Tirol und mit einer Schaar chwister unter der Botmäßigkeit einer bösen Stiefmutter gewesen. Diese kte sie als Novize in ein Kloster; sie hatte eine schöne Singstimme und schien gut anzulassen; wie sie aber Profeß thun sollte, erhob sie einen so wilden d furchtbaren Widerstand, daß sie mit Schrecken entlassen wurde. Hierauf lug sich Marianne allein in die Welt und fand als Köchin ein Unterkommen einem Gasthause zu Freiburg im Breisgau. Wegen ihrer wohlgebildeten besgestalt hatte sie die Nachstellungen und Bewerbungen der österreichischen ficiere und der Studenten zu erdulden, welche in dem Hause verkehrten; jedoch es sie Alle energisch zurück bis auf einen hübschen Studenten aus Donau- hingen, von guter Familie, dem sie ihre Neigung schenkte. Ein eifersüchtiger fficier verfolgte sie deswegen mit übler Nachrede, die ihr zu Ohren kam. Mit em scharfen Küchenmesser bewaffnet, schritt sie in den Gastsaal, in dem die fficiere saßen, stellte den Betreffenden als einen Verläumder zur Rede, und als rselbe die resolute Person hinausschaffen wollte, drang sie so heftig auf ihn ein, ß er den Degen ziehen mußte, um sich ihrer zu erwehren. Allein sie entwaff- te den Mann und warf ihm den Degen zerbrochen vor die Füße, in Folge ssen er aus dem Regiment gestoßen wurde. Die tapfere Tirolerin aber hei- thete nun den schönen Studenten und zwar gegen den Willen der Seinigen, dem sie mit einander entflohen. Er trat in Königsberg in ein preußisches eiterregiment, dem sie sich als Marketenderin anschloß und in verschiedenen eldzügen folgte. Hier zeigte sie sich so unermüdlich thätig und geschickt, im elde sowol als in den Garnisonen, als Köchin und Kuchenbäckerin, daß sie eld genug verdiente, um ihrem Manne ein bequemes Leben zu bereiten und uch etwas beiseite zu legen. Sie bekamen nach und nach neun Kinder, die sie ber Alles liebte und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit, die ihr eigen war; aber lle starben hinweg, was ihr jedesmal fast das Herz brach, das jedoch stärker ar, als alle Schicksale. Da aber endlich Jugend und Schönheit entflohen aren, erinnerte sich der Husar, ihr Mann, seiner besseren Geburt und fing an, eine Frau zu verachten; denn es war ihm zu wohl geworden in ihrer Pflege. Da nahm sie das ersparte Geld, erkaufte ihm den Abschied vom Regimente und

ließ ihn ziehen, wohin es ihm gefiel, sein Glück zu suchen; sie selbst wand einsam wieder dem Süden zu, von woher sie gekommen war, um ein Unterk men zu finden.

In St. Blasien im Schwarzwald fügte es sich, daß sie dem Landvogt Greifensee, der eine Wirthschafterin suchte, empfohlen wurde, und so dient ihm schon seit zwei Jahren. Sie war mindestens fünfundvierzig Jahre alt glich eher einem alten Husaren, als einer Wirthschaftsdame. Sie fluchte ein preußischer Wachtmeister, und wenn ihr Mißfallen erregt wurde, so ga ein so gewaltiges Gewitter, daß Alles auseinander floh und nur der lach Landvogt Stand hielt und sich an dem Spectakel ergötzte. Allein sie beso seinen Haushalt auf das vortrefflichste; sie beherrschte das Gesinde und Ackerknechte mit unnachsichtlicher Strenge, führte seine Casse treu und zuverlä feilschte und sparte, wo es immer möglich war und die Großmuth des H nicht dazwischen trat, und unterstützte wiederum seine Gastfreundschaft mit g Küche so willfährig und wohlbewandert, daß er ihr bald die Führung seines sammten Hauswesens ohne Rückhalt überlassen konnte.

Durch alle Rauheit leuchtete dann wieder ihr tiefes Gemüth hervor, w sie dem Landvogt, der ihr aufmerksam zuhörte, mit ungebrochener Altstim eine alte Ballade, ein noch älteres Liebes- oder Jägerlied vorsang, und sie nicht wenig stolz, wenn der waldhornkundige Herr die schwermüthige Mel bald erlernte und aus dem Schloßfenster über den mondhellen See hinblies.

Als einst das zehnjährige Söhnlein eines Nachbars in unheilbarem Si thum darniederlag und weder das Zureden des Pfarrers, noch dasjenige Eltern das Kind in seinen Schmerzen und seiner Furcht vor dem Tode trösten vermochte, da es so gerne gelebt hätte, so setzte sich Landolt, ruhig f Pfeife rauchend, an das Bett und sprach zu ihm in so einfachen und treffen Worten von der Hoffnungslosigkeit seiner Lage, von der Nothwendigkeit, sich fassen und eine kleine Zeit zu leiden, aber auch von der sanften Erlösung d den Tod und der seligen, wechsellosen Ruhe, die ihm als einem geduldigen frommen Knäblein beschieden sei, von der Liebe und Theilnahme, die er, als fremder Mann, zu ihm hege, daß das Kind sich von Stund an änderte, heiterer Geduld seine Leiden ertrug, bis es vom Tode wirklich erlöst wurde.

Da drang die leidenschaftliche Frau Marianne an das Todeslager, kn am Sarge nieder, betete andächtig und anhaltend und empfahl dem vermei lichen kleinen Heiligen alle ihre vorangegangenen Kinder zur Fürbitte bei G Dem Landvogt aber küßte sie wie einem großen Bischofe ehrfürchtig die Ha bis er sie lachend mit den Worten abschüttelte: „Seid Ihr des Teufels, Närrin?"

Das war also die Schaffnerin des Herrn Obristen, mit welcher er sich i Reine setzen mußte, wenn er die fünf alten Flammen an seinem Herde vereini und leuchten lassen wollte.

Als er in den Schloßhof ritt und vom Pferde stieg, hörte er sie eben der Küche gewittern, weil die Hunde im Stalle heulten und eine Magd versäu hatte, denselben das Abendfutter abzubrühen. Das ist keine günstige Zeit! dac er und ließ sich kleinlaut in seinem Lehnstuhle nieder, um sein Nachtessen e

nehmen, während die Wirthschafterin ihm mit wetterleuchtender Laune vortrug, as sich Alles während des Tages ereignet habe. Er schenkte ihr ein Glas urgunder ein, den sie liebte, von dem sie aber nur trank, wenn der Herr sie zu einlud, obgleich sie die Kellerschlüssel führte. Das milderte schon etwas ren Groll. Dann nahm er das Waldhorn von der Wand und blies eine rer Lieblingsweisen auf den Greifensee hinaus.

„Frau Marianne!" sagte er hierauf, „wollt Ihr mir nicht das andere Lied ngen, wie heißt's:

Wer die seligen Fräulein hat geseh'n
Hoch oben im Abendschein,
Seine Seele kann nicht scheiden geh'n
Als über den Geisterstein!
Ade, ade, ihr Schwestern traut,
Mein Leib schläft unten im stillen Kraut!"

Sogleich sang sie das Lied mit allen Strophen, die auf verschiedene Gegenstände übersprangen aber alle eine gleichmäßige Sehnsucht, ein Gewisses wiederzusehen, ausdrückten. Sie wurde von der einfachen Weise selbst gerührt und noch mehr, als der Landvogt die gedehnten Töne nun auch in die Nacht hinausziehen ließ.

„Frau Marianne!" sagte er, in die Stube zurücktretend, „wir müssen eigentlich darauf denken, eine kleinere, aber ausgesuchte Gesellschaft wohl zu empfangen!"

„Welche Gesellschaft, Herr Landvogt? Wer wird kommen?"

„Es wird kommen," versetzte er hustend, „der Distelfink, der Hanswurstel, die Grasmücke, der Capitän und die Amsel!"

Die Frau sperrte Mund und Augen auf und fragte: „Was sind denn das für Leute? Sollen sie auf Stühlen sitzen oder auf einem Stänglein?"

Der Landvogt war aber schon in die Nebenstube gegangen, um eine Pfeife zu holen, die er nun in Brand steckte.

„Der Distelfink," sagte er, den ersten Rauch wegblasend, „der ist ein schönes Frauenzimmer!"

„Und der Andere?"

„Der Hanswurstel? Der ist auch ein Frauenzimmer, und auch schön in seiner Art!"

So ging es fort bis zur Amsel. Da die Wirthschafterin aber auch von diesen lakonischen Erklärungen nicht befriedigt war, mußte der Herr Landvogt sich entschließen, endlich des Mehreren von Dingen zu reden, über welche noch nie ein Wort über seine Lippen gekommen war.

„Mit einem Wort," sagte er, „es sind das alle meine Liebschaften, die ich gehabt habe und die ich einmal beisammen sehen will!"

„Aber heiliges Kreuzdonnerwetter!" schrie nun Frau Marianne, die mit noch viel größeren Augen aufsprang und zuhinterst an die Wand rannte, „Herr Landvogt, gnädigster Herr Landvogt! Sie haben geliebt und so Viele? O Himmelsakerment! Und kein Teufel hat eine Ahnung davon gehabt, und Sie haben

immer gethan, als ob Sie die Weiber nicht ausstehen könnten! Und alle d armen Würmer haben Sie angeschmiert und sitzen lassen?"

„Nein," erwiderte er verlegen lächelnd, „sie haben mich nicht gewollt!"

„Nicht gewollt!" rief Marianne in wachsender Aufregung; „keine Einzig

„Nein, Keine!"

„Du verfluchtes Pack! Aber die Idee ist gut, die der Herr Landvogt h Sie sollen kommen, wir wollen sie schon herbeilocken und betrachten; das m ja eine wunderbare Gesellschaft sein! Wir werden sie hoffentlich in den Thu sperren, zuoberst wo die Dohlen sitzen, und hungern lassen? Für Händel w ich schon sorgen!"

„Nichts da!" lachte der Landvogt; „im Gegentheil sollt Ihr an Höflich und guter Bewirthung Alles aufwenden; denn es soll ein schöner Tag für m sein, ein Tag, wie es sein müßte, wenn es wirklich einen Monat Mai gä den es bekanntlich nicht gibt, und es der erste und letzte Mai zugleich wäre!"

Frau Marianne bemerkte an dem Glanze seiner Augen, daß er etwas He liches und Erbauliches meine, sprang zu ihm hin, ergriff seine Hand und küß sie, indem sie leise und ihre Augen wischend sagte: „Ja, ich verstehe den Her Landvogt! Es soll ein Tag werden, wie wenn ich alle meine heimgegangen Kinder, die seligen Englein, plötzlich bei mir hätte!"

Nachdem das Eis einmal gebrochen war, machte er sie nach und nach, w es sich schickte, mit den fünf Gegenständen bekannt und stellte ihr dar, wie sich damit begeben habe, wobei der Vortragende und die Zuhörerin sich i mannigfacher Laune verwirrten und kreuzten. Wir wollen die Geschichten nac erzählen, jedoch Alles ordentlich eintheilen, abrunden und für unser Verständni einrichten.

Distelfink.

Den Namen schöpfte Salomon Landolt aus dem Geschlechtswappen de Schönen, welches einen Finken zeigte und über ihrer Hausthüre gemalt wa Mehr als eine Familie führte solche Singvögel im Wappen, und es kann dahe der Taufname des ehemaligen Jungfräuleins, das Salome hieß, verrathen werden Oder vielmehr war es eine sehr stattliche Jungfrau, als Salomon sie kenne gelernt hatte.

Es gab damals, außer den öffentlichen Herrschaften und Vogteien, noch ein Anzahl alter Herrensitze mit Schlössern, Feldern und Gerichtsbarkeiten oder auc ohne diese, welche als Privatbesitz von Hand zu Hand gingen und von den Bürger je nach ihren Vermögensverhältnissen erworben und verlassen wurden. Es wa bis zur Revolution die vorherrschende Form für Vermögensanlagen und Betrieb der Landwirthschaft und gewährte auch den Nichtadeligen die Annehmlichkeit, ihren ideellen Antheil an der Landeshoheit mit herrschaftlich feudal klingenden Titeln auszuputzen. Dank dieser Einrichtung lebte die Hälfte der bessergestellten Ein wohnerschaft während der guten Jahreszeit als Wirthe oder Gäste auf allen jenen amtlichen oder nichtamtlichen Landsitzen in den schönsten Gegenden, gleich den alten Göttern und Halbgöttern der Feudalzeit, aber ohne deren Fehden und Kriegsmühen, im tiefsten Frieden.

An einem solchen Orte traf Salomon Landolt, etwa in seinem fünfundzigsten Jahre, mit der jungen Salome zusammen. Sie standen zu dem [illegible], von entgegengesetzter Seite her, in nicht naher Verwandtschaft, so daß sie [illegible] sich selbst nicht mehr für verwandt gelten konnten und doch ein liebliches [illegible]hl gemeinsamer Beziehungen empfanden. Außerdem wurden sie wegen ihrer [illegible]ch lautenden Namen der Gegenstand heiterer Betrachtungen, und es gab [illegible]hen Scherz, der ihnen nicht zuwider war, wenn sie auf einen Ruf gleich[illegible], sich umsahen und erröthend wahrnahmen, daß vom Andern die Rede sei. [illegible]e gleich hübsch, gleich munter und lebenslustig, schienen sie wohlgesinnten [illegible]nden für einander schicklich und eine Vereinigung nicht von vornherein [illegible] unlich zu sein.

Freilich war Salomon nicht gerade in der Verfassung, schon ein eigenes [illegible]s zu gründen; vielmehr kreuzte sein Lebensschifflein noch unschlüssig vor dem [illegible]n herum, ohne auszufahren noch einzulaufen. Er hatte seiner Zeit die [illegible]zösische Kriegsschule in Metz besucht, erst um sich im Artillerie- und Ingenieurwesen auszubilden, dann um sich mehr auf die Civilbaukunst zu werfen, [illegible]in er einst der Vaterstadt dienen sollte. In gleicher Absicht war er nach [illegible]is gegangen; allein Zirkel und Maßstab und das ewige Messen und Rechnen [illegible]en seinem ungebundenen Geiste und seinem wilden Jugendmuthe zu lang[illegible]ig gewesen, und er hatte theils einen angebornen Hang zum freien Zeichnen, [illegible]zziren und Malen gepflegt, theils durch unmittelbares Sehen und Hören sich [illegible]rlei Kenntnisse und Erfahrungen erworben, sonderlich wenn es auf dem [illegible]ken der Pferde geschehen konnte; ein Ingenieur oder Architekt aber kam in [illegible] nicht nach Hause zurück. Das gefiel seinen Eltern nur mäßig, und ihre [illegible]tbare Sorge bewog ihn, wenigstens eine Stelle im Stadtgerichte zu bekleiden, [illegible] sich für die Theilnahme am Regiment zu befähigen. Sorglos, doch liebenswürdig und von guten Sitten, ließ er sich dabei gehen, während tieferer Ernst [illegible] Thatkraft nur leicht in ihm schlummerten.

Es versteht sich von selbst, daß von der ungewissen Lage des jungen Mannes [illegible]sichtlich einer etwaigen Verheirathung mehr die Rede und jede Seite der [illegible]gelegenheit gründlicher erwogen war, als er ahnte; wie die Bauern den Jahres[illegible]ang, je unbekannter ihnen die Zukunft ist, mit desto zahlreicheren Bauernreln begleiten und beschreien, so besprachen und beschrieen die Mütter vorhandener [illegible]chter Salomon's harmlosen Lebensmorgen.

Die anmuthige Salome entnahm daraus soviel, daß an sichere Aussichten [illegible]d Heirathspläne nicht gedacht werden könne, hinwieder aber ein angenehmer, [illegible]öst traulicher Verkehr wol um so eher erlaubt sei. Sie wurde Mademoiselle [illegible]annt und war in französischem Geiste gebildet, mit der Abweichung, daß sie [illegible] freier protestantischer Gesellschaft und nicht im Kloster erzogen war, und sie [illegible]lt daher sogar eine gelinde, unschuldige Liebelei nicht für verfänglich.

Arglos gab sich Salomon einer Neigung hin, die sich in seinem offenen [illegible]rzen bald aufgethan, ohne sich jedoch aufdringlich oder unbescheiden zu be[illegible]hmen. So kam es, daß wenn das Eine der Beiden auf dem stets wirthlichen [illegible]chloßgute einkehrte, das Andere auch nicht lange ausblieb und die Wirkung

dieser Vorgänge blos das unterhaltende Rathespiel der Leute war: Sie ne
sich! sie nehmen sich nicht!

Eines schönen Tages jedoch schien eine Entscheidung aus dem Bode
wachsen.

Salomon, der sich schon in frühen Tagen allerhand landwirthschaf
Kenntnisse erworben und dieselben auf seinen Reisen eifrig erweitert hatte, b
den Gutsherrn, eine Wiese, die an einer sonnigen Halde lag, mit Kirschbä
bepflanzen zu lassen. Er schaffte die jungen, schlanken Bäumlein selbst herbe
machte sich daran, sie eigenhändig in den Boden zu setzen. Es war eine
Art weißer Kirschen darunter, welche er abwechselnd mit den rothen in R
pflanzen wollte, und da es gegen die fünfzig Stück waren, so handelte es
um eine Arbeit, die wol einen ganzen kurzen Frühlingstag erforderte.

Salome aber wollte sich's nicht nehmen lassen, dabei zu sein und wo mi
zu helfen, da sie, wie sie lachend sagte, vielleicht einst einen Gutsherrn heir
werde und darum solche Dinge bei Zeiten lernen müsse. Mit einem br
Schattenhute bekleidet, ging sie in der That mit auf die etwas entlegene
hinaus und wohnte der Arbeit mit aller beflissenen Handreichung bei. E
mon maß die geraden Linien für die Baumreihen und die Entfernungen zwi
den einzelnen Bäumen ab, wobei ihm Salome die Schnüre ausspannen un
Pflöcke einschlagen half. Er grub die Löcher in die weiche Erde, wie
haben wollte, und Salome hielt die zarten Stämmchen aufrecht, während e
Grube wieder zuwarf und das Erdreich in gehöriger Art festmachte.
holte Salome aus einer Kufe, die ein Knecht ab- und zugehend mit W
füllte, das belebende Element mit der Gießkanne und begoß die Bäumch
reichlich, als Salomon gebot.

Um die Mittagszeit, als der Schatten der Sonne sich um die neugepfla
Bäumchen drehte, schickte die Herrschaft dem fleißigen Paare scherzhafter
ein ländliches Essen hinaus, wie Feldarbeitern geziemt; es schmeckte ihnen
vortrefflich, als sie es auf dem grünen Rasen sitzend genossen, und Salom
hauptete, sie dürfe jetzt so gut wie eine Bauerntochter ihre zwei Gläser
trinken, da sie so heftig arbeite. Hievon und von der fortgesetzten Beweg
die bis gegen Abend dauerte, gerieth ihr Blut in wärmere Wallung; es
vor das Licht ihrer Lebensklugheit, und diese verfinsterte sich vorübergehend
die Sonne bei einem Monddurchgang.

Salomon verhielt sich bei seiner Arbeit so ernsthaft und unverdrossen
führte das Geschäft so geschickt und gewissenhaft durch, dabei war er wied
gleichmäßig heiter, zutraulich und kurzweilig und schien so glücklich, ohne
doch einen Augenblick während des ganzen Tages mit einem unbescheidenen
oder Worte zu vergessen, daß eine holde Ueberzeugung sie durchdrang, es
sich wol, wie dieser Tag, so das ganze Leben mit dem Gefährten verbri
Eine warme Neigung gewann die Oberhand in ihr, und als das letzte Ki
bäumlein fest in der Erde stand und Nichts mehr zu thun war, sagte sie
einem leichten Seufzer: „So nimmt Alles ein Ende!"

Salomon Landolt, von dem bewegten Tone dieser Worte hingerissen,
sie beglückt an; er konnte aber wegen des Glanzes der Abendsonne, der auf it

ch en Gesichte lag, nicht erkennen, ob es von dem Scheine oder von Zärtlich-
ei geröthet sei; nur leuchteten ihre Augen durch allen Glanz hindurch, und sie
ten sich unwillkürlich alle vier Hände. Weiteres begab sich jedoch nicht, da
e Knecht eben Harke, Schaufel und Gießkanne und das übrige Geräthe zu
n kam.

Unter veränderten Gestirnen kehrten sie durch die zierliche Kirschenallee
ck, die sie gepflanzt hatten. Da sie sich nur noch mit verliebten Augen
sehen vermochten, so verkehrten sie im Hause weniger und behutsamer mit-
nder, und es wurde hiedurch und noch mehr durch eine gewisse Zufriedenheit,
ie zu beleben und zugleich zu beruhigen schien, deutlich genug sichtbar, daß
as Neues sich ereignet habe.

Jedoch ließ es Salomon nicht manchen Tag anstehen; er flüsterte ihr wenige
eutende Worte zu, die sie wohl aufnahm, und ritt in rascher Gangart
) Zürich, um die Möglichkeit einer Verlobung in beiden Familien herbeizu-
ren.

Vorerst aber drängte es ihn, der Geliebten in einem Briefe sein Herz darzu-
n, und wie er kaum im Zuge war und das Dringlichste angebracht hatte,
h ihn der Vorwitz, die Festigkeit ihrer Neigung auf die Probe zu stellen
ch eine mysteriös bedenkliche Schilderung seiner Abkunft und Aussichten.

Die erstere war allerdings, was die mütterliche Seite betraf, von eigen-
mlicher Art.

Seine Mutter, Anna Margaretha, war eine Tochter des holländischen
nerals der Infanterie Salomon Hirzel, Herrn zu Wülflingen, der mit seinen
i Söhnen große niederländische Pensionsgelder bezog und damit die bekannte
nderliche Wirthschaft auf der genannten Gerichtsherrschaft in der Nähe von
interthur führte. Ein am Hofthor statt eines Kettenhundes angebundener
olf, der wachsam heulte und boll, konnte gleich als Wahrzeichen des absonder-
gen Wesens gelten. Nach frühem Tode der Hausfrau und bei der häufigen
wesenheit des Vaters that Jeder, was er wollte, und die Söhne, sowie drei
chter erzogen sich selbst, und zwar so wild als möglich. Nur wenn der alte
eneral da war, kehrte eine gewisse Ordnung insofern ein, als am Morgen auf
r Trommel Tagwache und Abends der Zapfenstreich geschlagen wurde. Im
brigen ließ Jeder den Herrgott einen guten Mann sein. Die älteste Tochter,
ndolt's Mutter, führte den Haushalt, und die ihr auferlegte Pflicht bewirkte,
ß sie die beste und gesetzteste Person der Familie war. Dennoch ritt auch sie
it den Männern auf die Jagd, führte die Hetzpeitsche und pfiff durch die Finger,
ß es gellte. Die Herren übten den Brauch, ihre Gewohnheiten und Thaten
humoristischer Weise auf die Wände ihrer Gebäulichkeiten malen zu lassen.
So gab es denn in einem Pavillon auch ein Bild, auf welchem der alte General
it den drei Söhnen und der ältesten Tochter, die schon verheirathet war, über
Stein und Stoppeln dahin jagt und der kleine Salomon Landolt an der Seite
er stattlichen Mutter reitet; eine förmliche Centaurenfamilie.

Solche Reiterzüge pflegten zuweilen einen zahmen Hirsch zu verfolgen, der
bgerichtet war, vor Jägern und Hunden her zu fliehen und sich zuletzt ein-
angen zu lassen; das war indessen eine bloße Reitübung; das wirkliche Jagen

wurde unablässig betrieben und wechselte nur mit Gastereien und der Auffül zahlloser Schwänke ab, die sich selbst auf die Ausübung der Gerichtsbar erstreckten.

Ueber all' diesem wilden Wesen erhielt sich, wie gesagt, Landolt's M mit hellem Verstande und heiterer Laune bei guten Sitten, und sie war eigenen Kindern später eine zuverlässige und treue Freundin, während Vaterhaus unterging.

Nachdem der alte General im Jahr 1755 gestorben und die Anna M retha ihrem eigenen Hausstand gefolgt war, ergaben sich die Söhne einem t wüster werdenden Leben. Ihre Jagden arteten in Raufereien mit benachb Gutsherren aus wegen Bannstreitigkeiten, in Mißhandlungen der Untergeb Einen Pfarrer, der sie auf der Kanzel angepredigt hatte, überfielen sie, a durch ihren Forst ritt, und hetzten ihn, mit Peitschen hinter ihm drein ja in den Töß fluß hinein, hindurch, über das Feld, bis er mit seiner M zusammenbrach und auf den Knieen liegend zitternd um Verzeihung bat. Geri boten aber, welche eine ihnen für diese That auferlegte beträchtliche Geld abholten, ließen sie auf dem Rückwege durch Vermummte niederwerfen und Geldes wieder entledigen.

Zu der sinnlosen Verschwendung, welche sie trieben, gesellte sich eine S sucht, der sie wochenlang ununterbrochen fröhnten. Herbeigelockten Verfül nahmen sie Haus und Hof ab, gewährten dann aber so lange Revanche, bi das Doppelte wieder an die Verunglückten verloren hatten, um ihre Caval ehre zu behalten. Zuletzt aber nahm Alles ein trauriges Ende. Einer dem Andern mußte vom Schlosse weichen, und der Letzte mußte die Herrsch rechte und Gefälle, Wälder und Felder, Haus und Hof, Eines um's An dahingeben und entfliehen. Einer der Brüder gerieth so in's Elend, daß e einem ausländischen Zuchthause versorgt wurde; ein anderer lebte eine Zeit einsam in einer Waldhütte, mußte aber, von Schulden geplagt und von Kr heiten verwüstet, diesen kümmerlichen Zufluchtsort verlassen und im Dunkel Ferne verschwinden; der dritte flüchtete sich wieder in den fremden Kriegsdi wo er auch verdarb.

Freilich verließ der wilde Humor die Herren bis zum letzten Augenl nicht. Ehe sie das Schloß preisgaben, ließen sie von ihrem rustiken Hofm alle die Untergangsscenen und Unthaten, bis auf das letzte Herrschaftsger das sie abhielten, an die Wände malen; hinter dem Ofen prangten die S aller veräußerten Lehenbriefe und Privilegien, und auf einer vom Monde bes nenen Waldlichtung spielten Füchse, Hasen und Dachse mit den Insignien verlorenen Herrschaft. Ueber der Thür aber ließen sie sich selbst von der H seite darstellen, wie sie zu guter Letzt, die Hüte unter dem Arm, würdevoll einem Markstein über die Grenze der Herrschaft schreiten. Mit verkeh Schrift stand darunter das Wort „Amen!".

Indem Salomon Landolt nun diese bedenklichen Geschichten in seinem B an Salome entwickelte, ging er auf die melancholische Befürchtung über, das unglückselige Blut und Schicksal der drei Oheime auch in ihm wieder leben und nur Dank einem günstigen Sterne seine edle Mutter überspru

n könnte. Um so eher dürfte aber, folgerte er, der Unstern fast naturgemäß hm abermals aufsteigen. Dagegen nach bestem Wissen und Gewissen anzu- ofen, sei zwar sein inbrünstiger Vorsatz. Allein bereits habe er zu bekennen, auf seinen Reisen bedeutende Summen verspielt und nur durch die geheime ülfe der Mutter gedeckt worden seien. Bereits habe er auch, wieder mit e der Mutter und ohne Wissen des Vaters, über sein Vermögen Pferde lten, und was die Geldmittel betreffe, so sei es jetzt schon so gut wie gewiß, er kaum dieselben jemals werde so zu Rathe halten lernen, wie es sich für Haupt einer geordneten Haushaltung gebühre. Selbst die mehr heiteren rakterzüge der Oheime, die Lust an Reiten und Jagen, an Schwank und Spaß, in ihm vorhanden bis auf den Hang, die Wände zu bekleckſen, da er die uern des Schlosses Wellenberg, wo sein Vater Vogt gewesen, schon als be in Kohle und Rothstein mit hundert Kriegerfiguren illustrirt habe.

Solches schwere Bedenken glaube er als ehrlicher Mensch seiner vielgeliebten demoiselle Salome nicht verhehlen zu dürfen, vielmehr ihr Gelegenheit geben sollen, den wichtigen Schritt über die Schwelle einer verschleierten Zukunft lich zu erwägen, sei es, daß sie dann mit der zu erflehenden Hülfe einer tlichen Fürsehung es mit ihm wagen wolle, sei es, daß sie mit gerechter und licher Vorsicht handeln und mit vollkommener Freiheit ihrer werthen Person vor einem dunkeln Schicksale bewahren wolle.

Kaum war der Brief abgesandt, so bereute Salomon Landolt, ihn geschrieben haben; denn der Inhalt war im Verlaufe des Schreibens ernster und sozu- en möglicher geworden, als er erst gedacht hatte, und im Grunde verhielt ja Alles so, wie er schrieb, obgleich er guten Muthes in die Zukunft schaute. er jetzt war es zu spät, die Sache zu ändern, und schließlich empfand er doch eder das Bedürfniß, Salome's wirkliche Zuneigung durch den Erfolg ermessen können.

Dieser blieb denn auch nicht aus. Sie hatte sofort, was sich zwischen ihr d Salomon ereignet, der Mutter gestanden; die Neuigkeit wurde mit dem rrn Vater berathen und die Heirath bei den ungewissen Aussichten des all- liebten, aber auch ebenso unverstandenen jungen Mannes als nicht wünschens- rth, ja gefährlich erklärt; und als nun der Brief kam, riefen die Eltern: Er hat Recht, mehr als Recht! Er sei gelobt für seine biedere Aufrichtigkeit!"

Die gute Salome, welcher ein sorgenvolles oder gar unglückliches Leben denkbar war, weinte einen Tag lang bittere Thränen und schrieb dann dem besonnenen Prüfer ihres Herzens in einem kleinen Brieflein: es könne nicht in! es könne aus verschiedenen gewichtigen Gründen nicht sein! Er solle der ngelegenheit keine weitere Folge geben und ihr aber seine Freundschaft bewahren, ie sie auch die ihrige ihm allezeit getreulich zudienen lassen werde in allerherz- chster Bereitwilligkeit.

In wenigen Wochen verlobte sie sich mit einem reichen Manne, dessen Ver- ältnisse und Temperamente über die Sicherheit einer wohlbegründeten Zukunft einen Zweifel aufkommen ließen.

Da ward Landolt einen halben Tag lang etwas bekümmert; dann schüttelte

er den Verdruß von sich und hielt heiteren Angesichts dafür, er sei einer G entronnen.

Hanswurstel.

Der Name derjenigen Liebschaft, welche er Hanswurstel nannte, dar verkürzt angeführt werden, da das Geschlecht ausgestorben ist. Sie führt alterthümlichen Taufnamen Figura und war eine Nichte des geistreichen R und Reformationsherrn Leu, hieß also Figura Leu. Es war ein elemen Wesen, dessen goldblondes Kraushaar sich nur mit äußerster Anstrengun Modefrisuren anbequemen ließ und dem Perruquier des Hauses täglich den machte. Figura Leu lebte fast nur vom Tanzen und Springen und von Unzahl Späße, die sie mit und ohne Zuschauer zum Besten gab. Nur u Zeit des Neumondes war sie etwas stiller; ihre Augen, in denen die Witz dem Grunde lagen, glichen dann einem bläulichen Wasser, in welchem die Si fischchen unsichtbar sich unten halten und höchstens einmal emporschnellen, etwa eine Mücke zu nahe an den Spiegel streift.

Sonst aber begann ihr Vergnügen schon mit der Sonntagsfrühe. Als glied der Reformationskammer, d. h. der Behörde, welche über die Relig und Sittenverbesserung zu wachen hatte, lag ihrem Onkel ob, denjenigen wohnern, welche an einem Sonntage aus den Thoren gehen wollten, die Erlau mittelst einer Marke zu ertheilen, welche sie den Thorwachen abgeben mu Denn allen Andern war das Verlassen der Stadt an Tagen des Gottesdie durch geschärfte Sittenmandate verboten. Ueber diese Function machte sic aufgeklärte Herr heimlich selber lustig, wenn sie ihn nicht allzusehr beläst denn an manchen Sonntagen erschienen an die hundert Personen, die unter verschiedensten Vorwänden in's Freie zu gelangen suchten. Noch mehr belustigte sich daran die Jungfrau Figura, welche die Bittsteller auf dem ge migen Hausflur vorläufig eintheilte und aufstellte je nach der Art ihrer gründung und sie dann classenweise in das Cabinet des Reformationsh führte. Diese Classen waren jedoch nicht nach den vorgegebenen, sondern den wirklichen Gründen gebildet, die sie den Leuten am Gesicht absah. stellte sie untrüglich die Lehrburschen, Handwerksgesellen und Dienstmägde sammen, die einen entfernten Kirchweih- oder Erntetanz aufsuchen wollten u dem Vorwande, sie müßten für die kranken Meisterleute zu einem auswärt Doctor gehen. Diese trugen alle zum Wahrzeichen ein leeres Arzneiglas, e Salbentopf, eine Pillenschachtel oder gar ein Fläschlein mit Wasser bei sich hielten alle solche Gegenstände auf Geheiß des lustigen Jungfräuleins sorgf in der Hand, wenn sie vorgelassen wurden. Dann kam die Schaar von bes denen Männchen, welche ihre bürgerlichen Privilegien genießend an stillen Wa plätzen zu fischen wünschten und schon die Schachteln voll Regenwürmer in Tasche führten. Diese wandten hundert Geschäfte vor, wie Kindstaufen, Erheb von Erbschaften, Besichtigung eines Häuptleins Vieh u. dergl. Hierauf fol bedenklichere Gesellen, bekannte Debauchierer, die in abgelegenen Landwin einer Spielerbande, im besten Falle einem Kegelschieben oder einer Zechgesellsc zusteuerten; endlich kamen noch die Verliebten, die in Ehren aus den Mau

en, um Blümlein zu pflücken und die Rinden der Buchbäume mit ihren enmesserchen zu beschädigen.

Alle diese Classen ordnete sie mit Sachkenntniß, und der Oheim fand sie t eingetheilt, daß er ohne langen Zeitverlust diejenige Anzahl, die er nach ner Raison für Einmal hinauslassen wollte, absondern und die übrigen weisen konnte, damit nicht ein zu großer Haufen aus den Thoren laufe.

Salomon Landolt hörte von der lustigen Musterung, welche Figura Leu Sonntag Morgen abhalte. Es gelüstete ihn, das Abenteuer selbst zu en; daher begab er sich, obgleich er als Officier auch sonst an den Thoren all aus- und eingehen konnte, einstmals zu Pferde vor das Leu'sche Haus trat gestiefelt und gespornt auf den Hausflur, wo er die wunderliche Auf- ung der Wanderlustigen in der That vorfand.

Figura stand auf der Haustreppe, zum Kirchgange schon mandatmäßig stet, in schwarzer Tracht und mit dem vorgeschriebenen nonnenartigen Kopf- , das weiße Marmorhälschen mit dem erlaubten güldenen Kettlein umspannt. rrascht von der feinen, leichten Erscheinung, säumte er einen Augenblick zu en, bat dann aber höflich mit kaum unterdrücktem Lächeln um Anweisung s Platzes, wo er sich aufzustellen habe.

Sie machte einen anmuthigen Knicks, und da sie an seiner Frage die schalkische icht erkannte, fragte sie hinwieder: „In welchen Geschäften verreiset der r?"

„Ich möchte meiner Mutter einen Hasen fangen, da sie am Abend Gesell- ft und keinen Braten hat!" erwiderte Landolt so unbefangen als möglich.

„Dann belieben der Herr sich dorthin zu placiren," sagte sie eben so ernst- t und wies ihn zu dem Häuflein der Verliebten, die er an ihrem schüchternen zärtlichen Aussehen erkannte, wie sie ihm beschrieben worden. Figura ver- gte sich abermals vor ihm, als er doch etwas verblüfft zu der Gruppe trat, eilte dann so leicht wie ein Geist, Alles im Stiche lassend, aus dem Hause in die Kirche. Als sie verschwunden war, drückte sich Landolt sachte wieder s dem Flur hinaus, bestieg sein Pferd und trabte nachdenklich dem nächsten ore zu, das ihm dienstfertig geöffnet wurde.

Wenigstens war nun die Bekanntschaft mit dem eigenartigen Mädchen ge- cht, was auch dieses gelten zu lassen schien; denn wenn er der Figura begeg- te, so nahm sie freundlichst seinen Gruß ab, ja sie grüßte ihn manchmal zuerst t heiterem Nicken, da sie sich an keine Etikette band. Einmal trat sie sogar, e von der Luft getragen, auf der Straße unversehens vor ihn und sagte: ch weiß jetzt, wer der Hasenfänger ist! Adieu, Herr Landolt!"

Seinem geraden, offenen Wesen that diese Art und Weise außerordentlich ohl, und sie erfüllte sein vom Distelfink bereits angepicktes Herz mit einer rtlichen Sympathie. Um ihr näher zu kommen, suchte er den Umgang ihres ruders zu gewinnen, der, gleich ihr, bei dem Oheim wohnte, indem sie von indheit an verwaist waren. Salomon hatte erfahren, daß Martin Leu an ner Vereinigung jüngerer Männer und Jünglinge Theil nahm, welche sich esellschaft für vaterländische Geschichte nannte und in einem Gesellschaftshause n Neumarkt ihre Zusammenkünfte hielt.

Es waren die Strebsamen und Feuerköpfe aus der Jugend der herrsche
Classen, welche unter diesem Titel eine bessere Zukunft und aus dem dun
Kerkerhause der sogenannten beiden Stände d. h. des geistlichen und weltli
Regiments zu entrinnen suchten. Die Gegenstände der Aufklärung, der Bild
Erziehung und Menschenwürde, vorzüglich aber das gefährliche Thema
bürgerlichen Freiheit, wurden in Vorträgen und zwanglosen Unterhaltungen
so überschwenglicher behandelt, als ja die Herren Väter schon über eine o
schreitende Verwirklichung wachten und die Souveränität der alten Stadt i
das Land außer Discussion stand; waren ja doch Land und Leute im Laufe
Jahrhunderte mit gutem Gelde erworben und die Pergamente des Staates
kein Haar breit anderen Rechtes als die Kaufbriefe des Privatmannes.

Hingegen war die Untersuchung, ob das Recht der Gesetzgebung, das Re
die Verfassung zu ändern, bei der gesammten Bürgerschaft oder bei der Obrig
stehe, ein um so beliebteres Vergnügen, als es nur im Geheimen genossen wer
mußte, weil der Scharfrichter mit seiner geschliffenen Correcturfeder dicht
der Hand war. Wenn die Bürgerschaft, welche von den Herren als eine
schwierigsten bezeichnet wurde, einmal aufbrauste, so wurde jener schnell zur
gezogen, bis das Wetter vorüber war; nachher stand er wieder da gleich d
Barometermännchen, und die Oberkeit war wieder das nämliche mystisch-abstr
Gewaltsthier wie vorher, das allein von Gott eingesetzt worden.

Einen um so feurigeren und ernsteren Geist bedurfte es für die mit i
Ideen ringenden Jünglinge, von welchen einige zu einem strengen Puritanism
hingerissen wurden. Wie man auf den Sack schlägt und den Esel meint, eifer
sie gegen den Luxus und die Genußsucht, und zwar in einem ganz ande
Sinne, als die Sittenmandate. Sie wollten nicht die Bescheidenheit des chr
lichen Staatsunterthanen, sondern die Tugend des strengen Republikane
Hieraus entstanden bald zwei Fractionen, eine der leichtlebigeren Toleranten u
eine der finsteren Asceten, welche jene überwachten und beschalten. Schon n
ein Mitglied, das eine goldene Uhr trug und sie nicht ablegen wollte, aus
stoßen worden, andere wurden wegen zu üppiger Lebensart gewarnt u
beobachtet. Der oberste Mentor war der Herr Professor Johann Jakob Bodm
als Literator und Geschmacksreiniger bereits überlebt, als Bürger, Politi
und Sittenlehrer ein so weiser, erleuchteter und freisinniger Mann, wie
wenige gab und jetzt gar nicht gibt. Er wußte recht gut, daß er bei den He
schenden und Orthodoxen für einen Mißleiter der Jugend galt; allein sein A
sehen stand zu fest, als daß er sich gefürchtet hätte, und die Partei von d
strengen Observanz unter den jungen Männern war seine besondere Ehrengar

In diese Gesellschaft ließ Salomon sich eines Tages einführen und mad
gleich vor Beginn der Verhandlungen die Bekanntschaft des jungen Leu, d
sofort Gefallen an ihm fand. Sie mußten sich aber still verhalten; denn He
Professor Bodmer war heute selbst auf eine halbe Stunde erschienen, um d
Jünglingen einen Aufsatz ethischen Inhalts vorzulesen und ihnen eine Aufga
ähnlicher Art zu stellen. Landolt war nicht sehr aufmerksam, da seine Gedank
anderswo spazieren gingen. Er sah zuweilen den Bruder der Figura Leu a

sich noch mehr zu langweilen schien, und beide fühlten sich erleichtert, als eigentlichen Verhandlungen beendigt waren.

Jetzt kam aber der kritische Moment. Die Ernsthaften hielten es für eine renfache, noch mindestens ein halbes Stündchen in wechselnden Gesprächen sammen zu stehen, während die Leichtsinnigen bei guter Zeit davon zu laufen ebten, um in einem Gasthause sich noch etwas gütlich zu thun. Mit Geringätzung oder Entrüstung, je nach dem sonstigen Werthe der Flüchtlinge, und it scharfen Seitenblicken bemerkte man das Entweichen. Nachdem schon Mehrere h dergestalt gedrückt hatten, zupfte auch Martin Leu den arglosen Landolt am ockärmel und lud ihn leise flüsternd ein, mit ihm noch zu einem guten Glas ein zu gehen. Landolt begab sich unbefangen mit ihm hinweg, wunderte sich er, wie der Andere auf der Straße plötzlich querüber sprang, ihn mitziehend, e Steingasse hinauf lief, was sie vermochten, dann durch die Elendenherberge, n labyrinthisches Loch, nach dem dunkeln Löwengäßlein strebte, von diesem im Rothen Hause nach dem Eselsgäßlein hinüber setzte, wie ein gejagter Hirsch ber eine Waldlichtung, hinter der Metzg herum und über die untere Brücke nd den Weinplatz rannte, die Weggengasse hinauf, durch die Schlüsselgasse, eim rothen Mann die Storchengasse durchschnitt, die Kämbelgasse zurücklegte, ann wieder an der Limmat angekommen rechts ab bog und endlich in das attliche neue Palais der Meisenzunft eintrat.

Athemlos vom Lachen wie vom Laufen verschnauften sich die beiden jungen Männer, sich an dem eisernen Treppengeländer haltend, das noch jetzt, als ein Stolz damaliger Schmiedekunst, das Auge anzieht. Leu unterrichtete seinen neuen Freund von der Lage der Dinge und wie es gegolten habe, den Blicken der Späher durch den Kreuz- und Querlauf zu entrinnen. Landolt, als ein Feind jeder Art von Muckerei, freute sich nicht wenig über den Streich, zumal er von dem Bruder derjenigen Person ausging, die ihm wohlgefiel, und sie traten fröhlichen Muthes in den lichterhellen Wirthschaftssaal, an dessen Wänden zahlreiche Degen und dreieckige Hüte hingen, den Gästen entsprechend, die an verschiedenen großen Tischen saßen.

Kleine Bratwürstchen, Pastetlein, Muscatwein und Malvasier, so hießen die Dinge, welche die wiedervereinigte halbe Gesellschaft für vaterländische Geschichte zu sich nahm, und zwar nach den genauen Aufzeichnungen des Kundschafters der catonischen Hälfte, der den beiden letzten Ausreißern durch alle Seitengäßchen ungesehen gefolgt war und nun, den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter der Flügelthür stand und keinen Teller aus den Augen verlor. Und das Alles vor dem Nachtessen, das ihrer doch zu Hause wartete, und nach Anhörung einer Rede des großen Vater Bodmer: „Von der Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung als Sauerteig eines bürgerlichen Freistaats!“

Die jungen Epicuräer ließen es sich darum nicht weniger schmecken; die Freundschaft, als eine echt männliche Tugend, feierte auch hier ihre Triumphe, denn Martin Leu schloß mit Salomon Landolt einen Herzensbund für das Leben, nicht ahnend, daß derselbe es auf seine Schwester abgesehen habe und im Uebrigen ein mäßiger Geselle sei, der dem Gütlichthun um seiner selbst willen nicht viel nachfrage.

Die Folgen des Excesses ließen nicht auf sich warten. Ohne Vorwissen B mer's gingen die Strengsittlichen zu Werke und verschmähten nicht, zur gehein Anzeige an die Staatsgewalten zu greifen, deren Druck sie doch zu milde gedachten. Die Sache gelangte in der That als vertrauliches Tractandum t die oberste Sittenverwaltung, die Reformationskammer. Es wurde aber f klug befunden, die Sünder als Söhne angesehener Geschlechter und als übrige begabte junge Männer zur gütlich-mündlichen Ermahnung zu ziehen, in i Weise, daß jedem Reformationsherrn ein oder zwei Personen im Stillen z zweckdienlichen stillen Erledigung überwiesen wurden.

Der ältere Herr Leu erhielt billiger Maßen seinen eigenen Herrn Neff und dessen speciellen Mitthäter Salomon zugetheilt. Als letzterer eine Einladu zum Mittagessen bei dem Herrn Rathsherrn empfing, auf einen Sonntag pur 12 Uhr, war er von dem Neffen bereits in Kenntniß gesetzt, um was es f handle. Erwartungsvoll durchschritt er die leeren Gassen, welche von der A völkerung der strengen Sonntagsfeier wegen gemieden waren; nur eine beträch liche Zahl schwerer Pastetenkörbe kreuzte an der Hand der Bedienten auf d stillen Straßen, Plätzen und Brücken, gleich ernsten holländischen Orlogschiff Salomon folgte einem dieser Schiffe, dessen Steuermann er kannte, in eini Entfernung und mit wachsender Aufregung, weil er die Figura Leu zu seh hoffte und zugleich einen Verweis in ihrer Gegenwart zu empfangen Gefahr li

„Der Herr bekommt eine Predigt!" rief sie ihm auf dem Corridor er gegen, als er denselben entlang schritt, „aber trösten Sie sich! auch ich habe i Mandate verletzt, sehen Sie mal her!"

Sie präsentirte sich anmuthsvoll vor ihm, und er sah, daß sie ein straff Seidenkleid, schöne Spitzen und ein mit blitzenden Steinen besetztes Hal band trug.

„Das geschieht," sagte sie, „damit die Herren sich nicht vor mir zu schäm brauchen, wenn sie abgekanzelt zum Tische kommen! Auf Wiedersehen!" Dan verschwand sie wieder so rasch, wie sie erschienen war. In den Mandaten w wirklich den Frauen Alles verboten, was Figura am schlanken Leibe trug.

Salomon Landolt wurde zunächst in das Cabinet des Reformationsher geführt, wo er den Martin Leu traf, der ihm lachend die Hand schüttelte.

„Ihr Herren!" begann der Oheim seine Ansprache, nachdem die jung Leute sich aufmerksam neben einander postirt hatten, „es sind zwei Gesichtspunk von denen aus ich die bewußte Angelegenheit Euch an's Herz legen möch Einmal ist es nicht gesund, vor dem Nachtessen und zu ungewohnter Z Speisen und Getränke, besonders wenn letztere südlicher Art sind, zu sich nehmen und den Gaumen an dergleichen frequente Leckerhaftigkeit zu gewöhne Vorzüglich aber sollten sich junge Officiers solcher Näschereien enthalten, w sie den Mann vor der Zeit dickleibig und zum Dienste untauglich mache Zweitens aber, wenn es denn doch sein soll und die Herren einer Collation b dürftig sind, so ist es meiner Ansicht nach junger Bürger und Officiers u würdig, sich heimlich wegzustehlen und durch hundert dunkle Gäßlein zu springe Sondern ohne Worte der Entschuldigung, ohne Heimlichkeit und ohne Sch thun rechte Junggesellen das, was sie vor sich selbst meinen verantworten z

nnen! Nun wollen wir aber schnell zum Essen gehen, sonst wird die Suppe lt!"

Figura Leu empfing die drei Herren im Speisezimmer und machte mit erzhafter Grandezza die Wirthin, da der Oheim verwittwet war. Erstaunt h er ihren glänzenden Putz, und sie erklärte ihm sogleich, daß sie absichtlich s Gesetz beleidige, um ihr armes Brüderchen nicht allein am Pranger stehen lassen. Der Reformationsherr lachte herzlich über den Einfall, während gura dem Salomon Landolt den Teller so anfüllte, daß er Einsprache erheben ußte.

„Hat die Vermahnung schon so gut angeschlagen?" sagte sie, ihm einen chenden Blick zuwerfend.

Jetzt erwachte aber auch seine gute Laune, und er wurde so lustig und terhaltsam mit tausend Einfällen, daß Figura's silbernes Gelächter fast ohne ufhören ertönte und sie vor lauter Aufmerksamkeit keine Zeit mehr fand, gene Witze zu machen. Nur der Rathsherr löste ihn zuweilen ab, wenn er s seiner längeren Erfahrung treffliche Schwänke zum Besten gab, vorzugsweise arakteristische Vorfälle aus dem Amtsleben und dem beschränkten und doch ts so leidenschaftlichen Treiben der Geistlichkeit. Auch die tiefen Einwirkungen r Hausfrauen in Rath und Kirche traten in komischen Beispielen an das cht, und man merkte wohl, daß der Reformationsherr seinen Voltaire nicht igelesen ließ.

„Herr Landolt," rief Figura beinahe leidenschaftlich, „wir Zwei wollen nie rathen, damit uns solche Schmach nicht widerfahre! Die Hand drauf!"

Und sie hielt ihm die Hand hin, welche Salomon rasch ergriff und schüttelte.

„Es bleibt dabei!" sagte er lachend, jedoch mit Herzklopfen; denn er dachte as Gegentheil und nahm die Worte des schönen Mädchens für eine Art von erkapptem Entgegenkommen oder Aufmunterung. Auch der Rathsherr lachte, urde aber gleich wehmüthig, als die Kirchenglocken sich hören ließen und das rste Zeichen zur Nachmittagspredigt anschlugen.

„Schon wieder diese Mandate!" rief er; es war nämlich auch verboten, die Mittagsmahlzeiten in den Familien über den Gottesdienst auszudehnen, und es war unversehens zwei Uhr geworden. Alle beschauten trübselig den noch schön ersehenen wohnlichen Tisch; Martin, der Neffe, öffnete schnell noch eine Dessertlasche, indessen der Reformationsherr wegeilte, um seinen Kirchenhabit anzuziehen, da Rang und Sitte ihm geboten, zum Münster zu gehen. Bald erschien r wieder im schwarzen Talar, den weißen Mühlsteinkragen um den Hals und en konischen Hut auf dem Kopf. Er wollte nur noch sein Gläschen austrinken; a aber Landolt eben einen neuen Schwank erzählte, setzte er sich noch einen ugenblick hin, die Unterhaltung gerieth von Neuem in Fluß und stockte erst, ls durch das Aufhören des vollen Kirchengeläutes, das längst begonnen hatte, plötzlich die Luft still wurde.

Betroffen sagte Herr Leu, der Oheim: „Nun ist es zu spät, Martin, schenk' in! Wir wollen uns hier geduckt halten, bis die Zeit erfüllet ist!"

Figura Leu aber klatschte in die Hände und rief fröhlich: „Nun sind wir Alle Uebelthäter, und von welch' schöner Sorte! Darauf wollen wir anstoßen!"

Wie sie das geschliffene Gläschen mit dem bernsteinfarbigen Wein lächelnd erhob und ein Strahl der Nachmittagssonne nicht nur das Gläschen und die Ringe an der Hand, sondern auch das Goldhaar, die zarten Rosen der Wangen den Purpur des Mundes und die Steine am Halsbande einen Augenblick hell glänzte, stand sie wie in einer Glorie und sah einem Engel des Himmels gleich der ein Mysterium feiert.

Selbst der sorglose Bruder wurde von dem erbaulichen Anblick betroffen und hätte die schimmernde Schwester gern in den Arm genommen, wenn er sich nicht gescheut hätte, die Erscheinung zu zerstören; auch der Oheim betrachtete das Mädchen mit Wohlgefallen und unterdrückte einen aufsteigenden Seufzer der Besorgniß für ihr Schicksal.

Als noch ein Stündchen verflossen war und der Abend nahte, schlug der Rathsherr den beiden Gesellen vor, sich nach der Promenade im Schützenplatz zu begeben, wo längs den zwei Flüssen, die denselben einfassen, die schönen Baumalleen stehen.

„Dort geht jetzt," sagte er, „der edle Bodmer spazieren, umgeben von Freunden und Schülern, und spricht treffliche Worte, die zu hören Gewinn ist. Wenn wir uns ihm anschließen, so stellen wir unsere Reputation allerseits wieder her; indessen mag Figura ihre Sonntagsgespielinnen aufsuchen, die übungsgemäß am gleichen Orte lustwandeln, ehe sie die eingemachten Kirschen essen, mit denen sie sich bewirthen.

Diesen Rathschlag ausführend, gingen die Männer nach der genannten Promenade, auf welcher sich verschiedene Gesellschaften, jede für sich zusammenhaltend, auf und nieder bewegten. Darunter befand sich in der That Bodmer mit seinem Gefolge und besprach im Gehen den Unterschied zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen der Republik Plato's und einer schweizerischen Stadtrepublik, wobei er auf alle möglichen Vorkommheiten zu sprechen kam und allerhand Dummheiten und Unzukömmlichkeiten mit unverkennbaren Seitenhieben bezeichnete.

Die Herren Leu und Landolt schlossen sich nach gehöriger Becomplimentirung dem Bodmer'schen Zuge an und spazierten mit demselben weiter. Salomon Landolt war mit seinem lebhaften Wesen, und überdies nicht von der größten Aufmerksamkeit erfüllt, bald einige Schritte voraus, während Bodmer zum Thema einer öffentlichen Erziehung nach bestimmten Staatsgrundsätzen überging.

Einer Gesellschaft junger Damen, die jetzt von einer Seitenallee her über die Hauptallee spazierte, ging in ähnlich ungeduldiger Weise Figura Leu voran; Landolt machte seinen tiefsten Bückling, und alle Herren hinter ihm zogen ebenfalls ihre dreieckigen Hüte und machten ihre Complimente. Figura verneigte sich mit unnachahmlichem Ernste und mit großen Ceremonien, und alle Demoiselles hinter ihr, an die zwanzig Gespielinnen, thaten es ihr nach.

Als Bodmer ein Schulwerk Basedow's kritisirte, kam der Damenzug, diesmal in gerader Richtung, abermals entgegen und es erfolgte in gleicher Weise die Begrüßung, die noch länger andauerte, bis Alle vorbei waren. Uebergehend zum Nutzen der Schaubühnen, die Bodmer nicht ohne Anspielungen auf seine eigenen dramatischen Versuche abhandelte, wurde er wiederum durch

en nämlichen ceremoniellen Vorgang unterbrochen, so daß man aus dem Hüte-chwingen und Verbeugen nicht herauskam, fast zum Verdrusse des würdigen ltmeisters.

Freilich lag die Schuld einigermaßen an Salomon Landolt, der als Jäger nd Soldat die Bewegungen des feindlichen Corps stets im Auge zu behalten erstand und die gelehrten Herren, ohne daß sie es merkten, die Wege einschlagen ließ, welche zu den wiederholten Begegnungen führten. Figura griff aber jedes-nal so pünktlich und zuverlässig mit ihren ungeheuren Knicksen ein, daß er es nicht bereute. Auch dünkte ihm dieser Tag, als er vollbracht war, der schönste, en er bis jetzt erlebt hatte.

Das lustige Fräulein lag ihm nun stündlich im Sinn; allein die heitere Ruhe, welche er bei der Salome, dem Distelfink, bewahrt hatte, war jetzt dahin, und es erfüllte ihn, so oft er sie längere Zeit nicht sah, Traurigkeit und Furcht, das Leben ohne Figura Leu zubringen zu müssen. Auch sie schien ihm herzlich zugethan zu sein; denn sie erleichterte seine Bemühungen, in ihre Nähe zu kommen, und ging mit ihm um, wie mit einem guten Kameraden, der zu jedem Scherz aufgelegt und für jeden Sonnenblick guter Laune empfänglich ist. Sie legte ihm hundertmal die Hand auf die Achsel oder gar den Arm um den Hals; so bald er aber selbst ihre Hand ergreifen wollte, zog sie dieselbe beinahe hastig zurück; wagte er aber halbwegs ein zärtlicheres Wort oder einen ver-rätherischen Blick, so ließ sie das mit kalter Nichtbeachtung abgleiten. Mitunter verfiel sie sogar in spöttliche Aeußerungen, die sie wegen unbedeutender Dinge gegen ihn richtete und die er schweigend hinnahm, in seiner Verlegenheit aber nicht merkte, wie sie trotzdem einen warmen und theilnahmvollen Blick auf ihn geworfen hatte.

Bruder und Oheim sahen diesen seltsamen Verkehr wol, ließen die jungen Leute aber gewähren und nahmen die Art des Mädchens wie Etwas, das nicht zu ändern ist, zumal sie den vollkommen ehrenhaften und biedern Charakter Salomon's kannten.

Eines Tages jedoch kam das Verhältniß zum Austrag. Salomon Geßner, der Dichter, hatte, da der Sommer begonnen, seine Amtswohnung im Sihl-walde bezogen, dessen Oberaufsicht ihm von seinen Mitbürgern übertragen worden war. Ob er das Amt wirklich selbst verwaltete, ist nicht mehr erfindlich; so viel ist gewiß, daß er in jenem Sommerhause dichtete und malte und sich mit den Freunden lustig machte, die ihn häufig besuchten. Dieser neue Salomo, der in unsern Geschichten erscheint, stand dazumal in der Blüthe seines Lebens und eines Ruhmes, der sich bereits über alle Länder verbreitet hatte; was von diesem Ruhme verdient und gerecht war, trug er mit der Anspruchslosigkeit und Liebens-würdigkeit, die nur solchen Menschen eigen sind, die wirklich Etwas können. Geßner's idyllische Dichtungen sind durchaus keine schwächlichen und nichts-sagenden Gebilde, sondern innerhalb ihrer Zeit, über die Keiner hinaus kann, fertige und stylvolle kleine Kunstwerke. Wir sehen sie jetzt kaum mehr an und bedenken nicht, was man in fünfzig Jahren von alledem sagen wird, was jetzt täglich entsteht.

Sei dem wie ihm wolle, so war die Luft um den Mann, wenn er in sein Waldwohnung saß, eine recht poetische und künstlerische, und sein mehrseitige fröhliches Können, verbunden mit seinem unbefangenen Humor, erregte stet goldene Heiterkeit. Sowol seine eigenen Radirungen als die von Zingg un Kolbe nach seinen Gemälden gestochenen Blätter werden in hundert Jahren er recht eine gesuchte Waare in den Kupferstichcabinetten sein, während wir sie jet für wenige Batzen einander zuschleudern.

An einer Porcellanfabrik betheiligt, hatte er mit leichter Hand versucht, i Bemalung der Gefäße selbst voranzugehen und nach kurzer Uebung die Aus schmückung eines stattlichen Theegeschirrs übernommen und zum Gelingen gebrach Das zierliche Werk sollte nun im Sihlwalde eingeweiht werden; Freunde un Freundinnen waren zu der kleinen Feier geladen und der Tisch am Ufer de Flusses unter den schönsten Ahornbäumen gedeckt, hinter denen die grüne Berg halde, Kronen über Kronen, zu dem blauen Sommerhimmel emporstieg.

Auf dem blendendweißen, mit Ornamenten durchwobenen Tischtuch abe standen die Kannen, Tassen, Teller und Schüsseln, bedeckt mit hundert kleiner und größern Bildwerklein, von denen jedes eine Erfindung, ein Idyllion, ei Sinngedicht war, und der Reiz bestand darin, daß alle diese Dinge, Nymphen Satyrn, Hirten, Kinder, Landschaften und Blumenwerk mit leichter und sichere Hand hingeworfen waren und jedes an seinem rechten Platz erschien, nicht al die Arbeit eines Fabrikmalers, sondern als diejenige eines spielenden Künstlers

Der so geschmückte Tisch war mit den rundlichen Sonnenlichtern bestreut welche durch das ausgezackte Ahornlaub fielen und nach dem leisen Takte de Lufthauches tanzten, der die Zweige bewegte; es war zuweilen wie eine sanfte feierliche Menuett, welche die Lichter ausführten.

Schon saß Herr Geßner wieder im Anschauen dieses Spieles verloren, al der erste Wagen mit den erwarteten Gästen anlangte. In ihm saß der weis Bodmer, der zürcherische Cicero, wie ihn Sulzer zu nennen pflegte, und de Canonicus Breitinger, der in jüngern Tagen den Krieg gegen Gottsched mit ihn gestritten hatte. Sie saßen aber auf den Rücksitzen, da sie ihre ehrbaren Hausfrauen mitbrachten. Andere Kutschen brachten andere Freunde und Gelehrte die alle einen außerordentlich muntern und geistreichen Jargon sprachen, beleb von einer Mischung literarischen Stutzerthums und helvetischer Biederkeit, oder wenn man will, kleinbürgerlicher Selbstzufriedenheit.

Ein letzter Wagen war mit jungen Mädchen angefüllt, worunter Figure Leu, und begleitet von Martin Leu und Salomon Landolt, die zu Pferde saßen

Alle die würdigen und schönen Personen bewegten sich alsbald unter den Bäumen in großer Fröhlichkeit herum; das bemalte Porcellanzeug wurde betrachtet und höchlich belobt; allein es dauerte nicht lange, so führte Salomon Geßner mit der Figura Leu die Scene auf, wie ein blöder Schäfer von einer Schäferin im Tanz unterrichtet wird, und er machte das so lustig und natürlich, daß ein allgemeiner Muthwillen entstand und Frau Geßner, die hübsche geborne Heideggerin, Mühe hatte, die Gesellschaft endlich zum Sitzen zu bringen, damit ihrer Bewirthung Ehre angethan würde.

Dem ruhigern Gespräche, das hiebei Raum gewann, wurde Nahrung gegeben durch einen jener Enthusiasten, die alles Persönliche hervorzerren müssen. Derselbe hatte schon die neuesten Ergebnisse des Geßner'schen Lebens aufgestöbert, vielleicht nicht ohne Wegeleitung der trefflichen Gattin. Es waren verschiedene Briefe aus Paris gekommen. Rousseau schrieb Herrn Huber, einem Uebersetzer Geßner's, die schmeichelhaftesten Dinge über letzteren, und wie er dessen Werke nicht mehr aus der Hand lege. Diderot wünschte sogar, einige seiner Erzählungen mit den neuesten Idyllen Geßners in einem Bande gemeinschaftlich erscheinen zu lassen. Daß Rousseau für den reinen Naturzustand jener idyllischen Welt schwärmte, war am Ende nichts Wunderbares; daß aber der große Realist und Encyklopädist nach dem Vergnügen strebte, mit dem harmlosen Idyllendichter Arm in Arm aufzutreten, erschien als die erdenklich wichtigste Ergänzung des Lobes und gab zum Verdrusse Geßner's Anlaß zu den breitesten Erörterungen.

Dadurch aber wurde Bodmer, der Cicero, aus seinem Gleichgewicht geworfen, daß die menschliche Narrheit, die auch dem Weisesten innewohnt, die Oberhand bekam und frei wurde, indem er nun unaufhaltsam und rücksichtslos seine dichterische Seite hervorkehrte. Er erinnerte wehmüthig daran, wie er einst mit dem jungen Wieland zusammen in begeisterter Freundschaft, er, der Aeltere, Bewährte, mit dem aufgehenden Jugendgestirn, eine Sammlung vermischter heiliger Dichtungen herausgegeben: und wo seien nun jene edelsten Freuden geblieben?

Die hageren Beine übereinandergelegt, im Stuhle zurückgelehnt und wegen der kühleren Waldluft einen leichten grauen Sommerüberwurf malerisch umgeschlagen, gab er sich in lauter Melancholie dem Andenken an jene trüben Erfahrungen hin, da kurz nacheinander die seraphischen Jünglinge Klopstock und Wieland, die er nach Zürich gerufen, seine heilige Vaterfreundschaft und poetische Bruderschaft so schnöde getäuscht und hintergangen hatten, der Eine, indem er sich zu einer Schaar zechender Jugendgenossen schlug und einen erschreckenden Weltsinn bekundete, statt am Messias zu arbeiten; der Andere, indem er immer mehr mit allen möglichen Weibern zu verkehren begann und damit endete, der frivolste und liederlichste Versschmied, nach seiner Ansicht, zu werden, der jemals gelebt, dergestalt, daß Bodmer alle Hände voll zu thun hatte, die Schande und den Kummer mit einer unerschöpflichen Flut von furchtbaren Hexametern in unzähligen Patriarchiden zu bekämpfen.

So kam er dann auf seinen geprüften Abraham, auf Jakob's Wiederkunft aus Haran, auf die Noachide, die Sündflut und alle jene Monumente seiner ruhelosen Thätigkeit zu sprechen und recitirte zahlreiche Glanzstellen aus denselben. Dazwischen flocht er tadelhafte Neuigkeiten ein, die seine allverbreiteten Correspondenzen ergeben, wie z. B. der Rath von Danzig den jungen poesiebeflissenen Bürgern der Stadt den Gebrauch des Hexameters als eines für die bürgerlichen Gelegenheiten unanständigen und aufrührerischen Vehikels verboten habe.

Auch beschrieb er mit maliciösem Lächeln als Charakteristicum moderner Freundschaft, wie er einen Freund und Pfarrer vom Erscheinen eines feindlichschlechten Spottgedichtes auf ihn, betitelt „Bodmerias", vertraute Mittheilung gemacht; wie der Freund sich darüber entrüstet gezeigt, daß man das Vergnügen

an den unsterblichen Bodmerischen Werken auf so boshafte und widrige Art stören wage; hoffentlich werde solche Bübereien kein ehrbarer Mensch lesen, all mit Mehrerem; wie aber der lüsterne Geistliche damit geschlossen, ob er ih diese Bodmerias nicht auf einen Tag verschaffen könne, da nach überwundene Verdrusse das Divertissement an denen so werthen Poesien sich unzweifelhaft ve doppeln werde!

Die Anwesenden lächelten ergötzt über den neugierigen Pfarrer, den s erriethen. Bodmer aber ließ in höherer Erregung seinen Ueberwurf auf d Hüften sinken, sich vorbeugend, daß er einem römischen Senator gleich sa und rief:

„Dafür geht er auch der Erwähnungsstelle verloren, die ich ihm in d neuen Auflage der Noachide bestimmt hatte; denn er hat sich nicht geläutert gem erwiesen, an meiner Hand in die Zukunft hinüber zu schreiten!"

Er führte nun aus, welchen Bewährten unter seinen Freunden er solche E wähnungsstellen in seinen verschiedenen Epopöen schon gewidmet habe und we chen er diese Vergünstigung noch zuzuwenden gedenke, je nach der Bedeutu des Mannes in größeren oder geringeren Werken, in einer größeren oder kleiner Anzahl von Versen.

Mit scharf prüfendem Auge blickte er um sich und Alle schauten vor si nieder, die Einen erröthend, die Andern erbleichend, Alle aber schweigend, d er eine ernste Musterung zu halten schien.

Allmälig ward seine Stimmung milder; er lehnte sich wieder zurück, d vergangenen Tage gedenkend, und sagte mit weichem Tone, in die grüne Ber halde hinaufblickend:

„Ach, wo ist jene goldene Zeit hin, da mein junger Wieland den Vorb richt zu unserm gemeinsamen Bande schrieb und die Worte hinzusetzte: Man h es vornehmlich unserer göttlichen Religion zuzuschreiben, wenn wir in der mor lischen Güte unserer Gedichte etwas mehr als Homere sind?"

In dem Augenblicke, als er wieder abwärts sah, gewahrte er eine seltsam Scene, so daß er plötzlich aufsprang und streng ausrief: „Was macht die Närrin?

Schon die ganze Zeit über war nämlich Salomon Landolt etwas seitwärt unter den Bäumen für sich auf- und abgegangen, über seine Herzensangelegenhei nachdenkend und erwägend, ob nicht am heutigen Tage etwas Entscheidendes ge schehen könnte?!

Er trug damals einen ansehnlichen Haarbeutel mit großen Bandschleifen Figura Leu aber hatte sich im Hause ein kleines Taschenspiegelchen und einen runden Handspiegel verschafft. Das erstere wußte sie ihm, als ob sie an dem selben etwas zu ordnen hätte, unbemerkt an dem Haarbeutel zu befestigen, worau er seinen Spaziergang ruhig fortsetzte. Sogleich aber schritt sie, auf dem Moos boden unhörbar für ihn, mit pantomimischen Tanzschritten hinter ihm her, au und nieder, so leicht und zierlich wie eine Grazie, und führte ein allerliebste Spiel auf, indem sie sich fortwährend in dem Spiegel auf Landolt's Rücken und in dem Handspiegel abwechselnd beschaute und zuweilen den Handspiegel und ihren Oberkörper, immer tanzend, so wendete, daß man sah, sie bespiegele sich von allen Seiten zugleich.

Wie ein Blitz war in dem geistig beweglichen und klugen Manne der
:dacht aufgefahren, es werde hier von muthwilliger Jugend das Bild
:r eiteln Selbstbespiegelung dargestellt, und zwar der seinigen, in Uebersetzung der
ı ihm gehaltenen Reden. Alle wendeten sich nach der Richtung, in welcher
ı langer, knochiger Zeigefinger wies, und belachten das artige Schauspiel, bis
lich auch Landolt aufmerksam wurde, sich verwundert umschaute und noch
Figura ertappte, wie sie schnell das Spiegelchen ihm vom Rücken nahm.

„Was soll das bedeuten?" sagte der alte Professor, der sich schon gefaßt
tte, mit ruhiger und sanfter Stimme; „will die Jugend das geschwätzige Alter
:spotten?"

Was Figura eigentlich gewollt, wurde nie ermittelt; nur so viel ist sicher,
ß sie in großer Verlegenheit da stand und von Reue befallen war; in der
ıgst zeigte sie auf Landolt und sagte: „Sehen Sie denn nicht, daß ich nur
t diesem Herrn scherze?"

Nun wurde Salomon Landolt roth und blaß, da er sich für den Gefoppten
lten mußte, und weil die Gesellschaft endlich auch die zweifelhafte Natur des
chauspiels wahrnahm, verbreitete sich eine stille, etwas peinliche Spannung.

Da sprang Salomon Geßner ein, ergriff den Handspiegel und rief:

„Mit Nichten handelt es sich um irgend eine Verspottung! Das Fräulein
t die Wahrheit darstellen wollen, wie sie im Gefolge der Tugend geht, die
ffentlich Niemand unserm Landolt abstreiten wird! Aber dennoch hat die Dar-
llerin gefehlt, denn die Wahrheit soll einzig um ihrer selbst willen bestehen
ıd weder von der Tugend noch vom Laster in dieser oder jener Weise abhängig
in! Laßt sehen, ob ich's besser kann!"

Hiemit nahm er ein Schleiertuch der nächsten Dame, drapirte sich damit
e Hüften und bestieg, den Spiegel in der Hand, einen Steinblock als Piedestal,
ıf welchem er mit verrenkter Körperhaltung und süßlichem Mienenspiel die
:tatue einer Veritas so drollig zur Erscheinung brachte, daß Gelächter und
röhlichkeit zurückkehrten.

Nur Salomon Landolt blieb in zerstörter Laune und schlich sich weg, einen
ıtlegnern Waldpfad auffuchend, um seine Gedanken zu sammeln und nachher
ls ein tapferer Mann aus der Affaire abzureiten. Er war aber noch nicht
ınge gegangen, so hing unversehens Figura Leu an seinem Arm.

„Ist es erlaubt, mit dem Herrn zu promeniren?" flüsterte sie ihm zu und
hritt dann mit leichtem Fuß eine Weile neben dem Schweigenden hin, der sie
:otz seines Schweigens keineswegs vom Arme ließ. Als sie aber auf einer ge-
ıissen Höhe angekommen waren, wo kein Auge sie mehr erreichen konnte, stand
e still und sagte:

„Ich muß einmal mit Ihnen sprechen, da ich sonst elendiglich umkomme.
Zuerst aber dieses!"

Damit schlang sie beide Arme um seinen Hals und küßte ihn. Als er
ergleichen fortsetzen wollte, stieß sie ihn aber kräftig zurück.

„Das will sagen," fuhr sie fort, „daß ich Ihnen gut bin und weiß,
aß Sie mir es auch sind! Aber hier heißt's nun Amen! Aus und Amen!
Denn wissen Sie, daß ich meiner Mutter auf ihrem Sterbebette versprochen

habe, eine Minute ehe sie den Geist aufgab, daß ich niemals heirathen w
Und ich will und muß das Versprechen halten! Sie war geisteskrank, erst sch
müthig, dann schlimmer, und nur in der letzten Stunde wurde sie noch ein
licht und sprach mit mir. Es ist in der Familie, taucht bald da, bald
auf; früher übersprang es regelmäßig eine Generation, doch die Großmutter
gehabt, dann die Mutter, und nun fürchtet man, ich werde es auch bekomm

Sie ließ sich auf die Erde nieder, bedeckte das Gesicht mit den Händen
fing bitterlich an zu weinen.

„Landolt kniete erschüttert bei ihr, suchte ihre Hände zu fassen und si
beruhigen. Er suchte nach Worten, ihr seinen Dank, seine Gefühle auszudrü
konnte aber Nichts sagen, als: „Nur Muth, das wollen wir schon machen!
wäre etwas Schönes! Da wird Nichts draus“ u. s. w.

Allein sie rief mit erschreckender Ueberzeugung: „Nein, nein! Ich bin
schon nur so lustig und thöricht, um die Schwermuth zu verscheuchen, die
ein Nachtgespenst hinter mir steht, ich ahne es wohl!“

Es gab damals bei uns zu Lande noch keine besondern Anstalten für si
Kranke; die Irren wurden, wenn sie nicht rasten, in den Familien beha
und blieben lange hin als unselige dämonische Wesen in der Erinnerung has

Schneller, als er hoffte, erhob sich aber das weinende Mädchen; sie trock
das Gesicht sorgfältig und entfloh der Trauer mit instinctiver Eile.

„Genug für jetzt!“ rief sie. „Sie wissen es nun! Sie müssen ein gu
schönes Wesen heirathen, das klüger ist, als ich! Still, schweigen Sie! Das
das Punctum!“

Landolt wußte für einmal Nichts weiter zu sagen; er blieb gerührt
erschüttert von dem ernst drohenden Schicksale; aber er fühlte auch ein sich
Glück in sich, das er nicht zu verlieren gedachte. Sie gingen noch so lange n
einander herum, bis die Spuren der Aufregung in Figura's schönem Gesicht
schwunden waren, und kehrten dann zu der Gesellschaft zurück.

Dort war bereits ein kleiner Ball unter den jüngern Leuten im Ga
da Herr Geßner für ein paar ländliche Musikanten gesorgt hatte.

Als aber Figura erschien, forderte der versöhnte Bodmer selbst sie
eine Tour mit ihm zu probiren, damit er seine Jugendlichkeit noch darth
könne. Nachher tanzte sie, so oft es ohne auffällig zu werden geschehen kon
mit Landolt, dem sie zuflüsterte, es müsse das der letzte Tag ihrer Vertr
lichkeit sein, da sie nie wisse, wann sie in das unbekannte Land abberufen wer
wo die Geister auf Reisen gehen.

Auf der Fahrt nach der Stadt ritt er an der Seite des Wagens,
welcher sie saß. Ihr Zünglein stand nicht einen Augenblick still; von ein
fruchtbeladenen Kirschbaum, unter dem er wegritt, brach er rasch einen Zw
voll korallenrother Kirschen und warf ihr denselben auf den Schoß.

„Danke schön!“ sagte sie und bewahrte den Zweig mit den vertrockne
Früchten noch dreißig Jahre lang sorgfältig auf; denn sie blieb bei guter G
sundheit, und das düstere Schicksal erschien nicht. Dennoch verharrte sie un
änderlich auf ihrem Entschlusse; auch ihr Bruder Martin, welchen Salom

nächsten Tage in aller Frühe aufsuchte, um mit ihm zu sprechen, bestätigte Aussage und daß es für eine ausgemachte Sache im Hause gelte, in welchem jeher vorzüglich die Frauen jenem Unglück ausgesetzt gewesen seien. Keinen ern Schwager, betheuerte Martin, möchte er sich wünschen, als Landolten; in er müsse ihn selbst bitten, um der Ruhe und des Friedens ihres Gemüthes len, die sich bis jetzt so leidlich erhalten, von allem Weiteren abzustehen.

Landolt ergab sich nicht sogleich; vielmehr harrte er im Stillen Jahre lang, e daß jedoch eine Aenderung in der Sache eintrat. Sein guter Muth erhielt nur dadurch, daß nach den abgemessenen Zwischenräumen, nach welchen er Figura Leu wieder sah, ihre Augen ihm jedes Mal zu verstehen gaben, daß ihr liebster und bester Freund sei.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Bagirmi, der Sklavenhandel

und die Brüsseler internationale Association zur Erforsch und Erschließung Inner-Afrika's.

Von

Dr. G. Nachtigal.

II.

Das Gebiet des Sokoro ist charakterisirt durch zahlreiche, schroff aus diger Ebene aufspringende Felsen, hat aber auch einige ansehnlichere Gebirgs mit Wäldern, Dörfern und Feldern auf den Abhängen. Zahlreiche, period Wasserläufe sichern in dem leichten, humusgemischten Sandboden den Einwoh eine reiche Ernte von Penicillaria, Baumwolle, Erdnüssen, Sesam, Bohne Auch die Gegenden der Bua sind noch reich an Felsen und Wasserläufen, denen jene an Massenhaftigkeit abnehmen, diese aber dem Hauptstrome ansehn Wassermengen zuführen. Noch weiter südlich schwinden die Felsbildungen n und mehr, und schon in der Breite der Sara Dai soll die Gegend eben sei

Die vorher genannten Landschaften der Bagirmi-Heiden aber, zwischen östlichen und dem westlichen Arme des Schari, um die es sich bei der vorliege Reise allein handelt, sind ganz und gar flach, so flach, daß ein System sumpfigen Niederungen und Thälern, die sich aus beiden Armen abzweigen, bilden und sich wieder vereinigen, der Gegend den Hauptcharakter aufprägt. N dem dieselben in der Sara- und Tummok-Gegend sich hierhin und dorthin wendet haben, geht aus ihnen der „Ba Ili" oder „schwarze Fluß" nach N westen, um sich zum Theil nicht weit von Maffale wieder zum eigentli Schari zu wenden, zum größeren aber sich in der Musgo-Landschaft in Fluß von Logon zu ergießen. Der „Ba Ili" besteht während der trock Jahreszeit aus einzelnen Tümpeln, Teichen, Sümpfen und Thälern, die sich Sommer und Herbst mit Wasser bedecken. Ein schwaches Gefälle macht dann bemerkbar, und stellenweise entsteht ein recht ansehnlicher Fluß, der w seines unendlichen Reichthums an Flußpferden berühmt ist.

Der sich an den Schari lehnende Theil dieses Gebietes hat einen an der
ɛfläche mit Humus, in der Tiefe mit Thon gemischten Sandboden, der sich
refflich zu allen möglichen Culturen eignet. Das Territorium der Somraï
gen, der Gaberi, theilweise der Kuang und Musgo ist reiner Lehmboden,
zwar fabelhaft reiche Ernten der ihm passenden Culturpflanzen liefert, aber
Fremde nur in der trockenen Jahreszeit passirbar ist.

Naturgemäß richtete sich das Augenmerk der ersten Bagirmi-Herrscher auf
dem Centrum des Reiches nächstwohnenden Stamm, den der Sokoro, und
ı König Abdalla, der vierte Herrscher der Dynastie, der klügste, energischste
gesegnetste, unterwarf zahlreiche Abtheilungen desselben. Sein Enkel Bur-
anda, der siebente König, vollendete nahezu seine Unterwerfung, während bis
fünfzehnten Herrscher, Namens Hadschi, keiner den Versuch gemacht hatte,
: Bussо und Sarua nach Süden hinauszudringen. Dieser, nachdem er zum
n Male den festesten Sokoro-Platz, Gogomi, erobert hatte, empfing Tribut
einigen Bua-Landschaften, unterwarf Miltu und dirigirte die erste Expedition
n Somraï. Der frevelreiche, schon erwähnte König Gauranga sodann voll-
ɛte die Unterjochung Sarua's und zog gegen die Ndam, während sein Sohn
ckomanda die centralen Kuang, manche Gaberi-Ortschaften, Bua-Abtheilungen
Sara-Sitze unterwarf. Abd el Kader endlich und sein Sohn Mohammedu,
letzten Herrscher der Dynastie, dehnten ihre Herrschaft über die Gaberi bis
ı Flusse von Logon aus, besiegten die Tummok, drangen über Sara Kumra
aus bis Dai vor und ließen sich östlich vom Schari von den Njillem und
lichen Bua-Abtheilungen als Herren anerkennen. Die meisten der größeren
meinwesen sollten regelmäßig 100 Sklaven abgeben, thaten dies jedoch factisch
: beim jedesmaligen Erscheinen des Königs oder eines höheren Würdenträgers
: Kriegsmacht in ihrer Gegend. Ohne kriegerische Gewalt kamen höchstens
ı Bussо, Sarua, den nahegelegenen Sokoro, vielleicht Miltu und den nörd-
sten Bua Sklavenabgaben ein.

Sobald wir den Schari verlassen und uns nach Süden gewendet hatten,
derte sich die Welt in Mensch, Thier und Vegetation allmälig. Wir erreichten
einem Tagemarsche den an Eisenerde so reichen Distrikt Gurgara, der südlich
n Ba Jli begrenzt wird und in dem die Metallausbeute von Bagirmi-Leuten
orgt wird, die jetzt ebenfalls in den Bürgerkrieg gezogen worden waren. Die
achelbäume nahmen mehr und mehr ab, doch noch waren die herrlichen, hoch-
mmigen Bäume selten, welche bis zum 10° nördlicher Breite hinaufreichen
d in einem fast ebenso breiten Gürtel, als die nördlich davon liegende Steppen-
gend mit Mimosenbestand, das Innere des Continents durchziehen. Erst
t dem Erreichen der ersten von Somraï abhängigen Heidenortschaften betraten
r jene majestätischen Wälder, die von ihnen gebildet werden und abwechseln
t weiten Lichtungen und großen Buschboskets: ein großartiger Naturpark.
af den Ufern der Tsade-Zuflüsse und Schari-Arme mögen die Waldungen man-
gfaltiger durch dicht in einander verwebte Baum- und Strauchtypen, reicher
: Arten sein; doch herrlicher in den Individuen, lieblicher in der wechselvollen
nlage von Hochwald, Buschwald und Wiesen, und majestätischer in ersterem war
e Vegetation hier. Hier bildete die Delebpalme ansehnliche Haine, und zu den ver-

einzelten Zierden höherer Breitengrade, der Tamarinde, der Murraja, der H
(Giraffenbaum), der Feigenbäume, gesellen sich hier der Butterbaum, der Bo
oder Seidenbaumwollenbaum, die Parkia und zuletzt die Oelpalme. In ihrer G
entsprechenden Zwischenräumen stehend, fast ohne Unterholz, konnten sie in der
wickelung ihrer Stämme und mächtiger Kronen zu voller Geltung kommen, und
Vertheilung erzeugt eine Farbenmannigfaltigkeit, welche mit ihrem dichten S
ten beneidenswerthe Wohnstätten abgaben. Diese trugen neben den Lichtu
welche die üppigen Felder enthielten, zierliche Gehöfte mit Strohhütten, d
Errichtung in dieser Solidität und Zierlichkeit von hier aus nach Bagirmi
und in Bornu und Wadaï kaum bekannt ist.

Wenige Stunden nachdem wir den Ba Ili überschritten hatten, lage
wir heimlich in ansehnlicher Entfernung vom ersten Heidendorfe, um die L
nicht zu erschrecken. An dem Flusse selbst konnten wir nicht bleiben aus Fu
vor den bösen Fliegen, welche den aus Norden kommenden Pferden beson
gefährlich werden. Es sind zwei Arten von Fliegen, die in dieser Bezieh
berüchtigt sind und die ich auch später am Fittri und besonders im Si
Wadaï's fand. Die eine ist groß, hellgraubraun, mit smaragdgrünem Ku
divergirenden Flügeln und einem langen, spitzen Stachel, dessen Stich d
Menschen einen ansehnlichen Blutstropfen erzeugt. Die andere von der G
unserer Hausfliege, mit parallelen Flügeln, dunkelgraubraun, bringt zwar b
Stiche einen viel geringeren Schmerz als die vorgenannte hervor, gilt aber
viel gefährlicher. — Nachdem wir zur Beruhigung der besorgten Einwohner
um sie über unsere friedlichen Absichten aufzuklären, Leute ausgeschickt hat
die ihnen in Abstammung nahe standen, betraten wir das erste Heidend
Während ich schon auf den allmäligen Uebergang hingewiesen habe, den m
in der Vegetation constatiren konnte, so fühlte man sich in Bezug auf
Menschen übergangsloser in eine andere Welt versetzt, weniger allerdings
Folge seiner abweichenden physischen Natur, als durch die Verschiedenheit
Tracht und äußerer Sitte. Bis dahin hatte der Islam seinen Einf
ausgeübt; hier hatten wir die Grenze zwischen ihm und dem Heidenth
überschritten.

Die Leute waren von mäßig intensiver Schwärze und etwas über mittl
Größe; leidliche Gesichtszüge walteten vor, ohne daß sehr regelmäßige n
grotesk häßliche fehlten. Die Männer waren mit dem einfachen Felle ei
Ziege, Gazelle oder wilden Katze um die Hüften bekleidet, die Frauen eigent
gar nicht. Jenes wurde in der wenig zweckerfüllenden Weise unserer Be
mannsschurzfelle getragen, doch so, daß der Schwanz des Felles, welcher hin
lang herunterhing, leicht im Nothfalle nach vorn genommen und am Gü
befestigt werden konnte. Bei den Frauen erinnerte an Kleidung eine Schn
um die Hüfte, an der sie wol vorn und hinten die billige Toilette frischer La
büschel anbrachten. Später sah ich allerdings zuweilen diese Schnur in größe
Breite als Gürtel, von dem vorn Lederfranzen als eine kurze Schürze her
hingen. Als Zierrath trugen die Frauen und Mädchen, besonders die jünger
an der Stelle unserer Strumpfbänder Lederbänder, auf denen einige Reih
Kaurimuscheln angebracht waren, in der durchbohrten Oberlippe einen dünn

cylinder, und zuweilen eine Schnur kleiner rother Glasperlen um den Hals. Haar war rasirt oder ganz kurzgeschoren mit hoch ausrasirter Stirn. In Coiffüre zeigten sich vielmehr die Männer als die Träger der Eitelkeit. Da n rings um den Kopf herabhängende, lange, dünne Flechtchen mit oder Perlen- und Federschmuck; da gab es Stutzer, welche das ganze Haupthaar arallele Reihen kleiner, aufrecht stehender Flechtchen getheilt hatten, die ent- r von vorn nach hinten oder von einer Seite zur andern verliefen; Andere en an den vier, so zu sagen, Ecken des Kopfes aufrechte Flechten in Gestalt Hörnchen; noch Andere kämmten mit eng aneinander gereihten und verbun- n, spitzen Holzstäbchen, als einem primitiven Kamme, das ganze Haar sorg- g in die Höhe und schnitten es gleichmäßig so, daß es auf dem Vorderkopfe förmig emporragte: genug, es schien der persönlichen Eitelkeit und Erfindungs- durch die Sitte keine Schranke gesetzt. Die Tätowirung war weder sehr nigfaltig, noch künstlich: drei Zoll lange Einschnitte von der Schläfe auf die ige, und hier und da ein Kranz von kürzeren Längseinschnitten auf dem ganzen ren Theile der Stirn. Nur die Bai haben eine vom behaarten Theile des fes bis auf die Nasenwurzel herabreichende, breite Schnittnarbe, die ihnen höchst eigenthümliches, wenig vertrauenerweckendes Aussehen verleiht. Die nraï brechen einen Schneidezahn, die Sara zwei und die Bai alle vier aus Unterkiefer. Im Ganzen schienen mir die Männer hübscher von Zügen die Frauen, während diese sich im Durchschnitt eines verhältnißmäßig höheren chses zu erfreuen hatten. Jedes männliche Individuum trägt um den Hals ne, durchbohrte, mit Luftlöchern versehene Ziegen- oder Gazellenhörner, welche t Signalgeben dienen.

Hauptwaffe ist das Wurfeisen in verschiedener Gestalt, deren sie zwei bis f bei sich tragen, das aber nur in den seltensten Fällen als Wurfgeschoß nt, viel häufiger als Handbeil und Hiebwaffe. Neben ihm haben sie die ze, seltener die Wurfspeere. Einige Stämme führen einen breiten, kurzen lch, so hauptsächlich die Bua und einzelne Sara-Abtheilungen. Seine Klinge an der Wurzel 3—4 Finger breit und höchstens eine Spanne lang. Dazu men schmale Schilde von menschlicher Höhe, leicht convex, aus dichtem bgeflecht oder aus Büffelfell. Die der Bua sind viereckig, platt, kurz und ht, aus noch behaartem Fell gearbeitet. Die letzteren bedienen sich auch, um Hiebe des Handeisens und die Dolchstöße zu pariren, der Armschienen aus enbein, welche in der Breite oft den ganzen Vorderarm umfangen.

Ein weiterer Tag führte uns nach der Residenz des Königs von Somraï, angs durch einen dünnen Wald obengenannter mächtiger Bäume, dann durch uchtfelder, zwischen einzelnen Gehöften und Weilern hindurch, die von Giraffen- men, Dumpalmen, Feigenbäumen beschattet wurden. — Unzertrennliche Bei- e eines Hauses ist das jenen Landstrichen eigenthümliche kleine Pferd, das langer Halsterleine graft. Es ist von der Größe eines starken Pony, hat e abgeflachte oder selbst eingedrückte Nasenwurzel, ist sehr menschenfreundlich d kennt weder Sattel noch Gebiß. Anstatt jenes wird ihm der Rücken ge- unden, in dessen Secret der nackte Reiter gewissermaßen festklebt. Schritt d Galopp sind die Gangarten, welche es kennt. Rinder und Schafe sind

selten, Ziegen sehr häufig und zwar Zwergziegen, oft von monströser Fettlei keit. — Die Hunde waren überall von lästiger Häufigkeit, klein, spitzohrig, gl haarig, ihres Fleisches wegen sehr geschätzt; dieselbe Rasse, welche Schwe furth bei den Njamujam sah und von der kürzlich verschiedene Exemplare d die Loango-Expedition der deutschen afrikanischen Gesellschaft nach Eu gebracht worden sind.

König Gedik, der bei der Nähe des Bagirmi-Königs sein aufrichtiger Fre zu sein behauptete, nahm uns gastlich auf. Somraï nimmt unter den Hei staaten Bagirmi's eine hervorragende Stellung ein. Es ist zwar nicht größer, als die übrigen dieser mikroskopischen Ländchen, doch bevölkerter, tributpflichtige Nachbarn und ist durch die Natur seines schwierigen Lehmbod gesicherter gegen fremde Einfälle. König Gedik ist ein durchaus absoluter H scher, Herr des Landes und der Einwohner, der seinen eigenen Unterthanen Angehörigen verkauft, wenn sie sich Vergehen zu Schulden kommen lassen, der beim Anzuge einer Bagirmi-Macht derselben irgend ein tributpflicht Dorf zur Plünderung überweist, anstatt eine regelmäßige Abgabe von Skla zu zahlen.

Als der Herrscher uns in seinem Empfangshofe begrüßte, nackt, wie s Unterthanen, mit Perlschnüren um den Hals und breiten, dünn gewalzten Ei ringen oberhalb der Fußknöchel, halbkreisförmig umgeben von einem Dut seiner Söhne, welche den seinigen identische Zierrathen trugen, und ich i wieder hinlänglich mit der blauen Brille und unserem Pulvergeknalle impo hatte, wünschte er uns für einige Tage bei sich zu behalten, um einige Ha streiche in der Gegend mit unserer Hilfe auszuführen. Doch ich hatte G zum abenteuerlichen Bagirmi-Könige zu kommen, und selbst die Liebenswürdig des höchsten königlichen Rathes, der mich durch Honig und Bier zum Blei verlocken wollte, vermochte mich nicht zu fesseln. Dieser hieß Busso und geleitete mich mit einigen Krügen Bier noch eine Strecke Wegs, seine tiefschw Haut schöner und glänzender geölt denn je, die sauber zusammengedrehten, gefähr vier Zoll langen Haare seines spärlichen Kinnbartes durch eine Reihe Glasperlen in allen Farben um einige Zoll verlängert, in selbstgefälligem Läch die weißen Zähne zeigend.

Ein halber Marschtag brachte uns auf das Territorium der Gaberi, in Nähe des Bagirmi-Lagers. Der Charakter von Land und Leuten änderte sich Nichts. Aus jedem sauber mit strohgeflochtenen Zäunen eingehegtem Gehi kläffte uns der übliche Hund an; draußen graste an langer Leine das Roß Hausherrn mit seinem wunden Sattel; im Innern breiteten nackte Frauen zum üblichen Bier bestimmte keimende Sorghum in der Sonne aus; ein Kinder, durchgängig hübscher, als die Erwachsenen, suchten sich schreiend vor fremdartigen Erscheinung des weißen Mannes auf dem hohen Pferde zu v stecken; und die Männer lagen oder schlenderten nichtsthuend im Schatten h um, die unzertrennlichen Wurfeisen auf der rechten Schulter und mit uns der Bagirmi-Sprache, die sie fast alle verstehen, plaudernd.

Doch bald belebte sich die Scene. Allmälig entwickelte sich die spärli Reitermacht des flüchtigen Herrschers, welche zu unserer festlichen Einholung

em besten Aufzuge ausgeschickt war. Sie glänzte mehr durch die barocke nnigfaltigkeit der Kostüme, als durch Vollständigkeit und Solidität derselben. nige hatten vollständige Wattenpanzer der Reiter und Pferde, nur Manche uchstücke dieses Kriegsschmuckes, sei es für das Pferd, sei es für die eigene son, gerettet. Hier trug Jemand einen rothen Tuchburnus, die letzte Ererung an bessere Zeiten; dort ein Anderer einen maschigen Panzer als ein= s Oberkleid, dessen eisengraue Färbung seltsam die dunklere Hautfarbe des ägers zur Geltung brachte. Hier bildete ein rother Wollenshawl den Hauptnuck eines Reiters, dort war ein indigogefärbtes Frauenumschlagetuch die zige Kleidung, oder eine hoch und dick wattirte rothe Kriegsmütze verlieh em übrigens kleiderlosen Inhaber das groteske Aussehen eines Nußknackers. zwischen wogten die Vertreter der verschiedenen Heidenstämme auf ihren ellen, kleinen, oft scheckigen Pferden wie Dämonen hin und her. Meist in phantastischen Haartracht ihrer Heimath, nackt, oder in selteneren Fällen t einer Jacke aus dem Felle einer Hyäne oder einer wilden Katze, dessen are nach Außen gekehrt waren, bekleidet, bethätigten Einige ihre Kenntniß geschrittenerer Civilisation und ihren reicheren Besitz durch das Tragen eines esischen Torbusch oder eines wirklichen Gewandes. Ein solches war dann ilich, um beim Reiten nicht zu incommodiren, hoch emporgezogen, als dicker ulst unter den Achseln befestigt und stach unförmlich gegen den übrigens ganz ckten Körper ab. Umheult, umtobt, umschwärmt von dieser sonderbaren Essie, ritten wir in das Lager des Königs ein, das, viel größer als ich erwartet tte, den Charakter einer improvisirten Stadt trug. Das Centrum war ein ßer Platz, beherrscht von einer riesigen Murraja, an welchem die Königshnung lag. Die Hütten waren die der umliegenden Dörfer, planlos hierhin d dorthin getragen, und mochten 600—800 an Zahl betragen. Die ganze wohnerschaft war natürlich auf den Beinen. Wir drängten uns durch die schlungenen Pfade der Stadt zum Königsplatz oder Fascher und führten in licher Weise Reiterspiele mit reichlicher Pulververschwendung auf vor der dicht ummmten Gestalt des Herrschers, vor dem die Straußenfederstandarten als nigliche Insignien aufgestellt waren.

Bald war ich beim obersten Würdenträger, der den Titel Fatscha führt, quartirt, einige Hütten wurden improvisirt und, um mich der lästigen Neuerde der Leute zu entziehen, eingehegt. Bei der folgenden Begrüßungsdienz, zu der ich nach langem Kampfe es durchsetzte, wenigstens in Strümpfen scheinen zu dürfen, deren ich zu solchen festlichen Zwecken noch zwei Paar beß und die nicht wenig angestaunt wurden, bekam ich von meinem königlichen astfreunde nicht mehr zu sehen, als vorher. Die untere Hälfte des Gesichts ar durch den Litham verhüllt, die obere durch den Capuchon seines Bernus. eitlich wurde seine Majestät mit Straußenfederfächern angefächelt, hinter ihm edelten andere Sklaven mit Giraffenschwänzen. Ich hielt eine herrliche Rede, ll Anerkennung seines Heldenmuthes, dessen Ruf in meine Heimath gedrungen i, und nicht ohne Schaustellung meines eigenen Verdienstes, dem er die Erfnung des Weges durch Logon und die zahlreiche Pferdekaravane zu verdanken ibe. Seine Majestät erwiderten durch einen arabischen Dolmetscher mit so

leiser Stimme, daß ich selbst keinen bestimmten Laut vernehmen konnte — der wenn ihm auch die Natur eine rauhe, tiefe Stimme verlieh, so ziemt es do einem Bagirmi-Könige nicht, von Allen verstanden zu werden; er ließ mich wisse daß ich eine ausgezeichnete Rede gehalten habe und daß er seinerseits All thun werde, mich zu beschützen und meine Wünsche zu erfüllen.

Nachmittags überreichte ich ihm in privater Audienz meine Geschenke m den sinnreichsten Redewendungen, um mir sein Wohlwollen zu sichern. Er wa sehr gemüthlich, reichte mir zum Gruße die Hand, sprach verständlich und wa nicht von Bernus und Litham verhüllt, sondern trug nur einen Kaschmirshal auf dem Kopfe. Freilich war die Hütte so verhängt und verdunkelt, daß i gleichwol Nichts von ihm erkennen konnte, als daß er ein kräftig gebauter Mar mit ergrauendem Barte, fast tiefschwarzer Hautfarbe von fünfzig und einig Jahren zu sein schien.

Ich verehrte ihm $^1/_2$ Centner Pulver, 100 Flintensteine und ebensovie Kugeln, 200 Guro-Nüsse, einen kleinen Sack Datteln, die ich aus Borku zurüc gebracht hatte, und einen violetten, goldgestickten Tuchburnus. Das Ganze hat einen Werth von ca. 50 Thalern und wäre in seiner Hauptstadt Massenj seiner gewiß nicht würdig gewesen, konnte aber hier als splendid gelten.

Wir waren auf dem Gebiete der Gaberi, woselbst der König erst vor Kurze angelangt war, und konnten uns und unseren Thieren reichlich Erholung gönne von der Anstrengung und dem Hunger des Weges. Die Gegend war noch nic ausgebeutet und reich an Bodenfrüchten. Allwöchentlich ein oder zwei Mal ve sammelte ein Signal vor Tagesanbruch die Nahrungsbedürftigen, welche unt Anführung einiger Panzerreiter an eine der zahlreichen Quellen dieser mit G treide gesegneten Landschaft geführt wurden und mit Sorghum beladen na Hause zurückkehrten. Halb gab man es, halb nahm man es; doch von Ta zu Tage waltete die Gewalt mehr vor. Auch ich mußte auf diese räuberisc Weise meinen Lebensunterhalt beziehen, denn die Leichtigkeit dieser Beschaffun ließ Nichts auf den Markt kommen. Außer dem Sorghum und den fette Zwergziegen gab es freilich wenig. Besonders empfindlich für Fremde ist de Mangel an Salz und Gewürz. Am ganzen Schari ist das Salz spärlich ver treten; je weiter man in die Heidenländer dringt, desto seltener und kostbare wird es. Zwar producirt man es überall aus vegetabilischer Asche, sei es de Delebpalme, des Sorghumrohres, des Rinderkothes oder verschiedener Bäum und Sträucher, doch in spärlicher Quantität, schlechter Qualität und theue Die reizlose Kost erschlafft die Verdauungsorgane des Fremden schnell und er zeugt atonische, erschöpfende Krankheitszustände. Es kam bald eine Zeit, wo ic eine Hand voll Bilmasalz, das ich mir von unserem Reisevorrathe reservir hatte, als einen kostbaren Schatz hütete, von dem ich täglich eine oder zwe Fingerspitzen voll genoß.

Die Gastfreundschaft des Königs Mohammedu beschränkte sich auf di Uebersendung von Ziegen, von Zeit zu Zeit eines Sackes Sesam und eines solche voll des Fruchtinhaltes der Parkia. Die Früchte der Parkia biglobosa nämlic sind fußlange Schoten, die in großen Büscheln stehen und in frischem Zustande nachdem die äußerste Hülle ihres Gerbstoffgehaltes wegen abgeschabt ist, seh

wohlschmeckend sind. Bei der Reife sind die Kerne der Hülsen in eine safran-gelbe, dichte Masse gebettet, die sich leicht pulvern läßt und mit Wasser oder Milch zu Brei gerührt als Nahrungsmittel oder als Mittel gegen Diarrhöe genossen wird. Doch muß man die Vorsicht gebrauchen, diese Substanz mit Säuren, saurer Milch oder Tamarindenwasser zu behandeln; denn anderenfalls wird nicht allein ihre Widerlichkeit unüberwindlich, sondern erleidet auch der Magen durch sie die ernstesten Störungen seiner Functionen. Später kamen auch reife Früchte des Butterbaumes, die zwar weniges, doch sehr wohlschmeckendes Fleisch über ihren kastaniengroßen, braunen, ölreichen Kernen haben, und verschiedene Knollengewächse, Yams und Colocasien, auf den Markt, die mir äußerst erwünschte Abwechselungen boten.

Leider wurde mir die Annäherung an die umwohnenden Heiden schwerer, als ich dachte. Die Gaberi waren schon dem Bagirmi-Könige nicht recht hold; mich betrachteten sie aber mit ungleich größerem Mißtrauen. Meine helle Haut, mein dichter, großer Bart, meine Gewohnheit, so viel zu schreiben, waren schon den Bagirmi-Leuten räthselhaft genug, verbreiteten aber unter den Heiden die ungünstigsten Gerüchte über meine Person. Die Ueberzeugung Aller, daß wir Weißen jeder Zauberei fähig und kundig seien, daß wir alle Sklaven kauften, dieselben aber nicht in unserm Lande zur Arbeit hielten, sondern höchstens um unsern culinarischen Genüssen, die wir in gebratenen Kindern fänden, zu fröhnen, oder um Stoffe mit dem Blute derselben roth zu färben oder aus ihren Gehirnen Seife zu bereiten: diese Vorstellungen waren meinem Bestreben, mich mit ihnen zu befreunden, nichts weniger als günstig.

Gleichwol waren es meine angenehmsten Stunden, Nachmittags unter den majestätischen Bäumen unsrer lichten Waldumgebung herumzureiten. Die Gehöfte waren so sauber eingefriedigt, die Hütten so zierlich, reinlich und solid, Alles so anmuthig, daß es ein wahres Vergnügen war, im Baumschatten gelagert, den Spielen der zahlreichen, hübschen Kinder zuzusehen, die häuslichen Arbeiten der Frauen zu beobachten oder in Mitten der Männer ihren einfachen, nicht unmelodischen Gesängen, begleitet von den Klängen eines mandolinenartigen Instrumentes, zu lauschen. Durch den Contrast mit meiner nächsten, kriegerischen, rohen Umgebung muthete mich diese kleine Welt der Zufriedenheit und des Familienglückes doppelt wohlthuend an. Doch Wenige, wie gesagt, wurden zutraulich, und es wurde mir bald unmöglich, mir Gaberi-, Somraï- oder Ndam-Individuen zu verschaffen, um Erkundigungen über Land und Leute einzuziehen oder um Sprachstudien zu machen. Nur die Bua, Sokoro, Njillem zeigten sich vorurtheilsfreier, waren aber dafür um so anspruchsvoller.

Die Männer und Frauen der Gaberi unterscheiden sich physisch kaum von denen der Somraï; ihre Sitten, Gebräuche und Anschauungen sind nahezu dieselben. Die religiösen Vorstellungen dieser und der benachbarten Heidenstämme beschränken sich auf den Glauben an ein höchstes Wesen, dessen Existenz für sie am besten durch seine Stimme, den Donner, bewiesen wird. Sein Symbol ist ein heiliger Pfahl aus dem Holze der Habila, der in besonderer Hütte (Tempel) aufgestellt wird, und an dem man opfert. An ihm hängt man die Felle der auf der Jagd erbeuteten Thiere auf und das Schamfell des erschlagenen Fein-

des; nie vergißt man, an ihm von dem frisch gebrauten Biere zu deponiren und an ihm schlachtet man ein Huhn, wenn man den Rath und Beistand de höchsten Wesens bedarf. Die Habila ist überhaupt ein heiliger Baum, und di bindendsten Schwüre werden bei ihrem Laube geleistet.

Der Glaube an Zauberei und böse Mächte ist natürlich sehr allgemein und kein Häuptling oder vornehmer Mann oder auch nur schönes Pferd kan ohne ihre Beihilfe zu Grunde gehen. Weise Männer entdecken die Schuldigen und Mancher büßt unschuldigerweise den Tod eines ihm feindlichen, vornehme Mannes mit dem Tode, während seine Frauen und Kinder als Sklaven verkauf werden und sein Vermögen dem Häuptlinge anheim fällt. An Epilepsie un Krämpfen leidende Unglückliche werden, als vom bösen Principe befallen, er schlagen, und manche nervöse Anfälle unserer Länder würden dort eine einfach und prompte Heilung finden.

Die Todten werden in großen, runden Gräbern bestattet, in deren Wan dung eine Nische den Leichnam aufnimmt. Derselbe wird im Vermögensfall mit den Kleidern umwickelt, die der Verstorbene bei Lebzeiten besaß, aber nich trug, und erhält zu seinen Häupten eine geschlachtete Ziege, einige Krüge Honi und viel Bier, sowie eine kleine Schüssel mit Perlen oder Kaurimuscheln au den Mund gestülpt. Dieser Mundvorrath und Zehrpfennig dürften für eine Glauben an eine Fortdauer der Existenz nach dem Tode sprechen, obgleich ma in dieser Beziehung nichts Bestimmtes bei Nachfragen hört. Dafür spricht noc mehr, daß einige der Stämme zu einem verstorbenen Häuptlinge einen 12—14 jährigen Knaben und ein fast mannbares Mädchen lebendig begraben, in de ausgesprochenen Idee, daß die letzteren jenem die Fliegen abwehren sollen. Doc scheint diese unmenschliche Sitte durch den beständigen Verkehr mit den Bagirm mehr und mehr abzukommen. Vielweiberei existirt und ist einfache Vermögens frage. Man kauft die Frau um ein Pferd, um ein halbes Dutzend fetter Hund oder ähnliche Werthstücke. Gebiert sie keine Kinder, so ist sie Sklavin, arbeite oder wird verkauft; gebar sie fünf Kinder, so darf sie bei einigen Stämme wieder in's elterliche Haus zurückkehren, wenn sie wünscht; der Kaufpreis i reichlich aus ihr herausgeschlagen.

Mit Ausnahme der anfänglich reichen Getreidefunde war der Aufenthal bei den Gaberi ohne wesentlichen Nutzen für den König Mohammedu gewesen Ueberall stieß er auf Mißtrauen und Feindseligkeit. Seine Raubzüge hatte nicht viel Erfolg, denn die Einwohner der dortigen Gegend hatten großentheil ihre sicheren Kriegsdörfer in den hohen Bombaxbäumen bezogen, und ihne gegenüber waren die Bagirmi ohnmächtig, wie ich anfänglich kaum begreifen konnte, wie ich aber bald vollständig einsah, als der König im Vertrauen au meine glückverheißende Anwesenheit dergleichen Expeditionen von Neuem unter nahm. Vor uns lag die Waldung, welche das luftige Dorf barg. Rauchwolken Beweis daß unsre Annäherung bemerkt war, Warnungszeichen für ferner Woh nende, stiegen aus ihr auf. Die Friedenswohnungen, jetzt verlassen oder vor Feuer zerstört, lagen weithin zerstreut im Schatten der mächtigen und doch fe lieblichen Bäume, in deren Kronen die Einwohner seit Wochen hausten. Es waren stets die riesigen Seidenbaumwollen-Bäume, die zu diesem Zwecke benutz

urden. Der dicke, gerade, hartholzige Stamm, die Höhe des ganzen Baumes, ie Regelmäßigkeit der Aeste in Zahl und Richtung machten ihn besonders ge- ignet. Rechtwinklig vom Stamme abgehende Aeste waren durch Querstangen erbunden, welche, dicht an einander gefügt, Plattformen herstellten, auf denen ütten construirt waren, oder welche zum Aufenthalte des Kleinviehs (Ziegen, unde, Hühner) dienten. Hart am Stamme, wie Mastkörbe, waren stark ge- lochtene Körbe, Sitze der Vertheidiger mit ihren Waffen, angebracht. In den ütten ist das nöthigste Hausgeräth — der große Holzmörser zur Mehl- ereitung und die großen Thonwasserkrüge. Nachts, wo sie vor Ueberfällen sicher ind, erneuern sie ihre Vorräthe an Wasser und Getreide. Fast 2000 Krieger tanden diesen bescheidenen Festungen hilflos gegenüber. Jeden bewohnten Baum ewaltsam zu erobern, wobei natürlich die Vordersten zu Grunde gehen mußten, azu fehlte ihnen der Muth; die Bäume abzusägen, hatten sie nicht die In- trumente, und ihre Waffen genügten nicht, den in der Höhe Wohnenden gefähr- ich zu werden. Die flintenbewaffneten Sklaven des Königs dienten nur zur Pulver- erschwendung; ihrer keiner war im Stande, sein Gewehr anzulegen, zu zielen, u treffen. Feuer an die Hütten zu legen, dazu waren diese zu hoch, und wenn s gelang, so war es für die Belagerten stets leicht, dasselbe im Beginne zu öschen. Wenn nicht leider meine mohamedanischen Diener gewesen wären, so würden die Bagirmi-Leute wahrscheinlich wieder unverrichteter Sache nach Hause ezogen sein; doch jene erschossen die Vertheidiger mancher Bäume in ihren Mastkörben, und dann war die Eroberung derselben leicht.

Männlicher Muth fehlte den armen Heiden wahrscheinlich nicht. Ich sah unreife Knaben, in die höchsten Wipfel der Bäume getrieben, sich freiwillig in ie Tiefe stürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode Getroffene rachen stets ohne einen Laut des Schmerzes zusammen, und gingen die Schüsse ehl, so erhoben Männer und Frauen ein Triumphgeschrei. Unsere Leute, die Bagirmi und ihre heidnischen Bundesgenossen, doch die Vettern der Belagerten, ntwickelten eine ekelerregende Bestialität. Kaum hatte ein aus schwindelnder Höhe herabstürzender Verwundeter den Boden erreicht, so fielen die Teufel über hn her und zerfetzten ihn buchstäblich mit ihren Wurfeisen. Hatte man kaum ie Körper in der Luft gesehen, von Zweig zu Zweig stürzend, und in stummem Entsetzen die Augen momentan geschlossen: so erblickte man auch unten bei ihrer Wiederöffnung schon unförmliche, kopflose Massen mit herausgerissenen Ein- geweiden.

Immerhin erwiesen sich diese Baumdörfer zweckmäßiger, als geschlossene Kriegsdörfer, wie sie die Heiden in andern Gegenden, mit weniger Bombax- bäumen, zur besseren gemeinschaftlichen Vertheidigung herstellen. Ich denke noch stets mit frischem Entsetzen an den 31. Mai 1872, als wir das Dorf Koli über- fielen. Die aufgehende Sonne zeigte uns, als wir aus dem dichten Walde auf die unvollkommene Lichtung traten, welche die zerstreuten Wohnungen des Friedens- dorfes mit ihren Feldern enthielt, das Vorspiel des Schreckenstages. Die Ein- wohner waren beschäftigt, die Stätten ihres Familienglückes durch Feuer zu verwüsten und sich hinter einen schulterhohen, breiten Lehmwall zurückzuziehen, der ihre äußere Befestigung bildete. Jenseits desselben war noch Alles ein Bild

tiefen Friedens. Hier lag eine Gruppe Männer scheinbar plaudernd an d
Erde, oder schien auf dem Walle zu lustwandeln; dort grasten die scheckig
Pferdchen; im Hintergrunde verschwanden Frauen und Kinder in einem Dickich
welches das Centrum des quadratisch angelegten Walles einnahm. In der Mit
dieses nahezu unzugänglichen Dickichts, das noch mit einem zweiten niedere
Walle und einem flachen Graben umzogen war, befand sich das Kriegsdor
Die Zugänge, welche sich in jeder der vier Seiten des Wallquadrats befande
waren durch Baumstämme verbarrikadirt. Die Sommation, sich zu ergebe
wurde mit ruhiger Entschlossenheit zurückgewiesen, und dann begann der Kamp
der bis Nachmittags 3 Uhr währte und mich mit Bewunderung für die Ve
theidiger erfüllte. Der äußere Wall mit seinen Barrikaden war bald genommer
doch dann zogen sich auch die Männer in das Dickicht und dessen Kriegsdo
zurück, und die Schwierigkeit begann. Es waren auch hier wieder die Feue
waffen, denen die traurige Ehre des Tages gebührte. Man hieb Zugänge i
das Dickicht, man schlich und kroch von allen Seiten nach dem Centrum zu, ur
als es gelungen war, die äußerste Hütte des Kriegsdorfes in Brand zu setze
war, so zu sagen, das Schicksal des Tages entschieden. Der Männer wurde
weniger und weniger, das Dorf war eingeäschert, das Dickicht wimmelte vo
den Unsrigen, und als der vertheidigende Rest einen verzweifelten Durchbruch na
Außen versuchte, endigte das Trauerspiel. Verwundete, halbtodte Männer zerr
man unter den Büschen hervor, und habsüchtige Bagirmi endigten ihre Leiden i
Kampfe um ihren Besitz. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man i
rohester Weise aus ihren Verstecken hervor, und fast jedesmal entspann sich ei
oft blutiger Kampf um ihren Besitz, bei dem zarte Kinder, aus den Armen d
Mütter gerissen, mit verrenkten Gliedern, eine unerwünschte Beute, zu Bode
fielen. Dieser beständige Streit zwischen den Beutegierigen um den Besitz d
Unglücklichen, die Eltern, Heimath, Glückseligkeit, Zukunft, Alles verloren hatte
übertraf an Rohheit und Ekelhaftigkeit selbst die Gräuel des Kampfes. Zwanz
bis dreißig überlebende Männer, die sich auf Gnade und Ungnade ergabe
kamen mit dem Leben davon: der König von Bagirmi hatte drei- oder vier
hundert Sklaven mehr, und dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortscha
vom Erdboden verschwunden. In trüben Gedanken ritt ich über die Brand
stätte des Kriegsdorfes und zählte noch 27 Leichen von Säuglingen, denen d
Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht oder die sie in's Feue
geworfen hatten. — Nie war ich der Bestie Mensch, die unter dem Vorwand
der Religion Tod und Verderben so weit trug, als ihre Waffen reichten, s
satt, als an diesem Tage.

Das war unser Leben für Monate. Unser Lager füllte sich mehr und meh
mit Sklaven, hauptsächlich Frauen und Kindern, denn die Männer haben nu
einen geringen Werth, und man zieht es vor, sie auf den Jagden umzubringe
da sie einen beständigen Geist der Rebellion unterhalten und ihre häufige
Fluchtversuche das böseste Beispiel geben. Doch mit den Tausenden von Un
glücklichen, die wir aufspeicherten, nahmen die Hilfsquellen der Ernährung i
bedenklicher Weise ab. Weiter und immer weiter mußten wir nach Getreid
suchen, und da bei dergleichen Expeditionen nicht selten die Versprengten und Ver

nzelten ihr Leben einbüßten, hatten wir große Noth, unsere Leute zum Mit-
hen zu bewegen. Hungrig, wie sie waren, mußten sie Tage lang marschiren,
n vielleicht ein Säckchen mit Bohnen, oder ein paar Hände voll Getreide, aber
cher Kampf und Blutvergießen zu finden.

Ich hatte allmälig zwanzig Leute zu ernähren, mit den erbeuteten Sklaven
einer Leute, und meine Mittel waren erschöpft. Auf Fleischnahrung hatten
ir lange verzichtet und aßen nur noch Mehlsuppe; aber wenn dies die Herren
aten, was bekamen die Sklaven? Dabei rückte die Jahreszeit in bedenklicher
eise vor. Im Monate Juni und Juli registrirte ich mehr als dreißig Regen-
ge, und ganz Somraï mußte in einen unpassirbaren, zähen Lehmbrei verwan-
lt sein. Bett und Kleider trockneten niemals ganz; alles Leder schimmelte,
les Eisen rostete; in der Hütte war eine beständige Kellerluft und dabei nicht
olz genug, um dauernd Feuer zu unterhalten, wie die Eingeborenen es machen;
nn trockenes Holz war weit, und nach ihm Ausgeschickte wurden nur allzu oft
schlagen. Dysenterische Zustände begannen unter den, dem Hunger, den Un-
ilden der Witterung, dem Kummer über die Verluste der Vergangenheit und
r Furcht vor der unbekannten, hoffnungslosen Zukunft ausgesetzten Sklaven zu
üthen. Tagtäglich hauchten zahlreiche Kinder ihr elendes Leben aus und ihre
rankheitsproducte neben den Hütten und die in der nächsten Umgebung unseres
agers verwesenden Leichname reproducirten begreiflicherweise die Krankheitskeime
i erschreckender Weise.

Die Sklaven wurden von einer Billigkeit, die hohnvoll den Werth des
enschenlebens in jener rechtlosen Welt illustrirte. Ein Kind bis zu etwa sieben
ahren konnte man täglich für ein einfaches Hemd im Werthe eines Thalers
ufen; ebenso verhielten sich Greise, und ein gewöhnlicher Arbeitssklave oder eine
klavin überstieg kaum den Werth von 5—6 Thalern.

Schon hatte auch mich die Krankheit einen ganzen Monat hindurch auf ein
ebensminimum reducirt, und ich fürchtete, dort meine Tage beenden zu müssen,
ls es mir endlich gelang, die Abreise beim Könige durchzusetzen. Selbst als er
lle Pferde unserer Karavane bezahlt hatte — der Durchschnittspreis für
äßig gute Pferde waren 6—8 junge Sklaven —, suchte er mich stets zurück-
ıhalten: theils weil er immer noch hoffte, ich werde ihn mit Zauberkünsten
nterstützen, die ihm mit Einem Schlage Land und Thron restituiren würden,
eils weil seine generöse Natur sich schämte, mich ohne Gastgeschenk zu entlassen.
klaven hatte ich beharrlich zurückgewiesen, und selbst, als er mir eines Tages
ne seiner Frauen, eine wirkliche „Lele" oder Königsfrau, als Freundschafts-
eschenk übermachte, hatte ich dieselbe nach einigen Verhandlungen dem Königs-
alaste wieder einverleibt. Jetzt fahndete er auf Elfenbein, das nie kam, und
as ich doch wahrscheinlich nicht hätte transportiren können. Wenn ich sein
itleid durch meine Krankheit rege zu machen suchte, so tröstete er mich mit
rgebungsgründen des Islam, die mein rebellisches christliches Gemüth tief be-
hämten, und meinte, daß, wenn ich sterben sollte nach Gottes Rathschluß, es
ir doch wol gleichgültig sein könne, wo dies Statt hätte.

Endlich gab er die Erlaubniß zur Abreise, und mit dem Muthe der Ver-
weiflung begannen wir diese letzte Phase der beschwerlichen Reise, die auf die

Höhe der Regenzeit fiel. Unsere Karavane war durch die lebendigen Kaufpreise
Pferde eine sehr zahlreiche geworden; doch wie dieselben die Strapazen der Ri
reise ertragen würden, war mir ein Räthsel, denn die eine Hälfte derselben l
an der Krankheit, die auch mein Leben bedrohte, und die andere war halb v
hungert. Schon am ersten Tage sanken Viele zu Boden und mußten, nachd
sie vergeblich mit Stock- und Peitschenhieben überschüttet waren, zurückgelas
werden. Schon war ich geneigt, diese Unglücklichen trotz der grausamen Zü
tigung im Herzen zu beglückwünschen, da sie hier in der Nähe der Heimath vi
leicht noch genesen konnten, als ich hörte, daß man sie zur Warnung für die U
rigen — abschlachte. Ich konnte und wollte es kaum glauben. Wol wußte i
daß die durch die große Wüste nach Norden ziehenden Sklaven-Karavanen vi
der Ihrigen unterwegs zurücklassen müssen, wenn ihre Kräfte zu Ende si
denn überflüssige Kameele zum Reiten sind selten vorhanden, und daß diese U
glücklichen dann dem Tode durch Hunger, Durst und die brennende Sonne
liegen: doch daß der Mensch seinen kranken Mitmenschen kaltblütig abschlach
wie ein Huhn oder eine Ziege, wollte mir nicht in den Sinn. Und doch w
dem so. War es unmöglich, einen Sklaven oder eine Sklavin durch Peitsche
hiebe voranzutreiben, so blieb sein Herr decent etwas zurück, zog resignirt se
Messer heraus und schnitt ihm die Gurgel ab. Das mußte ich mit ansehe
ohne das Geringste thun zu können, und es ist das drückende Bewußtsein, die
Barbarei gegenüber ganz machtlos zu sein, nicht die am leichtesten zu ertragen
moralische Anstrengung.

Dazu die Schrecken des Weges. Obgleich wir den zu dieser Jahreszeit u
passirbaren Lehmboden Somrai's vermieden und einen östlicheren, dem Sch
näher gelegenen Weg einschlugen, so fanden sich doch häufig Sümpfe und Leh
strecken, die lange, verzweifelte Tagesarbeit erforderten. Auch die landeseige
thümlichen Pferde sind solchem Terrain keineswegs gewachsen. Mehr als zehnm
stürzte ich zuweilen mit meinem allerdings ausgehungerten Thiere, das s
$1\frac{1}{2}$ Monaten kein Getreide gesehen hatte, und wälzte mich im lehmigen Bre
und mehr als einmal konnte ich nur durch fremde Hilfe aus der klebrigen Su
stanz gezogen oder gegraben werden. Wenn die Beine der Thiere einzeln u
unsäglicher Mühe aus der Tiefe herausgearbeitet waren, schienen mir die Schlä
die nothwendig waren, sie zu neuen Anstrengungen zu bewegen, allein schon hi
reichend, ihr Leben zu gefährden. Zitternd standen sie vor den verdächtig
Stellen; des Sturzes und der grausamsten Schläge waren sie sicher. Ga
Tage wateten wir bis zu den Hüften im Wasser, nur froh, wenn der Bod
kein Thonboden war. Und solchen Weg mußten zarte Kinder, Mädchen i
Alter von 10—15 Jahren — die beliebteste Menschenwaare — Wochen lang übe
winden! An manchem Tage fand ich gegen Abend diese kleinen Wesen auf ein
niedrigen Erhöhung, den Körper im Wasser oder Sumpfe, den Kopf kaum unte
scheidbar von der morastigen Umgebung, theilnahmlos und unbemerkt hi
gesunken, und nicht immer konnte ich sie vom Untergange retten.

Für mich wurde die Sache leichter, als wir den Schari erreichten; de
der König hatte mir einen Boten mitgegeben, der von den Ortschefs mein
Transport zu Boot, den Schari abwärts, erzwingen sollte, und so fuhr ich v

affale bis Bugoman den herrlichen Fluß hinab und konnte allmälig genesen. er traf ich unsere Karavane wieder. Nur eine kurze Entfernung trennte uns m Territorium Logon's, das schon zu Bornu gehörte, und wir waren ge=ssermaßen in Sicherheit. Doch wie traurig sah es um die Sklaven aus! ein einer königlicher Geleitsmann besaß von zehnen noch sechs; der zweite tte sechs besessen, und von den vier restirenden war einer erblindet. Mein rokkanischer Diener hatte sich auf drei geschwungen, von denen er eine alte au für einige Metzen Getreide verkauft hatte und von denen ein anderer nfalls erblindet war. Ich hatte von vier, einem mir befreundeten Scherif s Mekka gehörenden, die ich in meinen Schutz genommen hatte, als ihr entlicher Führer krank zurückbleiben mußte, zwei verloren: ein kleines ädchen war der Krankheit erlegen, ein Mann, durch Krankheit und Schwäche derstandslos, von einer Hyäne angefressen worden und mußte in einem agirmi=Orte zurückgelassen werden.

Mit den übrigen gezwungenen Mitgliedern der Karavane stand es nicht sser: wir hatten ein gutes Drittel der Sklaven eingebüßt, die meisten durch n Tod, weniger durch die Flucht. Nehmen wir dazu die während unseres ufenthaltes im Lager schon Gestorbenen und die bei den Ueberfällen Erschlagenen, erhellt uns daraus die schmerzliche Thatsache, daß mindestens ebenso viele bei n Sklavenjagden und auf den ersten Transporten zu Grunde gehen, als die ßen, innerafrikanischen Marktplätze erreichen.

Und für Viele bilden diese nur eine Etappe. Auch dort, wo sie in Natur d Menschen noch Anklänge an die Heimath finden, wird ihnen noch kein rieden gewährt. Sie gehen in die Hände arabischer oder berberischer Kauf=ute über und werden von diesen nach kurzer Rast durch die endlose Sahara, elche in ihrer grenzenlosen Oede einen trostlosen Contrast mit ihrer fruchtbaren, asserreichen, üppigen Heimath bildet und ihnen als Bild der eigenen, hoffnungs=sen Zukunft erscheint, gen Norden geschleppt. Wer noch jetzt, nachdem auf der Nordküste und in Egypten Sklaverei und Sklavenhandel abgeschafft, unterdrückt der doch erheblich abgeschwächt worden sind, in Marokko, im Wüstentheil Alge=iens und Tunesiens, in Tripolitanien, in Egypten und der arabischen Halb=nsel um sich sieht, kann sich aus der Zahl der dorthin in jüngster Zeit ver=hlagenen Kinder Inner=Afrika's, wenn er bedenkt, daß ihrer bei weitem mehr uf dem Wege bleiben, eine ungefähre Idee von der Gesammtzahl der unglück=ichen Opfer machen. Noch sind die Wege, welche von den Fellata=Herrschaften m Niger den Ueberfluß geraubter Menschenwaare nach Timbuktu, in die west=ichen Tuaregländer, nach Marokko und Tuat senden, nicht verödet. Die Fellata er Haussastaaten und Adamaua's, besonders die letzteren, welche, wie die Bagirmi, inen vorgeschobenen Posten der islamitischen Welt bilden, sind nicht minder ührig, ihren Fanatismus gegen die Heiden zu bethätigen. Bornu muß zeit=weise den Ausfall, den es durch den rückgängigen Handel erfährt, durch ent=prechende Sklavenzufuhr zu ersetzen suchen, und ich selbst sah von dort noch rotz des strengen Verbotes in Fezzan und Tripolis eine Karavane von 1400 Sklaven nach Norden abgehen. Bagirmi hat, wie wir gesehen haben, seine ganze Existenz auf Menschenraub und Nächstenverkauf gegründet, und aus Wadaï

wird, trotz des blühenden Handels mit Straußenfedern und Elfenbein, noch e erstaunliche Anzahl Sklaven auf die Mittelmeerküste geführt, die Barka u Egypten als ihr nothwendiges Endziel erreichen müssen, da der Weg von Wa nach Bengasi fast ganz bewohnerlos ist. Dar For, seit es in das egypti Reich einverleibt ist, wird seinen eigenen Bedarf an Sklaven decken, doch de kaum noch exportiren, und Gordon Pascha's Energie hat sicherlich die früher ergiebigen Sklavenquellen der Gebiete, welche seiner Autorität unterstellt si vollständig zu verstopfen gewußt. Zwar ist der Humanität durch die Erschü rung des Absatzes in den Küstenländern ein großer, nicht zu unterschätzen Dienst geleistet worden; doch es bleibt noch viel mehr zur Erreichung des e lichen Zieles zu thun übrig. Noch ist der Preis, welcher in den entfernter l den Regierungssitzen liegenden und schwer controlirbaren Ortschaften gebo wird, für den Kaufmann lohnend genug, um ihn das Wagniß, trotz des V botes und trotz einer möglichen Confiscation, unternehmen zu lassen; und n bleibt der Absatz, welcher in den Oasen der großen Wüste, bei Tuareg und Tib bei Berbern und Arabern gefunden wird, rege genug. Die Brunnen der gros Wüste sind noch von gebleichten, menschlichen Gebeinen, stummen Zeugen mens licher Gefühllosigkeit, umgeben; und als ich von Tibesti nach Fezzan durch Wüste floh, brachte ich selten die Tageshitze im Schatten eines Felsaufsprun zu ohne die ernst mahnende Gesellschaft eines skelettirten Opfers, das dasel seinen verzweifelten Tod erlitten hatte.

Wenn sich jedoch diese bis in die Wüste und darüber hinaus Gelangend noch immer jährlich nach Tausenden beziffern: die Meisten kommen nicht so we sondern bleiben in den Sudanländern mit ihrer dichteren Bevölkerung, ihr volk-, verkehr- und arbeitreichen Städten, ihren starken Regierungen, ihren mä tigen Königen. Dort und weiter im Süden, wohin ich den Leser mit zu d Greuelscenen des Sklavenerwerbes durch Waffengewalt und ihrer ersten Transpo geführt habe, muß mit der Zeit eine Einwirkung versucht werden, und n weiter im Süden, wohin noch keines Forschers Fuß drang, muß das Uebel der Wurzel angegriffen werden. Freilich, die Wurzel ist stark und weit u tief verzweigt; das Werk der Humanität wird sich nicht so leicht vollenden lasse als mancher enthusiastische Philanthrop denken mag. Hat man doch dort, d der Islam der innerafrikanischen Sitte der Sklaverei einen besonders grausam Charakter aufprägte und eine traurige Ausbildung verlieh, kaum Eingang g funden, geschweige denn die Möglichkeit zu einer Einwirkung gewonnen. Währe ein relativ geordnetes Staatswesen der ausgedehnten Reiche, eine gewisse Bildu der Fürsten und Völker civilisatorischen Bestrebungen daselbst ein günstiges Fe zu bieten scheinen dürfte, macht es das feindselige religiöse Element und d beeinträchtigte Erwerb, mit denen man zu rechten hat, sehr fraglich, ob d Hochmuth des ersteren und der Eigennutz jemals dort andern Einwirkung Gehör schenken werden, als dem zwingenden Einflusse der Macht. Wenn nic etwa der Herrscher von Egypten, der sich trotz der Schwierigkeiten, welche Sit und Religion mit sich brachten, redlich bemüht hat, den Wünschen Europa's i dieser Beziehung gerecht zu werden, noch einmal Geld und Unternehmungslu genug haben wird, um von Dar For aus, seiner letzten Eroberung, seine Mac

) Westen über die anderen östlichen Sudanstaaten auszudehnen: welche Macht
e wol in der Lage, dort in directer Weise ihren Einfluß zu Gunsten humani-
r Ideen geltend zu machen? Und doch wird es mit der Zeit und redlichem
eben gewiß auch da gelingen, diesen Schandfleck zu vertilgen, sobald man
n Ersatz für den lucrativen Handelsartikel der Sklaverei zu bieten haben
d. Wenn auch die mohamedanischen Neger jetzt Träger des religiösen Fana-
:us geworden sind, so haben sie doch glücklicherweise Nichts von dem zähen,
jervativen Sinne, von dem Hochmuthe und dem geschichtlichen Stolze der
iber. Sollte es in der That nicht gelingen, sie den Ersatz finden zu lassen
den natürlichen Schätzen ihrer Länder, in denen der Viehstand in reichster
le blüht, in denen ein fabelhafter Getreidereichthum den Ackerbau belohnt,
denen überall die Arachis, Baumwolle und Indigo gebaut wird, die Oel-
me und der Butterbaum verbreitet ist, und manche Industrie sich entwickelt
? Zunächst freilich muß man den Zugang daselbst errungen und arabischen,
berischen, egyptischen Kaufleuten das Monopol des Handels entwunden haben.

Im innersten Kern, wo wir nur mit einer tausendjährigen Gewohnheit zu
ıpfen haben, kein schwer ersetzbarer materieller Verlust durch die Aufhebung
ielben droht, und kein religiöser Fanatismus in's Spiel kommt, würde es
leicht nicht so schwer sein, durch Hebung des materiellen Wohles auf anderem
ge, durch Beispiel und Lehre, den Widerstand der Einwohner zu besiegen.
ch, wie dorthin gelangen, wie sich dort hinlänglich einbürgern, um wirken
können, wie die Absatzwege beschaffen? Ringsum eingeschlossen, im Norden
) Osten von fanatischen Mohamedanern, im Westen von corrumpirten Küsten-
kern, welche, wie jene, den bescheidenen Handel mit dem weiteren Innern
nopolisiren, ist das ganze, weite, unerschlossene Gebiet von ca. 70,000 deut-
:n geogr. Quadratmeilen zum großen Theile bewohnt von Menschenfressern; ist
t ganz aus einer unendlichen Zahl kleiner Gemeinwesen zusammengesetzt, die
ihrer politischen Zerrissenheit und Uneinigkeit selten die Stätte friedlicher
beit, wohl aber des Argwohns, der Furcht und der Feindseligkeit sind; ist
ıgeben von ungesunden Küstenstrichen oder fieberreichen Sumpfregionen und
:behrt weit und breit der Transportmittel, welche sowol für europäische For-
ungsreisende als auch besonders für die Förderung des Handels unumgänglich
thwendig sind. Weder die Araber, welche seit fast einem Jahrtausend sich
Inner-Afrika festgesetzt haben und noch heute am Weitesten vorgedrungen
d, noch die Portugiesen, welche zur Zeit ihrer höchsten Entfaltung von In-
ligenz und Thatkraft im Besitze eines großen Theils der südäquatorialen
istengebiete waren, haben diese Hindernisse zu besiegen vermocht. Dazu genügt
:n nicht der unbestimmte Thatendrang der Araber, noch das Streben der Por-
giesen nach Macht und Reichthum: es bedarf dazu des Triebmittels einer
oßen, sittlichen Idee, der Hingebung an ein hohes Ziel, welche kein Opfer
:eut. Und das ist eine würdige Aufgabe für unser Jahrhundert.

Seit Mungo Park und Hornemann zu Ende des vorigen Jahrhunderts die
ahn gebrochen haben, hat es an opferfreudigen Missionären der Wissenschaft
ıd Humanität wahrlich nicht gefehlt. Viele haben ihrem edlen Streben das Leben
m Opfer gebracht, und die Wissenschaft hat ihre reichen Resultate verzeichnet.

Der Entdeckungsreisende setzt sich den mannigfachen Gefahren und
strengungen nicht aus, nur, um eine interessante Völkerschaft zu beschreiben,
neue Species in Pflanze und Thier zu registriren, eine unbekannte Sprach
studiren: er ist sich vor Allem bewußt, ein Cultur-Missionar zu sein und
das Wohl der Menschheit zu ringen und zu leiden. Dies ist sein letztes, höc
Ziel; alle andern Erfolge bilden nur die Stufen, welche zur Zinne füh
Manche Stufen sind erklommen, doch die höchste Höhe ist noch fern. Um si
nicht allzu ferner Zeit zu erreichen, genügen die bisherigen Anstrengungen
zelner nicht; dieselben müssen combinirt und vervielfältigt, die Angriffspu
zahlreicher gewählt, die Zwecke erweitert, das Ganze systematischer betri
werden.

Damit kommen wir auf die „internationale Association zur
forschung und Erschließung Inner-Afrika's", welche auch die Un
drückung des Sklavenhandels als eine anzustrebende Folge ihrer Bestrebu
in ihr Programm aufgenommen hat, und welche kürzlich durch die h
herzige Initiative des Königs der Belgier gebildet wurde und i
weiteren Organisation und praktischen Thätigkeit harrt. König Leopold,
sein geographisches Interesse gern Afrika zuwendet, durch die bewund
Reise des letztzurückgekehrten Afrikaforschers Cameron und Gespräche
englischen Geographen und Philanthropen angeregt, suchte nach den Grün
warum diese glänzenden Erfolge meistens keine, den schweren Opfern an T
kraft und Geld entsprechenden, dauernden Resultate haben, und warum sie ü
haupt so selten erzielt werden. Er erkannte dieselben in der Vereinzeltheit
Unternehmungen, im Mangel eines Systems, in der allzuspecifischen Natur
Zwecke und in den ungenügenden Mitteln, und hofft, sie durch die internatio
Gesellschaft mit einer veränderten Art des Vorgehens zu beseitigen.

Zur Berathung über die Frage versammelte er zu zwangloser Confe
in seinem Königsschlosse zu Brüssel gegen die Mitte des September 1876 Mär
aus England, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Italien und Rußland, we
er durch ihr Interesse und ihre Sachkenntniß besonders geeignet hielt, eine
scheidende Ansicht auszusprechen.

Hervorragende Geographen, wie Sir Henry Rawlinson, Sir Rutherf
Alcock, Baron von Richthofen, Charles Maunoir, Hofrath von Hochstet
hochgebildete Männer, welche ihr Interesse der Geographie widmen, wie
Staatsrath von Semenoff, Sir Bartle Frère, der Vice-Admiral de la Ronci
le Noury, Minister Negri, der Reichsfinanzminister Baron von Hofmann,
Graf Edmund Zichy, Baron Lambermont, Banning; begeisterte Arbeiter
Verbreitung christlicher Cultur und Humanität, wie Sir Harry Verney,
Fowell Buxton, Mackinnon, und erfahrene Reisende, wie H. Duveyrier,
Grant, Gerhard Rohlfs, Georg Schweinfurth, Gustav Nachtigal, Com. Camer
Marquis de Compiègne, Lux, garantirten durch ihre Beihilfe eine sachgem
Discussion der Frage und das ernste Streben nach ihrer Lösung. Noch man
andere erfahrene, kenntnißreiche und gemeinnützige Männer aus Belgien u
dem nahen England betheiligten sich, und an der Abwesenheit Anderer,
Bastian's, Petermann's, v. Heuglin's — der uns kurz nachher durch den T

ssen wurde —, Güßfeldt's, Graf Lesseps', Correnti's, Kiepert's, trugen nur
Umstände Schuld.

Wenn sich Belgien, der neutrale Staat par excellence, die beliebte Stätte
Congresse und Völkerverträge, und sein in allen Ländern Europa's in gleicher
e wegen seiner hohen Bildung des Geistes und Herzens geschätzter König
minenter Weise eignen, internationale Unternehmungen in's Leben zu rufen,
ilt dies ganz besonders für die in Rede stehende Association des hervorragend
opolitischen Charakters ihrer Zwecke wegen. Wenn irgend ein Ziel die
e gebildete Welt in gleicher Weise interessiren kann, so ist es das der Er-
ßung für Forschung, Handel und Cultur eines gänzlich jungfräulichen
les der Erde. Die wissenschaftliche Forschung allein und ihre Ziele, wie
ie British African Association zu Ende des vorigen Jahrhunderts und die
utsche Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrika" auf ihre Fahne
eben, liegen vielen Lebenskreisen zu fern, vermögen nicht allseitig genug die
gen der Menschen zur Betheiligung zu erwärmen und Mittel genug zu
ffen, um das Werk zu Ende zu führen. In der Brüsseler Planung ist so-
den ideellen Bestrebungen der Philanthropen und Gelehrten aller Länder
reiches Feld der Bethätigung eröffnet, als den praktischen Zielen des Handels
der Industrie Rechnung getragen. Seine Lage sichert das angestrebte Ge-
vor einseitiger Ausbeutung zu Gunsten einer oder der andern Nation. Da
keine Colonien solcher europäischer Mächte in bedrohlicher Nähe, deren
ponderanz zu fürchten wäre. Jeder unternehmende Kaufmann findet Küsten-
onen genug, seine Factoreien zu gründen; wer sich mit Land und Leuten
nnt zu machen Unternehmungslust genug hat, findet das Feld offen. Es ist
uerlich, daß man hier und da von kaufmännischer Seite die ersten Bedenken
n den internationalen Charakter der Association, als eine unpraktische und
hrliche Eigenschaft des Unternehmens, äußern hört. Von derselben Seite
lte man auch oft das unpraktische Vorgehen des einzelnen Forschungsreisen-
. Wenn wir auf der einen Seite den Handel für das Haupterschließungs-
tel des angestrebten Gebietes halten, so möchten wir doch den praktischen
ufmann zunächst nicht mit der Erfüllung der Aufgabe betrauen. Derselbe
l zwar Opfer bringen, doch nur um einen naheliegenden materiellen Gewinn
aus zu ziehen. Je weitersehend er ist, und je mehr Mittel ihm zu Gebote
en, desto größere Opfer bringt er allerdings, und in dieser Beziehung hat
Welthandel mit seiner gesteigerten Unternehmungslust, seinem erweiterten
izonte, der Cultur weittragende Dienste geleistet; doch auf die Erschließung
innersten Afrika durch die auf den äquatorialen Küsten angesiedelten Kauf-
te würden wir gleichwol allzu lange zu warten haben. Dieselben sind nicht
kreich, haben bestimmte Bezugsquellen gewissermaßen monopolisirt und wünschen
ie Concurrenz, wie der Handel in primitiven Gegenden überhaupt nach Mo-
polisirung strebt. Sie haben Wurzel dort gefaßt, haben ihre physische Con-
ution erprobt, haben Erfahrung über Land und Leute gesammelt, Sprache
) politische Verhältnisse studirt, und es ist nicht leicht, sich diese nothwen-
sten Erfordernisse zu erwerben. So ist die Concurrenz eine beschränkte, und
einmal dort Angesiedelten finden, trotz der mäßigen Handelsentwickelung, den

reichen Gewinn, welcher dem Opfer der Expatriirung und den mannigfa
Entsagungen, Gefahren und Schwierigkeiten entspricht. Die Ausbeutung
reichen Innern verheißt dagegen, trotz der Hoffnungen, die man in man
Kreisen auf den von Cameron proponirten Canal zwischen Congo und Zam
seine künftigen Eisenbahnen und die von ihm in Aussicht gestellten Met
und Kohlenschätze baut, einen weniger unmittelbaren Gewinn. Wenn als
erster Linie andere Factoren vorgehen müssen, so darf man immer vom Ha
und seinen Vertretern eine pecuniäre Beihilfe erwarten; denn der mater
Gewinn jener Zukunft gehört ihnen, und zwar zunächst Denen, welche opferw
und thätig sich an dem Werke betheiligen, welcher Nation sie auch angehi
mögen.

Speciell für die endliche Unterdrückung der Sklaverei in allen ihren Sta
und Erscheinungen muß der legitime Handel eine Hauptrolle spielen; denn
mit der Erzeugung und Befriedigung anderer Bedürfnisse bei den Eingebor
und durch Mehrung ihres Besitzes ohne Sklaven wird man ihnen ein Inst
nehmen können, dem sie die leichte und lohnende Verwerthung eines Arti
verdanken, der nur ein äußerst geringes Anlagecapital erfordert und schon
werthet werden kann, bevor er noch verkauft ist. Diesen werden sie alsdann
setzen durch ihre reichen Bodenproducte: Baumwolle, Erdnüsse, Sesam, Zu
rohr, Guro- oder Colanüsse, Kaffee, die Früchte des Butterbaumes und
Oelpalme, Kupfer, Eisen und Kohle.

Für die Entdeckungsreisenden endlich ist der Handel das beste Mittel,
Argwohn und Mißtrauen der Eingeborenen gegen die fremden Eindringli
abzuschwächen, und diese sind in der That das Haupthinderniß für ihre
strebungen. Den topographischen Schwierigkeiten, dem mörderischen Klima
den mannigfachen persönlichen Gefahren vieler Gegenden hat man in vol
Bewußtsein oft genug opferfreudig die Stirn geboten und wird auch für
Zukunft nicht vor ihnen zurückschrecken; doch das feindselige Mißtrauen
Eingeborenen ist oft unbesiegbar. Wenn es schon natürlich ist, daß diesel
vor der fremdartigen, nie gesehenen Erscheinung eines Europäers, äußerlich
innerlich auf den ersten Blick so verschieden von ihnen selbst, unwillkür
zurückschrecken, so steigert sich das Gefühl zu Mißtrauen und Feindseligkeit di
das Unverständliche seiner Motive. Ich selbst habe auf meinen Reisen dadı
einst fast mein Leben eingebüßt. Das Raisonnement der Leute war ein
faches, ihnen gegenüber unwiderlegliches. Das Land, in dem ich mich befa
war das unfruchtbarste, unwirthlichste, ärmste von der Welt, eine kahle,
Felsenlandschaft der Wüste. „Da es eine Thatsache ist," sagte man mir et
„daß Ihr Weißen die klügsten, reichsten und mächtigsten Leute unter al
„Völkern der Erde seid, und da es eben so sicher ist, daß jeder Mensch
„Etwas unternimmt mit Rücksicht auf Vortheil und Gewinn, so muß es
„Unwahrheit sein, wenn Du sagst, daß Du in unser Land gekommen seist,
„um unsere nackten Felsen und armen Thäler anzusehen. Du verfolgst no
„wendiger Weise andere Zwecke, und zwar solche materiellen Gewinns, wel
„zu begreifen wir leider zu dumm sind. Das Begehrenswerthe in unser
„Lande kennen wir nicht; da es aber vorhanden sein muß, so scheint es

rathen, Dich zu vernichten, um Dich der Möglichkeit zu berauben, nach
ause zurück zu kehren, Deine Landsleute hierher zu führen und uns unserer
eimath zu berauben." So folgern sie in dem natürlichen Egoismus ihres
mitiven Civilisationszustandes alle. Der Handel aber ist ein Zweck, welcher
rall begriffen und gewürdigt wird. Selbst die rohesten Völker unterhalten
)isse Handelsbeziehungen, tauschen ihre Producte gegeneinander aus, und selbst
opäische Erzeugnisse wandern von Stamm zu Stamm durch den ganzen
ntinent. Ob der Fremdling mit Vortheil kauft oder verkauft, darum küm-
ct sich Niemand und Niemand kann es beurtheilen; es genügt, daß er ver-
ıdlich handelt, wie die Menschen, unter denen er lebt. Der Handel muß
) zunächst, sozusagen, in uneigennütziger Weise, ohne Rücksicht auf unmittel-
:en Gewinn, betrieben werden, und das können und wollen die auf den Küsten
ıesiedelten Kaufleute nicht thun.

In ähnlicher Weise müssen die bisherigen christlichen Missionsbestrebungen
dificirt und verallgemeinert werden, um erfolgreich zur möglichst schnellen
reichung des Zieles beitragen zu können. Keine anderen Ideen erzeugen im
enschen eine solche Hingebung und Opferfreudigkeit, einen solchen Enthusias-
s, wie die religiösen, und es ist nicht nöthig, hier auf die erhabenen Bei-
:le von Selbstverleugnung einzugehen, durch welche christliche Missionäre seit
ı Bestehen dieser Religion die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und der Nach-
:t errungen haben. Doch der Erfolg hat nicht die gebrachten Opfer gerecht-
:igt. Man hat sich nicht damit begnügt, den christlichen Geist in die Welt
tragen und die sichtbaren, nützlichen Errungenschaften christlicher Völker und
er Cultur den zu Beglückenden zugänglich zu machen, sondern hat durch un-
ständliche, dogmatische Belehrung den Erfolg compromittirt. Je länger Li-
gstone, der wahrlich tiefernst von seinen religiösen Zielen erfüllt war, unter
ı Stämmen Inner-Afrika's herumreiste, desto mehr begnügte er sich, mit
ıtansetzung des specifischen Christenthums, der christlichen Humanität Ein-
ıg zu verschaffen, und die schottischen und englischen Missionäre, welche den
assa und die großen Nilseen zum Schauplatze ihrer Thätigkeit gewählt haben,
)ten ihr Augenmerk zunächst auf den legitimen Handel und führen Handwerker,
genieure und Ackerbauer mit sich. Alles, was sichtbaren, leicht verständlichen
tzen mit sich bringt, begreifen und adoptiren die Eingeborenen; alles Uebrige
heint ihnen unnütz und verdächtig.

Bisher konnte der wissenschaftliche Forschungsreisende durch den Handel
r insoweit unterstützt werden, als er auf seinen unvollkommenen Bahnen, wie
im Innern zwischen den einzelnen Stämmen gezogen sind, wandelte; durch
christliche Mission aber gar nicht, da dieselbe, einen gewissen Zustand der
cherheit und Stabilität erfordernd, zu fern vom Schauplatze seiner Thätigkeit
) etablirte. Mit spärlichen Mitteln eigenen Besitzes, oder mit der bescheidenen
terstützung einer wissenschaftlichen Institution, oder seltener, wenigstens in
utschland, auf Kosten einer Regierung ausgerüstet, war er, einmal abgereist
d in das unbekannte Dunkel getaucht, auf die mitgenommenen Hilfsquellen
chränkt und zu möglichst schneller Beendigung der beabsichtigten Reise, zur
nellen Erzielung eines in die Augen fallenden Erfolges gezwungen. Er hatte

seine Ausgangs- und Stützpunkte meist auf den Küsten, auf die er nur sch
wieder zurückfallen konnte. Im Innern konnte er sich nicht lange genug bei
einzelnen Stämmen aufhalten, um ihr Mißtrauen zu besiegen, ihre Freundsc
zu gewinnen; und wenn es ihm für seine Person gelang, so war doch s
Einwirkung nicht nachhaltig genug, um diese günstigen Dispositionen auch sei
Nachfolgern zu sichern. Bei der nothwendigen Rastlosigkeit des Vorwä
strebens konnte er keinen genügenden Einblick in die Hilfsquellen des Lan
und die Natur seiner Bewohner gewinnen, konnte nicht in den Geist der Spr
und der Volkssitten eindringen. Und wenn der erste Erfolg den Erwartun
nicht entsprach, so erkaltete die heimathliche Theilnahme, die Mittel versag
und oft mußten Unternehmungen aufgegeben werden, gerade in dem Augenbl
wo die Bedingungen zu glücklichem Gelingen mit Mühen und Opfern gescha
waren.

Jetzt, wo das internationale Vorgehen, welches neben dem ideellen Zw
der wissenschaftlichen und humanitären Bestrebungen den praktischen der m
riellen Nutzbarmachung des zu erschließenden Gebietes auf sein Progra
schreibt, ein allgemeineres Interesse der gebildeten Welt und also auch
reichere materielle Betheiligung derselben erwarten darf, wird ein ganz and
System in Anwendung gezogen werden können, und Handel, christliche Cult
mission und wissenschaftliche Forschung werden gemeinschaftlich nach demsel
nächsten Ziele der Erschließung, der Zugänglichmachung für ihre später getrenn
Endzwecke streben, sich ergänzen, ihre Thätigkeit combiniren.

Für den vollständig unbekannten Kern des äquatorialen Afrika wer
wieder Einzelreisende ausgesendet werden, welche in der Geschichte der Entdeckun
reisen in diesem Continente sich erfolgreicher bewiesen haben, als complic
Expeditionen. Doch auf den Grenzen dieses Unbekannten werden Punkte bes
werden, auf denen Missionäre der Wissenschaft und der Cultur sich mit L
und Leuten bekannt machen, anthropologische, ethnologische, linguistische, kli
tologische, botanische, zoologische, geologische Studien treiben und naturwis
schaftliche Sammlungen machen, Straßen erkunden und Verbindungen anknüp
Handel treiben und durch Beispiel und Lehre wirken sollen. Diese Stationen wer
je nach dem Orte ihrer Etablirung, eine einfachere oder complicirtere Organ
tion haben und die bevorzugteren wirkliche Kaufleute, Missionäre, Handwer
Ackerbauer in sich aufnehmen können. Sie werden gleichzeitig und hauptsäch
Aushilfedepots für die Entdeckungsreisenden an Instrumenten, Waffen, Pr
sionen und die Ausgangs- und Rückfallspunkte derselben sein. Sie können
nächst nur an schon einigermaßen bekannten, an schon besuchten Orten etab
werden. Udschidschi am Tanganika-See, dieser bekannte Knotenpunkt für H
delswege; Nyangwe, Livingstone's letzter Punkt, an dem auch Cameron
zwungen war, von der westlichen Richtung abzustehen; einer der östlich
Punkte der portugiesischen Provinz Angola; vielleicht die Hauptstadt des mö
tigen Muata Jamwo, nachdem dieser Herrscher von dem Reisenden der Deutsc
Afrikanischen Gesellschaft, Dr. Paul Pogge, unlängst besucht worden ist; spä
nördlich vom Aequator, etwa Runga im südlichsten Wadaï, oder ein vorgesc
bener Punkt Adamaua's werden oder dürften dazu ausersehen werden. Mit d

orrücken der Einzelreisenden werden dann derartige Stationen an von ihnen s zweckmäßig bezeichnete Punkte vorgeschoben werden. Rückwärts werden sich eselben so viel als möglich mit den Küsten in Verbindung zu erhalten suchen id zu diesem Zwecke sowol auf der Ost- als auch auf der Westküste einige enige größere Entrepots für Ausrüstungsgegenstände, womöglich an Orten, an nen schon Europäer angesiedelt sind, gegründet werden.

Wenn Manche der zur Conferenz Versammelten, vor Allen die Engländer, rschlugen, eine fortlaufende Reihe von regelmäßig unter einander in Verbin- ng stehenden Stationen quer durch den Continent zu legen, diese Querlinie rch ebensolche Stationsreihen im Osten über die großen Nilseen mit den vor- schobenen Posten Gordan Pascha's, im Westen mit dem unteren Laufe des ongo, im Süden mit dem Bassin des Zambesi in Verbindung zu setzen, Schiffs- ationen auf der Ost- und Westküste zu gründen, kleine Dampfer auf dem Vic- oria Nyanza, dem Tanganika-See und dem Congo zu unterhalten: so setzte das ewissermaßen die Realisation eines großen Theils der angestrebten Zwecke vor- us und ging über die zunächst zu erwartenden Kräfte der Gesellschaft hinaus. bgesehen von den enormen Kosten, welche die Ausführung dieses Planes ver- rsachen müßte und welche wahrscheinlich die Mittel der Gesellschaft, selbst bei em regsten öffentlichen Interesse, übersteigen würden, schien ein so weit gehender Vorschlag ohne directe Beihilfe europäischer Regierungen kaum realisirbar. Schiffe auf der Küste und den großen Binnenseen erfordern eine Flagge und ilitärische Macht; regelmäßige Verbindung der Stationen untereinander setzt ine gewisse Garantie der Sicherheit voraus. Welche europäische Regierung ürde die Executive ergreifen, die Verantwortung des Schutzes mit allen ihren onsequenzen auf sich nehmen wollen und können? Wenn sich aber eine solche ände, so wäre es mit dem internationalen Charakter des ganzen Werkes orbei; Straßen und Stationen würden in nationalem Interesse für Han- elszwecke ausgenützt werden und begründete Eifersucht und berechtigtes Miß- rauen würden den Zerfall der Association unvermeidlich machen.

Es gibt eben zwei Wege, Afrika zu erforschen und zu erschließen, den der Macht und Gewalt und den der Klugheit und des Friedens. Jener mag unter lmständen schneller zum Ziele führen, aber wir perhorresciren ihn; dieser ist er allein der hohen Ziele würdige, der allein international betretbare.

Der internationale Charakter der Association soll übrigens in keiner Weise ie nationale Initiative lähmen. Jene sucht ein Allen gleich nützliches und örderliches System zu schaffen und bietet die Benutzung desselben allen Rei- enden an, welcher Nationalität sie auch angehören; mögen dieselben im Auf- rage einer wissenschaftlichen Gesellschaft reisen, von einer Regierung ausgeschickt ein oder ihr Mandat privater Initiative verdanken.

Die in Brüssel versammelte Conferenz legte die Grundzüge der Organisation, welche zur Ausführung dieses vielversprechenden, großartigen Planes führen sollte, nieder und erkannte als nothwendig, in den verschiedenen Ländern, die sich für das Unternehmen interessiren werden, die Bildung von Vereinen, welche National-Comités genannt wurden, und die Constituirung des eigentlich

leitenden Organes der Association, das als centrale internationale Com mission bezeichnet wurde.

Die National-Comités werden je nach der Größe des Landes, der Bede tung seiner Theile, der Betheiligung des Publicums in mehr oder weniger S tionen zerfallen, sollen das öffentliche Interesse wach erhalten und die aus de selben resultirenden Früchte sammeln und werden sich natürlich zusammensetz und organisiren, wie es in jedem Lande zweckmäßig erscheint.

Die centrale internationale Commission wird die Arbeiten und Unterne mungen der Association leiten, die zufließenden Mittel verwalten und sich z sammensetzen aus den Präsidenten der in der Conferenz vertretenen geographisch Gesellschaften und der hauptsächlichsten derjenigen, welche sich dem Program der Conferenz anschließen werden, und aus zwei Mitgliedern für jedes Nation Comité. Um den Unzulänglichkeiten, welche aus dieser gleichmäßigen Behan lung der verschiedenen National-Comités und geographischen Gesellschaften not wendig zuweilen entstehen müssen, vorzubeugen, wurde dem Präsidenten d Central-Commission die Ermächtigung ertheilt, nach den Umständen die Ve tretung einzelner Länder zu vervollständigen.

Auf Antrag Sir Bartle Frère's und auf Bitten der Conferenz nahm S Majestät König Leopold das Amt eines Präsidenten der centralen Com mission, vorläufig auf ein Jahr, an.

Da begreiflicherweise die immerhin zahlreiche centrale Commission sich nic nach Bedürfniß um ihren hohen Präsidenten versammeln kann, wurde demselb ein sogenanntes Executiv-Comité beigegeben, das aus drei Mitgliedern der ce tralen Commission, einem General-Secretär und einem General-Schatzmeist bestehen wird, von denen die Ernennung der beiden letzteren dem Präsident zusteht. Die Conferenz ernannte vorläufig zu diesem Executiv-Comité die dr aus der centralen Commission zu wählenden Mitglieder in den Personen d Herren Sir Bartle Frère, de Quatrefages und Dr. Nachtigal, wäh rend der Königliche Präsident seinen bisherigen Gesandten zu Madrid, Barc Greindl, zum General-Secretär und einen hohen Beamten seines Finan ministeriums, Herrn Galezoot, zum General-Schatzmeister der Associatio wählte.

Wie das ganze Werk durch die Initiative des Königs der Belgi entstanden ist, so hat dasselbe auch in Belgien die schnellsten Fortschritte g macht. Das National-Comité ist unter dem Vorsitze Sr. Königlichen Hohe des Grafen von Flandern gebildet, und die Subscriptionslisten bedecken sich m Unterschriften. Doch auch in den übrigen Ländern zeigt sich das lebhafte Interesse für das Unternehmen; Gesellschaften und Comité's bilden sich in de verschiedenen Ländern und die Könige und Prinzen derselben werden ihre Pro tectoren, Präsidenten oder Ehrenmitglieder.

Auch in unserem Vaterlande sind Männer aus allen Gauen zusammen getreten, welche der Wissenschaft, der Diplomatie, der Armee, dem Handel un der Industrie, den parlamentarischen Körperschaften angehören, und haben da deutsche National-Comité unter dem Namen „Deutsche Afrikanische Ge sellschaft" gebildet. Dieselbe hat unter dem Vorsitze des Prinzen Heinrich VII

uß ihre Thätigkeit begonnen und wird diese theils in internationaler Weise ter der Leitung der internationalen centralen Commission der oben entwickelten ıtionsbildung widmen, theils auf selbständige nationale Entdeckungs- und rschungs-Unternehmungen richten.

Wenn die Deutschen keinen Theil hatten an den Entdeckungsbestrebungen iherer Jahrhunderte, so sind sie mehr als irgend ein Volk in die afrikanische ena getreten. Einzelne sind ruhmgekrönt heimgekehrt; Manche mußten nach weren Opfern an Zeit und Gesundheit von ihrem Vorhaben abstehen; Viele d zu ewiger Ruhe in afrikanischem Boden gebettet. Diese Thaten seiner opfer- lligen Söhne müssen dem Vaterlande heilige Erbschaften sein, welche dasselbe ı so weniger zögern darf anzutreten, als mit seiner politischen Wiedergeburt ch die Größe der Aufgaben wachsen muß, welche ihm in der Culturgeschichte fallen. Deutschland, welches mehr als alle Nachbarländer die geographische trömung der Zeit verkörpert, das die größte Anzahl geographischer Gesell- aften hat und dessen Hochschulen nahezu alle mit geographischen Lehrstühlen ziert sind: Deutschland hat die Pflicht, die gewonnenen, oft theuer erkauften fahrungen zu besserem Gelingen zu verwerthen, nicht das Recht, ein Ziel auf- geben, das einst eine Quelle des Ruhmes sein wird, nur weil es eine Zeit ıg vergeblich angestrebt wurde. Dasselbe ist noch weit und hoch, doch mit reinten Kräften wird es erreicht werden.

Möchte es der jungen „Deutschen Afrikanischen Gesellschaft“ lingen, die öffentliche Theilnahme mehr und mehr für dasselbe zu erwärmen, d möchte bei dem Wettringen der Nationen nach ihm den Deutschen, welche f afrikanischer Erde so viele, glänzende Eroberungen errungen, so viele schmerz- he Verluste erlitten haben, die Palme zufallen!

Ueber Sonette Shakespeare's.

Von

Karl Goedeke.

Die Literaturgeschichte ist reich an Problemen, an denen sich der Fleiß u der Scharfsinn der Forscher versucht hat. Gelangt man auch selten zu Res taten, die von allgemein überzeugender Kraft wären, so dürfen die Bemühung selbst doch nicht ermatten. Wiederholte Betrachtungen aus verschiedenen G sichtspunkten pflegen zu Aufschlüssen zu führen, die, wenn auch nicht für d Ganze mit Evidenz, doch für einzelne Bestandtheile dem richtigen Verständn näher bringen, oder wenigstens alte Mißverständnisse wegräumen. Hätte m sich bei der mittelalterlichen Ansicht über Virgil als einen Vorausverkünd Christi beruhigen wollen, wir würden den Römer noch als den christlichen Dicht des Heidenthums verehren und verkennen. Und wenn F. A. Wolf's kühn Zweifel nicht die Einheit der homerischen Gedichte in Frage gestellt hät würde ein großer Theil der heutigen Wissenschaft, die das einheitlich Ueb lieferte auf seine Entstehungsgeschichte prüft und in seine Bestandtheile zerle wol kaum vorhanden sein. Wir brauchen aber nicht derart entlegene B spiele hervorzuheben; bieten doch Goethe und Schiller schon hinreichenden Sto den Scharfsinn der Erklärer herauszufordern. Schiller's Resignation und se Wallenstein haben die widersprechendsten Deutungen hervorgerufen, und l Goethe's Märchen und zweitem Faust sind fast so viele und so entgegenge Erklärungen gewagt worden, als es Erklärer gegeben hat. Und das ist l Dichtungen der Fall, die gewissermaßen im hellen Sonnenlichte unserer B dungsepoche liegen, denen wir der Zeit und der Empfindungsweise nach n nahe genug stehen, um sie als Producte der Gegenwart zu betrachten.

Wenn bei Dichtungen so jungen Ursprungs und von Dichtern, denen w fast jeden Tag nachrechnen, deren Gedanken wir fast bis zu den ersten Anläss nachgehen können, das Verständniß nicht mit vollkommener Sicherheit erreichb scheint, so kann es nicht Wunder nehmen, wenn Dichterwerke, von denen u eine Kluft von beinahe drei Jahrhunderten scheidet und von deren Verfa wir, was ihr Leben und den Zusammenhang ihrer Gedankenwelt mit ihrer

bung betrifft, fast gar nichts wissen, dem unzweifelhaften Verständniß Schwie-
gkeiten bieten, die kaum zu bewältigen scheinen. Ich denke an Shakespeare.
Ser wüßte nicht, welche Mühe man sich von Goethe bis Werder gegeben hat,
n seinem Hamlet den innersten, Alles erschließenden Gedanken abzulauschen!
id wer möchte behaupten, daß irgend eine der vielen Auslegungen ihm volle
eistimmung abgewonnen hätte! Und hier handelt es sich um ein objectives,
f sich selbst stehendes dramatisches Werk, das vom Anfange seines Daseins an
s auf die neueste theatralische Repräsentation sich an ein großes, gemischtes
ublicum wendet, mit dem Anspruch, als Ganzes Eindruck zu machen, und
so eine gewisse Art von leichtem Verständniß voraussetzt. Ein Schauspiel-
chter, der wie Shakespeare zugleich Schauspieler war und wie er sein Publicum
id das Publicum überhaupt gründlich kannte, kann nicht, wie der alte Goethe,
h hingesetzt haben, um mit stillem Behagen eine Nuß nach der andern hin-
werfen, an denen sich das Publicum im Knacken versuchen möge, so gut es gehen
olle. Hätte Shakespeare nicht gemeint, sein Hamlet werde im Großen und
anzen seinem Publicum vollkommen verständlich, er werde fähig sein, eine
ute Bühnenwirkung hervorzubringen, so hätte der bühnenkundige Dichter das
rauerspiel schwerlich aufführen lassen; denn was von der Bühne herab unver-
indlich blieb, konnte nicht gefallen, und ein nicht gefallendes Stück, das nicht
ur das Lesen, sondern für die Darstellung geschrieben war, that nicht blos dem
ichterrufe für diesen einzelnen Fall Abbruch, war vielmehr geeignet, den Ruf
s Dichters bedenklich zu erschüttern und, was der auf Gewinnantheile an-
wiesene Schauspieler und Schauspieldichter gewiß nicht auf die leichte Achsel
ahm, den Cassenertrag zu gefährden. Ein feineres ästhetisches Verständniß der
esewelt oder gar der Nachwelt bot dafür keinen Ersatz. Was gefallen sollte,
ußte es ohne viele Umstände thun, und um dies zu ermöglichen, mußte der
ichter so deutlich sein, wie er es vermochte. Wenn wir uns nun damit ab-
ühen, Schwierigkeiten zu erdenken, um den Triumph zu genießen, dieselben
gleich entdeckt und gelöst zu haben, so erweisen wir dem Verständniß des
tückes, wie es Shakespeare gab, freilich weniger einen Dienst, als unserm
genen Scharfsinn, der Dunkelheiten aufhellt, wo Die, an welche sich der Dichter
nächst wandte, Alles einfach, folgerecht und verständlich fanden, wie er selbst,
ls er es auf die Bühne brachte. Daß damit nicht gesagt sein soll, der ganze
mfang und die ganze Tiefe eines der im Stück ausgesprochenen Gedanken habe
dem Hörer und jedem Leser sofort faßbar sein müssen, habe ich wol nicht aus-
rücklich zu bevorworten. Aber auch da, wo sich jetzt Manches dem Verständniß
icht auf den ersten Blick erschließen möchte, wird der wohleingelernte Schau-
ieler nachgeholfen und in dem berühmten Monologe des dritten Actes z. B.
as wichtige perchance to dream, vielleicht auch träumen, durch ein Schaudern
ls den Stein des Anstoßes hervorgehoben haben, über den Hamlet's-Gedanken
icht hinwegkommen können, so daß die Zuschauer fühlten, Hamlet fürchte den
od, weil er nicht sicher war, daß er ein absoluter Schlaf, ohne Traum, ohne
ückerinnerung, ohne Gedankenleben sei, daß Alles mit dem Tode aufhöre und
ine Unsterblichkeit, keine Fortdauer der Seele gebe. Solche Stellen mochte
Dichter für sich selbst und für die nachdenkenden Zuschauer mit Vorliebe

aufsparen; für das Publicum im Allgemeinen blieb seine unerläßliche Pflic
ein Allen verständliches Stück auf die Bühne zu bringen, das der Nachhilfe
Interpreten und Scholiasten nicht bedurfte.

Dieselbe Pflicht hat aber auch der lyrische Dichter, wiewol er, da er
in der Regel an Leser wendet, in deren Innerm er eine Stimmung erzeu
will, die der seinigen des Augenblicks entspricht, schon ein ruhigeres Aufnehm
voraussetzen und dem Nachdenken und Nachempfinden schon etwas mehr zumutl
darf, als der Dramatiker, dessen Wort im Ohr des Hörers rasch von dem f
genden Worte verdrängt wird, so daß ein ruhiges Verweilen auf dem einzel
Gedanken der gegliederten Kette nicht möglich ist. Aber auch der Lyriker wü
seinen Vortheil verkennen, wenn er dem Leser, dem er Genuß bereiten will,
Studium zumuthete, wenn er in seine Strophen und Reime „hineingeheimnißt
um, anstatt der Seele Flügel zu leihen, den untersuchenden Verstand und
combinirende Vernunft herauszufordern. Mag immerhin in dem guten lyrisc
Gedichte etwas Unfaßbares übrig bleiben, eine Wirkung, über deren Urs
man sich nicht sofort oder vielleicht niemals Rechenschaft geben kann, wie z.
in Goethe's „Ueber allen Gipfeln" oder in seinem Gedichte „Rastlose Liebe"
dem Schlusse „Glück ohne Ruh', Liebe, bist Du!" — das Ganze und das Einze
würde, wenn es nicht unmittelbar deutlich und verständlich wäre, gar ni
fähig sein, jenen tiefen Zauber zu üben, der das Gemüth ergreift und das
noch lange nachklingen läßt. Erfahren wir den Anlaß des zauberhaft wirkend
Gedichtes, lernen wir die wirklichen Beziehungen desselben kennen, wann und
es entstanden, an wen es gerichtet ist, so mag das Einzelne noch heller u
deutlicher hervortreten, ja das wörtliche Verständniß erst aufschließen und
Gewißheit sich aufdrängen, daß wir etwas, was die einfache und getreue F
haltung eines zufälligen Erlebnisses war, für ein unergründlich tiefes Bild
nommen haben, die Wirkung bleibt in ewig gleicher Kraft bestehen, da
Dichter das Unendliche und Unfaßbare des Uebergangs zur ewigen Ruhe
treuen Bilde des stillen Abends vor dem Schlafe festgehalten hat.

Das gute lyrische Gedicht hinterläßt demnach eine Wirkung, die von
Kenntniß der Anlässe der Entstehung unabhängig ist, aber durch eine so
Kenntniß nicht beeinträchtigt, vielleicht dadurch nur noch gehoben wer
kann. Wenn wir die lyrischen Dichtungen der Größten durchlaufen, so mü
wir uns gestehen, daß wir, Goethe etwa ausgenommen, bei den meisten nur
Wirkung empfinden, die in den Worten liegt, im Bau des Verses, in der
schlingung der Strophen, im Klang des Reimes. Was der Dichter ausdrü
nehmen wir in uns auf; was ihn trieb, dies auszudrücken, bleibt uns meist
unbekannt. Wir finden schön ausgedrückt, was wir in Wahrheit kaum
stehen; als wenn wir Musik hörten, die wir auf Worte nicht zurückzufüh
vermögen. Man prüfe die Sonette von Dante, Petrarca, Camoens und
sich dann ehrlich Rechenschaft, ob wir nur bei der Hälfte, ja beim vierten Th
sicher sind, zu verstehen, was der Dichter gewollt hat. Die Antwort wird k
bejahende sein, denn uns fehlt die Kenntniß der Situation, aus welcher
Dichter geschaffen hat, und die im Gedicht selbst liegenden Andeutungen dersel
sind in der Regel so unbestimmt und schwankend, daß wir vor groben

ümern keineswegs gesichert sind, wenn wir dieselben benutzen, um die thatchlichen Anlässe daraus zu reconstruiren. Und dennoch werden diese Dichtungen lesen und wieder gelesen, übersetzt und wieder übersetzt. Sie haben eine Wirng, aber kaum die, im Einzelnen eine unendliche Reihe von Aehnlichem zu wecken; sie haben nur die Wirkung, durch eine bestechende äußere Form schwannde Bilder, unbestimmte Empfindung hervorzurufen. Sie haben vielleicht keine ihre Absicht gehabt und sind den Vertrautesten unter den Mitlebenden der ichter nicht verständlicher gewesen als uns.

Sollte sich das mit Shakespeare's Sonetten ebenso oder doch ähnlich verilten? Ich denke, nein! Man hat sie herausgegeben, commentirt, übersetzt. b auch verstanden? Dies zu bejahen möchte ich nicht wagen; und daß es ißlich ist, mit Ja darauf zu antworten, werden die nachstehenden Mittheiingen zur Genüge zeigen. Ich habe nicht den Muth zu behaupten, daß ich des einzelne der 154 Sonetten Shakespeare's verstanden hätte, was ich verstehen nne. Ich meine nicht die Bedeutung der Worte, obgleich auch da nicht Alles f festen Füßen steht, ich meine die Bedeutung des Sinnes, der Situation, aus elcher das Gedicht entsprang, die Absicht, die der Dichter dabei hatte, das erhältniß zu der Person, an die es gerichtet ist, die Person selbst, der es gidmet sein könnte. Das Alles aufzuklären, vermesse ich mich nicht. Aber einen chutthaufen von Tradition wegzuräumen, der dem Eindringen in das Verändniß entgegengethürmt ist, das halte ich für leichte Arbeit. Und wenn dies schehen, wird es vielleicht möglich sein, das eine oder andre dieser sibyllinischen lätter zu enträthseln.

Die Engländer nahmen die Form des Sonettes von den Italienern auf, ldeten aber die vierzehn Zeilen, aus denen es besteht, in eigenthümlicher Weise m. In der dritten Scene des vierten Actes von „Verlorene Liebesmüh'" führt hakespeare den König Ferdinand von Navarra, der heimlich in die Prinzessin on Frankreich verliebt ist, in der Lectüre eines Gedichtes begriffen ein, das ich, a es nur auf die Form ankommt, in Baudissin's Uebersetzung mittheile:

So lieblich küßt die goldne Sonne nicht
Die Morgenperlen, die an Rosen hangen,
Als deiner Augen frisches Strahlenlicht
Den Thau der Nacht vertilgt auf meinen Wangen.

Der Silbermond nur halb so glänzend flimmert
Durch der krystallnen Fluthen tiefe Reine,
Als dein Gesicht durch meine Thränen schimmert:
Du strahlst in jeder Thräne, die ich weine.

Dich trägt als Siegeswagen jede Zähre,
Auf meinem Schmerz fährt deine Herrlichkeit:
So schau', wie ich die Thränenschaar vermehre;
Es wächst dein Ruhm, je herber wird mein Leid.

Doch liebe dich nicht selbst: die Thränen scheinen
Dir Spiegel sonst, und ewig müßt' ich weinen.

Dies Gedicht, scheinbar tief gefühlt, ist scherzhaft gemeint. Es verspottet ie rhetorische Pracht, die ausgekünstelten Bilder, die Anempfindelei, die den Mangel wahren Gefühls mit der blendenden Phrase deckt. Aus dem Stücke

abgelöst könnte es zweifelhaft lassen, ob Shakespeare selbst dieser Manier huldi
im Stücke bleibt kein Zweifel, daß der Schalk dahinter steckt und seinen empfi
samen Helden mit lächerlichem Pathos ausstaffirt. Es würde also mißlich se
einen dramatischen Dichter für den Gebrauch eines manierirten Stils in A
spruch zu nehmen, dessen er sich, wie es in diesem Falle sicher und in and
zweifelhaften Fällen möglich oder wahrscheinlich ist, nur bedient, um seine d
matischen Geschöpfe zu charakterisiren. Ihn selbst darüber zur Rede zu stell
würde ebenso verkehrt sein, wie das Verfahren Gelzer's, gewisse Worte u
Sätze aus dramatischen Dichtungen, die dem Charakter des Sprechenden
gepaßt sind und im Munde desselben passend erscheinen, dem Dichter persön
in's Gewissen zu schieben.

Doch hier kommt es einstweilen nur darauf an, was der britische Dram
tiker unter der Form des Sonettes verstand. Es waren drei gleichgebild
vierzeilige Strophen mit gekreuztem Reim, der mit jeder Strophe wechselt, u
denen dann noch ein Reimpaar als Schluß hinzugefügt wird. In diesem sch
ßenden Reimpaare liegt gewöhnlich der Schlüssel des Gedichtes, indem darin
Gedanke kräftig und ausdrucksvoll zusammengefaßt wird, mit dem das Son
sich beschäftigte. Die Italiener folgten in der Regel einer andern Manier.
gaben im ersten Quatrain den Gedanken, im zweiten einen Gegensatz und führ
dann in den beiden schließenden Terzetten eine neue Wendung herbei, in welc
Satz und Gegensatz versöhnt und zu höherer Einheit geleitet wurden.

Der Bau des Sonettes, wie wir ihn, bis auf zwei Fälle, bei Shakespe
als unverbrüchliche Regel gelten sehen, war seit 1557, wo Henry Howard, G
von Surrey sich desselben in seinen Songs and Sonnets zuerst bediente, bei d
meisten lyrischen Zeitgenossen Shakespeare's der übliche. Wir finden diese
Form 1592 in Daniel's Delia, 1594 in Drayton's Idea, 1594 in Constabl
Diana und W. Percy's Celia, 1596 in Wentworth Smith's Chloris, dür
also sagen, daß dies die landübliche Form des Sonettes in England zur Z
Shakespeare's war. Außer den vorhin mitgetheilten kommen in Verlorner Lieb
müh' noch einige ebenso gebildete vor, und auch das als Dialog zwischen Ron
und Julia vertheilte hat denselben Bau.

Diese beiden Stücke, in denen Shakespeare die Form des Sonettes zur A
wendung gebracht hat, werden von Francis Meres im Jahre 1598 erwähnt, wa
also damals schon vorhanden. Derselbe Zeitgenosse spricht auch von Shakespear
„zuckersüßen Sonetten in den Händen seiner besonderen Freunde" (his sugr
sonnets among his private friends). Welche, wie viel, ob als Sammlung
ordnet oder einzeln und zerstreut? — das erfahren wir nicht. Nur dies geht aus
beiläufigen Erwähnung hervor, daß unter den vertrauten Freunden des Dichte
Gedichte in Sonettenform von ihm schon 1598 umliefen. Aber schon früh
scheint dies der Fall gewesen zu sein, da der ungenannte Verfasser des histo
schen Stücks Edward III. in der ersten Scene des zweiten Actes einen Vers ei
geflochten hat, der als Schlußvers des 94. Sonettes der auf Shakespeare's Nam
gehenden Sammlung bekannt ist: „Das Unkraut duftet süßer als verwe
Lilien." Es wäre möglich, daß dies eine sprichwörtliche Redensart, ein geflügelt
Wort gewesen sei, und daß beide Dichter dasselbe zufällig aufgenommen hätt

zlich auch, daß Shakespeare bei dem ungenannten Dichter eine Anleihe gemacht, er es auch sonst wol gethan hat, wenn auch nicht gerade mit so genauer behaltung des Verses, wie es in diesem Falle geschehen sein würde. Es mt jedoch nicht viel darauf an, ob wir schon 1596 die Spur eines seiner nette der späteren Sammlung besitzen oder nicht, da wir in einer Sammlung fremder Hand aus dem Jahre 1599, im Passionate Pilgrim, zwei Sonette en, die in der späteren Sammlung Shakespeare'scher Sonette als 138. und . wiederkehren. Diese Sammlung veröffentlichte der Londoner Buchhändler omas Thorpe, der seinen Namen nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnete, r aus den Buchhändlerlisten bekannt ist, im Jahre 1609. Die Sammlung ent= t 154 Sonette, von denen eins, das 99., aus 15 Zeilen, ein anderes, das 126., : aus 12 Zeilen besteht, indem dort dem eigentlichen Sonett eine erzählende le vorangestellt ist, hier das Reimpaar des Schlusses fehlt. Die Sammlung 1640 in veränderter Reihenfolge, mit Zusätzen und Auslassungen, theilweise : einzelnen, theilweise mit Collectivüberschriften wiedergedruckt. Auf diese e Auflage nehme ich keine Rücksicht, sondern halte mich an die zu Lebzeiten Dichters erschienene, die, so viel wir wissen, von ihm niemals abgelehnt die seit dem Erscheinen unbedenklich als Eigenthum des Dichters an= hen ist.

Bei der Dürftigkeit unsrer Kenntniß von den äußeren Lebensumständen des chters sollte man denken, in diesen Sonetten willkommene Aufschlüsse zu alten. In seinen Dramen hat er die Dinge und die Menschen so selbst= ndig, so objectiv hingestellt, daß man durch ihre Schicksale und Reden keinen blick in sein Leben, nicht einmal in die Entwicklung seines Gedanken= und fühlslebens erhält. Hier dagegen, wo er aus eigenem Munde zu reden scheint, man seine eigenen Gedanken und Gefühle zu hören glaubt, meint man ihm er zu treten und mit einiger Geduld des Ordnens und Combinirens den den auffinden zu können, an dem sich sein Leben hinspinnt. Die Erwartung int um so weniger trügerisch, da jene Sonette der dramatischen Dichtungen ne Aufnahme gefunden haben, also die Gefahr, Situationsgedichte auf ihn zu iehen, während sie doch nur auf die redende dramatische Person bezogen werden men, ausgeschlossen zu sein scheint.

Tritt man an die nähere Betrachtung der Thorpischen Sammlung, so ver= en jene Erwartungen freilich sehr an Zuversichtlichkeit. Die Fragen, welche ntwortet sein wollen, bevor man hoffen darf, ein richtiges Verständniß des nzen oder einzelner Theile zu erlangen, lassen sich nicht mit der wünschens= rthen Sicherheit beantworten, um daraus Schlüsse zu ziehen. Zunächst möchte n wissen, wer die Anordnung getroffen hat, ob der Dichter selbst oder eine nde Hand; sodann, welche Gründe die Anordnung hat, ob ein chronologisches incip, von der Entstehungszeit hergenommen, befolgt ist, ob nur das, was ichartig erschien, zusammengestellt wurde, oder ob eine überlegende Willkür des chters oder Herausgebers, um dem Leser zu rathen zu geben, die zusammen= örigen Bestandtheile, deren natürliche Reihenfolge das Verständniß erleichtern irde, aus einander gerissen oder dem bloßen Zufall die Anordnung der einzelnen en Blätter überlassen hat.

Ich will nicht sagen: es ist, aber ich darf sagen: es scheint der bloße Zu gewesen zu sein, der die Reihenfolge bestimmt hat. Liest man die Gedichte hi einander, so meint man bald, einen Faden gefunden zu haben, bald muß n ihn wieder fallen lassen. Das kann auf Ungeschick des Herausgebers, es k aber auch auf Absicht des Dichters beruhen. Doch fehlt jedes Anzeichen, er Antheil an der Herausgabe genommen, oder auch nur darum gewußt h Es bleibt uns eine Sammlung zufällig geordneter Gedichte.

Aber es bleibt doch eine Sammlung Shakespeare'scher Gedichte, und Leben, das innere wie das äußere Leben des Dichters müßte sich immer daraus erläutern lassen, vorausgesetzt, daß es sicher wäre, er spreche in jed dieser Gedichte, oder doch in einer gewissen Anzahl derselben, aus eigenem Mun Das ist nun ganz zuverlässig nicht der Fall, obwol ein englischer Kriti George Chalmers, im Jahre 1797 die kühne Hypothese aufgestellt hat, sämmtlichen 154 Sonette, in denen bald eine unvergleichliche Schönheit, b ein garstiges Schätzchen, bald ein Mann, bald ein Weib gepriesen oder ger und verhöhnt werden, seien an eine und dieselbe Person gerichtet, und diese niemand Anderes als die jungfräuliche Königin Elisabeth.

So ungeheuerlich diese Annahme war, die freilich weder in England n sonstwo Beifall gewonnen, ebenso abenteuerlich ist eine andere, die sehr vie Anhang gefunden hat, die nämlich, daß die Sonette, wenigstens die ersten 1 an eine und dieselbe Person, und zwar an einen jungen, schönen Mann, gerich seien. Die englischen Gelehrten, die sich seit 1709, in welchem Jahre Nico Rowe die erste handliche Ausgabe von Shakespeare's Werken veranstaltete, vielfach und so eingehend mit dem Texte der Shakespeare'schen Dramen besch tigt haben, sind früher meistens sehr verächtlich an den Sonetten vorbeigegang „Was hat Wahrheit und Natur," ruft Stevens, einer der unbedingtesten V ehrer des Dichters, „mit Sonetten zu thun? Diese Dichtungsform hat höchstgestellten Dichter mit den gemeinsten Reimern auf dieselbe Stufe her gesetzt."

Der Erste, der sich mit Shakespeare's Sonetten theilnehmender beschäfti war sein Biograph Nicholas Drake, der im zweiten Bande seines großen We (1817) sich bemühte, die Schönheit derselben geltend zu machen. Er stellte Satz auf, sie seien, mit Ausnahme der letzten 28, an einen Mann gerichtet, dieser Mann sei Henry Wriothesly, Graf von Southampton, Baron von T field. Der Erweis, daß eine gewisse Anzahl an einen jungen, unvergleich schönen Mann gerichtet sei, war nicht schwer zu erbringen und ist vollstän gelungen. Die betreffenden Stellen durften nur vorgelegt werden, um je Zweifel zu zerstreuen. Aber daß nun alle 126 sich an einen Mann oder ei Jüngling wenden und daß dies der Graf Southampton gewesen sei, das ' ein Schluß, dem jede Voraussetzung fehlte und der ganz und gar unerwi geblieben ist.

Drake's Annahme fand jedoch in Deutschland Zustimmung. Tieck, der zu in dem Taschenbuche Penelope für 1826 eine Reihe von Uebersetzungen, die seiner Tochter Dorothea herrührten, mit seinen Bemerkungen in diesem Si begleitete', hat sehr für die Ausbreitung jener Hypothese bei uns gewirkt.

ı gleichzeitig begonnenen Novellen „Dichterleben" hat er dann die Fabel von
: Freundschaft Shakespeare's und des Grafen Southampton, so wie die übrigen
beln über den Dichter und sein Leben als literarischen Aberglauben in Deutsch=
ıd eingebürgert. Wenn solche Dinge in den weiteren Kreisen der Gebildeten
mal Wurzel geschlagen haben, so pflegen sie leicht auf die Forschung selbst
zuwirken, so daß die einfachste nüchterne Erklärung den Vorurtheilen nicht
hr gewachsen ist. Aus einem Nichts entwickelt sich ein Roman, der eine
mer abenteuerlichere Gestalt annimmt, je mehr Gläubige sich an der Ausbildung
selben thätig erweisen. Und dieser Roman, der sich wesentlich auf Drake's
ndlose Schlüsse stützt, ist von berufenen und unberufenen Händen in England
d in Deutschland gehegt und gepflegt worden.

Die Thatsachen, auf welche Drake die Annahme eines vertrauten Freund=
aftsverhältnisses zwischen dem Grafen und dem Dichter gründete, bestehen in
ei Widmungen Shakespeare's an den Grafen. Im Jahre 1593 eignet er dem
rnehmen jungen Herrn sein Gedicht Venus und Adonis zu, als das erste von
n gedruckt erscheinende Werk, den ersten Sprößling seiner Erfindung; und im
genden Jahre, 1594, widmet er ihm ein zweites Gedicht, Tarquin und Lucretia.
e ältere Widmung ist etwas fremd gehalten, wie es bei einem bis dahin un=
:annten Dichter, der einen Gönner sucht, nicht auffallen kann; die zweite ist
:zer und zutraulicher: „Die Liebe, die ich Ew. Herrlichkeit widme, ist ohne
:de. Was ich gethan habe, ist Euer; was ich noch thun kann, ist Euer, denn
ist ein Theil von dem Allen, was als Euer Eigenthum ich Euch geweiht
be. Wäre mein Werk größer, so würde sich meine Ergebenheit (duety) größer
gen. Mittlerweile bleibt sie, so wie sie ist, Ew. Herrlichkeit verbunden."

Daraus folgt weiter nichts, als daß der Graf das zuerst gewidmete Gedicht
genommen und dem Dichter dadurch Veranlassung gegeben hat, ihm auch das
eite darzubringen. Das ist Alles, was an Thatsachen über das Verhältniß
jakespeare's zum Grafen vorhanden. Es gibt indeß noch eine Nachricht aus
iterer Zeit, die dem Mythus Unterstützung zu gewähren scheint.

N. Rowe berichtet im Jahre 1709, hundert Jahre nach dem Erscheinen
r Sonette, ein Sir William Davenant, der sich in der zweiten Hälfte des
benzehnten Jahrhunderts als Dichter bekannt machte, habe erzählt, daß der
raf Southampton dem Dichter einmal tausend Pfund gegeben, um einen, wie
gehört, von ihm beabsichtigten Kauf abschließen zu können. Davenant steht
cht im besten Rufe der Glaubwürdigkeit. Er hat sich auf Shakespeare's Kosten
: augenfälligsten Erfindungen erlaubt, hat sich sogar für einen unehelichen, im
jebruch erzeugten Sohn desselben ausgegeben. Auf eine windige Behauptung
ehr oder weniger konnte es ihm nicht ankommen. Wäre aber auch wahr, was
von den tausend Pfund erzählt, so würde daraus freilich eine große Frei=
bigkeit des Grafen zu folgern, oder, wenn das Geben ein Leihen war, ein
ertrauen auf Shakespeare's Zuverlässigkeit, allenfalls auf ein großes Wohl=
ollen zu schließen sein, keinesfalls aber auf eine Freundschaft zwischen Beiden,
ie sie nach den Sonetten, falls sie an den Grafen gerichtet wären, angenommen
erden müßte.

Es gibt noch ein anderes Actenstück, einen Brief, den der Graf an den

Lord Ellesmere gerichtet haben soll — der Verfasser ist nicht genannt — welchem Shakespeare als „mein specieller Freund" charakterisirt wird, der vor Kurzem noch ein angesehener Schauspieler gewesen sei. Dieser Brief ist als eine bloße Fälschung erkannt worden. Er berechtigt also zu keiner an Folgerung, als daß der Fälscher für die unbeglaubigte Fabel von der vertra Freundschaft des Grafen und des Dichters einen urkundlichen Beleg he schaffen wollte.

Um Alles, was für die Freundschaft herangezogen ist, zu erschöpfen, r hier auch eines Briefes gedacht werden, den ein Rowland White an Sir Ro Sidney, 11. October 1599, gerichtet hat. Darin heißt es: „Mylord Southam und Lord Rutland kommen nicht an den Hof, der Eine wenigstens nur se Sie bringen ihre Zeit in London blos damit hin, daß sie alle Tage in Sc spiele gehen." Welches von den zahlreichen Schauspielhäusern London's sie suchten, sagt White nicht. Wollte man nun auch den logischen Sprung wa aus dieser Notiz zu schließen, die beiden Edelleute hätten ausschließlich Blackfriarstheater besucht, in welchem Shakespeare's Gesellschaft die Wi monate spielte, so würde daraus doch nur ihr Wohlgefallen an dem Spie folgern sein, keineswegs ein Freundschaftsverhältniß, wie es die Sonette vor setzen sollen.

Nun lernen wir freilich aus Kreyßig's Vorlesungen über Shakespeare (1 1, 124) ein bestimmtes Zeugniß eines Zeitgenossen kennen. Thomas Nash dort die Dichtungen Shakespeare's auf Kosten seiner Dramen: „Wie her sind dagegen seine andern Dichtungen, Venus und Adonis, Tarquin Lucretia, selbst seine Sonette, die so einfach, so sinnig geschrieben und sein Freunde Southampton gewidmet sind." Gegen ein solches Zeug das noch vor dem Drucke der Sonette abgelegt wäre, ließe sich freilich ni einwenden, wenn auch das „gewidmet" noch keineswegs für gleichbedeutend „zu seinem Preise gedichtet" genommen werden dürfte. Aber die Freundsc wäre doch bezeugt, und darauf ließen sich weitere Schlüsse bauen. Allein unterstrichenen Worte von Freundschaft und Widmung sind nicht von Nash können nur durch ein schlimmes Versehen in Kreyßig's Buch gekommen sein

Zerrinnen demnach die Gründe, auf welche der Freundschaftsbund gest ist, in nichts; erkennt man, daß sie sich in dem steten Zirkel bewegen, wo was erwiesen werden müßte, die Beziehung der Sonette auf den Grafen, gleich als Beweismittel benutzt wird, und entschließt man sich, die angeb Freundschaft über Bord zu werfen, so kann man die Sonette mit unbefange Blicke prüfen. Man hat es mit einer Sammlung zu thun, die Gedichte hält, welche aus verschiedenen Jahren stammen, über verschiedene Gegenstä verfaßt, an verschiedene Personen gerichtet sein können. Möglich, daß auch ei darunter dem literarischen Gönner, dem Grafen, gelten. Wir haben demge bei jedem einzelnen Sonette das Recht, es unabhängig von den übrigen zu trachten und es, unbeirrt von jener verwirrenden und verdunkelnden Anna Drake's und seiner Nachfolger, so zu deuten, wie es der Inhalt, die Spr und die dürftige Kenntniß von Shakespeare's äußeren Lebensumständen gestat Um aber dieselben mit noch freierem Blicke würdigen zu können, müssen

Verhältniß Shakespeare's genauer untersuchen, das in stillschweigender Ueberunft fast Aller, die sich mit seinem Leben beschäftigt haben, als eine dunkle attenseite seines Daseins betrachtet wird, das Verhältniß zu seiner Frau.

Er war im April 1564 geboren und verheirathete sich 1582 in seinem neunten Jahre mit Anna Hathaway, der Tochter eines wohlhabenden Freisassen dem nahe bei seinem Geburtsorte Stratford am Avon gelegenen Dorfe ottery. Anna war, da sie, laut der Inschrift auf ihrem Grabsteine, am Auguft 1623 im siebenundsechzigsten Jahre gestorben ist, im Jahre 1556 gen und zur Zeit ihrer Verheirathung 26 Jahre alt, also sieben bis acht Jahre r als ihr jugendlicher Gemahl. Da die Ehe schon am 26. Mai 1583, kaum halbes Jahr nach der kirchlichen Trauung, mit der Geburt einer Tochter, sanna, gesegnet war, und da eine für die Gatten so ungleiche Verschiedenheit Alters bestand, so war man geneigt, anzunehmen, der junge, leidenschaftliche, rfahrene Mann sei der Verführung einer Coquette erlegen und habe sich in vielleicht widerwillig geschlossenen Ehe unglücklich fühlen müssen und klich unglücklich gefühlt. Auch diese Ansicht beruht lediglich auf Vermuthung hat nichts Zwingendes. Man könnte die Sache auch umkehren und das re Mädchen als Opfer des leidenschaftlichen Ungestüms eines jungen, feurigen hters darstellen. Allein es braucht an gar kein Opfer der Art gedacht zu den. Englische Forscher haben nachgewiesen, daß damals die Gültigkeit der nicht von der kirchlichen Trauung, sondern von der vor Zeugen geschehenen erseitigen Willenserklärung bedingt und also mit der Verlobung so gut wie hlossen war. Und daß eine aus Leidenschaft des Mannes mit der älteren u, die doch noch jung war, geschlossene Ehe nothwendig unglücklich gewesen müsse, ist eine Annahme, die stärkerer Beweise bedürfte, als für dieselbe her haben vorgebracht werden können. Die Familie wuchs am 2. Februar 5 um ein Zwillingspaar, einen Knaben, der in der Taufe den Namen mnet erhielt, und um eine Tochter, Judith. Der Name des Sohnes wurde dem Taufzeugen Hamnet Sadler entnommen, der sich mit diesem Namen h als Zeuge bei Shakespeare's Testament unterzeichnet hat, von Shakespeare ft aber im Testament Hamlet genannt wird. Die englischen Gelehrten men an, und ich stimme ihnen darin bei, daß Shakespeare beide Formen für und dieselbe genommen habe.

Nicht lange nach der Geburt des Zwillingspaares, man weiß nicht genau nn, verließ Shakespeare seine Familie und seine Heimath, um in London als auspieler und Schauspieldichter seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Diese ennung ist wiederum benutzt worden, um daraus einen Beweis für die unckliche Ehe abzuleiten. Es würde nicht sehr rühmlich für Shakespeare sein, n man dieser Annahme beiträte. Daß er die Frau, mit der er nicht länger inte leben zu können, sitzen ließ und in die Welt ging, würde schon nicht enswerth sein, wenn es ihm blos um eine Trennung zu thun gewesen wäre; er sie aber mit drei kleinen Kindern sitzen ließ und anscheinend in dürftiger e (denn er selbst war mittellos und fand in Stratford keinen Boden für die sbeutung seiner Talente), das würde unverzeihlich sein, wenn es mit der ennung nicht eine andere Bewandtniß hätte. Es ist urkundlich festgestellt,

daß er von London aus den Ertrag seines vom Glücke begünstigten Erwe
nach Stratford sandte und dort Häuser, Grundbesitz und Renten dafür ka
Aus diesen Thatsachen darf man schließen, daß er mit der Absicht nach Lon
gegangen war, dort Geld zu verdienen, und daß er es in seiner Heimath
legte, weil er die Absicht hatte, dorthin zurückzukehren, wenn er so viel erwo
habe, um sorgenfrei leben zu können. Und so verhält es sich wirklich. Al
sein Vermögen auf eine gewisse Höhe gebracht —, man rechnet ihm eine Jah
einnahme von mehreren hundert Pfund, ja bis zu 1000 nach — kehrte er,
weiß jedoch nicht genau in welchem Jahre, nach Stratford zurück. Hier f
er am 23. April 1616, nachdem er einige Wochen vorher sein Testament erri
und darin seiner Frau sein zweitbestes Bett nebst Zubehör vermacht h
(Item. I give unto my wife my second best bed with the furniture). Ni
weiter! Kein freundliches Beiwort für die Frau, einfach: meiner Frau. Da
ist dann wieder der Schluß gezogen, eine Frau, die mit einem so geringen
mächtniß abgefunden werde und für die der Mann kein liebes Wort habe, m
ihm auch nicht besonders lieb gewesen sein. Das spreche wieder für das Ung
der Ehe. Hätte er ihr gar nichts zugeschrieben, er hätte allerdings besser
sie gesorgt, denn dies unglückliche zweitbeste Bett ist die eigentliche Brutst
der Verunglimpfungen geworden, mit denen das Andenken Anna's überschü
wurde. Als sie sieben Jahre nach dem Manne starb, senkte man sie in
Kirche zu Stratford unmittelbar neben ihm ein, und ihre Tochter Susanna
ihr einen Denkstein mit einer von deren Manne, Dr. Hall, verfaßten lateini
Inschrift voll rührender Kindesliebe.

Ich will nur erwähnen, daß englische Forscher herausgebracht haben,
Testament habe der Frau den Genuß ihres gesetzlichen Witthums nicht verkümm
können und wollen, und die Bestimmungen desselben erstreckten sich nur auf
läufige Legate und auf die Vertheilung des Vermögens nach dem Tode
Witwe, die bis dahin im Besitz des Nießbrauchs verblieben sei. Damit
auch die Annahme, daß sich in dem Testamente eine lieblose Stimmung g
die Frau ausspreche. Da ich an die letztere ohnehin nicht den geringsten Glau
habe, ist für mich die Deutung des Testamentes nicht einmal wichtig. Die Th
sachen selbst ergeben schon, daß es mit der unglücklichen Ehe nichts ist. W
Shakespeare nach Stratford zurückkehrte, so that er es sicher nicht, um
Frau zu vermeiden. Das hätte er in London viel besser gekonnt, wo er,
urkundlich bezeugt ist, ein Haus angekauft hatte. Wenn er aber die Frau n
vermeiden wollte, bei wem wohnte er dann in der Heimath besser als bei
mit ihr? Man sagt, aber ein Beweis dafür ist nicht vorhanden, er habe
seiner sogenannten Lieblingstochter Susanna gewohnt. Aber er hatte Häuser
Stratford, und seine Tochter hing kindlich an der Mutter; lebte er mit ihr, ko
er in dem kleinen Orte auch der Frau nicht fremd sein, und daß er es gew
sei, ist lediglich eine Vermuthung, die sich auf nichts, auf gar nichts stü
kann, was überzeugende Kraft hätte.

Die Fabel von der Freundschaft Shakespeare's mit dem Grafen und
der schlechten Ehe mit Anna Hathaway kann uns in der unbefangenen,
urtheilslosen Auffassung der Sonette nicht weiter irre machen. Die Doppelsi

ießt in nichts, und jene Sammlung von Gedichten an sich ist es, von der Aufschluß über Sinn und Bedeutung zu fordern haben. Ihre Beschaffen- ist bisher nach strengen Grundsätzen der Philologie noch nicht gewürdigt den. Ich hebe nur wenige Punkte hervor, die, wenn ein sicheres Verständniß lt werden sollte, vor Allem hätten erwogen werden sollen. Bekanntlich ent- t die englische Sprache des Vortheils, die Substantiva äußerlich durch den kel oder die Flexion der Adjectiva ihrem Geschlechte nach zu unterscheiden; at zwar einen king und eine queen, einen duke und eine duchess, einen god eine goddess, allenfalls auch einen poet und eine poetess formell gesondert, wenn sie von cousin oder cat spricht, weiß man nicht, ob sie einen Vetter eine Base, einen Kater oder eine Katze meint. Sie hilft sich mit dem Pro- en aus und spricht von einem he cook, wenn sie den Koch, von a she cook, n sie die Köchin bezeichnen will. So geschieht es, daß man, wenn das nomen keinen Anhalt gibt, love, lover, friend männlich oder weiblich, für n Liebhaber oder eine Geliebte, für einen Freund oder eine Freundin nehmen , wenigstens vor Irrthum nicht gesichert ist, wenn die nähere Bestimmung) his oder her, he, him oder she fehlt. Da diese Hilfe, die das Pronomen ihrt, in Shakespeare's Sonetten nur in den wenigsten Fällen zu Statten nt, in den ersten 126 Nummern nur fünfmal (19, 63, 67, 68, 101) und : jedesmal so, daß ein Mann der Gegenstand der Anrede sein muß, während nd ein she oder her auf ein angeredetes weibliches Wesen hindeutet, so n die Erklärer, unter dem unbewußten Drucke jener grundlosen Fabel der ndschaft zwischen Shakespeare und Southampton, *überall* in diesen 126 etten als besungenen Gegenstand ein männliches Wesen vorausgesetzt, selbst Erklärer, die an jene Fabel nicht glauben, und darunter sehr gelehrte Philo- n. Es ist daher unmöglich, von ihnen zu lernen, was Shakespeare gemeint ein Weib oder einen Mann, wenn er es nicht selbst im Gedichte auf gewisse e deutlich macht. Was die Uebersetzungen anbetrifft, deren wir eine ansehnliche e besitzen, von K. Lachmann 1820, Dorothea Tieck 1826, A. Schumacher 1827, s 1836, Bodenstedt 1862, K. Simrock 1867, Gildemeister, Gelpke, Gutt- n (im Hirschberger Osterprogramm 1875) und vielleicht noch andere, die ich kenne — so sind sie alle ohne Ausnahme ungenügend und irreführend, da ie Deutung gleich in den Text nehmen und den Dichter von einem Geliebten hen lassen, wo er vielleicht nur eine Freundin oder Geliebte, von einem me, wo er möglicherweise eine Frau gemeint hat.

Die Philologie Englands sowol als Deutschlands hat auch noch ein an- Moment unbeachtet gelassen, das möglicherweise doch ein Mittel zum Ver- niß dieser allerdings schwierigen Dichtungen hätte gewähren können. Be- tlich redet der Engländer in der Regel jeden mit Ihr an, und nur im ver- ten Umgange kommt Du und Dein zur Anwendung. Bei den Dichtern t Beides statt, je nach dem Bedürfniß, oder der Situation angemessen. In kespeare's Dramen wird die strengste Unterscheidung beobachtet; die Wahl hen Du und Ihr bezeichnet auf das Feinste das Verhältniß der Personen, er Dichter im Dialog vorführt. In dem Gedichte Tarquin und Lucretia en sich Alle Du, nur die Magd redet ihre Herrin mit Ihr an (Str. 184).

Prüft man, wie es nicht umgangen werden kann, die Sonette, und zur
nur die ersten 126, auf die Verschiedenheit des Gebrauches von Du und
so ergibt sich, daß 23 eine solche Anrede überhaupt nicht aufweisen, wo
die Mehrzahl, 73, an einen mit Du bezeichneten Gegenstand gerichtet sind
nur 30 das Ihr gebrauchen. Diese drei oder zwei Gruppen wechseln wil
lich ab, bald eine ganze Reihe mit Du, dann eins ohne bestimmte Anrede,
wieder Du, nur von wenigen mit Ihr unterbrochen. Die vorherrschende A
ist also mit Du, und nimmt man von den 23 unbezeichneten, wie es aus Grü
die ohne weitläufiges Eingehen auf jedes einzelne hier nicht ausgeführt w
können, noch 11 zu den Du=Sonetten herüber, während man die übrigen
denen mit der Anrede Ihr stellt, so hat man von der letzteren Gruppe 42, vo
ersteren 84, d. h. 3 Bücher, jedes von 14 Sonetten oder Sonettenkränzen
der Anrede Ihr, und doppelt so viel, nämlich 6 Bücher oder Kränze, mit
Da nun die Sonette 127—154, die sich von den übrigen wesentlich unterscheiden
wiederum zweimal 14, also 2 Bücher, umfassen, so haben wir im G
11 Bücher, jedes zu 14 Gedichten, die vielleicht auf 14 Bücher angelegt w
auf eine Zahl von Sonetten, die aus der Multiplication der Zahl der einz
Verse des Sonetts mit sich selbst erreicht werden sollte. Daß der Samm
das Eintheilungsprincip nach der Zahl der Bestandtheile des Sonettenkranzes
Grunde lag, erhellt theils aus den letzten 28, theils daraus, daß die S
aus den Dramen, die das Zahlenverhältniß gestört haben würden, nicht
genommen sind.

Die vorherrschende Anrede ist also, dem allgemeinen Sprachgebrauch
gegen, mit Du, und innerhalb desselben Sonettes wechselt niemals Du mit
Man darf annehmen, daß der Dichter auch die Person, die er einmal mi
anredet, nicht in einem andern Sonette Ihr nenne und umgekehrt, daß er
mehr mit dem verschiedenen Gebrauch dieser Anreden auch die Verschied
der Personen, an die er sich wendet, habe deutlich machen wollen. Das
durch den Ton bestätigt, dessen er sich hier und dort bedient. Die S
mit Ihr sind ehrfurchtsvoller, hingebender und lassen den Abstand fü
werden, der zwischen dem Dichter und der angeredeten Person besteht, wä
die Du=Sonette sich freier, leichter und ungezwungener bewegen und ent
ein vertrautes Verhältniß voraussetzen oder in der höchsten Freiheit des Di
den weitesten Abstand zwischen ihm und dem Angeredeten überspringen,
wir Deutschen, freigebig mit unserm Sie, Ihr und Er, zu Gott doch
anders beten, als mit Du. In den Uebersetzungen ist die Unterscheidung
loren gegangen, da die Nachdichter, dem Gebrauch der deutschen Poesie g
überall nur Du und Dein anwenden und das Ihr und Euer ganz verwi
selbst da, wo der Dichter sich mit dem Ihr möglicherweise nicht an ein
spectsperson, sondern an eine wirkliche Mehrheit wendet. Sie sind also
von dieser Seite werthlos, da sie, anstatt das Verhältniß zu sichern und
leichtern, Alles durch einander werfen und eher verwirren, als aufklären.

Dieser langwierige Weg konnte nicht vermieden werden, um zu den So
selbst zu gelangen, die, ich wiederhole es, eine willkürlich durch einander g
sene Sammlung vermischter Gedichte sind, von denen jedes einzelne aus sich

äutert werden muß. Der Dichter, sagt man, der sich als Dramatiker in eine endliche Mannigfaltigkeit der Charaktere zu versetzen vermocht hat, der eine außerordentliche Verschiedenheit menschlicher Lebenslagen vor Augen gebracht o seine Geschöpfe stets der wechselnden Situation treu dargestellt hat, dieser chter muß auch die Fähigkeit besessen haben, Situationen zu erdenken, um sie seinen Sonetten zu schildern. Die Fertigkeit der Einbildungskraft, sich will- lich mit beliebigen Zuständen wie wirklich verbunden zu denken und aus ien heraus, als ob er selbst dabei mithandelnd oder mitleidend sei, diese erläßliche Eigenschaft des Dramatikers, sagt man, komme auch in den Sonetten : Erscheinung. Sie seien nicht unmittelbar und geradezu aus der Seele akespeare's geflossen, sondern durch das Medium erdichteter Personen und onnener Verhältnisse; sie seien nicht wahr, nicht auf Wirklichkeit gegründet, idern nur Spiele der Phantasie, blos dramatisch, bloße Situationsgedichte.

Das ist möglich; bei manchen sogar wahrscheinlich, nur nicht bei allen, ht einmal bei den meisten. Einige dieser Sonette konnten bestimmt sein, i bei wiederholten Vorstellungen solcher Stücke, welche Aehnliches enthielten, schon bekannten Gedichte derselben zu ersetzen. Den Erläuterern Shakespeare'- er Dichtungen ist es immer aufgefallen, daß einige Stellen in Verlorner besmüh an einzelne Sonette erinnern. Der in Rosaline verliebte Biron rd dort vom Könige, Longeville und Dumaine geneckt, daß er sich ein garstiges hätzchen erkoren, mit dessen schwarzem Haar, schwarzen Augen und dunkler utfarbe nicht viel Ehre einzulegen. — Biron hält den Spöttern wacker and und erklärt, wenn seine Liebste schwarz sei, so sei sie eben deshalb seine bste, denn nur schwarz sei die Farbe der Schönheit. Ganz dieselben Gedanken den wir scherzhaft eingekleidet in einigen der letzten Sonette (127, 130—132, 7). Anstatt die einfachste Erklärung dieses auffälligen Zusammentreffens zu hlen, daß diese Sonette in Biron's Geiste gedichtet, zu den Tausenden von rsen gehören, zu den ungebornen Folianten, zu denen Biron aufgelegt ist, und ß sie vielleicht bei neuen Vorstellungen an die Stelle der bekannten gesetzt rden sollten, hat man, namentlich einer der neuesten Uebersetzer und Erklärer es Lustspiels, angenommen, Shakespeare habe nicht nur in diesen Sonetten, idern auch in Biron's Liebe zu Rosaline seine eigene Leidenschaft zu einem kischen schwarzäugigen Liebchen bekannt! Auch Benedick und Beatrice schreiben) in Viel Lärmen um Nichts Sonette, die freilich nicht mitgetheilt werden. idere Nummern der Sammlung mögen zur Einlage für fremde Stücke des pertoires bestimmt gewesen sein oder den ersten Entwurf eines Lustspiels ent- lten, das im Hauptgedanken festgehalten werden sollte, ohne zur Ausführung ommen zu sein. Dahin möchte ich die Sonette stellen, in denen ein Freund n Freunde die Geliebte abgespannt hat und doch Verzeihung erhält, weil Alles, as dem Freunde gehöre, auch Eigenthum des Andern bleibe.

Solche Situationsgedichte kommen zweifellos manche in der Sammlung r, und vor allen gehören dahin die berufenen Sonette an den schönen jungen ann, welche die Sammlung eröffnen und weithin durch dieselbe verstreut sind. e bleiben, was sie sind, Ausdruck leidenschaftlicher, heftig erregter Sinnlichkeit, sich an der nie dagewesenen, nie wiederkehrenden Schönheit des Jünglings

entzündet hat. Es bleibt immer Shakespeare, der die brennenden Farben mis die liebestrunkenen Worte hergibt. Ohne alle Frage hat er die Empfindung welche eine jugendliche männliche Schönheit erregen mag, wie die stürmisch Leidenschaften seiner sämmtlichen dramatischen Personen innerlich durchle Es ist aber ein ungeheurer Unterschied, ob er sie für sich oder im Geiste And erlebt, ob er sie im eignen Namen ausspricht oder von einer andern Person a sprechen läßt. Wie man im ersten Falle die Sache auch drehen und wen möge, es würde immer im höchsten Grade widerwärtig bleiben, wenn der Dich hier in eigner Person einen jungen Mann, sei es der Graf oder ein And aufforderte, seine wunderbare, unvergleichliche Schönheit nicht zum Grabe ih selbst zu machen, sondern ihm zu Liebe, for love of me, ein Abbild sei Schönheit zu erzeugen, make thee another self, da die spätere Zeit sonst ni glauben werde, daß eine solche Wohlgestalt, solcher Reiz der Farben jemals v handen gewesen. In Shakespeare's Munde würde, man mag es zu beschöni suchen wie man will, widerlich sein, wenn er dem schönen Freunde, was m deutsch nicht einmal sagen kann, zuriefe (3, 5—6):

For where is she so fair, whose unear'd womb
Disdains the tillage of they husbandry?

was Bodenstedt sehr verschämt übersetzt:

Wo ist die Jungfrau, die es Dir gern bliebe,
Nicht freudig Mutter würde Deinen Kindern?

Bei allen diesen stürmischen, zudringlichen Mahnungen, der Welt ein Abb zu hinterlassen, ist — wohlgemerkt! — niemals von einem zu schließenden Ehebu die Rede; wo die Worte married (Nr. 8. 82) oder marriage (116) gebrau werden, beziehen sie sich auf eine bereits bestehende Ehe oder auf die Verschwister musikalischer Töne, auf ein vertrautes Verhältniß zur Muse der Dichtung, niem auf eine Vermählung des schönen Freundes. Das hätte nachdenklich machen soll und auf die Spur zu einer ungezwungenen Deutung führen müssen.

Dieselben Gedanken, dieselbe Aufreizung zur Sinnlichkeit hat Shakespe fast mit denselben Worten in seiner Dichtung über den Tod des Adonis Venus in den Mund gelegt, die mit verzehrender Brunst um den spröden Ado wirbt. Sie ruft dem Fühllosen (Nr. 127 nach Simrock's Uebersetzung) zu:

Was ist dein Leib als ein verschlingend Grab,
In das du deine Söhn' und Töchter senkst,
Die dir Natur, die güt'ge Mutter, gab,
Und du nun in des Nichtseins Blut ertränkst.
Wenn du das thust, muß dich die Welt verachten:
Dein Stolz will ihre schönste Hoffnung schlachten.

Und ein andermal (Str. 29):

Wie dürfte dich der Erde Wachsthum nähren,
Wenn du nicht fördern willst der Erde Reich?
Natur gebietet dir, du sollst dich mehren:
So lebst du fort, vergingst du selber gleich.
Dem Tod zum Trotz sieht man dich überleben,
Hast vor dem Tod du uns dein Bild gegeben.

Man könnte vermuthen, Shakespeare habe ursprünglich die Absicht geha das Gedicht, das er später in sechszeiligen Strophen abfaßte, in Sonetten

schreiben, und die hier in Frage stehenden seien Ueberbleibsel dieser älteren Form, die, von ihm selbst verworfen, in fremde Hand gekommen und dann von Thorpe veröffentlicht seien. Allein in den Sonetten spricht die stürmisch drängende Person von Musik, die an dem Geliebten klanglos abgleite, verheißt ihm in Versen und Liedern unvergängliche Dauer. Im 18. Sonett heißt es, nach Bodenstedt's Uebertragung:

Nie aber soll dein ew'ger Sommer schwinden,
Die Zeit wird deiner Schönheit nicht verderblich,
Nie soll des neid'schen Todes Blick dich finden,
Denn fort lebst du in meinem Lied unsterblich.
So lange Menschen athmen, Augen sehn,
Wirst du, wie mein Gesang, nicht untergehn.

Da es Venus nicht sein kann, die den spröden Adonis mit seiner Unsterblichkeit durch ihre Lieder lockt, an wen könnte man Anders denken, als an Sappho, die um den kaltsinnigen Phaon wirbt? Und in der That ist an kein anderes Verhältniß, als das der lesbischen Dichterin, die von dem schönen Manne verschmäht wird, zu denken. Im Munde der Griechin, deren heftige Sinnlichkeit zur Fabel der Welt geworden, sind die stürmischen Liebeswerbungen nicht minder passend, wie die ähnlichen im Munde der liebeverlangenden Göttin.

Nimmt man diese Erklärung an, so fällt es nicht schwer, zweimal vierzehn Du-Sonette herauszufinden, die sich ungezwungen in die Situation fügen, und jeder Stein des Anstoßes, den der bedenkliche Ton und die üppigen Gedankenspiele dieser Sonette an den schönen Spröden in den Weg legten, ist hinweggeräumt. Shakespeare hat als Mensch keinen Theil mehr daran, nur als Dichter, und die Wahl dieses Gegenstandes ist durchaus nicht auffallender, als die bei Venus und Adonis, oder Tarquin und Lucretia, in denen dieselbe Flamme der Leidenschaft herrscht, die selbst vor Gewaltthaten nicht zurückbebt, wo es gilt, den heißen Durst nach Genuß zu kühlen.

Man könnte einwenden, die Geschichte der Sappho sei Shakespeare unbekannt gewesen. Aber wer vermag ihm nachzuweisen, daß er etwas nicht gekannt habe, was seinen Zeitgenossen überhaupt bekannt sein konnte? So gut wie er die Liebe der Venus zum Adonis, die Frevelthat des Tarquinius kannte, ebenso gut mußte ihm auch das Verhältniß der Lesbierin bekannt sein. Denn er ist nicht der Einzige, der von der Liebe der Sappho poetischen Gebrauch macht. Früher als er hatte der Erfinder des Euphuismus, der Dichter Lily, 1584, die Sappho dramatisch verarbeitet, freilich ohne irgend eine Aehnlichkeit mit der Weise Shakespeares, zart, zahm, sittsam, zur Erheiterung der jungfräulichen Königin; aber er hatte doch den Namen eingeführt, und Shakespeare konnte, wenn er demselben weiter nachfragte, leicht auf die Heroiden des Ovid verwiesen werden, deren eine die Dichterin betrifft, und zwar eine, aus der die Motive für die Sonette unsers Dichters entnommen werden konnten und zum Theil entnommen sind. Nur darf man nicht an eine Uebersetzung denken, an eine Nachahmung selbständiger Partien. Das Gedicht des Römers befruchtete die Phantasie des Briten, die dann unabhängige Kraft genug besaß, die gegebene Situation lebendig zu erweitern.

Liegt in diesen Theilen der Sammlung die eigentliche Veranlassung schon deutlich genug vor Augen, so ist es in andern nicht minder der Fall. Mit dem 77. Sonett verschenkt der Dichter an eine mit Du angeredete Person ein Album zum Einzeichnen guter Gedanken. Es soll dazu dienen, die geistige Schönheit, wenn der Spiegel die Flucht der Jahre in alternden Zügen zeigt, frisch zu erhalten und, häufig gebraucht, mit jedem Blick in seine Blätter, den wachsenden Schatz erkennen zu lassen.

Das 38. Sonett, zu den Gelegenheitsgedichten gehörend, ist an eine hohe Gönnerin gerichtet, die mit Du angeredet wird:

Wie könnt', o Muse, mir der Stoff gebrechen,
So lang' du athmend strömst in mein Gedicht
Dein eignes holdes Selbst in vollen Bächen:
Ein niedres Blatt ziemt, Herrliche, dir nicht.

Dank es dir selbst, wenn etwas sich von mir
Nach deinem Urtheil lesenswerth erweist.
Wer ist so stumm, daß er nicht schreibt von dir,
Da du dich selbst, der Dichtung Glanz, verleihst!

Sei du die zehnte Muse, zehnmal mächt'ger,
Als jene neun, zu denen Dichter flehn;
Und wer dich anruft, zehnmal sing' er prächt'ger,
Mit ew'gen Liedern ewig zu bestehn.

Wenn mein Gedicht der krit'schen Welt gefällt,
Mein sei die Müh und dein der Dank der Welt.

Man kann nicht zweifelhaft sein, daß hier der Königin Elisabeth eine Huldigung gebracht wird, die für solche Schmeicheleien empfänglich, aber auch der geeignete Gegenstand war. An sie ist auch das vorhergehende Sonett gerichtet, dessen Schluß lautet:

Denn ob Geburt, Geist, Schönheit, Reichthum nur,
Eins oder alle, ja noch Andres mehr,
Gekrönt im Schatze deiner Gaben ruhn,
Impf' ich mein Lieben auf dies Tugendheer.

Ich bin nicht arm, verachtet mehr, noch lahm,
Dein Schatten hat mir Wesenheit verliehn;
Was mir von deinem Ueberflusse kam,
Das reicht, mich reich zu machen, völlig hin.

Das Beste, sieh, wünsch' bestens ich für dich:
Mir ist's gewährt, drum zehnfach glücklich ich.

Das sind allerdings nur Höflichkeiten, die ihren Werth in der Antithese und fein zugespitzten Phrase suchen, vielleicht Danksagungen für empfangene Gnadenbezeugungen; aber es sind doch Gedichte aus wirklichen inneren oder äußeren Anlässen, Gelegenheitsgedichte im Sinne Goethe's, wo bei der Ausgestaltung nicht blos die Reimfertigkeit des geschickten Mechanikers wirksam, sondern das innere Leben thätig ist. So werden die echten Schöpfungen aller wahren Lyriker entstanden sein. Denn keiner von diesen setzt sich hin, um gegenstandslose Situationen auszuklügeln, sich geistig damit, so gut es gehen will, zu identificiren und mit gemaltem Feuer die Gluth der Leidenschaft, mit gedrechselten

Reden die Wärme des Gefühls zu ersetzen. „Du kannst von dem, was Du nicht fühlst, nicht reden," sagt Romeo, und es gehört nicht viel dazu, um zu erkennen, ob etwas aus der inneren Fülle hervorgequollen, oder ob es mühsam von Außen her angeeignet sei. In diesen Sonetten spricht uns aber die Wahrheit des Gefühls so voll und warm an, daß man keine Mittelsperson zwischen sich und dem Dichter annehmen mag, und besonders aus einer Gruppe, die in sein innerstes Leben einführt und zugleich sein äußeres anschaulich macht. Von diesen soll, wenigstens andeutungsweise, noch Rechenschaft gegeben werden, um vielleicht Andere zu weiter eingehender Prüfung zu veranlassen.

Die Fabel von dem Freundschaftsbunde stört uns nicht mehr, und ebenso wenig der Leumund vom ehelichen Mißverhältniß. Es würde seltsam sein, wenn ich in diesen Bekenntnissen des Dichters, denn das bleiben sie unter jeder Auffassung, gar keine Beziehungen auf seine Familie, auf Weib und Kind, entdecken ließen. Es bedarf aber nur der unvoreingenommenen Lectüre, um deren reichlich zu finden. Und ohne viele Umschweife will ich eine Reihe derselben hervorheben, die sein Leben begleiten.

Als Shakespeare sich entschloß, Heimath und Familie zu verlassen, um als Schauspieler für sich und die Seinen sein Brod zu verdienen, mag es ohne schwere Kämpfe nicht abgegangen sein. Der Stand, den er ergreifen wollte, und zu dem ihm die berühmt gewordenen, aus Stratford gebürtigen Mitglieder aufmuntert haben mögen, war damals ein verachteter, mit Landstreichern und anderm Gesindel auf gleiche Stufe gestellter. Shakespeare hatte zwar keine sonderlichen Rücksichten auf Stand und Namen zu nehmen; er war ein junger, unbekannter Einwohner eines kleinen Städtchens. Aber der kleinstädtische Sinn, der sich in der Welt niemals geändert hat, niemals ändern wird, mochte den Entschluß und die Ausführung desselben schwer machen. Auch blieb der Erfolg immerhin ungewiß. Ohne Namen, ohne Vermögen wiederzukommen, von dem Fingerzeigen der Nachbarn und alten Weiber verfolgt zu werden — das mochte peinlichere Vorstellungen erwecken, als die Sache selbst. Und was mag die Frau für Bedenklichkeiten erhoben haben, um den Uebergang zu dem Gesindel abzuwenden. Aber es blieb nichts Anderes übrig, es mußte sein. Damals entstand das 36. Sonett, an die Frau gerichtet:

Laß mich's gestehn: Noth scheidet mich von dir,
Ob auch untrennbar unsre Herzen schlagen;
Drum, ohne deinen Beistand, fern von dir
Will ich die Blößen dieses Standes tragen.

O, daß es meinem neid'schen Loos gefiel,
Zu scheiden Menschen, die so eng verbunden!
Zwar stört es nicht der Liebe liebes Ziel,
Doch raubt es dem Genusse süße Stunden.

Nicht überall darf ich zu Dir mich kehren,
Weil meine thränenwerthe Schmach es hindert;
Noch darfst vor Aller Augen du mich ehren,
Weil sonst sich deines Namens Ehre mindert.

Drum thu' es nicht — denn wie du gänzlich mein
In Liebe bist, soll auch dein Ruf es sein.

Die Trennung ist geschehen, Shakespeare in London, aber seine Gedanke auf steter Wanderung zwischen ihm und der Heimath (44):

Wär' meines Körpers träger Stoff Gedanke,
Dann sperrte mir kein schnöder Raum den Weg;
Dann, Raum zum Trotz, durchbrach' ich jede Schranke,
Vom fernsten Land bis wo dein Weg und Steg;

Dann gält' es gleich, ob ich den Schritt gewandt
Zu fernsten Grenzen, weit von dir verdrängt;
Gedankenflug dringt über Meer und Land,
So rasch als er des Wunsches Ziel nur denkt.

Tödtlich! zu denken, daß ich nicht Gedanke,
Zu fliegen über Meilenweiten hin zu dir;
Doch da ich Erd' und Wasser fühl' als Schranke,
Beseufz' ich nur verlorne Stunden hier.

Von solchen Stoffen, die mich niederziehn,
Sind, beider Zeugniß, Thränen mir verliehn.

Es liegt die Vorstellung zu Grunde, daß der Mensch, wie die Welt übe haupt, aus vier Elementen bestehe, aus Erde, Wasser, Luft und Feuer. Währe die beiden ersten, die den Körper bilden, an den Raum fesseln, gestatten d andern beiden, aus denen der Geist besteht, die freieste Bewegung, und di Freiheit, die Losgebundenheit von irdischer Schwere, benützt der Dichter, u mit der Heimgelassenen zu verkehren (45):

Die andern, Luft und läuternd Feuer, hangen,
Wo ich auch sein mag, immerdar an dir.
Luft mein Gedanke, Feuer mein Verlangen,
Im schnellsten Flug sind sie bald dort, bald hier.

Wenn so die raschen Elemente wandern
In zarter Liebesbotschaft hin zu dir,
Versinkt in Gram, einsam mit den zwei andern,
Mein Leben, das geschaffen ist aus vier;

Bis neu des Lebens Stoffe sich verbinden
Bei dieser flücht'gen Boten Wiederkehr,
Die, von dir kommend, just hier ein sich finden
Mit deines Wohlseins lieblicher Gewähr.

Die Kund' entzückt mich — nur für kurze Dauer —
Ich schick' sie wieder und mich faßt die Trauer.

Nach einer halbjährigen Trennung, die ihm wie Winter vorgekommen, d wol es Sommer gewesen, sagt der Dichter im 97. Sonett nach Regis Ueb tragung, dem die Uebrigen folgen:

Wie ist von dir, dem Stern des flücht'gen Jahrs,
Die Trennung mir zum öden Winter worden!
Wie schüttelte mich Frost, wie dunkel war's,
Wie dürr, decemberschaurig aller Orten!

Und doch war Sommer diese Trennungszeit,
Fruchtbarer Herbst, der schwellend überfloß,
Beladen mit des Frühlings Ueppigkeit,
Wie nach des Gatten Tod der Wittwe Schoß.

Doch vaterlose Frucht, Verwaisungszeichen
Sah ich in dieser Segensfülle nur:
Denn dir folgt Sommer und sein Glück; es schweigen,
Wo du fehlst, selbst die Vögel auf der Flur.

Und sängen sie, es wär' so bang zu hören,
Daß Blätter, winterscheu, ihr Grün verlören.

Inzwischen hat er als Schauspieler, seines Standes wegen, die herben Erfahrungen gemacht, die er sich nicht verhehlt hatte. Aber in der tiefsten Niedergeschlagenheit darüber gedenkt er der Heimgebliebenen, und seine Seele jauchzt wie die Lerche im Frühroth (29):

Wenn ich verschmäht vom Glück und Blick der Welt
Ganz einsam den verfehmten Stand beweine,
Zum tauben Himmel fruchtlos Klagen gellt,
Ich mit der Selbstschau Fluch dem Schicksal eine,

Wünsche gleich Andern mich an Hoffnung reich,
So wohlgestalt, mit Freunden so geschmückt,
An Kunst wie Der, und Dem an Freiheit gleich,
Mit dem, was mir zu Theil ward, nicht beglückt;

Dann, in Gedanken, die mich selbst erniedern,
Denk' ich auf einmal dein — da, sieh mein Leben
(Der Lerch' im Frühroth gleich) sich hoch erheben
Von Erdendumpfheit, jauchzend Himmelslieder.

Erinn'rung süßer Lieb' macht mich so reich,
Daß ich nicht tauschte um ein Königreich.

Sei's im Scherz, sei's im Ernst, die Trennung bringt ihn (48) auf eifersüchtige Gedanken. Er, der die kleinste Kleinigkeit vor der Berührung von fremder Hand sorgfältig verborgen hat, muß sich nun beunruhigen, daß er seinen Schatz nicht hüten kann:

Wie pflegt' ich sorgsam jeden kleinen Tand,
Wenn ich verreiste, sicher zu verschließen,
Damit mich's, unberührt von fremder Hand,
Beim Wiederfinden möchte nicht verdrießen.

Mit dir verglichen ist das Beste Tand,
Mein liebster Trost, mein größter Kummer heute,
Des Liebsten Liebstes, das die Seele fand,
Wirst nun vielleicht des schlechtsten Diebes Beute.

Dich schloß ich nicht in Kasten oder Schrein
Du bist, da wo du nicht bist, aufgenommen,
In meines Busens trautem Kämmerlein,
Wo du nach Laune gehen magst und kommen

Und da noch, fürcht' ich, könnte man dich rauben;
So theurer Preis macht treulos Treu' und Glauben.

Es wird erzählt, freilich nicht von Zeitgenossen Shakespeare's, er habe von Zeit zu Zeit die Heimath aufgesucht. Wie wir sein Verhältniß zu derselben auffassen, ist das auch ohne äußere Beglaubigung vorauszusetzen, und die Sonette bestätigen es. Nach einem solchen Besuche in Stratford schildert er (50), wie

schwer ihm die Rückreise wird, wie traurig der Weg, wie selbst jede Rast, je Ausruhen die wachsende Entfernung von den Lieben fühlbarer macht:

Wie schwer der Weg mir wird, da selbst der Lohn,
Die Ruh und Rast am Reiseziel des Müden,
Mir deutlich sagt: So viele Meilen schon
Bist von der lieben Freundin du geschieden.

Das Thier, das mich trägt und mit mir den Gram,
Schleicht langsam unter der zwiefachen Last,
Weil sein Instinct vielleicht dahinter kam,
Daß Eile mir, von dir hinweg, verhaßt.

Es läßt sich selbst vom blut'gen Sporn nicht stören,
Den ihm die Unlust in die Seiten schlägt.
Nur Stöhnen läßt es statt der Antwort hören,
Das herber mich, als es mein Sporn, bewegt.

Denn dieses Stöhnen mahnt mich an mein Leid:
Vor mir liegt Schmerz und Lust dahinten weit

51.

So kann ich meines Kleppers trägen Muth
Liebreich entschuld'gen, trägt er mich von dir;
Wo du bist wegzueilen, thut nicht gut,
Was soll die Eile, gilt's nicht Rückkehr, mir?

Wie könnte dann mein Thier Entschuld'gung finden,
Wenn jäh'ste Hast nichts scheint als nur Verzug?
Ich würd' es spornen, ritt' ich auf den Winden,
Und Schleichen däuchte mir der rasch'ste Flug.

Die Sehnsucht überholt kein Roß im Lauf,
Und sie nur, die vollkomm'ner Lieb' entsproß,
(Nicht träges Fleisch) wieh'rt feuerathmend auf.
Doch Lieb' um Lieb' entschuldigt so mein Roß:

Von dir hinweg, da mocht' es sich verschnaufen,
Doch hin zu dir stürm' ich und es soll laufen.

Bei solchen Besuchen wird der Dichter von seinem Haushalt haben Rechenschaft geben müssen und Rede und Antwort stehen, ob er seine Sachen auch ordentlich bewahre, wo die kleinen Liebeszeichen geblieben, das Notizbüchelchen das sie ihm geschenkt. Ja, das hatte er weiter verschenkt, und er entschuldigt sich deswegen (122) in scherzenden Betheuerungen:

Die du mir gabst, die Täflein, trag' ich noch
In meinem Geist, erinn'rungsvoll beschrieben.
Sie werden bleiben, sicher länger doch
Als diese Welt von Eitelkeit getrieben.

So lange mind'stens, als es dem Geschick
Gefällt, mir Leben, Kopf und Herz zu lassen.
Geb' ich mein Theil an dir dereinst zurück,
Nicht eher wird dein liebes Bild erblassen.

Dich einzurahmen reichten sie nicht aus,
Kein Kerbholz braucht's, dein Lieben einzuschneiden;
Ich gab sie weg — ich nahm es mir heraus! —
Die andern Täflein mocht' ich lieber leiden.

Bedürft es jener, um an dich zu denken,
Das hieße nur, mich als vergeßlich kränken.

Aber bei solchen Gelegenheiten mag es doch auch an unerfreulichen Erfahrungen nicht gefehlt haben. Die guten Leute, die es nicht verwinden konnten, en ihrer Landsleute auf einem solchen Irrwege zu sehen, mochten sich darüber, an auch verblümt, äußern und seinen Unmuth erregen. Er antwortet en (111):

Die ihr mich scheltet, scheltet doch das Glück,
Die schuld'ge Göttin meiner Schuld allein,
Sie wählte mir kein besseres Geschick,
Als feilen Stands und feiler Art zu sein.

Drum liegt's auf meinem Namen wie ein Brand,
Und des Berufs fremdartige Farb' entweiht
Mein ganzes Wesen, wie des Färbers Hand —
Beklaget mich. Ich wünsch', ich wär' erneut.

Denn wie ein will'ger Kranker will ich trinken
Den Essigtrank, zu heilen meine Pest.
Kein Bitterniß soll mich zu bitter dünken,
Womit sich Buße überbüßen läßt.

Beklagt mich, Freunde, und versichert seid,
Ihr heilt mich, wenn ihr Mitgefühl mir weiht.

Mit welcher innigen Liebe er an den Seinen hing, spricht er in dem 3. Sonett aus, das ich, ohne die Treue durch den Reim zu beschränken, mitteile. Auch der sweet boy der fünften Zeile hat die Anhänger der Freundschaftstheorie nicht irre gemacht und der „schöne Name" der achten Zeile kein iteres Nachdenken veranlaßt:

Welch' ein Gedanke ließe sich noch schreiben,
Den dir nicht schon mein treuer Geist geweiht?
Wo wär' ein neuer Ausdruck aufzufinden,
Der meiner Lieb' und deinem Werth entspräche?

Nichts, süßer Knab'! Doch wie ein fromm Gebet
Muß ich dir Tages stets dasselbe sagen.
Alt ist mir nicht alt: du bist mein, ich dein,
Wie da zuerst ich deinen schönen Namen weihte,

So daß die Lieb' in frischer Liebe Hülle
Des Alters Reif und Unbill nicht empfindet
Und läßt'gen Runzeln keine Stätte bietet,
Vielmehr das Alter unterwirft auf ewig

Und da der Liebe zarten Keim gehegt sieht,
Wo Zeit und Außenwelt gern todt sie zeigten.

Daß dies Sonett auf niemand Anderes gehen kann, als auf Shakespeare's zigen Sohn Hamnet, ein Name, der für ihn, wie schon bemerkt, mit Hamlet ich war, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, wenn man erwägt, daß an einen Knaben gerichtet ist, von dem der Dichter sagt: Even as when first allow'd thy fair name. Wie in diesem Sonette kann nur ein Vater zum nen Kinde sprechen, ob es ihn versteht oder nicht. Der „süße Knabe" starb on 1598, und das Sonett ist noch bei seinen Lebzeiten geschrieben. Auf ihn

mag auch das 52. mit gerichtet sein, das sich an die Familie wendet und von Stratford entstanden ist. Der Dichter tröstet sich über die Abwese mit der Vorstellung, daß die seltnere Freude des Wiedersehens den Werth erh

So bin ich wie der Reiche, der sich still
Am Schlüssel freut zum heimlichen Besitze,
Den er nicht stündlich überzählen will,
Um nicht zu stumpfen seltner Freuden Spitze.

Daher der Feste Fei'r und Herrlichkeit,
Weil sie nur selten in des Jahres Länge,
Wie Hauptjuwelen in dem Halsgeschmeid'
Und edler Steine dünn verstreut Gepränge.

So ist die Zeit, die euch mir birgt, ein Schrein,
Der meinen ganzen Kleiderpomp bewahrt,
Mir selt'nen Schmuck am selt'nen Fest zu leihn,
Das die verborgne Pracht neu offenbart.

Gesegnet seid mir, deren holder Werth
Gezeigt beglückt, entbehrt die Hoffnung nährt.

Gegen die geliebte Frau läßt er sich im 109. Sonett über die Gründe die ihn bestimmten, die Seinen auf eine Zeit zu verlassen. Es möge sche als ob er lieblos gewesen, aber er bittet, ihm diesen Vorwurf nicht zu ma

O sage niemals, daß ich falsch vom Herzen,
Obwol Abwesenheit die Flamme schwächer zeigte:
Ich könnte ganz so leicht von mir mich scheiden
Als meiner Seele, die dir ruht im Herzen.

Das ist mein Liebesheim; ob ich auch schweifte,
Wie wer auf Reisen geht; ich kehre wieder
Zur rechten Zeit, von Zeit nicht umgewandelt,
Und bringe selbst das Wasser, das mich reinigt.

Glaub' niemals, ob in mir auch alle Fehler,
Die sich an all' was Blut ist heften, herrschten,
Daß ich so widersinnig und bethört sei,
Für nichts all' deines Guten Schatz zu lassen.

Denn nichts nenn' ich den weiten Weltenball,
Nur, meine Rose, du bist drin mein All.

Mag dies Sonett noch einer früheren Zeit angehören, als die Trem noch nicht ruhig ertragen wurde, das unmittelbar folgende 110. gehört zu späteren, als der Dichter den Zweck seiner Thätigkeit in London erreicht h und nun ohne Sorgen in die Heimath zurückkehren konnte. Er blickt auf Vergangenheit und Zukunft:

Ach, es ist Wahrheit, ich ging hier und dort
Und machte selbst zum Narr'n mich für die Schau,
That, was mir selbst weh that, gab Höchstes wohlfeil
Und machte alten Neigungsanstoß neu.

Ach, wahr ist's, daß ich fremd und schielend blickte
Auf das, was Wahrheit; doch bei Allem droben,
Dies Irren gab mir neue Herzensjugend,
Hat dich bewährt als meiner Liebe Bestes.

Gethan ist Alles nun! Hab' was kein End hat!
Nie wieder werd' ich schärfen mein Gelüst
An neuen Proben, ält're Lieb' zu kränken.
An Lieb' ein Gott, der ich nun ganz gehöre.

Gib mir Willkommen denn — nächst Gott du Bestes,
An deiner reinen, deiner lieben Brust.

Diese vierzehn herausgehobenen Sonette geben, ohne daß ihnen etwas Anderes rgelegt würde, als was sie offen selbst sagen, einen Einblick in des Dichters e, der wohl thut. Als ich gelegentlich das Verhältniß Shakespeare's zur i ein erfreuliches genannt und erwähnt hatte, er habe ihr, der viel Ge- ähten, Gedichte gewidmet, wurde eingeworfen, sie habe sie wol dann nicht können. Sie konnte sie dann vorlesen hören, denn ihre Töchter konnten , und von ihr ist nicht berichtet, daß sie es nicht gekonnt habe. Es wurde gefragt, ob Petrarca wol noch Gedichte an Laura gerichtet hätte, wenn er ihr verheirathet gewesen wäre. Ich weiß es nicht, glaube es auch kaum. r was beweist das gegen Shakespeare? Ist es denn so unglaublich, daß Mann seine Frau besingt? Goethe hat es gethan, Rückert und Geibel haben uch gethan, und wäre es Regel, es nicht zu thun, könnte diese für Shakespeare en, der sonst in allen Dingen sein Gesetz in sich hat? Und hier sollte er nicht dürfen?

Die Krise in Handel und Wandel.

Von

F. X. v. Neumann-Spallart.

I.

(Die Ausbreitung der Krise des Jahres 1873.)

„Ganz England gleicht einem Kranken, der sich auf seinem Schmerzens hin- und herwälzt . . ", so charakterisirte einmal Leon Faucher eine wirthschaf Erschütterung auf der britischen Insel, und mit demselben Rechte dürfen heute ausrufen: „die ganze Welt gleicht einem Kranken". Wir nennen diesen stand Krise; das gilt aber nur im euphemistischen Wortverstande. Wären Erscheinungen, unter deren schweren Folgen Handel und Wandel noch in darniederliegen, wirklich Krisen, so müßten wir uns fürwahr dazu wünschen. Krisen, so sagt uns die neuere Heilkunde, sind Entscheidungen, w eine rasche Besserung mit sich bringen. Wo bleibt die rasche Besserung seit Katastrophen des Jahres 1873? Krisen, so behaupten die alten Aerzte, Wendungen der Krankheit, herbeigeführt durch wirkliche Abscheidung krankh Stoffe und deren Entfernung aus dem Körper. Auch dieser Sinn des W trifft nicht zu; oder man müßte die tausende von Criden, Liquidationen Fusionen, das Verschwinden der famosen „Gründungen" als Krisen des wirthsch lichen Körpers ansehen; und da fände man wieder, daß trotz der kritischen Secre aller dieser Unternehmen bis heute noch keine günstige Wendung zu verzeich sei. Freilich läge in dieser Auffassung schon mehr Schein von Logik. D die aufgeklärte Pathologie von heute hat bekanntlich die Ueberzeugung gewon daß jene Abscheidungen, auf welche ehedem ein so großes Gewicht gelegt wu nicht die Ursachen, sondern die Folgen der Krankheit sind, und daß nicht Krankheit besser wird, weil die Abscheidung eintritt, sondern daß gerade gekehrt die Abscheidung eintritt, weil die Krankheit besser wird. Aber auch dem Besserwerden nach den Reinigungen des Marktes von diesen Actienge schaften hat es diesmal seine gebahnten Wege!

Also nicht in einer eigentlichen Krise, sondern in der Krankheit stehen unsere wirthschaften. „Krank heißt Derjenige, bei dem die Lebenserscheinungen t sind, auf den die gewöhnlichen äußeren Umstände ungehörig einwirken, und der Betroffene meistens das Gefühl schlechten Befindens hat." So die ition eines der besten Werke der medicinischen Pathologie. Niemand wird n, daß dieselbe auf die gegenwärtigen Verhältnisse auffallend paßt. Wir n uns daher — so unerfreulich, ja peinlich dies auch sei — entschließen, s Krankenlager der europäischen und amerikanischen Volkswirthschaften zu und mit Objectivität den Patienten als klinisches Material zu beobachten. ein sogenannter „interessanter Fall"; die Krankheit ist noch selten so iv und ausgebreitet aufgetreten, wie diesmal; sie hat die Hartnäckigkeit, rlichkeit und Complication für sich, die ein echter Arzt zu schätzen weiß. ieser es thun würde, müssen auch wir uns bemühen, nach aufmerksamer suchung der entscheidenden Umstände die Diagnose zu stellen. Wir be= damit keinen neuen Weg. Die Nationalökonomik kommt immer mehr einsicht, daß die naturwissenschaftliche Methode der Forschung auf die n Vorgänge des wirthschaftlichen Lebens mit ebenso gutem oder mit besserem ge anzuwenden ist, als die philosophische Deduction. Die naturwissen= iche Methode anwenden, heißt aber: den Verlauf einer Erscheinung genau chten, denselben in möglichst exacten Ausdrücken und Zahlen verzeichnen uf diesen positiven Grundlagen einen analytischen Schluß aufbauen. In That läßt sich die Wirthschaft unter allen Gesichtspunkten der Natur= ung und Heilkunde betrachten; unter dem Gesichtspunkte der Physiologie, n normalen und gesunden Zustand zu kennen, unter dem der Pathologie, e durch Krankheiten veranlaßten Veränderungen zu verfolgen, und endlich dem der Therapie, um die Heilung zu erwägen.

Physiologisches nun dürfen wir heute von unserem großen Patienten nicht gen; sein ganzer Lebensproceß ist so fürchterlich gestört, daß es nicht an eit wäre, sich jetzt bei einer Schilderung des normalen Zustandes lange alten oder weitläufige Darstellungen und Lehrsätze über das Thema zu keln: wie Dieses und Jenes im gesunden, frisch pulsirenden Organismus zu flegt und wie es sein sollte. Desto fruchtbarer ist das pathologische Gebiet. all Symptome der Erkrankung. Wir erfahren sie vor Allem aus den Klagen ndwirthe, Industriellen und Kaufleute, diesseits und jenseits des Oceans; Aussage bilden gewissermaßen Dasjenige, was der Arzt die „Anamnese" nen= ürde: Mittheilungen, welche der Kranke selbst macht. Wie dergleichen Angaben medicinischen Diagnostik vorsichtig aufzunehmen sind, so auch in unserem Es sind Schilderungen, welche meist Gefühle und Empfindungen der ver= nsten Art betreffen, untermischt mit Muthmaßungen über die Entstehung ebels, wobei die subjective Anschauung die Hauptsache bildet. Nebstdem rfahren wir die Erkrankung der Volkswirthschaften auch auf dem sichereren der objectiven Untersuchung; dazu soll uns die Statistik leiten, deren oft ierige und langweilige Zifferncolonnen Geist und Sinn bekommen, wenn ie richtig zu lesen versteht. Umfassen sie doch das ganze Bild der socialen konomischen Leiden und Freuden, welche die Menschheit in einer be=

stimmten Periode erduldet und erlebt. Die Statistik, aufgehäuft in den richten der Vereine und Genossenschaften, der Handelskammern und Bö Collegien, der Gemeinden und Großstädte, der Duodez- und der Großsta bietet eine reiche Fülle von Material, um den Verlauf der jüngsten Störu zu verfolgen. Ist sie auch nicht erschöpfend, ja in vielen Fällen sogar u verlässig zusammengestellt, so gewährt sie doch einen besseren Total-Eindruck jene Leute glauben machen, denen es bequemer zur Hand liegt, mit Ph statt mit Thatsachen zu argumentiren.

Obgleich es auf den folgenden Blättern unsere Aufgabe sein wird, die heerungen der wirthschaftlichen Krise vorzugsweise in Oesterreich und Deutsch zu verfolgen, so darf uns dies dennoch von einem weiteren Ausblicke i übrigen Theile der Erde nicht abhalten. Die meisten Vorgänge, die si unserer nächsten Nähe zugetragen haben, würden unverständlich bleiben ode irrige Beurtheilung erfahren, wollte man sie isolirt in Betracht ziehen. De dürfen wir wol eine Rundschau über die jüngsten Erschütterungen der g Weltwirthschaft vorausschicken, ehe wir uns denjenigen beiden Volksw schaften zuwenden, die uns unmittelbar berühren.

Die sociale und ökonomische Krankheit, von welcher wieder im Jahre fast alle Völker des Erdballes befallen wurden, ist an sich weder neu, noch, innersten Wesen nach, unerforscht; ihre Diagnose ist im Gegentheile sehr und genau zu stellen. „Krisen" als solche, wenn auch nicht stets so bezei kommen in allen Menschenaltern vor; sie treten aber mit ganz distinctem rakter erst seit dem 18. Jahrhunderte nach kürzeren oder längeren Pausen i wieder auf. Die großartigen Fortschritte der Arbeitstheilung, die dami sammenhängende Ansammlung riesiger Capitalien, die Einrichtungen des Cr und die Entwickelung des modernen Verkehrswesens haben die Schaffenskra eine früher ungeahnte Höhe gehoben; sie haben aber auch die Keime des brauches und der Uebertreibung dieser neuen Kräfte in die Wirthschaft So leicht es einst war, das ganze wirthschaftliche Getriebe zu beherrsche in den richtigen Grenzen zu halten, so schwierig, ja unmöglich ist dies geworden. Da erfolgen gar leicht aus Irrthum oder böser Absicht schreitungen, die sich bald furchtbar an Allen, auch den Getäuschten un schuldigen, rächen. In letzter Linie ist jede Krise auf eine derartige Ueberschr des haltbaren Maßes zurückzuführen. Durch vertrauensselige Umwandlu wirklich vorhandenen, oder in Folge des Credites als vorhanden geb flüssigen Capitalien in stehende Anlagen wird die Güter-Erzeugung zei mit allzu großer Eile und in allzu weiten Dimensionen vermehrt; der und Consum wird höher angenommen, als er wirklich steht, und auf die girten Hoffnungen hin immer fort producirt und „gegründet". Frühe später tritt das Mißverhältniß zu Tage. Die Störung des G gewichtes zwischen Erzeugung und Verbrauch ist unausbleiblich, und d die Krankheit, die „Krise". Denn meist unglaublich rasch folgt dem Uel von Vorräthen, die nicht an Mann zu bringen sind, der Sturz der Prei ihrer vorher oft schwindelhaften Höhe; es folgen naturgemäß die große

jergesehenen Verluste aller Derjenigen, welche sich in den betreffenden Unter-
nungen engagirt haben, Zahlungs-Einstellungen und Verarmungen.

Wenn die Ueberproduction und Ueberspeculation auf einzelne Gebiete und
elne Zweige des wirthschaftlichen Erwerbes eingeschränkt bleibt, so ruft sie
iche und partielle Krisen hervor, welche gewissermaßen den „Localaffectionen"
lebenden Körpers entsprechen, daher verhältnißmäßig leicht zu ertragen und
iberstehen sind. Jede wirthschaftliche Krise nimmt — das kann als Axiom
en — wie jede physische Krankheit ihren Anfang rein local; sie stammt
r nur aus einer übermäßigen Zufuhr von Provisionen an einen bestimmten
, gleich jener Handelskrise, deren schon Livius gedenkt, und welche vor mehr als
Jahrtausenden im Lager des älteren Scipio von Karthago unter den Kauf-
en ausbrach; oder sie beginnt mit einer überflüssigen Aufstapelung von
onialwaaren, wie die große Hamburger Krise von 1799, oder endlich mit
r sinnlosen Ueberproduction von Börseneffecten und Werthpapieren, wie dies
den ersten Stadien der 1873er Krise in Wien und Berlin der Fall war.
Es muß — wenn es sich nicht ausnahmsweise um eine heutzutage immer
ner werdende eigentliche Geldkrise handelt, von einer oder der anderen Waare
von ganzen Kategorien derselben eine größere Menge erzeugt oder auf den
rkt gebracht werden, als davon wirklich aufgenommen und consumirt werden
n, so daß aus dem Mißverhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage eine
mung des sonst fortwährend erfolgenden gegenseitigen Ausgleiches hervorgeht.
ichgültig ist dabei, ob diese Ueberproduction die phantastische Liebhaberei an
men betrifft, wie bei der häufig als Curiosum angeführten Harlemer Tulpen-
ie mit der Krise des J. 1634; ob sie das Hirngespinnst der „Mississipiens",
in der Law'schen Schwindelepoche von 1715—1720 in Frankreich, oder
Seifenblasen (bubbles) des Südseeschwindels aufsteigen läßt, wie in England
J. 1720; ob sie Berge von Baumwollballen aufthürmt, wie in der nord-
rikanischen Krise von 1839, oder ob sie endlich Maklerbank- und Jobberpapiere
lnmassen drucken läßt, wie in Oesterreich und Deutschland im J. 1873.

In der ersten acuten Störung liegt aber, wie gesagt, nur der Ausgangs-
kt einer örtlichen Krankheit, welche unter günstigen Umständen und durch
unige Anwendung der richtigen, oft sehr stark an Staatshilfe streifenden
tel auch während ihrer übrigen Dauer auf einzelne Gruppen oder Theile
Production begrenzt werden kann; gelingt dies, so nimmt die „Krise" ohne
te Gefahr für die Gesammtheit ihren Verlauf, bis das Gleichgewicht in dem
elnen Theile des wirthschaftlichen Organismus eben wiederhergestellt ist.
z anders aber steht die Sache, wenn die Localisirung nicht im rechten
ment versucht wird oder mißlingt, und wenn die Krankheit durch Blut und
phe in der ganzen Volkswirthschaft Ausbreitung findet, also etwa von der
dsbörse und dem Effectenmarkte überhaupt auf die Waarenbörse und den
ermarkt übergreift; oder wenn sie von dem einzelnen Gewebe und dem ein-
en Organe auf alle anderen gleichen Gewebe und Organe, also etwa von
r Baubank auf alle Baugewerke, von einer Eisenindustrie-Gesellschaft auf
Hüttenwerke u. s. f. übertragen wird. In diesem Falle stehen wir vor
r allgemeinen Erkrankung des Organismus, deren Gefährlichkeit mit dem

Umfange wächst, welchen sie annimmt, und mit der Zeit, während welcher andauert. Es ist überflüssig, ausdrücklich zu sagen, daß die Krise des J. 1 nicht localisirt wurde, sondern eine solche allgemeine Krankheit im schlimm Sinne des Wortes ist. Wir spüren sie in allen Gliedern! Es dürfte denn zur klaren Darstellung derselben am meisten dienlich sein, wenn wir uns Thatsachen vergegenwärtigen, welche für diesen ihren allgemeinen Chara entscheidend und zugleich geeignet sind, den Einfluß derselben auf Handel Wandel zu bezeichnen.

Dazu gehören zwei Merkmale: das räumliche Umsichgreifen der Krise das Erfassen fast aller großen Welthandels- und Industriezweige durch d wuchtige Arme.

Zuerst die territoriale Ausdehnung der Krise des Jahres 1873; sie in der ganzen Wirthschafts-Geschichte nur mit derjenigen einer einzigen vor gehenden, nämlich der 1857er Krise vergleichbar; keine andere darf ihr in di traurigen Berühmtheit gleichgestellt werden. Damals ist die Lawine — eine Schilderung in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" anschaulich machte mit verheerender Gewalt von den Ufern des Ohio, wo sie durch den wühleris Tritt der kühnsten Speculation in Bewegung gesetzt worden war, unaufhalt nach Osten gegangen, hat die atlantischen Staaten der großen Republik drückt, um nach gewaltigem Sprunge über den Ocean in England und auf Festlande des europäischen Continents niederzufallen und bis in die Ebe um das baltische Meer, nach Norddeutschland, Polen und Skandinavien bringen. Wir wissen, daß auch hier ihr vernichtender Lauf noch nicht geschlo war, sondern daß sie speciell von Hamburg nach Südamerika und Australi in die Inseln der Südsee und des indischen Archipels überschlug, wo sie durch zahlreiche Bankerotte in Rio de Janeiro und Montevideo, in Bue Ayres und Valparaiso, in Port au Prince und Batavia ebenso ankündete, vordem in Berlin, Amsterdam und Wien. „In alle Geschäftszweige hüben drüben hat sie größeren oder geringeren Stillstand gebracht; wie der Dieb der Nacht hat sie die auf schwindelnde Höhe gestiegene, speculirende und p ducirende Welt überrascht; im tiefsten politischen Frieden, nach allseitig rei Ernte stürzte der Bau zusammen, welcher in Jahren der Theuerung und ei großen Krieges einem Zauberschlosse gleich, das der Einöde entsteigt, sich c gethürmt hatte."

Nun, die 1873er Krise hat ihre vernichtende Reise um die Welt auch erstaunlich kurzer Zeit gemacht und allüberall ihre vernichtenden Spuren zur gelassen. Der Ausgangspunkt der Springfluth war diesmal nicht die O Life Insurance and Trust-Company, wie vor sechzehn Jahren bei unse transatlantischen Handelsfreunden, sondern die Wiener Börse. Dieser h es vorbehalten, den ersten Stein zu rütteln, welcher die trügerischen Pal der jüngsten Zeit wunderbar schnell in eine Ruine verwandelte. Merkwü genug: in Washington hatte Präsident Buchanan seine Antrittsbotschaft v 4. März 1857 mit den stolzen Worten eingeleitet: „Unsere Finanzlage ist o Gleichen in der Geschichte," — ein Halbjahr darauf war die Geschäftszerrütt „ohne Gleichen in der Geschichte". Ebenso zuversichtlich durfte die österreichi

)ronrede im Frühjahre 1873 den „volkswirthschaftlichen Aufschwung" rühmen — nige Monate darauf war der „Aufschwung" dahin. Im Monate Mai wurde r die Störung des Gleichgewichtes auf einem verhältnißmäßig kleinen und scheinbaren Gebiete offenkundig. Schon geraume Zeit war das in seinen undvesten erschütterte und wankende Gebäude der Börsenspeculation nur mehr nstlich gestützt worden; als die Eröffnung der Weltausstellung den von den pielern erträumten Impuls nicht brachte, war kein Halt mehr. Am 9. Mai t die eigentliche Katastrophe des Zusammenbruches mit einer Heftigkeit ein, lche alle früheren Krisen in der Größe und Furchtbarkeit des Unglückes, das zur Folge hatte, in Schatten stellte. Max Wirth schildert diese Börsen- eignisse in seiner an Einzelheiten ungemein reichen „Geschichte der letzten ndelskrisis", in so lebendiger Weise, daß wir derselben viel interessantes aterial entnehmen könnten; wir kommen später darauf zurück. Was uns er zunächst beschäftigt, ist die weitere, besonders die geographische Ausbreitung : Krise. Auf den „Krach" folgte in Wien und Oesterreich bis ungefähr in i Hochsommer 1873 eine rein locale und acute Erkrankung, eine die Gründer- piere der verschiedensten Sorten umfassende Entwerthung mit dem ausgeprägten arakter der Börsenkrise. Von der zweiten Hälfte des Jahres 1873 an mehren) aber in erschreckender Weise die Symptome der allgemeinen Absatzkrise, er bis lang unvorgesehenen Stockung von Handel und Industrie. Wer ene Sinne hatte, mußte sehen, daß in den nun rasch folgenden Erschei- ngen die Keime eines chronischen Leidens vorlagen. Schon sehr frühzeitig den sich Anzeichen für das Weiterschreiten der Krise von Wien nach anderen örsen und Märkten in Oesterreich-Ungarn, Anzeichen ihrer furchtbaren Nieder- sung in allen Theilen der Monarchie; Prag und Pest wurden zuerst und un- ttelbar in Mitleidenschaft gezogen, ganz Ungarn fühlte schon im Herbste 73 die Erschütterung, welche in Oesterreich ihren Ursprung genommen hatte. ld sind auch im übrigen Europa, ja in den übrigen Theilen der ganzen Erde Reflexe wahrzunehmen.

Der Zeitfolge nach steht Italien obenan. Schon Mitte Juli kündigte) der Rückschlag der Wiener Börsen-Katastrophe dort an; zuerst durch zahl- che Bankerotte in Bologna und Florenz; dann in Rom und auf den Börsen n Turin und Genua, wo eine förmliche Panique eintrat. „Geldnoth und örsenkrise," so schreibt man aus Genua, „sind die Devise in Italien . . . sere Häfen sind mit Waaren überfüllt, die keinen Begehr finden . . . Die urse fallen in rasender Eile." Bald nach dem Ausbruch der Krise in Italien rden Spuren derselben in dem entgegengesetzten Theile Europa's, in Rußland, bemerkbar. Nicht, als ob diese beiden Ausbrüche von einander causal chingen, sondern weil sie beide einer und derselben Grundursache, einer allge- inen Ueberspannung der wirthschaftlichen Kräfte, zuzuschreiben sind, führen r sie in solcher Reihe auf. Zahlungseinstellungen in Nischnji-Nowgorod, Ver- enheiten in Moskau und schlechter Geschäftsgang in Odessa sind deren Sym- me. „Die unheilvolle Finanzkrise, welche als Ausgangspunkt die reizende sidenz Oesterreichs gewählt hatte" — so lauten die Berichte aus Odessa — ußten auch hier als unausbleibliche Folge vollständige Geschäftsstille hervor-

rufen; die Capitalien, welche scheinbar so reichlich Anfangs des Jahres dagewes
und so freigebig von unseren jungen Finanzinstituten ausgetheilt wurden, w
gefährliche und maßlos exaltirte Speculationen erst in Fonds und dann
Häusern wachgerufen, versiegten" . . . Im folgenden Monate war die Spannu
bereits hoch genug getrieben, um sich in einem verheerenden Ausbruch der Kri
jenseits des atlantischen Oceans zu entladen. Am 20. September traf in Euro
aus New-York das Kabeltelegramm ein, welches Fallimente und den Stur
auf die Banken und Sparkassen berichtete; bald darauf kamen nähere Nachricht
über die Suspensionen zahlreicher Firmen und Unternehmungen, über panisch
Schrecken an der Börse, Schließung derselben und alle gewöhnlichen Symptor
einer acuten Krise. Noch am 12. September schreibt die „New-Yorker Handel
Zeitung", deren denkwürdige Blätter aus jener fieberhaft erregten Zeit v
uns liegen: „Ein Schlachtfeld ohne Leichen ist eine im Kriegswesen neue Erschei
nung, über welche wir heute zu berichten haben. Die vollständige Deroute d
Gold-Clique ist erfolgt, und dennoch ist die Börse von Fallissements verscho
geblieben"; und mit Siegermiene rühmt dieses Blatt die Festigkeit der amerik
nischen Zustände. In der zweitfolgenden Nummer aber beginnt der am 26. Se
tember Abends geschriebene „Leader" mit einer tiefen Verstimmung: „Nach eine
der verhängnißvollsten Tage, welche die an Katastrophen reiche Geschichte Wa
street's zu verzeichnen hat, schien bei Beginn des Geschäftes, am 22. Septembe
das Vertrauen einigermaßen zurückgekehrt zu sein. Die Besserung sollte ab
nur von kurzer Dauer sein, denn eine halbe Stunde, nachdem sich die Thore d
Stock-Exchange geöffnet hatten, traf die Mittheilung ein, daß die Union Tru
Company suspendirt hatte. Für die Scenen, welche dieser Nachricht folgten,
das Wort „Panique" ein unzureichender Ausdruck. Ehe die, wie vom Wahnsi
ergriffene Masse der Makler sich von diesem Schlage erholen konnte, verbreit
sich die Hiobspost, daß die Bank of Commonwealth ihre Zahlungen eingeste
hatte, und die an solchen Unglückstagen nie ruhenden Gerüchte sprachen sog
von dem Bankerott Vanderbilt's. Damit schien die Sündfluth über die Bö
hereingebrochen zu sein . . . das Vertrauen war gänzlich geschwunden, m
glaubte nur das noch als Werthe betrachten zu können, was niet- und nagelf
war; man schrie und heulte sich gegenseitig an und alle Bande der Ordnu
waren gelöst." Unter solchen Scenen erfolgte die Schließung der Fondsbörse
ein in den Annalen von New-York noch nicht verzeichnetes Ereigniß, eine Zwang
maßregel, welche nur die eiserne Nothwendigkeit rechtfertigte, da ein länger
Offenbleiben der Stock-Exchange alle Firmen, welche mit derselben in irge
welcher Verbindung standen, in wenigen Stunden dem sicheren Ruin hätte er
gegentreiben müssen.

So heftige und gewaltsame Störungen, zuerst die der Wiener Börse, da
die Lähmungen der italienischen Plätze und bald die eben geschilderten vehement
Erschütterungen der New-Yorker Stock-Exchange, mußten den Zündstoff, wo
sonst noch angehäuft war, zur Explosion bringen. Das geschah denn auch se
rasch in Berlin und London mit ganz eclatanten Ausbrüchen. Berlin zäh
seine schlimmsten Tage bekanntlich zwischen dem 10. October und 10. Decemb
1873; die Quistorp'sche Vereinsbank, mit Allem, was daran hing, gab hier d

gnal zum Zusammensturze; mit ihrer gerichtlichen Liquidation wurde nicht
s in Berlin, sondern in ganz Deutschland der Anfang des Fallirens und
uidirens von Banken, Baugesellschaften und Eisenbahnen gemacht; von
emel im äußersten Norden des deutschen Reiches, von Königsberg und Danzig
hinab nach Breslau, Görlitz, Dresden, von Hamburg bis Magdeburg, Erfurt,
ankfurt und München zog das Gewitter fort, nicht überall blos reinigend,
dern oft und viel mit seinen heftigen Schlägen vernichtend. Wir werden
ter noch davon zu erzählen haben. In London war es der Monat No-
ber, welcher die Reflexe der continentalen und amerikanischen Krise in einer
nique der Börse brachte, die ziemlich hohe Dimensionen annahm; die
imes" beginnt ihren City-Bericht vom 7. November mit den Worten: „Die
ntliche Meinung ist, was den Werth aller Arten von Effecten betrifft, in
en Zustand versetzt, in welchem jeder Appell an die Vernunft vergeblich ist."
gleich es diesmal nicht zu dem bekannten Krisensignale, der Suspension der
nkacte, kam, waren doch einige Wochen einer sehr gespannten Situation zu
zeichnen. „An excessive stringency of rates and no small alarm," so sagt
bekannte „Commercial History and Review" des englischen „Economist" für
Jahr 1873, indem sie hinzufügt, daß in dieser drohenden Aufregung des
rktes noch ein paar Fallimente genügt hätten, um das größte Unheil und
Aufhebung der Bankacte herbeizuführen. Wenn wir daran erinnern, daß
h in dem scandinavischen Norden Europa's die Reflexe der Krise gefühlt
rden, daß im Spätherbst 1873 in Amsterdam Fallimente ausbrachen, in
terdam die Umsätze zu stagniren begannen und der Waarenhandel Antwer-
's einen plötzlichen Stillstand erfuhr, so ist die territoriale Ausbreitung dieser
rankung auf unserem Continente genügend charakterisirt. Die auffallende
cheinung, daß Frankreich, welches sich kaum von einem unglücklichen Kriege
olt hatte, von der Krise so zu sagen völlig verschont blieb, ist bekannt; auch
Erklärung liegt nahe. Die nämlichen Milliarden, deren Abtragung an
utschland eine wesentliche Ursache der hier und in Oesterreich beginnenden
erspeculation waren, haben Frankreich vor dem Schicksale bewahrt, welches
alle Länder der Welt ereilte. Denn in der Periode der Vertrauensseligkeit
des sinnlosen Aufbauens einer Unternehmung auf der anderen war dort
Besonnenheit, der geschäftliche Ernst und die Sparsamkeit an der Tages-
nung.

Doch wir haben den Lauf der Krise noch weiter zu verfolgen. Daß dem-
en in Europa nicht Halt geboten werden konnte, ist wol begreiflich, wenn
n auf die festgeschlossene Kette aller Glieder des geschäftlichen Lebens in un-
em Erdtheile blickt. Aber daß diese wirthschaftliche Krankheit die fernsten
iete von Südamerika, daß sie auch das Capland und Australien ereilte, ist
Erscheinung, welche in hohem Grade unser Interesse wachruft; denn sie
zeugt uns von der Gleichartigkeit der wirkenden Ursachen in der ganzen
twirthschaft und von dem innigen Contacte, in welchen die ganze Menschheit
h den modernen Verkehr und das Creditleben unserer Tage gebracht worden
Von zahlreichen Punkten der Erdkarte tauchen in der zweiten Hälfte des
res 1873 und im Laufe des Jahres 1874 gewissermaßen sporadische Nach-

richten auf über Krisen und Störungen; aber sie hängen unter einander so e
zusammen, wie die Stöße eines Erdbebens, die an verschiedenen Orten wahr
nommen werden. Da langen an einem Tage Fallimentsberichte von Buer
Ayres ein; an einem andern Tage bringt die Post Schilderungen von Lähmu
der Geschäfte in Montevideo; zwar erblicken die La Plata-Staaten die
sache dieser Störungen in ihrer politischen Lage, aber sie schließen sich auffalle
den Vorgängen in New-York und in Europa an und bilden das Finale ei
gleichartigen Reihe vorausgehender wirthschaftlicher Uebertreibungen wie h
In den westlichen, dem stillen Ocean zugekehrten Küstenländern Südamerik
hat Peru ebenfalls eine „politische", dagegen Chili eine ausgesprochen öko
mische Krankheit zu überstehen. Ländlich, sittlich; statt Quistorp, Plachtv
Dachauer Bank entstehen beispielsweise in Chili von 1871 bis 1873 wie
einem Schlage unzählige Gesellschaften zur Ausbeutung der wirklich ertragreich
aber bedeutend überschätzten Minen von Caracoles, mit deren Actien nun au
Aeußerste speculirt und eine zügellose Agiotage betrieben wird, bis im Ja
1873 der chilenische „Krach" zu Liquidationen und schweren Verlusten führt.
Australien wurden in der nämlichen Periode für die Conservirung und V
sendung von Hammelfleisch nicht weniger als 55 „limited meat preserv
companies" gegründet; im Jahre 1875 waren nur noch ein paar derselben
Leben, die übrigen hatten liquidiren müssen und rissen Banken und Capitalis
in ihrem verderblichen Sturze mit sich. Nicht genug an diesen geographisch
fernab von einander liegenden Thatsachen; sogar aus dem fernsten Osten Asie
aus Hiogo-Osaka, Hongkong und Shanghai, laufen in jener Zeit Botschaf
über den stockenden Geschäftsgang ein.

Nimmt so in unaufhaltsamem Schritte die Krise ihren Lauf um die W
einer Hydra gleich ihr Haupt bald hier bald dort erhebend, so vollzieht sich
gleicher Zeit in der Mehrzahl der europäischen Länder die nicht alsbald
genügender Aufmerksamkeit beachtete Uebertragung und Ausbreitung der Kra
heit von den Fondsbörsen auf die meisten Kreise des Waarenhandels und
industriellen Thätigkeit. Mit sinnloser Schadenfreude, ja mit brutaler V
höhnung rühmte man sich damals von gewisser Seite, die Jobberei gerne ihr
Schicksale zu überlassen und zusammt den Millionen Actien- und Effectenwert
der Vernichtung preiszugeben; aber man hatte die Wirkungen nicht überle
welche solche Katastrophen auf alle übrigen Theile des wirthschaftlichen Or
nismus ausüben müssen. Wie im Jahre 1857 der „New York Herald"
Flibustierhumor seine Landsleute über die Folgen der verheerenden Krise tröst
indem er ausrief, daß durch diese Ereignisse auch die europäischen Forderun
an Bruder Jonathan wie mit einem Schwamme ausgelöscht seien, und
Ausbleiben der Zahlungen in so großem Umfange dem europäischen Handel
der europäischen Production zu Gunsten der amerikanischen Concurrenz ei
harten Schlag versetzen müsse: so gab es im Jahre 1873 Viele, die sich i
geheim und offen über die Verluste der Börse und darüber freuten, daß
eine Nivellirung der Vermögensverhältnisse herbeigeführt werde. Die wei
Thebaner! Einer derselben, welcher sogar das Ruder der österreichischen Vol
wirthschaft während einiger Zeit zu führen berufen war, scheute sich nicht,

ner anscheinend gelehrten Abhandlung (October 1873) seinen Gefühlen Luft zu achen und allerlei persönliche Anklagen zu erheben. „Endlich," meinte er, „sei is Strafgericht über ein Schwindeltreiben hereingebrochen, wie es seit den w'schen Orgien der Rue Quincampoix nicht erlebt worden sei; der seit Anfang lai 1873 fortdauernde Zusammenbruch bedeute nichts weiter, als eine aus= prägte Actien=Speculationskrise; zwar seien der reelle Handel und die Industrie cht unberührt geblieben, aber alle Erfahrungen seit einem halben Jahre gäben nen „Börsenstrolchen" Unrecht, welche, vom verdienten Schicksal im Nacken ge= ßt, schreien, Handel und Industrie seien in Todesgefahr!"

Leider hat die Erfahrung gezeigt, daß nicht die Börse im Unrecht war, ndern deren eingefleischter Kritiker. Leider sind Handel und Industrie wirklich Todesgefahr, mindestens allenthalben heftig angegriffen und bis in's innerste bensmark erschüttert. Freilich nicht ausschließlich deshalb, weil die Börsen= ise weiter gefressen hat, sondern noch aus vielen anderen tieferliegenden Grün= n, denen wir uns sogleich zuwenden werden. Aber der Antheil, welchen der usammenbruch der Actienunternehmungen, die Störung des Credits und des sammten Circulationsprocesses an dem Umsichgreifen der Krise und an ihrem ronischen Verlaufe genommen haben, ist viel mächtiger, als die einseitigen Ver= theiler dieser Einrichtungen zugeben wollen. Um diese Thatsache und den Cha= kter der Krise als einer allgemeinen organischen Krankheit richtig zu erkennen, rfen wir nicht bei dem territorialen Verfolge derselben stehen bleiben, sondern üssen nun auch das zweite Merkmal, deren realen Umfang, in's Auge fassen.

II.

(Die Krise in Welthandel und Weltindustrie. Sociale Erscheinungen.)

Wir haben bisher die Charakterzüge einer geographisch ungemein ausgebrei= en Börsenkrise kennen gelernt, welche auf Handel und Wandel ihre gewaltigen ickwirkungen ausübte. Aber die Krankheit greift tiefer in's Mark des Völker= ens ein, als eine bloße Mitleidenschaft erklären würde. Der ganze Welt= ndel, die meisten Großindustrien, der Verkehr und selbst die socialen Be= hungen der Menschheit sind von den Folgen der Ereignisse des Jahres 1873 Innersten erschüttert. Durch ungebührliche Ausdehnung der normalen Lebens= ise sind sie aus der allgemeinen und stetigen Weiterbildung in eine unnatür= je Hypertrophie verfallen. Diese Größenverhältnisse waren nicht haltbar, d so wurden die Keime einer chronischen Krise in allen Theilen des wirth= aftlichen Organismus herangezogen. Es wird unsere Aufgabe sein, einzelnen erkmalen dieser bedauerlichen Zustände zu folgen. Wer sich mit den statisti= en Aufzeichnungen der letzten Zeit ein wenig befassen will, wird sofort er= nen, daß sich fast jedes Land der Erde in der Periode von 1870 bis Mitte 73 eine gewaltige Uebertreibung der wirthschaftlichen Thätigkeit, ein echtes vertrading", wie der technische Ausdruck lautet, zu Schulden kommen ließ. ir sind zwar in unseren Tagen, wo die ungeahnte Entfaltung des Capitalis= us und des Credits, wo die rapide Entwickelung des Verkehrswesens und die ternationale Productions= und Arbeitstheilung ein wahrhaft gigantisches Wachs=

thum der Volkswirthschaften ermöglicht haben, an großartige Fortschritte gewö
und sind auch in der Lage, sie zu ertragen. Die Genußsucht und die Erwe
rung der Bedürfnisse in jeder Schichte der Gesellschaft haben den Rahmen
wirthschaftlichen Vorgänge im Verhältnisse zu früheren Generationen ganz
glaublich erweitert. Dasjenige aber, was in den drei Jahren vor der K
gewagt wurde, hat selbst die am weitesten gesteckten Grenzen nicht mehr
gehalten.

Wir sehen dies zuerst deutlich an der ungeheuren Steigerung der We
umsätze des internationalen Gütertausches. Wenn man in Zahlen verfolgt,
die wirthschaftlichen Großmächte seit dem Jahre 1860 in den Handel gebr
haben, so ist die Progression geradezu schwindelerregend. Wir haben die
bedeutendsten Staaten (Großbritannien, Frankreich, Deutschland, die Vereini
Staaten von Amerika, Belgien, Rußland, Oesterreich-Ungarn, die Niederla
Italien und Britisch Ostindien) unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, d
Außenhandel (Einfuhr und Ausfuhr) durchschnittlich nahezu drei Viertel des
sammten, jetzt auf ungefähr 55 Milliarden Mark zu schätzenden jährli
Welthandels ausmacht, also für die Güterbewegung der ganzen Erde ü
haupt als maßgebend anzusehen ist. In diesen Ländern nun haben sich die
sätze in der Periode 1860 bis 1873 nahezu verdoppelt, indem sie von
23 Milliarden Mark auf nahezu 45 Milliarden Mark stiegen. Diese Zuna
würde haltbar und erfreulich sein, wenn sie regelmäßig erfolgt wäre.
Schlimme dabei ist jedoch, daß sie sich recht eigentlich auf die letzten drei J
vor der Krise concentrirt; denn das Anwachsen des Außenhandels geschah
folgenden Verhältnissen:

vom J. 1860 bis zum J. 1865 jährlich im Durchschnitt um 941 Mill. M
„ „ 1865 „ „ „ 1870 „ „ „ „ 959 „
„ „ 1870 „ „ „ 1873 „ „ „ „ 2772 „

Das letzte Triennium zeigt also in dieser Hinsicht eine fast dreimal so
tensive wirthschaftliche Lebensthätigkeit, als das vorhergehende Jahrzehnt. Hä
wir nicht den festen Vorsatz gefaßt, die Leser dieser Rundschau, so weit es
möglich ist, mit statistischen Zahlen zu verschonen, so würden wir die Hand
bewegung der ganzen Reihe von Staaten, welche uns zur Totalziffer gefi
haben, hier mittheilen; genug daran, daß sich dieselbe beispielsweise in G
britannien vom Jahre 1870 bis 1873 um fast 2700 Mill. Mark, in den
einigten Staaten von Nordamerika um mehr als 1100 Mill. Mark, in
kleinen Belgien um 1050 Mill. Mark gesteigert haben, und daß der Ha
Deutschlands vom Jahre 1864, für welche Zeit die letzte verläßliche Schät
(mit 2212 Mill. Mark) vorliegt, bis 1873, in welchem Jahre die Werthe a
lich (mit 6058 Mill. Mark) erhoben wurden, um fast 3850 Mill. Mark
nahm.

Offenbar war hiermit das Receptionsvermögen und die Kaufkraft der Me
heit in der nämlichen Periode überschritten. In diesem „Overtrading“
also nach unserer Ueberzeugung der entschiedenste Vorbote und einer der verd
lichsten Keime der Krise. Nur das dauernde Zusammenwirken der günsti
Umstände konnte den Ausbruch derselben so lange Zeit hintanhalten, der äu

nstoß eines localen Börsenkrachs aber mußte genügen, um den Stein in's ollen zu bringen. Daß dies im Jahre 1873 in ganz Europa und in Amerika aufhaltsam begann und in vielen Staaten bis zur Stunde fortdauert, das igt — nebst vielen anderen Merkmalen — auch wieder in erster Linie die tatistik des Welthandels. Statt der gewohnten Zunahme macht sich in der ehrzahl der oben angeführten wirthschaftlichen Großstaaten zum ersten Male der ganzen fünfzehnjährigen Epoche im Jahre 1874 ein Rückgang des Handels merkbar; in allen zusammen ein Minus von nahezu einer Milliarde ark. Das Jahr 1875 zeigt in einigen Ländern (wie Großbritannien, Italien) eitere Einschränkungen, in anderen (wie Deutschland, Oesterreich, Amerika, olland) Stillstand, und wieder in anderen (wie Frankreich und Ostindien) den eubeginn des Aufschwunges. Alles in Allem scheint der Außenhandel des ahres 1875 noch nicht die Höhe des Jahres 1873 erreicht zu haben. Im ahre 1876 aber hat es noch weniger gut ausgesehen; denn die bisherigen Aus- eise bezeugen entweder völlige Stagnation oder abermalige sehr namhafte Ab- inderungen, so beispielsweise in England allein um nahezu eine halbe Milliarde ark! Bekanntlich nimmt die Menge der Einwohner Europa's stetig zu. Man ätzt die Volksvermehrung unseres Continentes im Durchschnitt auf fast 1 Pro- nt oder nahezu 3 Millionen jährlich; noch rascher steigt die Volkszahl in merika und Ostindien; daher sollte bei nur gleichbleibendem Bedürfnißkreise r Handel ebenfalls stetig zunehmen. Stillstand ist Rückschritt, Abnahme aber n ernstes Krankheitssymptom. Selbst die in derselben Epoche einge- etenen Verschiebungen aller Güterpreise vermögen dasselbe nicht beruhigend zu klären. — Wenn man die Zahlen, welche den Stand des Außenhandels jedes andes in jedem Jahre von 1860 bis 1875 bezeichnen, nach der so ungemein nschaulichen und jetzt immer mehr und mehr anerkannten graphischen Methode r Statistik in ein einfaches Curventableau überträgt, so zeigt sich von 1860 is 1870 ein sanftes, dann aber ein steiles Aufsteigen der Linien zu Bergen, eren Gipfelhöhen im Jahre 1873 liegen; von 1873 bis 1875 senken sich die Linien ieder in das Thal herab oder verlaufen horizontal: ein echtes Krisenbild!

Da der Zustand des äußeren und inneren Verkehrs ganz gewiß feste An- altspunkte zur Beurtheilung der ökonomischen und socialen Lage eines Landes ildet, so dürfte es sich wol der Mühe lohnen, noch anderen Symptomen desselben achzuforschen. Wir beschränken uns indessen, um Zifferncolonnen nur dort r's Treffen zu schicken, wo sie absolut unerläßlich sind, auf die Anführung iniger eclatanter Thatsachen, die auf dieses Gebiet gehören. Wenn lebhafter handel getrieben wird, ist großer Bedarf an Credit und Zahlungswerkzeugen; ritt eine krankhafte Störung im Güterleben ein, so sinkt auch der Gebrauch der lmlaufsmittel. Diese Erscheinungen nun sind für keine frühere Periode der Virthschaftsgeschichte des Menschengeschlechtes mit so lapidarer Schrift zu erzeichnen, als für die Jahre 1870 bis 1876. Zuerst die ungeheure, offenbar überreizte Anspannung der Functionen des Credits; dann das plötzliche Ver- agen seines Dienstes. Zwar zählt Niemand die Milliarden, welche als Schulden nd Forderungen des kaufmännischen Conto-corrent, als Wechsel der zahllosen Banken und aller Einzel- und Collectivunternehmungen der Welt, dann als

Checks, Schuldscheine und andere Creditpapiere stetig den Verkehr besorg
Aber einen ungefähren Maßstab zur Schätzung des Umfangs, in welchem
Geschäftswelt dieser Werkzeuge jeweilig bedarf, besitzt man dennoch, und zw
in den Ausweisen der verschiedenen Zettelbanken Europa's und Amerika's üb
ihre Wechselportefeuilles, ihren Notenumlauf und Baarschatz. Die vergleiche
Statistik hat bisher noch keine vollständigen Uebersichten dieser wichtigen Th
sachen geliefert; deshalb mußten wir uns selbst der zeitraubenden Arbeit unt
ziehen, das Material zu sammeln, dessen Einzelheiten wir anderwärts (im sechst
Bande von Behm's geographischem Jahrbuche) publicirt haben und aus welch
folgende, deutlich sprechende Totalziffern hervorgehen. Die Portefeuilles i
wichtigsten Notenbanken in Europa (Bank von England, sämmtliche deutsche Zett
banken, Bank von Frankreich, österreichische Nationalbank, belgische Nationalba
und niederländische Bank) und aller nordamerikanischen Banken haben zu Ende d
Jahres 1868 nur für 4079 Millionen Mark, dagegen am Anfange des Jahres 18
für 6647 Millionen Mark, d. h. über $2^1/_2$ Milliarden mehr Wechsel enthalt
als in früheren Jahren. Der Notenumlauf nahm in derselben Zeit von 4259 c
6700 Millionen Mark, d. h. um fast $2^1/_2$ Milliarden, zu. Die Anzahl dieser beid
Kategorien von Umlaufs- und Creditmitteln zusammen wurde mithin innerhc
5 Jahren um netto 5 Milliarden Mark vermehrt, während gleichzeitig i
Metallvorräthe nur um 780 Millionen Mark (von 1828 im Jahre 1868 c
2608 im Jahre 1873) gestärkt wurden; das Vertrauen ersetzte Alles! Da k
der kritische Stoß und mit demselben eine völlige Wendung der Lage. Zu Er
1873 sehen wir schon ein gewaltiges Hinabsinken der Masse von Creditpapier
und dasselbe dauert bis jetzt so stetig fort, daß beispielsweise am 1. Januar 18
das Wechselportefeuille um mehr als 1 Milliarde, der Notenumlauf um fast 9
Millionen Mark gegenüber dem 1. Januar 1873 gesunken, dagegen der Bac
vorrath um mehr als 1 Milliarde Mark gestiegen war. Es stehen also f
zwei Milliarden Mark weniger in diesen Formen des Credits in Verwendu
und dazu wurde eine weitere Milliarde an entbehrlich gewordenen Baarmitt
in die Keller der Zettelbanken hinterlegt. Wenn wir diesen Daten noch b
fügen, daß die kaufmännischen Abrechnungen im Clearinghouse zu London
Jahre 1875—76 um 12 Milliarden Mark und jene in New-York im J. 18
um 50 Milliarden Mark weniger betrugen, als in der Culminationszeit v
1873, so ist auch unter diesen Gesichtspunkten die Uebertreibung *vor* der Kr
und der Rückschlag *nach* derselben klar ersichtlich.

Ganz ähnlich sieht es mit den Verkehrsmitteln aus, welche als die mech
nischen Träger des Welthandels gelten dürfen. Der früheren steten Zunah
des Schiffbaues für die großen transatlantischen und orientalischen Linien fol
in den beiden letzten Jahren ein Stillstand der Rhederei in England, Ameri
und Frankreich; die vorhandenen Schiffe werden weniger ausgenutzt, die Tra
fähigkeit der Handelsmarine nimmt langsamer zu, ja sie nimmt in einig
Staaten sogar geradezu ab. Auch die Schienenstraßen der ganzen Welt fühl
die wirthschaftliche Krise; dem rapiden und unaufhaltsamen Weiterbau der Eise
bahnlinien in Europa, Amerika und Asien wird jetzt auffallend Einhalt getha
vom Jahre 1872 auf 1873 erhielt das Eisenbahnnetz der ganzen Erde no

000 Kilometer Zuwachs; im nächsten Jahre, d. i. während der Krise, nur noch
000 und im folgenden (von 1874 auf 1875) 12,700 Kilometer; von 1875 auf
'6 wird es noch bedauerlicher aussehen. Große internationale Werke bleiben
Stadium des Projectes oder werden nur langsam weiterbetrieben — wir er=
ern an den Gotthardstunnel — weil die finanziellen Kräfte fehlen; die
eits vollendeten Schienenwege aber haben viel weniger Güter zu verfrachten
weniger Personen zu befördern als früher. Sogar die Reiselust muß von
en Menschen eingeschränkt werden, um mit dem geschmälerten Einkommen
h den nothwendigen Aufwand des Haushaltes zu decken. So steckt ein krankes
zan das andere an und das chronische Leiden wird immer allgemeiner fühlbar.

Der retrograde Gang des Handels und Verkehrs, welchen wir bisher in's
ge faßten, ist einerseits Ursache, anderseits Wirkung eines gleichartigen Ver=
fes der Dinge auf dem Boden der industriellen Thätigkeit. Auch in die Ent=
kelung der Weltindustrie hat das Jahr 1873 einen gewaltsamen, störenden
griff gethan. Ein allgemeiner Maßstab für die Höhe, auf welcher das ge=
bliche Leben steht, ist der Verbrauch von Kohle und Eisen. Der Verbrauch
Kohle, weil dieselbe uns Brennstoff und dadurch motorische Kraft liefert,
Eisen, weil es uns im kleinsten Werkzeug und Hausgeräthe, wie in der
ugschaar und Dampfmaschine, in der Spindel und riesigen Arbeitsmaschine
jeden Erwerb unentbehrlich geworden ist. In dem wechselnden Zustande
er beiden Productionszweige spiegelt sich nun die Katastrophe auf's deutlichste
und in den Diagrammen, welche die Statistik der Kohlenförderung und der
heisenproduction von 1860 bis 1875 darstellen, hat man abermals echte
senbilder vor sich. Um einen richtigen Totaleindruck zu empfangen, genügt
die Gewinnung des fossilen Brennstoffes in jenen sechs Staaten zu verfolgen,
che zusammen 96 bis 97 Procent aller Stein= und Braunkohlen — wir
echnen deren Quantität auf jährlich circa 5500 Millionen Zoll=Centner —
Tage fördern. Es sind dies: Großbritannien, das bekanntlich die Kohlen=
sorgung der Menschheit fast zur Hälfte auf sich genommen hat; nächstdem
utschland und die Vereinigten Staaten, die je ein Fünftel liefern, Frankreich,
lgien und Oesterreich=Ungarn. Was von diesen Ländern gilt, ist offenbar für
ganze Welt maßgebend; die dieselben betreffenden statistischen Zahlen, mit
en Einzelheiten wir wieder die Leser verschonen, zeigen uns nun, daß die
hlenförderung vom Jahre 1860 bis 1872 um durchschnittlich 196 Millionen
ll=Centner per Jahr zugenommen hat; diese respectable Vermehrung genügte
r nicht für die Eile, mit welcher damals unter allen Schloten und Essen
euert wurde. Mit Einem Sprunge brachte man es zu Wege, von 1872 auf
'3 die Kohlengewinnung um volle 286 Millionen Zoll=Centner zu vermehren.
d das war offenbar des Guten zu viel gethan! denn schon im Jahre 1874
g die Productionsmenge um 18 Millionen Zoll=Centner zurück, es folgten
tlassungen der Bergleute, Lohnreductionen, gewaltige Preisabschläge und eine
:thschaftliche Misère in diesem ganzen Gewerbe, welche im Jahre 1875 nur
nig gebessert ward und auch jetzt noch lange nicht gehoben ist.

Um einen ungefähren Maßstab dafür an die Hand zu geben, was solche
cheinungen bedeuten, wenn sie in der großartig angelegten Weltindustrie auf=

treten, möchten wir noch einen Augenblick bei den zuletzt erwähnten Wirku der Krise verweilen. Die Gewinnung der Kohlen hat in ihrem Culminati punkte im Jahre 1873 einen Totalwerth von ungefähr 2400 Millionen M an den Gruben selbst repräsentirt: ein Sümmchen, welches gewiß die Be nung „schwarze Diamanten" — so banal sie schon geworden sei — vollkon rechtfertigt. Wenn nun die Preise dieses Productes, wie es in den gr Bergwerksdistricten von England, Belgien u. s. w. thatsächlich von 187 1876 geschehen ist, um 20 Procent und noch mehr sinken, so bedeutet das Verminderung des Totalwerthes um fast 500 Millionen Mark. Da nach un Berechnungen ungefähr eine Million Arbeiter in der Tiefe der Schächte, Förderbahnen und Halden, in Stollen und Gruben Jahr für Jahr gesch dieses Fossil der Erde entreißen, so veranlaßt die Abnahme der Produ und der Rückgang der Preise eine Schmälerung des Lebensunterhaltes einer zahlreichen Schichte der Gesellschaft. Nicht als ob deshalb immer Elend im folge sein müßte; denn die belgischen Kohlenarbeiter beispielsweise, welche in der Blüthezeit ihres Gewerbes einen eigens für sie bereiteten Champc aus Frankreich kommen ließen, haben sich jetzt nur wieder einer einfach Lebensweise zuwenden müssen. Immerhin aber muß der Stillstand und R schritt eines auf so breiter Basis angelegten Erwerbszweiges wie dieser stets sociale Wirkungen nach sich ziehen, die das ganze Volksleben tief berü

Noch schlimmer als die Kohle ist das Eisen von der letzten Krise e worden. Während der aufsteigenden Conjunctur wurden voll Vertrauensseli und Speculationslust in dem industriellen britischen Inselreich und in milliardenbefruchteten Deutschland, in Amerika und Oesterreich, mehr als hundert neue Hochöfen mit einer ehedem ganz unerhörten Leistungsfäh erstaunlich rasch gebaut und zu ihrem vulkanischen Werke eingeweiht. Vo Schwindelepoche genügten ungefähr 220 Millionen Zoll-Centner Roheise den jährlichen Verbrauch der ganzen Menschheit; im Jahre 1873 war abe Productionsmenge auf mehr als 285 Millionen Zoll-Centner gebracht wo und diese sollten nun ihre Abnehmer finden. Nicht genug dessen; die C Masters in England hatten sich darauf eingerichtet, um bei Anspannung Kräfte allein in jedem Jahre über 160 Millionen Zoll-Centner Eisen au Markt zu bringen; ihre mächtigen Rivalen in der neuen Welt wären im 1873 bereit gewesen, den Yankees eventuell mit 100 Millionen Zoll-Ce Eisen zu dienen. Deutschland erzeugte thatsächlich nahezu 45 Millionen Cen Frankreich 27 Millionen Centner, endlich Belgien und Oesterreich 22 Mill Centner Eisen. Wohin damit? Es konnten nicht genug Schienen gelegt, genug Locomotiven und Dampfmaschinen gebaut, nicht genug Werkzeuge nutzt werden, um dieser wahrhaft deukalionischen Fluth von Eisen den nöt Abfluß zu verschaffen.

Die Massen stauten sich auf; sie hatten überdies enorm theuere R notirt. Da kam die Erkenntniß des „Zuviel", aber sie kam zu spät; nun ging es mit derselben Eile nach abwärts, wie es vordem nach aufs gegangen war. „Es hatten sich," wie ein amerikanischer Feuilletonist tr schreibt, „alle Eisenproducenten der Erde verabredet, doppelt so vie

riciren, als eigentlich nothwendig ist, und sie haben es in der That fertig racht, eine geneigte Ebene herzustellen, auf der sie alle mit wunderbarer Ge- windigkeit abrutschen." Die Hochöfen wurden der Reihe nach „ausgeblasen", d heute stehen von denselben mindestens dreimal so viel kalt, als in den ten Zeiten neu erbaut worden waren. Im Jahre 1875 wurden nach serer Schätzung ungefähr 46 Millionen Centner weniger Eisen erzeugt als Jahre 1873. Der Preis dieses wichtigen Rohstoffes ist aber in England nerhalb zweier Jahre fast auf die Hälfte gefallen und hat auch in allen rigen Ländern der Erde einen gleichen oder noch empfindlicheren Sturz er- ren. Zieht man diesen Rückgang der Preise und die Mindererzeugung in tracht, so gelangt man zu ganz colossalen Summen, um welche das Volks- kommen der Eisen producirenden Länder durch die Krise geschmälert wurde. England, Amerika, Deutschland und Oesterreich zusammen betrug dieser tgang nach den uns vorliegenden verläßlichen Schätzungen von 1873 auf 74 bereits 234 Millionen Mark; der große Rückschlag traf aber erst in den hren 1875 und 1876 ein, er muß also jetzt ein Vielfaches dieser Summe aus- chen. Dies um so sicherer, als wir nur die Roheisenproduction in's Auge aßt und alles Dasjenige außer Berechnung gelassen haben, was im Hütten- sen und Raffinirproceß noch weiter daranhängt. Gerade dabei waren die ößten Verluste zu verzeichnen; Verluste, die nicht blos den Wohlstand der ternehmer, die Dividenden der Actionäre, den Ertrag des engagirten Capitals mälern, sondern Tausende von Arbeitern brotlos machen, auf halben Lohn uciren oder ihren Erwerb auf die Deckung des nothdürftigsten Lebensunter- ltes beschränken.

Glücklicher Weise äußert sich der Einfluß der Krise nicht auf allen Ge- ten durch so harte Kümmernisse, wie im Eisenhüttenwesen. Die große und um- ngreiche Gruppe der Textilindustrie, welche unter allen Weltindustrien die ößte Arbeiterzahl beschäftigt, läßt den Einfluß der Katastrophe des Jahres 73 in viel milderem Lichte erscheinen. Nicht ein Stillstand oder eine Ein- ränkung der productiven Thätigkeit selbst war hier erfolgt, sondern eine aus- ebige, mit der geschwächten Kaufkraft der Volksmassen zusammenhängende Er- edrigung der Preise genügte, um die meisten Zweige dieses Erwerbes auf der üheren Höhe und Ausdehnung zu erhalten. Freilich wird heutzutage auch bei wenig verdient; aber Spindel und Webstuhl sind wenigstens im Gange id schaffen vielen Tausenden von Händen auch jetzt Nahrung und Unterhalt. ie scheinbare Anomalie, daß die Textilindustrie nicht eigentlich stockt, während e Krise fast allenthalben wie ein Alp auf den Erwerb drückt, erklärt sich aus m natürlichen Bedürfnisse nach Webewaaren und Stoffen, welches auch in hlechter Zeit nicht so rasch eingeschränkt werden kann, wie Eisenbahnbauten, dustrielle Anlagen, großstädtischer Aufwand oder Luxusgenüsse. Der Massen- nsum der nothwendigen Kleidung und Wäsche läßt die Nachfrage nicht so sch sinken, wie für Kohle und Eisen, denn er entspringt dem steten Bedarfe hrerer hundert Millionen Menschen. So prägt sich das traurige Bild der rise verhältnißmäßig am wenigsten in dem Reiche des „King Cotton" aus, essen Herrschaft in Europa und Amerika ziemlich unbestritten fortdauert, ja

sogar in gewissem Sinne gefestigt worden ist. Es gewinnt den Anschein, ob viele Leute, die sich unter günstigeren Vermögensverhältnissen der kostba Seiden- oder Leinenstoffe bedienten, nun zur billigeren Baumwolle als kommenem Ersatz greifen würden. So wenigstens erklären wir uns die scheinung, daß Europa und Amerika ihren Baumwollconsum nach der namhaft erweitert haben. Die sämmtlichen europäischen Spinnereien vera teten nämlich von diesem Rohstoffe im Jahre 1875—1876 um 200 lionen Pfund mehr als in den glänzenden Vorjahren 1870—1875, uni Amerika wurde während derselben Zeit die Zahl der Spindeln von $8^1/_2$ lionen auf über 9 Millionen vermehrt. Freilich wurde die rohe Baumw in diesen Jahren um ungefähr 25 Procent billiger, also dem Mittelstande den ärmeren Classen um ebensoviel leichter erreichbar, als vordem.

Aehnliches gilt von der Wollmanufactur; auch sie ist, wenn wir Weltmarkt beobachten, von der Krise nur durch den Rückgang der Preise beri Aber die Ausdehnung der Spinnereien und Webereien, der Appreturen Färbereien, der Stoff- und Tuchfabriken hat nicht gelitten. Im Gegent die Menge der Colonialwollen, die unserem Erdtheile von den reichen Hee der australischen Squatters, von den Estancieros der La Plata-Staaten und den Schafzüchtern des Caplandes zugeschickt werden, hat in den letzten Jahren ununterbrochen zugenommen. Wenn sich die Etablissements im lischen West Riding oder von Louviers und Elboeuf, oder in Preußen Sachsen oder im österreichischen Nordosten dennoch über schlechte Geschäfte klagen, so hat dies wol nur Bezug auf locale Concurrenzfragen, auf ungün Credit- und Zahlungsverhältnisse oder schleppenden Verkehr. Von einer n lichen allgemeinen Störung des Absatzes in Folge der Ereignisse des Ja 1873 darf aber auf diesem Gebiete nicht eigentlich die Rede sein.

Was endlich die Seidenindustrie betrifft, so kam ihrer im großen Ga gewiß mehr gefährdeten Lage der glückliche Umstand zu Statten, daß die Je 1874 und 1875 den Seidenzüchtern eine ungewöhnlich reiche Coconernte den beiden wichtigsten Gebieten unseres Continentes in Italien und Frankr bescheerten, und daß gleichzeitig enorme Mengen von Rohseide aus ihrer Je tausende alten Heimath im fernen Osten Asiens, aus China und Japan, Europa verschifft wurden. Dadurch wurde die Seide zu Anfang 1876 weniger als den halben Preis der Jahre 1871 bis 1873 verkäuflich und stattete den Gebrauch auch in jenen gedrückten Zeitverhältnissen, in welchen Kaufkraft der Bevölkerung schon tief gesunken war. Die düsteren Berichte englischen Seidenhändler und Seidenfabrikanten gelten mehr der Wahrnehmu daß Frankreich, und zwar Marseille für den Handel und Lyon für die A arbeitung dieses edelsten Textilstoffes, an Uebermacht gewinne, als den al meinen Einflüssen der 1873er Krise.

Was wir über den Zustand dieser großen Weltindustrien zu bemer Gelegenheit fanden, wiederholt sich in vielen verwandten Zweigen und vielen kleineren Gewerben. Die genauere Betrachtung der wirthschaftlic Zustände Oesterreichs und Deutschlands, welche den folgenden Abschnit vorbehalten ist, wird uns zu Einzelheiten dieser Art führen. Aber zum

ısse des Totaleindrucks müssen wir noch eine Erscheinung hervorheben: das aken der Güterpreise seit den Katastrophen des Jahres 1873. Es ist echtes und deutlich indicirendes Symptom der allgemeinen wirthschaftlichen cankung, daß die meisten Dinge auf dem Weltmarkte auffallend billiger den. Der Kleinverkehr und Detailhandel, der einzelne Haushalt und der viduelle Consument fühlen dieses Herabgehen der Preise nur wenig oder gar t; einmal, weil es zum Theil durch die vielen Zwischenhände verwischt wird, h die eine Waare hindurch gehen muß, ehe sie von den Docks in den Krämer- n gelangt; dann auch, weil schließlich der aliquote Theil der Preisdifferenz, her auf den Einzelverbrauch entfällt, wirklich nur eine minime, homöopathische is ist. Wenn man jedoch die Preislisten solcher Weltmärkte ansieht, wie don, Hamburg, Bremen, Marseille, New-York, so überzeugt man sich leicht der entschiedenen Tendenz der Preise, von ihrer früheren, oft schwindelnden e herabzusinken. Graphische Curventableaux, welche wir nach den Notirungen Londoner „Economist" entworfen haben, zeigen die Gipfel der Preishöhen r textilen Rohstoffe, sowie des Eisens, Zinns, Kupfers, vieler Nahrungsmittel Colonialwaaren in den Jahren 1873 und 1874, seither aber einen mehr oder iger regelmäßigen Niedergang. Für Hamburg hat der emsige und gelehrte tistiker Etienne Laspeyres aus dem Vergleiche mehrerer hundert Notirungen ı Jahre 1861 bis jetzt die interessante Thatsache nachgewiesen, daß niemals ver- nißmäßig so viele Artikel theuerer und verhältnißmäßig so wenige billiger orden sind, als im Jahre 1871. Von da beginnt die entgegengesetzte Tendenz. Anzahl der Preissenkungen wird häufiger, die der Steigerungen seltener; das ert stetig bis heute fort, und niemals sind die Preiserniedrigungen so zahl- ı gewesen, als im Jahre 1876 und speciell im dritten Quartal dieses Jahres. h der allgemeinen Bewegung der Waarenpreise zu urtheilen, sind wir — Laspeyres zuversichtlich erklärt — noch immer sehr stark in der Periode der ression, nicht nur in einzelnen Zweigen der Volkswirthschaft, sondern in der hrzahl derselben.

In ganz Europa, vielleicht mit einziger Ausnahme der Schweiz und Frank- hs, und in Amerika sind die Nachwehen der Krise noch lange nicht verwunden; sind in einigen Ländern gewiß noch im Anwachsen begriffen. Ueber das idium, in welchem sich die weitere Verbreitung der Krankheit oder die Ge- ung befindet, läßt sich nur im Einzelnen urtheilen, und die Frage nach der aussichtlichen Dauer der gegenwärtigen Weltkrise gestattet durchaus keine all- eine Antwort. Wir werden uns derselben bei der Schilderung der in Oester- h und Deutschland thatsächlich bestehenden Sachlage zuwenden, möchten aber das große Ganze noch auf einige interessante Streiflichter des socialen ens hinweisen.

Es sind eigentlich scheinbar widersprechende Dinge, welche wir da aus erer statistischen Mappe vorzulegen haben. Einerseits zeigt sich, daß die ge- ichaftlichen Verhältnisse durch die Krise offenbar ungesunder und in jeder Be- ung verschoben worden sind; andererseits, daß die allgemeine Genußsucht trotz Krise nicht abnimmt.

In einigen von diesem Unheil am meisten berührten Ländern, für welche s
Aufzeichnungen über die hier entscheidenden Zustände veröffentlicht wurden, er
sich seit dem Jahre 1873 eine mehr oder minder auffällige Abnahme der Heira
und auch der Geburten; denn es wurde in den letzten Jahren bedeutend schw
riger, einen eigenen Herd zu gründen und eine Familie zu erhalten, als in
Blüthezeit des Schwindels. Allenthalben nimmt die Liste der Selbstmorde
Zahl und Mannigfaltigkeit zu; Betrug, Diebstahl und strafbare Criden mel
sich in den meisten Staaten, ganz besonders auffällig in Amerika und in E
land — seit 1874; und die straflos ausgehenden Falliten werden nel
bei immer häufiger. Straßenbettel und Anspruch auf häusliche Armenpf
erreichen, zumal in den Großstädten, einen früher nicht vorgekommenen G
Alles Symptome des socialen Rückschrittes.

Dem entgegen kann man aber aus guten Quellen erfahren, daß der C
brauch der Genuß- und Reizmittel noch nicht eingeschränkt wird. Der Con
von Kaffee, Thee und Zucker ist auf der ganzen Erde und besonders in Eur
in stetiger, rascher Zunahme begriffen. Im Jahre 1875 wurden um 2 bis
Millionen Centner Kaffee, 5 bis 6 Millionen Centner Zucker und 40 Millio
Pfund Thee mehr in den Handel gebracht, als drei Jahre vorher. Das Trin
des Bieres wurde intensiver betrieben, das Rauchen echter Havannah
anderer inländischer Cigarren und Tabake durch die chronische Wirthscha
krankheit des Jahres 1873 nirgend gestört oder eingeschränkt. Der Optim
mag diese Erscheinungen als erfreuliche Symptome der noch immer in den Vo
massen lebenden wirthschaftlichen Kraft ansehen; aber wie reimt es sich mit
anderen Zeichen der Zeit? Von dem vollen sittlichen Ernste, der Rückkehr
Sparsamkeit und Einschränkung ist doch offenbar in diesen Zuständen wenig
finden. Wir müßten in allen von der Krise ernst betroffenen Ländern n
der Preiserniedrigung auch die Abnahme des entbehrlichen Aufwandes wa
nehmen, um schon zuversichtlich der Besserung entgegen zu blicken. Die ge
Welt müßte auf den Standpunkt der Yankees kommen, deren Energie
Schläge der 1857er Krise ganz anders abzuwehren suchte, als es heute in
Mehrzahl der europäischen Staaten geschieht. Damals erzählte ein Bericht
New-York mit ebenso viel Wahrheit als Ironie: „Der Arme trägt seinen S
doppelt so lang, wie früher; der Reiche gibt keine Bälle und Diners mehr
schafft seine Equipagen ab. Die Schlachter-Rechnung des in der fashional
fünften Avenue wohnenden Herausgebers des „New-York Expreß" ist auf 7 Do
im Monat herabgesunken. Die Barbiere klagen, daß ihre Kunden sich se
rasieren, die städtischen Eisenbahnen, daß mehr zu Fuß gegangen wird, Schne
und Schuster, daß sie viel zu flicken, wenig neues Zeug zu machen hal
Und die auf diese Weise seit fünf Monaten gemachten Ersparnisse werden ge
über der gleichen Zeit vor der Krise auf die enorme Summe von 200 M
lionen veranschlagt." — Soweit sind wir trotz Jammern und Klagen über
Wunden der 1873er Krise noch lange nicht.

(Schluß im nächsten Heft.)

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb.

X.

Es ist Zeit, sich nach den Begebenheiten auf dem westlichen Kriegstheater, ie die Capitulation von Vicksburg herbeiführten, zurückzuwenden. Die Besatzung : General Pemberton war 25,000 Mann stark. 5000 Mann standen bei id-Gulf; Johnston, der in Alabama und Mississippi eine neue Armee ge- t, näherte sich, um Vicksburg zu entsetzen, oder, falls es nicht zu halten, arnison an sich zu ziehen. Jefferson Davis war selbst hingereist, um die tzung zur tapfersten Haltung anzuspornen, und hatte ihnen zugerufen: „So lange dies Bollwerk unserer Freiheit, das ich Euren Händen anver- , besteht, so lange wird die Conföderation erhalten bleiben, mit ihm wird sie zusammenstürzen."

Grant*) hatte schon im Februar 1863 das Commando der Mississippi-Armee ten. Er nahm zuerst den früheren Plan, die Befestigungen durch den Bau Canals zu umgehen, wieder auf. Der Mississippi wendet sich oberhalb Vicks- in scharfer Biegung nordöstlich, und geht, nachdem er dieser Richtung e Meilen gefolgt, wieder südlich. Auf dem linken Ufer liegen die Anhöhen Befestigungen; die schmale Landzunge, welche von der Schleife des Flusses hlungen wird, sollte durchstochen werden. Große Schwierigkeiten waren zu vinden, und als der Canal fast vollendet war, durchbrach der durch Regen- gestiegene Strom den Damm, und Grant's bei Millikens Bend gelagerte ee mußte schnell das überschwemmte Lager verlassen; ebenso wenig Erfolg n die Versuche, vom Yazoo-River aus mit Hilfe der Kanonenboote Vicksburg Norden her anzugreifen, oder durch eine Verbindung des oberen Mississippi des Red-River, mit Umgehung der Festung in die Stromstrecke zwischen

*) Badeau, military history of general Grant.

Port-Hudson und Vicksburg zu gelangen. Der Lake Providence, ein S des alten Flußbettes, durch Bayous mit dem Mississippi und mit e Nebenfluß des Red-River verbunden, sollte schiffbar gemacht, und Por Flotille auf diesem Wege in den Red-River, dann in den Mississippi ge werden. Aber trotzdem die Bayous erweitert und vertieft, auch neue C angelegt wurden, war es unmöglich in den schlammigen, mit halb versun Baumstämmen gefüllten Flüssen und Canälen fortzukommen, und die U nehmung wurde aufgegeben. Aehnliche Schwierigkeiten hatten sich am Y River gezeigt, an dem von Vicksburg aus befestigte Batterien angelegt w

Es wurde nun beschlossen, bei den Batterien von Port Hudson und V burg auf jede Gefahr hin vorbeizufahren, wie es Farragut bei den F Philipp und Jackson vor New-Orleans geglückt war. Schon im Februar es den Kriegsdampfern Queen of the West und Indianola von Porter's Fl gelungen, die Batterie von Vicksburg zu passiren, aber die „Queen of the W wurde von dem südstaatlich gesinnten Steuermann im Bereiche der Ges von Grand Gulf festgefahren; die Bemannung flüchtete auf das wes Ufer und die Conföderirten nahmen das Schiff, und, als es flott gewo mit dessen Hilfe die „Indianola". Nun sollte gleichzeitig mit einer Land dition Bank's in Louisiana, und Grant's am oberen Mississippi eine Forci der Stromsperre bei Port-Hudson und bei Vicksburg versucht werden. Am März gelang es Farragut mit zwei großen Schiffen, dem Flaggenschiff „H ford" und dem „Albatroß", deren Seitenwände durch Ballen von Heu Baumwolle, namentlich am Maschinen-Raum geschützt waren, die Batterie Port-Hudson zu passiren, alle anderen Schiffe mußten umkehren, doch kam ragut noch zu rechter Zeit unterhalb Vicksburg an, um das Kanonenboot „Sw land" der Porter'schen Flotille, dem die Maschine bei dem Vorüberfahre den Batterien zertrümmert war, aufzunehmen. Das Kanonenboot „Lanca war in den Grund gebohrt, alle andern Schiffe Porter's hatten wieder st aufwärts steuern müssen. Erst in der Nacht vom 14. auf den 15. gelan Porter, mit 8 Kanonenbooten und mehreren Transport-Schiffen ohne wesentl Verlust bei Vicksburg vorbeizufahren. Der Angriff von Grand Gulf mißgli aber dessen Feuer verhinderte Porter nicht, mehrere Male bei ihm vorbeizufa so daß die unirte Flotte jetzt die Stromstrecke zwischen Port-Hudson und V burg beherrschte, und beide Punkte zu Lande und vom Flusse aus angeg werden konnten. Grant ging am 30. April auf das linke Ufer des Missi über, was ihm durch zahlreiche Transportschiffe, die allmählich Vicksburg p hatten, möglich gemacht war.

Oberst Grierson hatte in der zweiten Hälfte des April mit 3 Caval Regimentern einen Zug durch den ganzen Staat Mississippi von La Grang Baton rouge — 90 deutsche Meilen in 14 Tagen — gemacht, viele Eisenba zerstört, und war ungefährdet bei Bank's Corps angekommen. Dieser, durc seltene Leistung der Pferde ausgezeichnete Zug, gab Grant und Sherma Ueberzeugung, daß die Menschenkräfte der Conföderation erschöpft seien, aber ein in das Innere derselben dringendes Heer reichliche Lebensmittel fi würde.

Inzwischen näherte sich Johnston, der zum Oberbefehlshaber im Mississippi-
partement ernannt war, mit seinem wenig zahlreichen Heere, um Vicksburg
entsetzen. General Bowen, der bei Grand Gulf stand, eilte, sobald er Nach-
t von Grant's Uebergang auf das linke Ufer des Stromes erhielt, nach Port
ßon, wurde aber, da Pemberton ihn nicht unterstützte, fast ganz vernichtet.
nberton hatte nur 8000 Mann in Vicksburg zurückgelassen, und rückte auf
kson, der Hauptstadt des Staates Mississippi, um mit Johnston zusammen-
reffen. Aber trotz Johnston's Aufforderung, Vicksburg aufzugeben, um wenig-
s die Garnison zu erhalten, und schnell Jackson zu erreichen, zögerte Pem-
ton und machte es Grant möglich, sich zwischen ihn und Johnston zu schieben,
14. Mai Gregg bei Raymond zu schlagen und Jackson einzunehmen, sich
n gegen Pemberton zu wenden, und ihn mit großen Verlusten zurückzuwerfen.
nberton zog sich mit seinen entmuthigten Truppen nach Vicksburg zurück, das
von Grant und Porter eingeschlossen wurde.

Die Befestigung von Vicksburg bestand nach der Landseite aus mehreren
hlossenen, nicht mit Mauerwerk bekleideten Werken im bastionirten Tracé,
der thonhaltige Boden gestattete sehr steile Böschungen. Auf den Höhen
en, wie auf dem Kamm der Abhänge, nach dem Flusse zu, Batterien
elegt, mit den Werken verbunden und mit schweren Geschützen armirt.
hrere Reihen von Verhauen und Schützengräben umgaben das Ganze. Am
Mai versuchte Grant die Festung zu stürmen, mußte es aber nach großen
lusten aufgeben und sich zu einer regelmäßigen Belagerung entschließen. Ob-
die Widerstandsmittel noch keineswegs erschöpft waren, capitulirte Pemberton
am 4. Juli, wol in Folge der Muthlosigkeit der Garnison, die gänzlich
rt und von der Heimath abgeschnitten, auch bei dem Mangel an Deckungen
Wohnungsräumen, viel gelitten hatte. Die Besatzung, noch 32,000 Mann
, wurde kriegsgefangen, Waffen, Geschütze und Munition fanden sich noch in
er Zahl, aber wenig Lebensmittel. Pemberton wurde mit Unrecht angeklagt,
h Grant bestochen zu sein und Vicksburg verkauft zu haben; aber man kann
vorwerfen, nicht rechtzeitig für die Verproviantirung der Festung gesorgt zu
n, ebenso stand er Mitte Mai unentschlossen zwischen Johnston's Armee und
sburg, und machte es Grant möglich, ihn und Gregg einzeln zu schlagen.
einem Streit mit einem texanischen Officier, der ihn des Verraths beschuldigte,
er bald darauf erschossen worden sein.

Port Hudson, das Banks und Farragut angegriffen, fiel am 9. Juli, am
ging Sherman, der unter Grant ein Corps commandirte, gegen Jackson
das Johnston wieder besetzt hatte, sobald Grant sich nach Vicksburg ge-
det. Nach mehrtägigem Bombardement, räumte Johnston die fast zerstörte
dt, und zog sich, als er die Nachricht der Capitulation von Port Hudson
lten, durch Alabama nach Nord-Georgien zurück. Nach den gewaltigen An-
gungen der letzten Monate und bei dem Beginn der heißen Jahreszeit trat
Mississippi nun eine längere Ruhe ein.

Auf dem centralen Kriegstheater hatten sich die Heere im Frühjahr 1863
ich unthätig gegenüber gestanden. Rosenkranz antwortete auf die Forderung
ck's gegen Chattanooga vorzugehen: er müsse den Fall von Vicksburg ab-

warten. Endlich erhielt er den directen Befehl und rückte nun Ende Juni ge
Bragg vor, umging ihn, drängte ihn so nach Chattanooga, und nach dem R
zuge der Conföderirten aus Kentucky bis Dalton in Georgien. Aber seine V
einigung mit Burnside, der von Kentucky vorrückte, mißlang, Bragg war d
Longstreet von der virginischen Armee verstärkt worden und ergriff die Offen
Am Chikamauga, dem „Fluß des Todes" wurde Rosenkranz am 19. und 20. S
tember entscheidend geschlagen; ohne die heldenmüthige Aufopferung des Co
unter Thomas wäre die Armee vernichtet worden, so gelang es Rosenkranz
einem Verlust von 12,000 Mann, Chattanooga zu erreichen. Der Oberbefehl i
die Tennessee-Armee wurde Grant übergeben, und diese durch die Corps
Sherman und Hooker verstärkt, letzteres — 23,000 Mann — wurde per Eisenb
in sieben Tagen von Virginien aus nach Chattanooga befördert. Am Mi
nary-Ridge, südlich von Chattanooga griff Grant Bragg am 8. November
und schlug ihn vollständig, nur Trümmer des conföderirten Heeres erreic
Atlanta. Longstreet, der in Kentucky eingerückt war, räumte es bei Sherm
Annäherung.

An der Seeküste waren die Beschießungen der Befestigungen von Savar
und Charleston die wichtigsten Ereignisse gewesen. Im März war das
Mc. Allister bei Savannah bombardirt, aber das Feuer der schwersten Gesc
beschädigte kaum die Erdwerke. Ein in Savannah gebautes Panzerschiff,
die Flotte der Uniirten zerstören sollte, wurde von dem kleinen, mit nur
sehr schweren Geschützen armirten Monitor „Wheehawken" nach fünf Schü
von denen drei die schweren Eisenplatten und die dahinter liegenden Holzw
durchschlugen, so daß das Wasser in Strömen eindrang, zur Capitulatior
zwungen, die Erfahrung bestätigend, daß in Seegefechten nicht die Zahl, sor
die Schwere der Geschütze entscheide.

Am 7. April hatte Dupont mit einer Panzerflotte Fort Sumter im H
von Charleston bombardirt, das kreuzende Feuer der Forts, denen er u
sichtig genaht, zwang ihn nach dem Verlust eines Monitor und der Besc
gung vieler Schiffe umzukehren. Bessern Erfolg hatte Anfang Juli eine
dition unter Admiral Dahlgreen und 10,000 Mann Landungstruppen
Gillmore; die Batterien auf Morris Island wurden zerstört und die I
besetzt, wodurch die Sperrung des Hafens gesichert war. Die Forts W
und Gregg wurden, nachdem ein Sturm auf das erstere abgeschlagen war,
mäßig angegriffen, am 17. August war die dritte Parallele vollendet, und
Feuer der Batterien, mit dem der Flotte combinirt, auf diese und Fort S
gerichtet. Die Forts Wagner und Gregg wurden am 6. September hei
geräumt, ein Sturm auf das Fort Sumter, obgleich dessen Süd- und O
fast in Trümmern lagen, abgeschlagen. Bei den gewaltigen Geschützkä
bedienten sich die Conföderirten der in Tredegar gegossenen Withworth-Ge
und der Columbiaden, die Uniirten hatten Rodman-Geschütze mit glatter
und gezogene Parrot-Geschütze. Die Geschosse der schwersten Geschütze
ein Gewicht von 400 Pfund; Gillmore hat nach Beauregard's Anklage
seinen Batterien auf Morris Island aus, Bomben auf eine Entfernun
10 Kilom. nach Charleston geworfen. Obwol der militärische Zweck de

agerung durch die Sperrung des Hafens erreicht war, galt es im Norden für ine Ehrensache, Charleston und Fort Sumter, an die sich der Beginn des Se- essionskrieges knüpfte, zu erobern.

XI.

Die Unthätigkeit Meade's nach dem Siege bei Gettysburg, die Mißverhält- nisse Halleck's zu Rosenkranz wie früher zu Hooker hatten in der Armee, wie im Volke, schon längst den Wunsch rege gemacht, den Oberbefehl der gesammten Armee, die Halleck vom Cabinet aus führte, in eine andere, feste Hand zu legen. Eine Reihe glänzender Siege von Fort Donelson und Vicksburg bis Chattanooga hatten Grant's Namen populär gemacht, an ihn schien der Sieg geknüpft. Seine Einfachheit und Bescheidenheit, seine unerschütterliche Ruhe und Zähigkeit em- pfahlen Grant's Wahl, und so wurde er Anfangs März 1864 nach Washington berufen. Trobriand sagt von ihm: „Alle seine Bilder, Photographien und Zeich- nungen sehen ihm ähnlich; er ist von mittlerer Größe, eher klein als groß. Er ist einfach in seinem Benehmen, seine Haltung reservirt, wie seine Manieren. Seine Schweigsamkeit ist sprüchwörtlich: Niemand hat die Maxime, daß Reden Silber, Schweigen aber Gold ist, sich mehr zu eigen gemacht, als er. Wie bei allen populären Helden hat man auch bei ihm sich bemüht, etwas Außerordent- liches in seiner Physiognomie zu finden. Aber was man in Wirklichkeit darin liest, ist nur der Ausdruck ruhiger Festigkeit, das Bewußtsein der Stärke in der Ruhe. Seine Züge sind regelmäßig, seine Stirn breit entwickelt; der Blick der klaren und intelligenten Augen zeigt in der Regel nur kalte Verständigkeit." Grant schrieb, als er seine Ernennung vorhersehen konnte, an Sherman, um ihm und Mc. Pherson, der vor Vicksburg ein Corps mit Auszeichnung geführt hatte, für ihre Mitwirkung zu danken, die es ihm allein möglich gemacht, große Er- folge zu erringen. Die folgenden Briefe zeigen seine wie Sherman's Persönlich- keiten, ihre Verhältnisse zum Cabinet in Washington, und werfen selbst ein Licht auf die späteren Jahre der Regierung Grant's als Präsident, in denen der red- liche und energische, aber weder reichbegabte noch hochgebildete Mann, oft dem gefährlichen Einfluß von Intriguanten und Speculanten zugänglich war.

Grant schrieb:

„Nashville, Tennessee, 4./3. 1864.

„Theurer Sherman!

„Die Bill, die den Rang eines General-Lieutenants in der Armee wiederherstellt, ist Gesetz geworden, und mein Name ist im Senat für diese Stelle genannt. Ich bekomme so eben Befehl, mich in Person nach Washington zu begeben, was einer Bestätigung gleich ist oder scheint. Ich reise heute ab, um den Befehl auszuführen, aber ich werde bei meiner Ankunft deutlich erklären, daß ich keinen Posten annehme, der mich zwingt, Washington zu meinem Hauptquartier zu machen. Doch ist es nicht das, was ich schreiben wollte. Wenn ich im Kriege bedeutende Er- folge gehabt, und zuletzt das Vertrauen des Volkes gewonnen habe, so fühlt Niemand mehr wie ich, daß ich die Erfolge der Energie, Geschicklichkeit und dem harmonischen Zusammenwirken Ihrer zu danken habe, die ich das Glück hatte zu commandiren. Viele Officiere sind da, auf welche sich diese Bemerkung in höherem oder geringerem Grade bezieht, je nach ihrer Befähigung; aber es ist mir ein Bedürfniß, Ihnen und Mac Pherson meinen besonderen Dank zu sagen, als den Männern, denen ich mehr als allen Anderen für meine Erfolge verpflichtet bin. Wie sehr Ihr Rath und Ihre Eingebungen mich unterstützt haben, wissen Sie; wie sehr Ihre Ausführung

Sie zu der Belohnung berechtigt, die ich empfangen, können Sie nicht so gut wissen wie ich. Ich fühle alle Dankbarkeit, die dieser Brief in der schmeichelhaftesten Form, die ich ihm geben vermag, aussprechen kann. Ich sage Ihr (you) im Pluralis, denn es gilt auch Mc Pherson, ich sollte ihm schreiben und will es noch thun; aber heute früh abreisend, finde ich keine Zeit.

Ihr Freund Ulysses Grant, Major General."

Sherman erwidert:

„In der Nähe von Memphis, 10. März 1864.

„Theurer General!

„Ich habe Ihren mehr als gütigen und charakteristischen Brief vom 4. erhalten. Ich will gleich dem General Mac Pherson eine Abschrift senden. Sie thun sich selbst Unrecht, und e zeigen uns zu viel Ehre, wenn Sie uns so großen Antheil an den Verdiensten zuweisen, d Ihre hohe Beförderung veranlaßt haben. Ich weiß, Sie genehmigen die Freundschaft, die i immer für Sie bewahrt habe, und erlauben mir, sie wie bisher bei jeder geeigneten Gelegenh zu zeigen. Sie sind nun Washington's legitimer Nachfolger, und nehmen eine Stelle von fo gefährlicher Höhe ein, aber wenn Sie fortfahren können, wie bisher, Sie selbst zu sein, einfach, ehrenhaft, anspruchslos — so werden Sie lebenslänglich sich der Achtung und Lie Ihrer Freunde erfreuen, und der Dankbarkeit von Millionen menschlicher Wesen, die von Ihr Hand großentheils die Sicherung einer Regierung des Gesetzes und der Stabilität für sich u ihre Nachkommen erwarten. Ich wiederhole, Sie erzeigen Mac Pherson und mir zu viel Eh Bei Belmont verriethen Sie Ihre Natur, keiner von uns war in der Nähe; bei Fort Donels zeigte sich Ihr ganzer Charakter, ich war nicht da, Mac Pherson in zu untergeordneter St lung, um Einfluß auf Sie zu üben. Bis zu Ihrem Siege bei Donelson war ich, ich gestehe erschreckt durch die furchtbare Zahl anarchischer Elemente, die sich überall zeigten, aber da bre der Strahl des Lichtes durch, dem ich seitdem gefolgt bin.

Ich halte Sie für so brav, patriotisch und gerecht, als das große Vorbild — Washingt —, so selbstlos, gutherzig und ehrenhaft, als ein Mann es sein soll; aber Ihr charakteristisch Zug ist der einfache Glaube an den Erfolg, den Sie immer gezeigt haben, den ich mit nich als dem Glauben des Christen an seinen Erlöser vergleichen kann. Dieser Glaube gab Ihn die Siege von Shiloh und Vicksburg. Daher, wenn Sie nach bestem Wissen Ihre Vorbe tungen getroffen, gehen Sie, wie bei Chattanooga, ohne Zögern in die Schlacht, ohne Zwei ohne Rückhalt, und ich sage Ihnen, das war es, was uns Vertrauen gab. Ich wußte, d wo immer ich war, Sie an mich dachten, und daß Sie kommen würden, wenn ich in Gefa war, falls Sie noch lebten. Meine einzigen Zweifel betrafen Ihre Kenntniß der Strategie, Wissenschaft und Geschichte — aber ich gestehe, Ihr gesunder Menschenverstand scheint all' d Wissen ersetzt zu haben.

Nun zu dem, was vor uns liegt. Bleiben Sie nicht in Washington; Halleck ist be als Sie geeignet, an den Kämpfen der Intrigue und Politik Theil zu nehmen. Kommen nach Westen, nehmen Sie selbst das ganze Thal des Mississippi. Lassen Sie es uns ganz sic und ruhig machen, und ich sage Ihnen, die Hügel am Atlantischen Meere und die Küsten Stillen Meeres werden Ihrer Bestimmung so sicher folgen, wie die Zweige eines Baumes dem Stamme leben und welken. Wir haben viel gethan, aber viel bleibt uns noch zu th Die Zeit und der Einfluß der Zeit sind mit uns, fast könnten wir stille sitzen, und die E flüsse wirken lassen. Selbst in den Staaten der Secession wird Ihr Wort jetzt weiter reic als eine Proclamation des Präsidenten oder eine Congreß-Akte. Um Gottes und unseres Va landes willen bleiben Sie nicht in Washington. Ich sagte Halleck, als er von Corinth w ging, das unvermeidliche Resultat vorher, und ich bitte Sie nun, nach Westen zu komm Hier ist der Sitz des werdenden Reiches, und von Westen aus, wenn unsere Aufgabe erfüllt wollen wir schnell mit Charleston und Richmond und der verarmten Küste des Atlantisc Meeres fertig werden.

Ihr aufrichtiger Freund W. S. Sherman."

Durch diese Briefe weht ein Hauch antiker Einfachheit und Größe. D Hindeutung auf den Westen erinnert an Jefferson's Prophezeiung, daß der Sti

Ocean bestimmt sei, ein amerikanischer See zu werden. Die steigende Bevöl-
erung des Westens, die Dampfschifflinien von seinen herrlichen Häfen aus, die
Pacifique-Bahnen sind Schritte, welche die Erreichung dieses Ziels, das in un-
übsehbarer Ferne zu liegen schien, näher gerückt haben.

XII.

In Uebereinstimmung mit Lincoln, Halleck und Stanton wurde der Plan
ür den Feldzug 1864 von Grant und Sherman entworfen. Die Potomac-
Armee unter Meade, bei der sich Grant aufhalten und die er führen wollte,
ollte über den Rapidan und Rappahannok gegen Lee's Armee vordringen, sie
ernichten oder zurückdrängen und Richmond nehmen. Sigel sollte im Shenan-
oah-Thal, Butler auf dem James-River vorgehen, und sich, wo möglich, Rich-
ond's und Petersburg's noch vor dem Eintreffen der Hauptarmee bemächtigen,
ährend Banks von Louisiana aus, unter Mitwirkung eines Theils der Flotte,
Nobile angreifen und sich dann gegen Norden wenden sollte. Sherman war
ie Aufgabe zugewiesen, von Chattanooga aus in Georgien einzudringen und
ohnston zurückzuwerfen, Atlanta war das Ziel seiner Operation. Aber seine
läne gingen schon damals weiter, er wollte in das Herz der Südstaaten
ringen, die Eisenbahnen und alle Verbindungen zerstören, um so die Heere der
onföderirten zu isoliren und ihnen die Subsistenzmittel zu entziehen; schon seit
ahren beschäftigte ihn dieser Gedanke und alle geographischen Verhältnisse des
riegstheaters hatte er genau studirt. Grierson's Zug durch Mississippi und
ie von ihm nach der Capitulation von Vicksburg geführte, freilich resultatlos
ebliebene Expedition nach Alabama hatten ihm gezeigt, daß eine Invasions-
rmee in den reichen Ländern überall zu leben finde, und daß von den feind-
chen Guerilla's wenig zu fürchten sei. In den Südstaaten waren die Neger
it dem Beginn des Krieges zum Bau von Feldfrüchten, die bisher aus dem
orden bezogen waren, verwendet worden, ebenso war Schlachtvieh in großer
ahl aufgezogen — das allein hatte es dem Süden möglich gemacht, seine
roßen Heere, namentlich in Virginien, zu ernähren; und eben darauf baute
herman seine Hoffnung, eine Invasions-Armee durch Requisition erhalten zu
nnen. Schon Mitte April hatte er an Grant geschrieben:

„Sollte Johnston bis hinter den Chattahoochee zurückgehen, so würde ich seinen linken
lügel bedrohen, aber den rechten angreifen, und je nach Umständen gegen Atlanta und dessen
tlichen Communicationen vorgehen. So weit blicke ich jetzt, aber immer werde ich im Auge
halten, Johnston zu beschäftigen, so daß er keinen Falls einen Theil seiner Truppen gegen
ich oder Banks senden kann. Wenn Banks zur selben Zeit Mobile nehmen und den Alabama
nen kann, wird er den schwierigsten Theil meiner Aufgabe lösen — die Sorge um Lebens-
ittel. Aber darauf muß ich es ankommen lassen. Georgien hat eine Million Einwohner,
nnen sie leben, so werden wir nicht verhungern. Wenn der Feind meine Verbindungen unter-
icht, so bin ich jeder Verpflichtung enthoben, durch meine eigenen Hülfsmittel zu leben, und
fühle mich vollständig berechtigt, wenn ich nehme, was und wo ich es finde. Ich will, wenn
kann, meine Truppen mit meinem Gefühl beseelen, und ich meine, daß Rindfleisch und Salz
les sind, was man zur Nothdurft des Lebens bedarf."

Im Congreß wurde damals der Gesammtetat der Truppen auf 700,000
ann angegeben, von denen ein Theil die Freiwilligen von 1861, deren Dienst-

zeit vollendet, ersetzte. Die Conföderation hatte 224,000 Mann altgedient Soldaten, und hob im Frühjahr 1864 120,000 neue aus.

Folgendes war die Stärke und Stellung der Heere bis zum Beginn de Operationen. Nördlich des Rapidan bei Culpepper stand die Potomac-Arme unter Meade, 120,000 Mann stark; ihr gegenüber Lee südlich des Flusses; i östlichen Kentucky Longstreet, beide zusammen 90,000 Mann. Sigel stand mi 16,000 Mann bei Winchester im Shenandoah-Thal; Early mit 10,000 Man ihm gegenüber bei Staunton. Butler stand auf der Halbinsel, zwischen der James- und York-River mit 25,000 Mann, in Richmond und Petersburg ware mit Ausnahme der Stadtmilizen nur wenige Truppen. Bei Chattanooga ver einigte Sherman die Ohio-, Tennessee- und Cumberland-Armee — 98,797 Man und 254 Geschütze, ohne die beiden etwas später eintreffenden Cavallerie-Div sionen Stoneman und Garrard. Johnston bildete bei Dalton und Atlanta ei Heer, das beim Beginn des neuen Feldzuges etwa 60—70,000 Mann betru In Missouri und West-Kentucky hatte Rosenkranz 15,000 Mann, Canby i östlichen Louisiana 10,000, Steele in Arkansas 20,000, denen nur Guerilla und einzelne Regimenter unter Forrest in Alabama gegenüber standen. Westli des Mississippi in Texas und Louisiana commandirte der conföderirte Gener Kirby-Smith, der sein Corps im Laufe des Sommers auf 30,000 Man brachte. Im April 1864 hatte Banks vom Mississippi aus eine Expeditio gegen den Red-River unternommen. Er wurde von Kirby-Smith bei Pleasan Hill geschlagen, und nur die Kunst des Ingenieur-Obersten Bailey rettete sei Flotille vor Vernichtung. Das Wasser des Red-River war gesunken, die Schi konnten die Stromschnelle bei Alexandria nicht passiren. Mit Ueberwindu ungeheurer Schwierigkeiten baute Bailey einen Damm unterhalb der Stro schnelle, um den Wasserstand zu erhöhen, und ließ nur einen schmalen Can frei, den die Schiffe glücklich passirten. Zum Schutze von Washington stand in Columbia 25,000 Mann, zur Besetzung von Cairo, Memphis, Vicksbur Port-Hudson und anderer wichtiger Punkte waren 50,000 Mann verwende die Garnisonen der Städte des Golf-Departements unter Beauregard, Charlesto Wilmington, Savannah ꝛc. beliefen sich auf 25,000 Mann. Da der Obe befehlshaber aller Unions-Armeen Anfang Mai zur Potomac-Armee ging, u während des ganzen Feldzuges an ihrer Spitze blieb, war er unabhängig v Lincoln's Cabinet, von dem Congreß, und allen Einflüssen, die sich in Washingt geltend machen konnten. Ebenso ergab sich daraus, wie aus Grant's Persö lichkeit, eine weit größere Freiheit und Selbständigkeit der einzelnen Feldherr auf den verschiedenen Gebieten des weiten Kriegstheaters, die in keiner direct Verbindung mit dem täglich wechselnden großen Hauptquartier in den Wälde und Sümpfen Virginien's bleiben konnte, während Halleck bisher von Washingt aus in dauernder, meist telegraphischer Verbindung mit den operirenden Arme geblieben war, sie von dort aus zu lenken, mindestens zu beeinflussen suchte, u thatsächlich den Feldherrn beschränkte und lähmte.

Am 3. Mai 1864 begann die Potomac-Armee den Rapidan zu überschr ten, und hatte am 5. früh den Uebergang vollendet. Zu gleicher Zeit bega nen die Operationen Sherman's in Georgien, Butler's auf dem James-River, u

igel's im Shenandoah-Thal; letzterer sollte nach Lynchburg marschiren und die temphis-Virginia-Bahn zerstören.

Auf dem Marsche der Potomac-Armee nach Spotsylvania wurde der rechte lügel unter Segdwick von Lee bei Wilderneß angegriffen und zurückgeworfen; rant hatte Lee's linken Flügel umgehen wollen, und hatte, unerwartet ange- iffen, sich mit seinem linken Flügel an den Rapidan gelehnt, so hatte er Front gen Osten, Lee gegen Westen. Am 6. Mai ging Grant zum Angriff über — ide Heere erlitten große Verluste, aber in dem waldigen, wenig übersichtlichen errain (der Wilderneß) kam es zu keiner Entscheidung, und Lee ging am 7. id in der folgenden Nacht unbemerkt nach Spotsylvania. Grant folgte ihm id griff ihn am 10. wie am 12. an, ohne daß es ihm gelang, die starke Stel- ung zu überwältigen, obwol er in dem offenen Terrain seine zahlreiche und ssere Artillerie zu größerer Geltung brachte. Der Gesammtverlust der Uniirten den bisherigen Kämpfen des Mai betrug 25,000 Mann, der der Conföde- rten 18,000 Mann. In einem unbedeutenden Recognoscirungsgefechte am 9. tten die Uniirten den bewährten General Segdwick, die Conföderirten den treff- chen Reiterführer Stuart verloren. Grant zog im Laufe des Mai aus verschie- nen kleinen Garnisonen etwa 20,000 Mann an sich, so daß sein Verlust fast sgeglichen war. Solcher Ergänzungen des Heeres im Laufe des Feldzuges war e Conföderation unfähig, und darauf hatte Grant's Plan beruht, den Gegner mer wieder anzugreifen, „continually hammering", wie er an Lincoln schrieb, konnte die Verluste seines Heeres ersetzen, während auch der geringere Verlust ee's Heer dauernd schwächte.

Grant beschloß nun, den rechten Flügel des Feindes in weitem Bogen zu mgehen, und längs der Frederiksburger Bahn auf Richmond zu dringen. rederiksburg war durch ein Cavallerie-Corps besetzt, so konnte er statt der irginia-Bahn, die nach Aquia Creek, als Verpflegungslinie benutzen. In der acht vom 20. zum 21. führte er seine Bewegung aus, und erreichte am 23. n Nord-Anna. Lee, der Grant's Umgehung bemerkt und von Richmond ab- schnitten zu werden fürchtete, war in Eilmärschen südlich gegangen, und stand einer schon früher vorbereiteten Stellung zwischen dem Nord- und Süd-Anna. ach einem Gefecht mit Hill's Corps überschritt Grant den Nord-Anna, fand ber die Stellung der Conföderirten so stark, daß er sie nicht anzugreifen wagte; der Nacht zum 27. ging er über den Nord-Anna zurück, und längs des amunkey bis Hanovertown, wo er ihn überschritt, um sich auf Richmond zu enden. Aber er fand Lee, dem des Gegners Abmarsch nicht entgangen war, nd der den Vortheil der inneren Linie hatte, schon am obern Chikahominy ehen. Grant verlegte nun seine Operations- und Verpflegungslinie an den ork-River. Dieser blitzschnelle Wechsel der Basis, der Operations- und Ver- flegungslinie so großer Heere, die fast ganz aus Magazinen verpflegt werden ußten, wurde durch die Eisenbahn und Telegraphen und hier besonders durch ie tiefen, weit in's Land hineinreichenden, schiffbaren Ströme erleichtert. Die lniirten hatten die unbestrittene Herrschaft auf der See wie auf den Strömen nd die Transporte von Aquia Creek erreichten auf dem Seewege Grant's Armee

am York-River so schnell, als sie auf dem Landwege Hanovertown am Pamun erreicht hatten.

Nach mehreren vorangegangenen Gefechten griff Grant am 3. Juni Le Armee bei Cold Harbor am Chikahominy, 15 Kilometer von Richmond, an, Stellung der Conföderirten war günstig und nach einem Verluste von 1(Mann gab er den Angriff auf und beschloß einen nochmaligen Wechsel i Operations- und Verpflegungslinie, die er nach dem James-River verlegte, n Lee ungestört geschehen ließ.

Am 14. stand die ganze Potomac-Armee am südlichen Ufer des Jam River. Ein Versuch, das noch schwach besetzte Petersburg zu nehmen, mißglüc weil Gillmore mit der Infanterie nicht rechtzeitig eintraf; am folgenden T wurde es von 30,000 Mann, unter Beauregard, stark besetzt und die Umgebu der Stadt befestigt. Grant vereinigte nun die gesammte Armee vor Petersbu

Schon am 5. Mai war Butler, der sich bis Monroe auf 97 Transpo schiffen eingeschifft, von Monitor's und Kanonenbooten gedeckt, den James-Ri aufwärts gefahren. Er landete bei City-Point an der Mündung des Appon tox, und besetzte die Halbinsel Bermuda-hundred, etwa 40 Kilometer südlich v Richmond, das er nicht anzugreifen wagte, da Beauregard in der Stadt u Umgebung mit überlegener Stärke stand. Das Cavallerie-Corps unter Ka machte mehrere glückliche Streifzüge, und zerstörte die von Petersburg nach N folk und Welden führenden Eisenbahnen. Dagegen mißglückte der Versuch, F Darling am James-River zu passiren, ein Kanonenboot wurde durch ei Torpedo gesprengt, andere wurden beschädigt und die Flotille mußte umkehr Am 12. hatte Butler den Feind bis in die Verschanzungen von Drurys Bl bei Fort Darling getrieben, war aber dann mit großem Verluste nach Bermu hundred zurückgeworfen worden.

Sigel war Anfang Mai im Shenandoah-Thal bis Woodstock vorgerü wurde aber bei New-market geschlagen und bis Straßburg zurückgeworfen; d Commando seines Corps ging auf Hunter über. So war Mitte Juni Situation in Virginien, nach so viel blutigen Kämpfen und kühnen Operation weniger günstig, als sie im Sommer 1862 gewesen, während Mac-Clellan Chikahominy und am James-River stand.

Grant griff am 16. und 17. Juni die Linien von Petersburg erfolglos suchte dann, um die feindliche Armee bei Richmond und Petersburg zu isolir die Bahn von Weldon und Danville in Besitz zu nehmen, wurde aber n einem Verluste von 3000 Mann zurückgeschlagen. Dem Cavallerie-Corps un Wilson gelang es, die Bahn an einigen entfernten Punkten zu zerstören, er kon sie aber nicht dauernd behaupten und gelangte nur unter großen Gefahren, n dem Verlust fast aller Geschütze nach City Point. Auch Sigel's Nachfol Hunter war, nachdem er bis Lexington gedrungen, von Early, dem Lee V stärkungen geschickt, geschlagen und nach West-Virginien gedrängt. Das ga Shenandoah-Thal ging verloren, und Anfang Juli drang Early sogar in Ma land ein, schlug ein Corps zusammengeraffter Milizen und kehrte mit reic Beute nach Virginien zurück. Auf Befehl Lincoln's, der Washington bedr glaubte, schickte Grant im August Sheridan, der sich als kühner und gewand

allerieführer ausgezeichnet, mit einem Corps an den oberen Potomac. Sheridan alle Truppen aus West-Virginien und Maryland an sich, und stand mit 000 Mann Ende August bei Winchester, Early war schon vorher nach Mar- burg zurückgegangen. Mitte September ergriff Sheridan die Offensive und ug Early am 17. und 22. September; die Conföderirten zogen sich bis unton zurück, und hatten soviel Kräfte gesammelt, daß Early am 19. October der wagen konnte, bei Cedar-Creek anzugreifen. Sheridan, der von Washington , traf in dem Augenblicke ein, wo Early den Sieg erfochten zu haben schien. ch sein persönliches Eingreifen und durch das Vertrauen, das seine Gegen- t den Truppen wiedergab, wurde die drohende Niederlage in einen glänzen- Sieg verwandelt. In drei blutigen Gefechten und durch zahlreiche Deser- en hatten die Conföderirten 15,000 Mann verloren und waren kaum noch htsfähig. Da das Shenandoah-Thal nicht länger gehalten werden konnte, Lee den Rest der Corps nach Richmond. Wie schon Hunter gethan, so ver- tete auch Sheridan die fruchtbare, schöne Gegend, deren Bevölkerung durch- südstaatlich gesinnt war. In vier Kriegsjahren waren die gefährlichsten ikenunternehmungen des Südheeres, wie die Offensiv-Operationen desselben hier ausgegangen; von nun an trat Ruhe ein, aber es war die Ruhe des es und der Verödung.

XIII.

Bei den Gefechten Mitte Juni vor Petersburg*) hatte das 9. Corps (Burn- eine vorgeschobene Stellung genommen, und war bis an eine tiefe Schlucht mmen, in welcher die Eisenbahn nach Norfolk, 150 m. von den feindlichen ken lief. Hinter dieser avancirten Stellung war eine, dem Auge des Feindes lich entzogene Vertiefung. Auf den Vorschlag eines früheren Civil-Ingenieurs, est-Lieutenant Pleasant, Commandeur der 48er Pennsylvania-Freiwilligen, Burnside von dieser Vertiefung aus einen Minengang bis unter das gegen- liegende feindliche Werk, ein Redan, treiben. Die Arbeit wurde fast ganz den Mannschaften ausgeführt, lauter Bergleute aus der Grafschaft Schuy- in Pennsylvanien. General Meade, wie der Ingenieur en chef der Poto- Armee, waren zuerst gegen den Plan gewesen, da sie die Ventilation eines ngen Minenganges für unmöglich hielten, alle Beihilfe der Mineure wurde sant versagt. Dennoch wurde trotz aller Schwierigkeiten die Arbeit vollen- die Hauptgallerie war 510 Fuß lang, jede der Seitengallerien mit vier n 38 Fuß lang, die Höhe 4½ Fuß. Pleasant hatte zur Füllung der e 12,000 Pfd. Pulver verlangt, erhielt aber nur 8000 Pfd., die sich auch genügend erwiesen. Das feindliche Werk, das gesprengt werden sollte, war Redan mit etwa 200 Mann Besatzung und 12 Geschützen. Durch Wälle Gräben mit den Collateralwerken verbunden, bildete es den vorspringendsten l der Befestigung; 700 Fuß dahinter lag der Kirchhofshügel mit starken erien, der Petersburg und alle Werke dominirte. Burnside's Plan war, ttelbar nach der Sprengung der Mine den Kirchhofshügel und Petersburg

*) Nach den Reports of the joint committee on the conduct of war.

zu stürmen. Die 4. Division (zwei Neger-Brigaden unter Ferrero) sollte z aus den Werken vorbrechen und den Kirchhofshügel erobern („in double col closed in mass"), zwei Divisionen sollten rechts und links von ihnen vorbre rechts und links schwenken und ebenfalls den Kirchhofshügel stürmen, eine vision in Reserve bleiben. Andere Corps sollten den Angriff des 9. durch Feuer unterstützen und ihnen folgen, sobald der Weg frei geworden.

Die drei ersten Divisionen des 9. Corps hatten seit Wochen in den T chées gestanden und große Verluste erlitten; so traute Burnside ihnen wei als der Neger-Division, die noch niemals im Feuer gewesen, aber zu sol Angriffen einexercirt war. Meade hielt es für unpassend, einen so gefährli Auftrag gerade einer Neger-Division zu geben, und da er sich scheute, an Bu side's, seines früheren Obergenerals, Dispositionen etwas zu ändern, legte e Frage Grant zur Entscheidung vor. Dieser bestimmte, daß die Neger-Div in Reserve bleiben, die drei andern loosen sollten, welche zuerst aus den We vorbrechen würde. Das Schicksal ergreift, wie ein Augenzeuge der folge Begebenheiten sagt, gern die Gelegenheit, um zu zeigen, wie thöricht es wichtige Angelegenheiten dem Zufall zu überlassen. Cedlie's Division bi die erste Sturmcolonne. Meade erließ die Disposition für den Angriff der bestimmt wurde, daß Burnside in der Nacht zum 30. seine Angriffscolo formiren, die Brustwehr und die Verhaue für die ungehinderte Passage Truppen vorbereiten sollte. — Als vor Tagesanbruch alle Divisionen die gewiesenen Stellungen eingenommen, entzündete um $3\frac{1}{2}$ Uhr Pleasant Zündwurst — aber keine Explosion erfolgte. Da erboten sich nach halbs digem Warten Lieutenant Dorty und Sergeant Rees, beide von Pleas Regiment, in die Gallerie zu gehen und zu untersuchen, welch' ein Hinde eingetreten sei. Sie fanden bei ihrer gefahrvollen Unternehmung, daß die tung an einer Stelle, an welcher die Zündwurst angesteckt worden, unterbr sei, stellten die Verbindung wieder her, und um $4\frac{3}{4}$ Uhr wurde die Mine zündet. Mit einem Male schien die Erde unter den Füßen der Belagern truppen zu beben, eine ungeheure dunkle, von Flammen und Blitzen durch Masse stieg unter donnergleichem Krachen zum Himmel empor, stieg auf wie Garbe, breitete sich dann wie ein mächtiger Pilz aus, dessen Stiel Feuer, K Kopf Rauch und Dampf war, dann fiel ein Regen von Steinen, Lehmkl Balken, Laffetten und menschlichen Gliedern herab, eine leichte weiße W schwebte aufwärts und eine dicke dunkle Staubwolke senkte sich rings h Das Redan war verschwunden, an seiner Stelle ein Trichter von 25—30 Tiefe, 150 Fuß breit, 60 Fuß lang, die Wände waren ziemlich steil, meist Sand und einzelne Stücke fester Thonerde, so daß ein Passiren der Mine schwierig war.

Unmittelbar nach der Explosion begann das Feuer aus allen Batterie Angriffswerke, aber erst 10 Minuten nachher ging die Division Cedlie's Angriff vor. Aus den Seitenwerken des Redan erhielt sie keinen Schuß die Besatzung aus Furcht einer neuen Explosion geflohen war, sie hätte fast Verlust an den Kirchhofshügel dringen und ihn stürmen können. Aber stat Trichter zu umgehen, flüchteten sie hinein, um Schutz gegen das allmälig begin

zu finden. Der Divisions-Commandeur war unwohl geworden, saß ter Deckung (bomb proof) bei den Angriffsbatterien und hatte nach gericht- Aussage des Arztes viele narkotische Getränke zu seiner Stärkung con- t.

Die 2. und 3. Division, die den Trichter umgehen sollten, suchten ebenfalls größten Theile Schutz in ihm; sie waren beide zu spät vorgebrochen, als Vertheidiger die Werke längst wieder besetzt hatten. Der verspätete Angriff ner Bataillone konnte keine Wirkung haben. Nur die 4. (Neger-) Division tapfer vor, ordnete sich jenseits des Trichters, zersprengte ein feindliches illon; aber nun concentrirte sich das Feuer aus allen Werken auf sie, und, Kirchhofshügel angekommen, wurde sie durch einen feindlichen Gegenstoß tgeworfen. Nur wenige Weiße hatten sich ihr angeschlossen. Auch ihr er saß während des Angriffs bei Cedlie in bombenfester Deckung, und der eon-General drückt sich nicht ganz deutlich aus, ob Ferrero ganz betrunken en oder nur zur Stärkung seiner Nerven viel Branntwein getrunken habe. e hatte indessen an Burnside telegraphirt: „Warum stockt der Angriff? Augenblick ist kostbar." Burnside telegraphirt: „Ich thue, was ich kann, die Truppen vorwärts zu bringen, es ist ein hartes Stück Arbeit," und Meade's spätere Frage, ob Officiere und Soldaten den Befehl vorzugehen befolgten, erwidert Burnside unter Anderm, die letzte Bemerkung in Meade's sche sei: „unofficerlike and ungentlemanly". Die Seitencorps hatten det, sie könnten nicht vorgehen; Burnside, der Befehl erhalten zurückzu-, und Ord kamen in Meade's Hauptquartier, — Burnside wollte im Trichter n, um in der Nacht den Kirchhofshügel zu stürmen, Ord erklärte die Unternehmung für verunglückt, es sei ein reiner Mord, noch mehr Leute waren schon etwa 10,000 darin — in den Trichter zu stopfen.

Grant, der eingetroffen, befahl, daß der Trichter geräumt und die alten ungen eingenommen werden sollten. Um Mittag, als die Räumung be-, erfolgte ein Angriff der Conföderirten, und nun stürzte Alles in wilder t den schützenden Werken zu. Das 9. Corps hatte an dem Tage 3828 n verloren. Das Comité in Washington, wie ein späteres Kriegsgericht, Hancock's Vorsitz, vertheilen die Schuld des Mißlingens unter Meade, nside und die zwei Divisions-Commandeure, die ihre deprimirten Nerven berauschende (intoxicating) Getränke stärkten, statt ihre Divisionen zu n. Meade war dem Plane, den Burnside empfohlen, abgeneigt und unter- e ihn in keiner Weise, ohne seine Ausführung zu verbieten. Burnside war energischer, beschränkter Mann, dabei eigensinnig und empfindlich, wie sich solchem Verhältnisse von Willen und Intelligenz fast immer ergibt; nach n vielen Mißerfolgen hatten die Truppen kein Vertrauen zu ihm, wegen r schroffen, brüsquen Formen war er wenig beliebt. Hier hatte er weder Angriffscolonne richtig formirt, noch die Brustwehr und Verhaue zum iren der Truppen, wie Meade befohlen hatte, vorbereiten lassen. So ging Vortheil der Ueberraschung des Feindes verloren, und seine Bestürzung gleich der Explosion konnte nicht benutzt werden.

Diese kläglich gescheiterte Unternehmung ist hier eingehender besprochen

worden, weil sie die Stärken wie die Schwächen der Unions-Armee zeig einen Blick in die persönlichen Verhältnisse der höheren Führer gewährt. Gewandtheit in militärischen Arbeiten, die hier ein Infanterie-Regiment führte, die Freude an gewagten, gewaltigen Unternehmungen, der Helde Einzelner, der Geist der Initiative zeigen sich ebensowol wie der Mang Subordination und Disciplin, kurz an militärischer Erziehung. — Ei nehmen wie das von Ferrero und Cedlie wäre in einer europäischen mit permanenten Officiercorps kaum denkbar — in Amerika wurd nicht cassirt, ich habe nirgends erwähnt gefunden, daß sie ihrer entsetzt worden und sofort ihre Division verlassen haben. Ebenso wenig h ihre Namen in einer der späteren Actionen des Krieges genannt — si schwinden spurlos vom Schauplatze der Ereignisse.

Die Versuche, sich vom James-River aus des Forts Darling, da Zugang nach Richmond sperrte, zu bemächtigen, waren erfolglos ge Grant, dem jede directe Ueberwältigung von Petersburg und Richmond mi suchte dessen Isolirung fortzusetzen. Er war bereits im Besitz der Norfolk-S am 18. August gelang es, sich bei Reams-Station einer Strecke der sei nach Süden führenden Weldon-Bahn, 15 Kilometer von Petersburg, zu be tigen und sie zu behaupten. Sein nächstes Ziel war die Gewinnung de Westen führenden Danville-Bahn und die Einnahme des Forts Darling die Mitwirkung der Flotte bei einem Angriff auf Richmond hinderte. Al der geringen Stärke seiner Armee und der großen Länge der Einschließung beschränkte er sich im Herbst und Winter darauf, die gewonnenen Resultat zuhalten und den linken Flügel an die Danville-Bahn heranzuschieben, u Isolirung Lee's bei Richmond und Petersburg zu vollenden. Schon beg die Folgen von Sherman's kühnem Zug durch Georgien nach Süd-Carolin fühlbar zu machen.

Im Laufe des Sommers hatte die Union noch einige maritime Er Der conföderirte Dampfer Alabama, der unter der gewandten Führung de pitäns Semmes der Handelsmarine großen Schaden gethan, wurde au Rhede von Cherbourg durch den an Geschützen etwas schwächeren Kearsar 19. Juni in den Grund geschossen. Die Thaten der Alabama wurden d in Europa weit über Verdienst gepriesen. Sie war ein schnelles, mit Gesch versehenes Kaperschiff, das viele unbewaffnete Kauffahrer nahm und mit de dung verbrannte, aber bei dem ersten Zusammentreffen mit einem feind Kriegsschiffe vernichtet wurde.

Der conföderirte Kriegsdampfer Florida, der zu seiner Ausbesserung im filianischen Hafen Bahia lag, wurde am 7. October durch Capitän C (vom Kriegsschiff Wachusetts), nachdem die geringe Mannschaft überw worden, fortgeführt. Auf Reclamation Brasiliens erklärte sich die Regi zur Auslieferung der Florida bereit; ehe sie aber zur Ausführung kam, r ein unirtes Kriegsschiff „aus Versehen" so gegen die vor Anker liegende Flo daß sie zu Grunde sank.

Anfangs August erzwang Farragut die Einfahrt in die Bai von M Die Flotte fuhr bei den Forts Gaines und Powell, die General Grange

angriff, vorbei und hatte einen gewaltigen Kampf mit dem Widder- und
rschiff Tennessee zu bestehen, das erst nach mehrstündigem Kampfe die Segel
Das gepanzerte Kanonenboot Tecumseh der unirten Flotte wurde durch
Torpedo über den Wasserspiegel gehoben, brach dann aus einander und
k; fast die ganze Mannschaft ging verloren. Am 6. und 8. August ca-
rten die Forts Gaines und Powell, am 22. Fort Morgan; obwol Mobile
n folgenden Jahre genommen wurde, war doch die unirte Flotte Herrin
ai von Mobile und der Mündung des Alabama.
Vollständig mißglückte die mit großem Kraftaufwande von Hampton roads
emachte Expedition unter Butler und Porter gegen das Fort Fisher, das
ingang zum Hafen von Wilmington vertheidigte. Die Flotte bestand aus
iegsschiffen, darunter 6 Panzerschiffen mit schweren Geschützen und 10 Mo-
, und aus Transportschiffen für 8000 Mann Landungstruppen. Der Ver-
am 23. December, die Werke des Forts durch ein als Mine geladenes
zu zerstören, hatte sehr geringe Wirkung, obgleich die Explosion in der
des Forts erfolgte. Bei dem Bombardement in den folgenden Tagen zer-
gen sechs Parrot-Geschütze und tödteten einige 40 Mann. Dagegen wurden
Schiffe durch das Feuer aus Fort Fisher schwer beschädigt. Der Land-
ff der Truppen fand zu spät statt, und Butler gab ihn bald auf, da die
ng des Bombardements durch die Flotte angeblich zu geringen Erfolg
t hatte. Auch Porter kehrte bald darauf nach Beaufort zurück. Die Be-
des Untersuchungs-Comité's über dies sehr ungeschickt geleitete und ganz
lte Unternehmen sind so lehrreich als interessant.

XIV.

Im Laufe des Sommers hatte Sherman's Zug nach Georgien schon lähmend
ie Operationen des Südens eingewirkt. Unter ihm, dem Commandeur der
är-Division des Mississippi, waren

die Cumberland-Armee 66,773 Mann und 130 Geschütze unter Thomas;
„ Tennessee-Armee 24,465 Mann und 96 Geschütze unter Mac Pherson;
„ Ohio-Armee 13,559 Mann und 28 Geschütze unter Schefield;
im Ganzen: 88,188 Infanterie,
6,149 Cavallerie,
4,460 Artillerie mit 254 Geschützen und 2 Ponton's Train,

igt worden. Sherman trennte den Verband dieser so ungleichen Armeen
; er ließ jede Armee unter dem Führer, der sie früher zum Siegen geleitet,
in der Zusammensetzung, in welcher sie ruhmvoll gefochten. Im Verlauf
Feldzuges theilte er mehrmals einzelne Divisionen und Corps einer andern
e zu, aber immer nur zu vorübergehenden Zwecken. Es liegt darin eine
ung der moralischen Elemente, die im Kriege oft wichtiger sind, als die
riellen und mechanischen. Diese drei Armeen wurden im April bei Chat-
ga zusammengezogen, um Anfangs Mai mit allen Heeren die Offensiv-
tionen zu beginnen.
Sherman gegenüber stand Johnston mit zwei Corps unter Hood und
el, etwa 45,000—50,000 Mann und 10,000 Pferde unter Wheeler bei

Dalton und Tunnel Hill, südöstlich von Chattanooga, an der nach Atlant von dort nach Macon, Montgomery und Augusta führenden Bahn, seiner behrlichen Verpflegungslinie. Im Laufe des Mai wurde Johnston durch Corps, 12,000 Mann, und durch 2 Cavallerie-Divisionen — gegen 1000 — verstärkt. Die Zahl der Geschütze in Johnston's Armee ist nirgend gegeben; sie waren bei den Divisionen und als Reserve bei den Corps ver Das Cavallerie-Corps operirte meist selbständig. Sherman's Armeen in Corps und Divisionen eingetheilt, Divisions-Cavallerie fehlte. Die Cav wurde zum Sicherheitsdienst und zu Operationen gegen feindliche Verbind verwendet. Die Artillerie war bei den Infanterie-Divisionen vertheilt, dem hatte jede Armee eine Artillerie-Reserve. Eine Gleichmäßigkeit scheint bestanden zu haben; so haben z. B. die Cumberland- und die Ohio-Arm 1000 Mann etwas mehr als 2, die Tennessee-Armee 4 Geschütze.

Georgien ist eben so groß wie der preußische Staat vor 1866 — □Meilen; es hatte eine Million Einwohner und zerfällt in drei land schaftlich sehr verschiedene Theile. Der nördliche, etwa bis Marietta, Meilen vom Chattahoochee reichend, ist gebirgig, die niedrigeren Höhe Thäler sind reich an Gras und Roggen; es wird viel Eisen gewonnen u Atlanta und Rome verarbeitet; da das Gebiet der Conföderation sonst a Eisen ist, lag auch darin die Wichtigkeit Georgiens. Aber im Norden seit Jahren Heere gestanden, und das ohnehin wenig fruchtbare Land wa gesogen. Daher waren Sherman wie Johnston hier durchaus an die Bahn gebunden.

Der mittlere Theil, bis südlich von Milledgeville reichend, ist wel miges Hügelland, die Kornkammer der Südstaaten; seit Beginn des Kriege Weizen und Mais gebaut, Vieh aufgezogen worden. In Roßwell waren und Tuchfabriken, in Atlanta Walzwerke und Pulvermühlen, Geschützgießerei Waffenfabriken angelegt worden. Atlanta liegt weit ausgedehnt auf den hat 4 Kilometer Durchmesser und zählte damals, weil viele Bewohne Nord-Georgien dahin geflüchtet, 20,000 Einwohner. Der südliche Theil breiten, wasserreichen Gegenden durchschnitten, ist sandig, mit Kieferwälde deckt, die Ufer der Ströme, namentlich nach der Küste, sumpfig.

Von besonderer Wichtigkeit war Atlanta als Eisenbahnknoten. Vo aus ging die Nordbahn nach Chattanooga, die auf mächtigen Brücken üb Ströme führte, und die nach Montgomery, Charleston und Savannah den Bahnen, die nach dem Verluste von Chattanooga allein das südw Bahnnetz bildeten, mit Virginia verbanden. Von Chattanooga ist .76 Kilometer, Resaca 112, Allatoona 196, Marietta 240, Atlanta 276 Kil entfernt. Die von Atlanta nach Savannah führende Bahn hat eine Läng 600 Kilometer. Aber keineswegs war Atlanta das vorherbestimmte Ziel de ration, wenn es auch wahrscheinlich war, daß Johnston sich dahin ziehen würde. Ganz im Geist der deutschen Kriegsführung sagt She „Unser Ziel war weder Atlanta, noch Augusta oder Savannah, sondern Joh Heer, wohin immer er sich wenden möge."

Wie bei allen amerikanischen Armeen waren auch bei der in Georgia

n-Abtheilungen — constructing parties —, welche die Aufgabe hatten, zer-
te Brücken und Eisenbahnen sofort wieder herzustellen. Den Transport der
ppen, der Lebensmittel und des Materials wie alle Bauten leitete der General
c Callam, den Bau der Eisenbahn Oberst Wright, dessen außerordentliche
tungen Sherman in seinen Berichten rühmend hervorhebt.

Sherman sagt in seinen „Military lessons on the war“:

„Die Eisenbahnen sind im Kriege so wichtig, wenn nicht mehr, als im
eden. Die Atlanta-Campagne wäre unmöglich gewesen ohne die Bahn von
isville nach Nashville, von Nashville nach Chattanooga, von dort nach
anta. Freilich konnte die eingeleisige Bahn überall leicht zerstört werden,
r die Züge führten Material und Handwerkszeug zur Reparatur mit sich.
m Schutz der Brücken waren Blockhäuser mit kleiner Infanterie-Besatzung
aut, von denen im Laufe des Feldzuges nur eins, bei Allatoona, in Feindes
nd fiel. Von Nashville aus war Alles militärisch organisirt, 4 Züge
0 Wagen gingen täglich 4mal ab in einer Geschwindigkeit von 20 Kilo-
:er die Stunde; jeder Wagen hatte 10 Tonnen geladen, also 1600 Tonnen,
s den täglichen Bedarf der Armee überstieg. Dasselbe hätte nur durch
800 Wagen, jeder mit 6 Maulthieren bespannt, geleistet werden können.
er nicht auf den Wegen in Georgien.“

Am 6. Mai standen die Cumberland-, Tennessee- und Ohio-Armee bei
igold, Gordonsmill und Red Clay. Da Johnston's Stellung sehr stark war,
chloß Sherman, ihn in der Front zu beschäftigen und in der linken Flanke
umgehen, und Johnston, fürchtend, daß die Eisenbahn in seinem Rücken durch
s Umgehungs-Corps zerstört werden würde, räumte seine Stellung und wählte
e weiter südlich gelegene. Dasselbe Manöver wiederholte sich bei Resaca Mitte
ai und bei Dalton und Allatoona am Ende des Monats, so daß Johnston
Laufe des Monats unter für beide Heere verlustreichen Gefechten 200 Kilo-
ter südlich gedrängt war. Sherman schreibt in seinen Memoiren: Mac
erson habe seine Aufgabe, Johnston's rechten Flügel zu umgehen, nicht voll-
ndig erfüllt. Er konnte mit 23,000 Mann trefflicher Truppen das nur von
er Brigade vertheidigte Resaca nehmen oder bis an die Bahn in Johnston's
icken dringen; dann konnte am Beginn des Feldzuges die halbe Armee und
: ganze Artillerie des überraschten Feindes in unsere Hände fallen. Johnston
tte nicht gewagt, Mac Pherson anzugreifen, denn er wußte, daß Thomas und
jofield nahe waren. Solche Gelegenheiten kommen im Leben nicht zum zweiten
ale wieder, und hier scheint Mac Pherson a little timid gewesen zu sein.“
hnston konnte mit seinem numerisch schwächeren Heere um so weniger diese
ngehungs-Tactik anwenden, da seine Soldaten großentheils neu ausgehoben
ren, während die drei Armeen unter Sherman aus Veteranen der Mississippi-
cmee bestanden. Johnston fehlten die Kräfte, um den Gegner durch
ı starkes Corps in der Front festzuhalten und durch eine ihm gleich starke
cmee in der Flanke zu umgehen. Dagegen hatte er den Vortheil der inneren
nie und konnte auf kürzerem Wege die rückwärtsliegenden, durch den Landsturm
Georgien meist vorbereiteten Stellungen erreichen, sobald er die Flankirung
wirkt hatte.

Am 2. Juli stand Johnston am Kenesaw-Gebirge, drei getrennten Bergrü die aus der Ebene aufsteigen, deren mittlerer sich 1200 Fuß erhebt. Die B von Allatoona nach Marietta geht unmittelbar am Fuß des östlichen Abha vorbei und wird von hier aus beherrscht. Die ganze Gegend war durchschni von hinter einander liegenden Verhauen und Schützengräben, bestrichen d wohl placirte Batterien.

Nachdem den Truppen der Nordarmee einige Ruhe gegönnt, Lebensmi und Verstärkungen herangezogen waren, beschloß Sherman, anzugreifen. schreibt in seinem officiellen Bericht: „Jeder in meiner Armee erwartete Umgehung, da sich die Meinung verbreitet hatte, daß ich verschanzte Stellur überhaupt nicht angriffe. Aber eine gute Armee muß nicht an Eine Art Operationen gebunden sein, sondern jede ausführen können, die nützlich ersche Daher, um das moralische Element zu heben, entschloß ich mich, den Feind hi seinen Brustwehren anzugreifen."

Der Angriff wurde zurückgeschlagen, 2500 Mann waren getödtet und v wundet, die Conföderirten, hinter den Deckungen kämpfend, hatten geringe V luste. Johnston's Narrative gibt 808 Mann an. In seinem Bericht den Kriegsminister schreibt Sherman: „Mich allein trifft die Schuld für Mißlingen der Unternehmung." Er beschloß nun, Johnston's linken Flügel umgehen, zog Mac Pherson vom linken nach dem rechten Flügel seiner Ar und verlängerte diesen so, daß Johnston aus Besorgniß für seine Rückzu und Verpflegungslinie die Stellung, die er 4 Wochen lang gehalten, räu und sich halbwegs nach Atlanta, à cheval der Eisenbahn, aufstellte. Shern schien an seinem rechten Flügel Vorbereitungen zum Uebergang über den Cha hoochee treffen zu wollen, schickte aber ein Corps nach Roßwell und ließ da e Brücke schlagen. Sobald Johnston Nachricht von der Vollendung der Bri erhielt, gab er seine am rechten Flügel umgangene Stellung auf und ging, n dem er die Eisenbahn und Brücke zerstört, ohne den dortigen Brückenkopf vertheidigen, nach Atlanta zurück. Sherman ließ die 90 Fuß über dem Was spiegel liegende, 600 Fuß lange Eisenbahnbrücke über den Chattahoochee du Wright in wenigen Tagen wieder herstellen, zog Lebensmittel aus Chattano an sich und stand am 17. Juli zu neuen Operationen bereit am südlichen U des Flusses.

Daß Johnston den starken Brückenkopf und viele mit großer Mühe erba Befestigungen, jetzt wie bei Resaca, dem Feinde überlassen, erregte in Atlanta u Richmond viel Mißvergnügen. Seine Rückzugs-Tactik wurde getadelt, und wurde nicht bedacht, daß er zwei Monate lang den fast doppelt so starken Geg von Atlanta fern gehalten, und ihm noch mit einer schlagfertigen Armee gegenüb stand. Aber die Politiker in Richmond forderten, daß die „Fabius-Cunctat Strategie" ein Ende haben sollte. Sherman sagt in einem späteren, von Atla datirten Armee-Befehl: „Unsere Gegner wurden ihres alten und geschickten Fe herrn müde, und wählten einen anderen, schnelleren und kühneren." Johnst wurde abberufen und dem ungestümen, immer offensiven Hood das Comman übergeben. Dieser, der in einem früheren Feldzuge bereits ein Bein verlor war bei den Soldaten beliebt und Davis hoffte durch den Einfluß von des

sönlichkeit das allerdings erschütterte Selbstvertrauen der Armee wieder zu ben.

Sherman hatte in den bisherigen Kämpfen 17,000 Mann verloren, aber ir hatte ihm 12,000 Mann zugeführt, viele Leichtverwundete waren zur nee zurückgekehrt, so stand er vor Atlanta so stark, wie Anfangs Mai vor ton. Die Süd-Armee hatte 12 bis 13,000 Mann verloren und durch Krank- en gelitten, war also trotz ihrer Verstärkung durch Polks Corps, die Georgia- liz und mehrere Cavallerie-Divisionen, außer der Cavallerie unter Wheeler, m 45,000 Mann stark.

Hood stand 8 Kilometer vor Atlanta, am linken Ufer des Peach-Tree-Creek, s Baches mit sumpfigen Ufern; in Atlanta waren mehrere Divisionen zurück- ieben; am rechten Ufer stand die Unions-Armee. Seiner Weisung aus Rich- id gemäß, ging Hood am 20. Juli, wenige Tage nachdem er das Commando rnommen, zur Offensive über. Starke Colonnen, ohne Tirailleurs, stürzten Nachmittag plötzlich aus dem dichten Gehölz und warfen eine Division von ker's Corps zurück. Die Division Newton hielt Stand, die aufgeworfenen stwehren wurden schnell von allen Truppen besetzt, und die Colonnen der söderirten nach schweren Verlusten zurückgeworfen.

In der Nacht zum 22. nahm Mac Pherson eine Höhe am rechten Flügel feindlichen Stellung, welche die zu ihr führenden Straßen beherrschte. Auf wurde sogleich eine Batterie angelegt. Hood verließ nun seine Außenstellung, sich scheinbar nach Atlanta zurück, umging aber durch Wälder gedeckt Mac rson, und griff die in der Nacht gewonnene Höhe mit überlegenen Kräften zu gleicher Zeit war die Unions-Armee in der Front am Peach-Tree-Creek egriffen, und Wheeler hatte das schwach besetzte Dekatur, wo die Depots ren, eingenommen. Da Mac Pherson schon in der Nacht ein Corps zur stärkung seines linken Flügels herangezogen hatte, konnten alle Angriffe ds abgeschlagen werden; Mac Pherson war im Beginne des Gefechts von dlichen Tirailleurs erschossen worden. Sherman meldete seinen Tod der gierung mit den Worten: „Er war ein edler junger Mann, von glänzender sönlicher Erscheinung, von höchster militärischer Befähigung, von einem chen, gütigen Herzen, das ihm die Liebe aller Menschen gewann."

An Mac Pherson's Stelle übernahm Howard das Commando der Tennessee- nee. Der im Dienst ältere Logan und Blair wurden nicht gewählt, weil keine Berufs-Soldaten waren, und ihre militärische Thätigkeit als Hilfs- tel ihrer politischen Stellung gebrauchten. Sie waren tapfere und geschickte inner, aber nicht für das Commando einer Armee geeignet. Sherman be- nt, daß er den Vorwurf verdiene, die höheren Stellen nur mit Officieren tzen zu wollen, die in West-Point ausgebildet worden; Thomas und Schofield ren derselben Meinung. Hooker war durch Howard's Beförderung verletzt,) bat von dem Commando des 20. Corps enthoben zu werden, eine Bitte, e General Thomas heartily" unterstützte.

Hood zog sich nach dem Mißlingen seines zweiten Offensivstoßes in die rke, die rings Atlanta umgaben, zurück. Sherman ließ die Bahn nach gusta von Dekatur ab gründlich zerstören, aber es gelang Stoneman nicht,

die Macon- und Montgomery-Bahn dauernd unfahrbar zu machen, er f überall auf feindliche Infanterie-Abtheilungen und mußte sich zurückziehen die geringen Beschädigungen wurden schnell wieder hergestellt. Sherman erkan daß es ihm so nicht möglich sein würde, Atlanta durch Zerstörung der Süden führenden Bahnen zu isoliren, die Tennessee-Armee wurde vom lin etwas exponirten Flügel nach dem rechten geschoben, und Atlanta statt bisher vom Nordosten, jetzt vom Nordwesten aus umfaßt.

Die Armee, immer durch schnell aufgeworfene Werke gedeckt, sollte allm um Atlanta herumgeschoben werden, und die Bahn, die nach dem Eisenb knoten East-Point führt, gewinnen. Ein neuer Ausfall-Versuch Hood's, bei seine Colonnen fünfmal bis an die Pallisadenlinie (rail piles) des Vertheidi drangen, mißglückte, und Hood beschränkte sich nun auf eine hartnäckige De sive. — Sherman wagte nicht, das stark befestigte Atlanta zu stürmen, und von Chattanooga $4^1/_2$ zöllige Belagerungsgeschütze kommen, die am 10. Au eintrafen. Bei einem neuen Versuch Stoneman's, die Eisenbahnen im Si von Atlanta zu zerstören, und die grausam behandelten Gefangenen des Uni heeres in Andersonville zu befreien, wurde er mit mehreren seiner Regime gefangen genommen; es schien sich das Wort zu bewähren, das Hooker nach Schlacht von Chancellorsville an Lincoln schrieb: „Je eher Stoneman abber wird, desto besser für die Cavallerie."

Wheeler war nun der Unions-Cavallerie noch mehr überlegen — Sher mußte Atlanta belagern, ohne es isolirt zu haben; bei seiner ohnehin sehr gedehnten Stellung konnte er nicht wagen, da er die Verbindung mit der N Eisenbahn und der Chattahoochee-Brücke nicht aufgeben durfte, seine Arme theilen, und einige Corps nach East-Point zu schicken, während er selbst Atlanta blieb.

Da erhielt er die Nachricht, daß Wheeler mit der gesammten Caval aufgebrochen sei, um die Bahn nach Chattanooga, womöglich nach Nashv zu zerstören. In seinem späteren Armee-Befehl schreibt Sherman: „Zu beging der Feind den lang erwarteten Fehler und sandte die Cavallerie in un Rücken, viel zu weit, um zurückgerufen werden zu können. Sogleich war u Cavallerie an der einzigen Bahn, die ihm noch geblieben (Atlanta-Montgom wir folgten schnell mit der Hauptarmee, und Atlanta fiel in unsere Hände

Am 18. wurde Kilpatrik mit der Cavallerie nach East-Point geschickt, aber die überall besetzte Bahn nicht zerstören konnte; so entschloß sich Sher die Belagerung aufzuheben, und alle Kraft gegen die Verbindungen des Feir statt gegen dessen Verschanzungen zu wenden. Nur Slocum mit dem 20. C blieb vor Atlanta und setzte zum Schein die Belagerung fort.

Am 25. und 26. marschirte Sherman mit den drei Armeen ab und fü Proviant auf 15 Tage mit sich. Howard war zum Commandeur der Tenn Armee ernannt, wodurch sich Hooker und Palmer gekränkt fühlten; sie waren ihren Wunsch abberufen worden. Hood schickte nun ein Corps zur Sicherung Bahn nach East-Point; in Richmond glaubte man, Sherman sei aus Ma an Verpflegung abmarschirt und gezwungen, die Belagerung aufzuheben, Zeitungen jubelten: „the great outflanker is outflanked."

Nachdem Howard Hardee, der nach East-Point geschickt war, nach Lovejoy ückgeworfen, wurde die Bahnstrecke von Fairburn nach Red-Oaks gründlich ört, die Schienen wurden geglüht und verdreht, die Schwellen verbrannt, nso die Roste, auf denen sie ruhten und selbst der Bahnkörper eingeebnet. ofield drang mit der Ohio-Armee bis zur Macon-Bahn und zerstörte sie in selben Weise. Da Atlanta nach der Vernichtung der Bahnen nicht dauernd halten war, und Hood fürchten mußte, von dem Theil seines Heeres bei ejoy getrennt zu werden, entschloß er sich Atlanta zu räumen, und die Corps er Hardee und Lee an sich zu ziehen. In der Nacht zum 1. September rannte er alle Lokomotiven und Vorräthe, sprengte den Central-Bahnhof verließ Atlanta gegen Morgen. Slocum, der den Donner der Explosion ört, schickte eine Recognoscirung gegen Atlanta, die es geräumt fand und tzte. Hood vereinigte sich mit seinen Corps, und wendete sich nach Alabama. erman fehlte es an Lebensmitteln, um ihm folgen zu können; er kehrte nach anta, dem Stützpunkt seiner ferneren Operationen, zurück. Wheeler's Ver-, die Operationslinie der Unions-Armee im Norden zu zerstören, war ziemlich lglos gewesen, der bei Resaca und Allatoona angerichtete Schaden war bald der hergestellt; bis Ost-Tennessee war er gedrungen, und am 10. September der zu Hood zurückgekehrt.

Lincoln hatte am 2. durch den Telegraphen die Nachricht von der Räumung anta's erhalten, und am 5. beantwortet, also war damals die Leitung in rgien wieder hergestellt.

Sherman schloß seinen dankenden und anerkennenden Armeebefehl mit den rten: „Ich fordere Euch auf, in der Pflege der kriegerischen Tugenden fort-hren, die Euer Vaterland wie andere Länder veredeln. Muth, Geduld, Ge-am den Gesetzen und den Behörden unserer Regierung — Treue Euren Eiden, Freundschaft unter einander — Jeder suche den anderen in solchen Eigen-ten zu übertreffen, und es bedarf keines Propheten, um vorherzusagen, daß r Vaterland aus diesem Kriege, geläutert durch seine Schrecken, hervorgehen , würdig seines großen Gründers Washington." In den Kämpfen vor nta im Juli hatte das Unionsheer 9,719 Mann, das der Conföderirten 41 Mann verloren.

Während des Septembers wurde den Truppen Ruhe gegeben, Atlanta ver-t, das Heer ergänzt und große Vorräthe per Eisenbahn nach diesem neuen tzpunkt weiterer Operationen gebracht. Nur allmälig reifte der Plan, den man schon während der Mississippi-Campagne in's Auge gefaßt hatte. oln, Halleck und selbst Grant gaben nur zögernd ihre Einwilligung zu dem gt erscheinenden Marsche Sherman's an die See. Der Gedanke, wie die führung sind diesem allein zuzuschreiben. Da Atlanta jetzt nur militärischen cken dienen sollte, und bei Fortsetzungen der Operationen nach dem Süden, im Rücken des Heeres als Sammelplatz der Conföderirten bleiben konnte, fahl Sherman, daß alle nicht zur Militär-Verwaltung gehörigen Familien rlassen sollten. Am 5. September hatte der Commandant folgende General-e erlassen:

„Alle in Atlanta lebenden Familien, deren männliche Mitglieder im Dienste der Conföde
ten, oder nach Süden gegangen sind, sollen innerhalb fünf Tagen Atlanta verlassen.
werden durch die Linien nach dem Süden gelassen werden. Alle Bürger aus dem Norden,
nicht zur Armee gehören, oder Erlaubniß von den Generalen Sherman oder Thomas ha
sollen in derselben Frist die Stadt verlassen; wer nachher in der Stadt gefunden wird, kor
in's Gefängniß.

Cogswell, Commandant."

Dem General Hood wurde ein zehntägiger Waffenstillstand vorgeschlag
um ungehindert die Bewohner von Atlanta nach dem Süden bringen zu könn
Hood antwortete:

„General! Euren gestrigen Brief, überbracht durch die Bürger Boll und Crew, habe
erhalten. Ihr sagt darin: „Es liegt im Interesse der Union, daß die Bürger von Atlant
verlassen." Mir steht keine Wahl frei, daher nehme ich den Vorschlag eines zehntägigen Wa
stillstandes an und will die Fortschaffung der Bürger Atlanta's nach dem Süden mög
befördern. Und nun sei mir erlaubt zu sagen, daß diese Maßregel, die noch keinen Vor
gefunden, an ausgesuchter und berechneter Grausamkeit Alles übertrifft, was die düstere Gesch
aller Kriege zeigt. Im Namen Gottes und der Humanität protestire ich dagegen, daß Si
Weiber und die Kinder eines braven Volkes von ihren Häusern und Herden vertreiben.

Very respectfully your obedient servant.

Hood."

Sherman's Antwort, wie sein späterer Brief an den Mayor von Atla
sind so bezeichnend für ihn, und die Ansichten der Führer des Heeres über
Veranlassung und das Ziel des Krieges, wie über die nothwendige Art
Weise der Kriegführung, daß sie hier in wörtlicher Uebersetzung mitget
werden:

„General! Ich habe die Ehre gehabt, Ihre Mittheilungen zu erhalten, ich übersend
liegend eine Copie meiner die Räumung betreffenden Ordres. Sie nennen meine Maßregel
„unerhörte" und suchen in der dunkeln Geschichte der Kriege nach einer Handlung, die dies
berechneter Grausamkeit gleiche. Aber diese Maßregel ist nicht ohne Vorgang; weise und
mäßig hat General Johnston angeordnet, daß alle Familien südlich von Dalton die Or
der Kriegsstraße räumen sollten, und es ist kein Grund, Atlanta davon auszunehmen. Sie
haben die Häuser längs und außerhalb Ihrer Verschanzungen verbrannt, und ich habe
heute fünfzig zerstörte, von ihren Bewohnern verlassene Häuser gesehen, die Ihren Forts
den Bewegungen der Truppen im Wege lagen. Sie haben Atlanta von einer so eng u
Ort gezogenen Befestigungslinie vertheidigt, daß jeder Kanonenschuß, manche Musketenku
die von Weibern und Kindern bewohnte Stadt reichte. General Hardee machte es in Jonesbo
ebenso, und Johnston in Jackson. Ich habe Ihnen keine herzlose Grausamkeit vorgew
nur einige Beispiele aus einer großen Zahl angeführt, und ich fordere jeden ehrlichen
auf, zu entscheiden, wer von uns mehr Herz für ein gutes Volk hat. Ich sage, es ist eine
that, Weiber und Kinder von dem Schauplatz des Krieges zu entfernen, und das „brav
des Südens sollte davor zurückschrecken, seine Familien dem Schrecken der sogenannten ba
schen Kriegführung des Nordens auszusetzen.

Im Namen des gesunden Menschenverstandes fordere ich Sie auf, den Namen Gottes
in so blasphemischer Weise anzurufen. Ihr habt mitten im Frieden und Wohlstande die
zum Bürgerkriege — einem grausamen, düsteren Kriege — gebracht, Ihr zwangt uns zum K
Ihr nahmt unsere Forts und Arsenale weg, die von friedlichen Artillerie-Sergeanten b
waren, Ihr machtet die Garnisonen zu Gefangenen, die Euch gegen die Indianer bes
sollten; lange ehe die Euch verhaßte Regierung Lincoln's ein Wort gesprochen, zwang
Kentucky und Missouri, sich Euch anzuschließen, fälschtet Ihr das Votum von Louisiana,
unbewaffnete Schiffe plündern, vertriebt Tausende von unionistischen Familien, verbrannt
Häuser und erklärtet alle Schulden der Conföderirten an den Norden für nichtig.
solche Dinge den Seeleuten, aber nicht uns, die wir alle das gesehen haben, und für den

s Südens bereit sind, so viel zu opfern, als der beste Südländer. Müssen wir Feinde sein, laßt uns Männer sein und solchen heuchlerischen Anrufungen Gottes und der Humanität rn bleiben. Gott wird seiner Zeit richten und entscheiden, ob es humaner ist, zu fechten mit ner Stadt voller Weiber und Kinder im Rücken, oder sie rechtzeitig an sichere Plätze zu ihren genen Freunden zu bringen.

Very respectfully your obedient servant.

Sherman."

Am 10. September schlossen Hood und Sherman einen vom 12.—22. auernden Waffenstillstand, innerhalb dessen die Familien, die Atlanta verlassen ollten, durch Wagen der Unions-Armee bis zur Eisenbahn-Station Rough-and-eady gebracht werden sollten, um von da per Bahn weiter südlich befördert u werden. Nach officiellen Mittheilungen sind während des Waffenstillstandes 46 Familien, nämlich 705 Erwachsene, 860 Kinder, 476 Diener (Sklaven) nach em Süden geschafft worden, für jede Familie 1651 Pfund an Gütern und Nahrung. Vorher richteten der Mayor von Atlanta und mehrere Stadträthe Councilmen) noch eine Bittschrift an Sherman, worin sie sich über die Härte er Maßregel beschwerten, die Zurücknahme des Befehls erbaten und das traurige Schicksal der Ausgewiesenen schilderten:

„Was hat," schreiben sie, „das hilflose Volk von Atlanta gethan, um so von seinen Häusern u die Fremde getrieben zu werden, um dort von Almosen zu leben. Wir wissen nicht, wie iele Menschen gegenwärtig in Atlanta sind, aber viele haben Lebensmittel auf Monate, manche uf längere Zeit. Daher beschwören wir Euch ernstlich und feierlich, die unselige Ordre zurück- unehmen oder zu modificiren, und dem unglücklichen Volke zu erlauben, in seiner Heimath zu leiben und sich dort der geringen Mittel zu erfreuen, die ihm geblieben."

Sherman's Antwort an den Mayor von Atlanta — vom 12. September — autet:

„Gentlemen! Ich habe Euren Brief vom 11. d. Mts. und die Bitte um Zurücknahme eines Befehls erhalten. Ich habe ihn aufmerksam gelesen und glaube an alle von Euch an- eführten Leiden, die die Folge seiner Ausführung sein werden. Und doch nehme ich ihn nicht urück, denn hier handelt es sich nicht um Humanität des einen Falles, sondern darum, künf- igen Kämpfen vorzubeugen woran Hunderte, ja Millionen guten Volkes außerhalb Atlanta's as tiefste Interesse haben. Wir müssen Frieden haben, nicht nur in Atlanta, sondern in anz Amerika. Daher müssen wir den Krieg beenden, der unser Vaterland zerreißt. Um den rieg zu beenden, müssen wir die Armeen der Rebellen vernichten, die sich gegen Gesetz und Con- titution aufgelehnt haben. Um sie zu vernichten, müssen wir an die Orte dringen, wo sie ihre Waffen und Werkzeuge schaffen und ihre Vorräthe anhäufen. Atlanta kann nicht zugleich mili- ärischen Zwecken dienen und eine sichere Stätte für Familien sein. Da wird von jetzt ab kein Handel, keine Industrie, kein Ackerbau sein, bald wird Mangel entstehen und die Familien wingen, fortzuziehen. Warum nicht lieber jetzt gehen, wo alle Vorbereitungen getroffen sind und die Fortschaffung erleichtert wird, statt zu warten, bis das Feuer beider Armeen die Scenen es vergangenen Monats erneuert. Ich kann Euch meine nächsten Pläne nicht mittheilen, aber Ihr könnt nicht glauben, daß die Armee hier immer still liegen wird, und ich kann Euch sagen, daß meine Pläne Eure Entfernung nothwendig machen, die ich Euch jetzt auf jede Weise erleich- ern will.

„Ihr könnt den Krieg nicht mit schrecklicheren Namen bezeichnen, als ich es thun will. Krieg ist Grausamkeit, und die den Krieg über dies Land brachten, verdienen alle Flüche und Verwünschungen, die das Volk ausstoßen kann. Ich hatte bei der Entzündung dieses Krieges nicht die Hand im Spiele, aber ich will jedes Opfer zu seiner Beendigung bringen. Wir können nicht Frieden und Spaltung unseres Vaterlandes zugleich haben. Wenn die Union jetzt eine Secession gestattet, werden immer neue folgen, bis wir zum Schicksal Mexiko's, dem ewigen Kriege, heranreifen. Die Union muß ihre Macht, wo sie es vermag, aufrecht erhalten; wo sie

nachgibt, ist ihre Autorität verloren, und ich weiß, daß dies nicht der Wille der Nation
Dieser Wille kleidet sich in mancherlei Formen, aber kommt allemal auf die Union zurück.
kennt die Union die Autorität der nationalen Regierung an, und dies Heer, das Eure Häu
Aecker und Straßen zu Kriegszwecken gebraucht, soll Euer Beschützer werden gegen jede Gefa
Ich weiß, daß wenige Einzelne nicht einem solchen Strome von Irrthum und Leidenschaft,
er den Süden zur Empörung fortriß, widerstehen können; aber Ihr könnt uns die bezeichnen,
eine Regierung wünschen, und die, welche Krieg und Verwüstung vorziehen. Ihr mögt so leicht ein
Gewittersturm beschwören, als die Lasten und den Druck des Krieges. Sie sind unvermeidli
und der einzige Weg, sie bald zu beenden, ist das Zugeständniß, daß dieser Krieg aus Irrth
begann und aus Stolz fortgesetzt wurde. Wir bedürfen weder Eurer Neger, noch Eurer Pfer
noch Eures Landes, aber wir wollen Gehorsam gegen die Gesetze der Union. Das wollen w
und wenn das die Zerstörung Eures Eigenthums bedingt, können wir es nicht ändern.
wiederhole es, nach dem Grundacte der Union haben die Vereinigten Staaten ein Anrecht
Georgien, das sie nie fahren lassen werden; ferner hat der Süden den Krieg begonnen, Arsena
Forts, Cassen, Steuerhäuser der Union vor Beginn des Krieges, vor Lincoln's Installatio
weggenommen, ehe er nur im Entferntesten provocirt war. Ich selbst sah in Missouri, Mississip
Tennessee, Kentucky, Hunderte, ja Tausende von Weibern und Kindern, die vor Euren Arme
und Streitschaaren flohen, hungrig und mit blutenden Füßen. In Memphis, Vicksburg u
am Mississippi ernährten wir manche tausend Familien von Soldaten der Conföderirten,
wir nicht Hungers sterben lassen wollten. Nun, da der Krieg zu Euch kommt, fühlt Ihr ga
anders, Ihr verabscheut seine Schrecken, die Ihr nicht fühltet, als Ihr Wagenladungen v
Soldaten, Waffen und Munition nach Kentucky in Tennessee schicktet, um die Heimath ein
guten Volkes zu zerstören, das nichts wünschte, als im Frieden unter der ererbten Regieru
zu leben.

„Aber das sind eitle Worte, ich bedarf des Friedens, und glaube, daß er nur durch Kri
und die Erhaltung der Union erreicht werden kann, und ich will den Krieg nur im Hinbl
auf sein baldiges und völliges Ende führen. Und nun, theure Herren! wenn der Friede komn
mögt Ihr Alles von mir fordern, dann will ich das letzte Stück trocknen Brodes mit Eu
theilen und Euer Haus und Eure Familien gegen jede Gefahr schützen. Aber jetzt müßt J
gehen und die Alten und Schwachen mit Euch nehmen, sie ernähren und ihnen an ruhiger
Orten neue Hütten bauen, und sie dort pflegen, bis der Wahnsinn der Leidenschaften gekü
ist und die Union und der Friede wieder über den alten Häusern von Atlanta ruhen.

In Eile Euer Sherman."

Diese Beispiele aus Sherman's Correspondenz sind hier mitgetheilt, we
sie seine Ansichten über die Veranlassung, über das Ziel des Krieges, und d
Art der Kriegführung, wie die Schärfe und Ueberlegenheit seines Geistes deu
lich aussprechen; sie zeigen, welcher Art die Männer sind, die Viele in Euro
in behaglicher Indolenz als Halb-Barbaren und „money-makers" betrachten.

Frédéric Chopin.

Von

Louis Ehlert.

Es ist über ein Vierteljahrhundert her, daß Chopin gestorben. Er war geen am 1. März 1809 und starb am 28. October 1849. Der Tod, welcher st verherrlicht oder auslöscht, hat ihm nichts gegeben noch genommen. Sein rzigjähriges Leben war des Ruhmes voll: die Bewunderung für ihn ist eher Wachsen als im Sinken. Kein Clavier in der alten und neuen Welt, das t von seinen Melodien erklingt, keine Classe der Gesellschaft, vom Hof bis Hofwohnung herab, die ihn nicht liebt und wenigstens schlecht zu spielen sucht. Mit seinen Mazurken, Walzern, Polonaisen sind kleine Vermögen erben worden. Der Trauermarsch, welcher für seine Todtenfeier instrumentirt rden ist, hat seinen düsteren Prunk selbst für fremde Begräbnisse hergeben ssen, obwohl man nach ihm so wenig sterben, als nach seinen Walzern tankann. Was war es, was einen Mann, dem man die Classicität im Sinne er epochemachenden Idealität mit einigem Rechte abgesprochen hat, so weltbegend, so eindringlich, so unvergeßlich machte?

Ich glaube, es ist ein gemüthlich oder anmaßlich philosophischer Wahn, die nst als abstracten Begriff rein denken zu können. Nur Einzelnen ist es geen, ihre Essenz zu verstehen. Wir Anderen, eingeschlossen in die Enge serer Endlichkeit, haben für die Individualität, für den gebieterischen und ngen Umriß ihrer Einzelheit, die nächste Theilnahme. Begreiflich genug, da er Ausdruck der Kunst zunächst ein persönlicher ist. Die Kraft eines Künstlers uht auf zwei Eigenschaften, auf seiner Originalität und seinem Stil. So stand en, daß wir Originalität das nur einem Einzelnen Zugewiesene, Stil t universellen Vortrag desselben nennen. Jene ist in dem Grade groß, als ihr esen sich von allem Vorangegangenen entfernt, dieser in dem Grade rein, als sich dem, was ausgedrückt werden soll, unmittelbar anschmiegt. Man könnte iginalität die von allem Vorbestandenen abweichende Textur des Geistes, Stil s Gedächtniß des Naturels nennen. Bei Chopin war die Macht Beider so rk, daß er nicht nur keinen Tact, wie andere Menschen schrieb, sondern auch

keinen anders hätte schreiben können, als er ihn geschrieben. Nicht der gerin Einfluß einer Schule, nicht die geringste Unsicherheit, welche auf einen Ka zwischen dem Gedanken und seinen Vortrag hätte schließen lassen, war bei i zu erkennen. Er war da, plötzlich wie eine Luftspiegelung, deren Flüchtig und Phantastik uns ergötzt, und über deren Entstehung wir uns den Kopf brechen. Mit Jean Paul theilte er den Mangel übersichtlichen, organischen W dens, mit Schumann die Ueberschwänglichkeit im Gefühlsausdruck, mit He die Neigung zu ironischen Pointen. Dennoch hatte er mit allen Dreien n die geringste Aehnlichkeit. Er ist immer nur er selbst, vom ersten bis z letzten Werk. Eine kleine Steigerung und vielleicht auch einen kleinen Ab zugegeben, bleibt sein Schaffen in immer gleicher Reife. Wäre seine Original weniger souverain gewesen, wer weiß, ob er bei der Einsamkeit seines Gen der aller tieferen Gemeinschaft den Rücken wendete, sich selbst nicht die Ae lichkeit gekündigt hätte! Was seinen Werken so strahlenden Glanz verleiht, der unvergleichliche Schimmer von Grazie und Vornehmheit, der auf ih ruht. Es ist blaues Blut in ihnen, das Wort im Sinne der sichtbaren Bei zugung einer Gesellschaftsclasse genommen, den dasselbe unterschiedlich immer r hat. Was wir darunter verstehen, sind Tact, Generosität, Anmuth, die Höfl keit gegen Jedermann und die Sicherheit, welche aus innerer Freiheit entspri Dies Alles besaß er in denkbarster Fülle. Aber ein Anderes fehlte ihm.

Wer einen Wald im Frühlicht durchstreift, wenn der Thau noch satten Tropfen an den Gräsern blinkt und das verschlafene Morgenlied des gels träumerisch von den Zweigen ruft, der fühlt die süße Jungfräulichkeit, heilige und geheime Majestät des Morgens. Es ist so rein, was man ath und schaut, keine Sorge irrt den starken Schlag des Herzens. Die Kunst solchen Morgenlaut nur selten finden können; er ist zu still, um in Klang gelöst zu werden. Der Morgen ist Gottes. Eher trifft sie den Abend seinem Mondlicht und seinem Erinnern, denn sie selbst ist eine Verklärerin Vergangenen, die Dämmerung ihr eigenstes Element. Landschaftsgefühl etwas der Musik sehr Zusagendes. Schubert und Haydn haben es in ho Grade besessen, auch Beethoven, der im Wandern zu componiren liebte. Schumann'schen Liedern ist es oft so stark, daß man die Natur malen kön die er vor sich sieht. Bei Chopin ist keine Spur davon zu entdecken. S Naturgefühl war kein musikalisches. In seiner Musik rauschen keine Wä und flüstern keine Quellen; kein Morgen- und Abendroth, nur Kerzenlicht leuchtet seine Welt. Er ist immer nur im Zimmer zu denken, nie im Fr Die himmlische Ungenirtheit, die Hemdsärmelnatur des Menschen, kennt er n Bauern tanzen zu lassen, wie Beethoven, wäre ihm unmöglich gewesen. S Scene ist nicht der Wald und die Flur, sondern der Salon der geistreichen sellschaft. Was bei ihm rauscht, ist das Gewand schöner Weiber, was bei flüstert, die Rede Verliebter. Wie er kennt keiner den Reiz der geselligen Fr und der schönen Form. Verborgene Liebesqual, ihr Verzichten und doch Be ren, zeichnet er eben so sicher wie ihren Gegensatz, das auflodernde Entbre und Gestehen. Wie beben seine Mazurken von süßer Heimlichkeit, wie stre seine Polonaisen von Kraftgefühl und Stolz!

Chopin war bekanntlich Pole von Geburt. Seine musikalische Erziehung pfing er von dem damaligen Director des Warschauer Conservatoriums, Els=
:. Ein in weiteren Kreisen wenig bekannter Clavierlehrer war der einzige entor, den er gehabt. Zur Zeit der polnischen Revolution, also 1830, verließ sein Vaterland. Paris wurde seine neue Heimath, das Paris Louis Philipp's. in Ort und keine Zeit konnte für die Entwickelung seines eigenartigen Genies nstiger gewählt sein. Das Julikönigthum war trotz seiner vielen Mängel e der gesundesten und glücklichsten Epochen Frankreichs. Eine von geistigen teressen vielseitig angeregte Gesellschaft, ihre bequemen und freien Formen ga= n in Verbindung mit der Grazie französischer Weltlichkeit eine Atmosphäre, lche dem Luxus künstlerischen Empfindens, worin Chopin's Natur wurzelte, e ungehindertsten Entfaltung verhalf. Es gibt mächtige Constitutionen, welche sterbliche Werke bei einer Thranlampe schreiben können. Wir könnten uns rstellen, daß die heroische Sinfonie in einer Dachkammer und unter den bit=tsten Entbehrungen verfaßt wäre. Die Gedanken darin nähren und wärmen) selbst. Aber eine so auserlesene Kunst, wie die Chopin's, ist ohne Comfort wer zu denken. Zu seinem Fis-dur-Notturno gehören nun einmal Champagner d Trüffeln. Es ist eine Art Dessertkunst, ein schöner Luxus, entbehrlich viel=cht, aber von Keinem mißachtet, der die feineren Seiten künstlerischen Genießens nt. Man muß sich Chopin's Leben deshalb nicht als Sybaritenthum nach odernem Recept denken. Er war niemals reich. Lectionen, Concerte, Hono=re mußten seinen kleinen Aufwand bestreiten, und man zahlte in jenen Zeiten cht wie in unseren Tagen, wo trotz des gesunkenen Geldwerthes die Kunst sser honorirt wird.

Es ist schwer für uns, am schwersten vielleicht für einen Deutschen, den lnischen Nationalcharakter noch streng zu definiren. Ein Volk, dessen Geschick einbar erschöpft ist, wird auch in seinen Einzelerscheinungen etwas Ungeschicht=hes, Flüchtiges und schwer zu Fassendes haben. Das Hoffnungsarme und egenwartslose gibt ihm entweder einen Zug von fanatischem Groll oder von ergründlicher Schwermuth. Einem unterdrückten Volksstamm bleibt nur die ahl zwischen diesen beiden Erscheinungsformen. In Chopin's Kunst und Per=nlichkeit, — ich spreche von letzterer immer nur, so weit sie sich aus seinen erken und den Ueberlieferungen abstrahiren läßt, denn persönlich gekannt habe) ihn nicht — vereinigten sich beide, aber reizvoll gemildert durch zwei natio=le Eigenschaften, das Chevalereske und das Anmuthige. Diese Trias, Schwer=uth, Ritterlichkeit und Grazie, ist die eigentliche Basis seiner musikalischen rscheinung. Alle Heiterkeit bei ihm ist nur flüchtig abgelegte Trauer, etwa ie ein Leidtragender sich im Gespräch aus Höflichkeit freundlich geberdet. Jene ahre, aus Zufriedenheit entspringende Heiterkeit, welche wir selbst bei den bei=n ernstesten unter den Tonkünstlern, bei Bach und Beethoven mitunter an=effen, jene, wie Spitta sie einmal nennt, „grimmige Freudigkeit, die Bach wie ither zuweilen auszeichnet", besaß er nicht. Auch sein Lieben erscheint mehr s die Galanterie des Troubadours, welcher die künstlerische Bedeutung seines efühls voll auszunutzen trachtet, denn als die nachhaltige, den ganzen Men=jen beherrschende Gewalt eines nach Verbindung mit der Geliebten drängenden

Willens. In der That, seine Liebesempfindung macht mehr den Eindruck je „perte de consommation", womit französische Hoteliers eine nicht genos Mahlzeit witzig in Rechnung zu stellen wissen. Wenn ich sage, sie macht Eindruck, so will ich damit nicht behaupten, daß Chopin's Leben ohne er Leidenschaften gewesen sei, denn ein Anderes ist es, etwas sein und es o scheinen. Alles, was wir in Chopin's Musik als Liebesleidenschaft deuten kön hat etwas so Frenetisches, daß wir ihr alles eher als Beharrlichkeit zutra würden. Franz Liszt in seinem Buch*), der einzig umfangreicheren Arbeit, wir über Chopin besitzen, spricht von einer schwärmerischen Jugendliebe dessel wie wir sie bei einer poetischen Natur, welche das Leben mehr als dichterisches A denn als politische Realität auffaßt, wohl zu denken vermögen. Im reif Alter faßte Chopin eine heftige Leidenschaft zu George Sand, mit der er ei Winter auf der Insel Majorka verlebte. Das Verhältniß zu der merkwürdi Frau endete wie andere, die sie gehabt, mit einem jähen Bruch. Chopin sol selbst ausgesprochen haben, daß dieser Bruch auch sein Leben zerstört hätte. V leicht hat der Todeskeim, den er lange schon in der Brust trug, sehr dazu getragen, die Größe und tragische Bedeutung eines Schmerzes zu verschärfen, er ohne ihn nicht gehabt hätte. Es ist leicht zu verstehen, daß eine außer deutliche Frau wie George Sand der reizbaren und empfänglichen Seele Chopi eine starke Leidenschaft einzuflößen vermochte, zumal es seiner Eitelkeit geschm chelt haben wird, von der damals schon hochberühmten Schriftstellerin auf sucht und ausgezeichnet zu werden. Die Sand muß in jener Zeit auch sch gewesen sein, wie noch ein Bild aus ihren reiferen Jahren lehrt. Bei Frauen jed deren Leben an Liebeserfahrungen so reich war als das ihre, wäre es eigent eine gesunde Reaction gewesen, wenn der Enttäuschung die Abkühlung gefo wäre; denn der rasche Wechsel von Liebesaffecten in einer Frauenseele flößt ei normalen Natur nur Grauen ein.

Die charakteristische Leistung der Chopin'schen Kunst ist der idealisirte Ta Was in seine Bewegung Geistiges zu legen war, was ihm den Rang ei kleinen, aber aristokratischen Kunstform verleihen konnte, Chopin hat es hundertfältige Weise gezeigt. Es ist die Idee des Tanzes, die er gibt; er ta nicht mit den Gliedern, wie Lanner und Strauß, er tanzt mit der Seele. hat er abgelauscht, was sich durch den lebendig holden Rhythmus irgend t rathen oder verheimlichen läßt. Und hier ist es namentlich die Neigung z Wehmüthigen, oft sogar zum erschütternd Ernsten, die seinen Tanz zur Kl und zum Schmerz ausarten läßt. Er tanzt aus dem Saal hinaus in finstere Nacht; traurig und heiß umschlingen sich die jugendlichen Leiber. tanzt Reue und Wuth, er tanzt über einen Kirchhof hinweg und wieder zu in die lachend fächernde Luft des Augenblicks. Man denkt an Le Gran „getrommelte Thränen." Unerschöpflich ist er im Erfinden von Motiven, wel den Ball in eine poetische Welt wandeln, in der die Einzelnen ihr Traumle weiterspinnen.

Nie vielleicht wurzelte eine musikalische Phantasie so ganz in der Claviat

*) F. Chopin par Fr. Liszt. Paris, Escudier. 1852.

die seine. Die Tasten sind die Runenstäbchen, aus denen er seine Sprache
t. Ist es da ein Wunder, wenn sie uns geheimnißvoller umspinnt, als
re, wenn sie uns mit fast nekromantischem Zauber berückt? Und in dieser
ache weiß er nicht nur zu flüstern und zu schmeicheln, sie kann auch dröhnen,
mit eherner Stimme. In den Stücken größeren Umfangs, den Scherzi's,
aden, der Fismoll- und Asdur-Polonaise erreicht sie pathetische Kraft. Nie
wird sie Orchestersprache, wie so oft bei Beethoven, wo das Clavier
als rasches und zufälliges Vortragsmittel für eine noch nicht niedergeschriebene
itur erscheint. Der Genius seines Instrumentes beherrscht ihn ganz, und
er für Orchester schreibt, ist seine Partitur nur instrumentirter Claviersatz.
der innigen Verschmelzung mit seinem Idol erklärt sich die Fähigkeit, ihm
en und Stimmungen abzuringen, die vor ihm keiner gefunden hat. Hierzu
eine ganz neue Art von technischer Behandlung, die in dem Folgenschwersten,
er geschaffen, seinen „Etudes" und „Préludes" eine neue Welt eroberte.
andelte sich hier nicht um neue Passagen, in der Art Hummel's und Clementi's,
rn um eine aus der Verbindung von Poesie und Fingergefühl entstandene
Form von Wirkungen, welche den gesammten frühern Claviersatz über-
. Es war ein Combinationsvermögen, welches immer unter der unbewußten
rolle der Applicatur stand. Chopin's Phantasie muß eine Art von geistigem
ersatz gehabt haben, welcher den ausschweifendsten Wendungen etwas an-
en Handgerechtes gab. Es ist befremdend, daß ihr Flug selten darunter
en; man hat eher das Gefühl, als ob Gedanke und Ausdruck bei ihm in
derer Wechselwirkung standen.

Das Wesen der Chopin'schen „Etude" wird sich nicht leicht beschreiben lassen.
r diesem anspruchslosen, wenig anmuthenden Namen verbarg sich neben
technischen Rüstzeug, das er geben wollte, eine musikalische Genialität, daß
e sich wohl einmal die Frage vorgelegt haben wird, auf welchem Gesetz
Nachbarschaft ein Verkehr beruht haben mag, den die größte dichterische
eit in der Gestaltung mit dem erweislich instructiven Zweck unterhielt?
Frage berührt den, meines Erachtens, interessantesten Punkt in Chopin's
r. Wo sich sonst im Leben dem Höheren ein Niedrigeres gesellt, erfährt
rch dieses eine einschränkende Rückwirkung. Bei Chopin ist es wie ein
gefesseltes Fliegen, wobei das Genie die ihm gesetzte prosaische Schranke
nur zu überwinden, sondern als ein bedeutsam schönes Maß willig zu ver-
hen weiß. Der alte Zumpt hat lateinische Regeln in Verse gebracht, um sie
n Schülern mundgerechter zu machen. Chopin bringt eine Terzenübung
nur in Verse, er macht ein solches Kunstwerk aus ihr, daß man sich beim
iren derselben mehr auf dem Parnaß, als in der Lection glaubt. Jeder
ige nimmt er dadurch das Handwerksmäßige, daß er sie zur Figuration
schönen, sich in der Bewegung gefallenden Gedankens erhebt.

Die „Préludes", welche keinen technischen Gesichtspunkt verfolgen, sind freie
pfungen im kleinen Rahmen, die den Musiker jedoch in seiner ganzen Viel-
keit zeigen. Kein Werk Chopin's gibt ein so treues und vollständiges Bild
e inneren Structur. Vieles darin ist embryonisch. Es ist, als blätterte er
iner Phantasie, ohne eine Seite ganz zu Ende zu lesen. Aber man findet

darin die wetterleuchtende Gewalt der Scherzo's, die halb spöttische, halb k
Eleganz der Mazurken, den südlichen, mit üppigem Duft geschwängerten E
der Notturno's. Manchmal ist es, als wären es kleine Sternbilder, die si
Niederfallen zu Tönen auflösten.

Unter den Typen, die Chopin geschaffen, steht das „Scherzo" in erster L
Selbst mit dem verglichen, was Beethoven in seinen Sinfonieen so nannte,
es eine breiter ausgebildete Structur. Es ist Claviermusik im Sinne
geistreichsten Virtuosität. Kein Gedankengang kann dem Beethoven'schen un
licher sein, als der seine. Es ist fast wie der Unterschied zwischen einem
relief und einer rund ausgemeißelten Figur. Das Chopin'sche Scherzo hat
auch einen Hauptsatz und ein Trio, aber so phantastisch modellirt, daß von
Schulcharakter der Form fast nur der Dreivierteltact übrig bleibt. Mit
wird es durch einige präludirende Tacte eingeleitet, immer durch eine ge
oder breiter ausgeführte Coda geschlossen. Unter seinen vier Scherzi's ist
zweite in B-moll mit Recht am populärsten geworden. Es ist so frisch
verständlich, so dramatisch packend, so glücklich in seinen Gegensätzen, wi
die Vollkraft eines genialen Mannes es in gesegneter Stunde erfinden k
An geistreicher Feinheit sind ihm die anderen, namentlich das erste und
überlegen, aber man muß schon ein gründlicher Kenner Chopin's sein, un
geheimen Falten derselben zu verstehen.

Chopin soll Shakespeare und Beethoven mit großer Einschränkung g
haben. Das Unberechenbare und Titanenhafte in ihnen schreckte ihn z
Selbst von Franz Schubert hat er einmal gesagt: „que le sublime était
lorsque le commun ou le trivial lui succédait". Auch von Mozart's
Juan erzählt Liszt, daß er Stellen darin gefunden hätte, die ihm peinli
wesen wären. „Il était," sagt Liszt, „si intimement et si uniquement pe
des sentiments dont il croyait avoir connu dans sa jeunesse les typ
plus adorables, de ces sentiments que seul il lui plaisait de confier à
il envisageait celui-ci si invariablement d'un unique et même point de
que ses prédilections d'artiste ne pouvaient manquer de s'en ress
Dans les grands modèles et les chefs-d'œuvre de l'art il recherchait u
ment ce qui correspondait à sa nature. Ce qui s'en rapprochait lui
sait; ce qui s'en éloignait obtenait à peine justice de lui." Bei der u
windlichen Abneigung, die er gegen alles Gewaltthätige in Beethoven
war er selbst doch nicht frei davon. Ja im Gegentheil, gewaltthätige
heftiger, als er es zuweilen sein konnte, ist es kaum Beethoven gewesen
war die theoretische Angst vor dem eigenen Dämon, die ihn gegen den fr
so unnachsichtig machte. Es gibt solche eigenmächtige Naturen, welche es
ertragen können, wenn auch Andere ihre Schranken niederreißen. Im
der Clavierliteratur gibt es kaum Jemand, der der Freiheit eine größer
gebrochen hätte, als er. Von Shakespeare und Beethoven hat er die ersch
Gewalt der Episode gelernt. Wie oft sieht man in seinen größeren
z. B. dem ersten Scherzo, nach der furchtbarsten Katastrophe das „süße
des Mondlichts auf den Hügeln", wie in dem lyrischen Nachspiel zu
mann von Venedig". Es war etwas Unersättliches in ihm. So

:n „Prélude" nach allen möglichen harmonischen Auslegungen für eine
dische Phrase von zwei Noten. Schrullenhaft, aber niemals trivial, auch
:t mitunter, als redete er sich selbst mit „Sie" an. Am unersättlichsten
:lgt seine Phantasie in der Erfindung von Mittelstimmen und harmonischen
anten. In der „Berçeuse" erfindet er ein ganzes Tonstück über der ein-
ten accordlichen Begleitung, eine Reihe von Variationen, die sich über einem
ronischen Orgelpunkt abspielen. Man denkt an einen Springquell, dessen
serstrahlen sich von demselben Bodenpunkt erheben, immer wandelnd in
und Form. Im zweiten „Impromptu" hat er statt des harmonischen
:lpunktes gar einen melodischen gewählt. Es ist eine beispiellose Originalität
von dem anheimelndsten Reiz. Nur darf man kein harmonischer Quäker
und außer sich gerathen, wenn die Uhr zweimal hintereinander fünf schlägt.
nten schreibt er, wo sie ihm klingen. In der achten Etude (op. 25) bringt
hrer eine ganze Girandola, aber sie liegen in den Mittelstimmen und wirken
refflich.

Hatte Chopin im „Scherzo" immer noch annähernde Vorbilder, so gehört
„Ballade" ihm ganz allein. Auch ihrer hat er vier geschrieben. Jede ist
der anderen grundverschieden, nur eins ist ihnen gemeinsam, die Phantastik
Vortrags und die Noblesse der Motive. Chopin erzählt in ihnen, aber
t wie Jemand, der ein wirklich Erlebtes mittheilt; es ist mehr das, was
: und nimmer sich begeben", was sich im innersten Gemüth wie ein Vor-
g der Sehnsucht abspielt. Es mag viel nationales Leid darin sein, viel
erlich erstickter und innerlich nachlodernder Groll über die dem Vaterlande
hlagenen Wunden; aber eine positive Realität, welche, wie in Beethoven'schen
naten, uns oft die Worte in den Mund legt, haben sie nicht. Für das
nstwerk an sich ist dies auch durchaus gleichgültig. Die Anlässe, denen es
en Ursprung verdankt, die bestimmten Vorstellungen, welche zufällig oder
chtlich bei seiner Abfassung mitgewirkt haben, alle diese außerehelichen Be-
ungen haben kaum für den Biographen einigen Werth. Auch unter den
lladen hat sich die Stimme des Volkes richtig entschieden und der dritten
As-dur den Vorzug vor den anderen gegeben. Das Rührendste, was Chopin
leicht geschrieben, ist die Erzählung in der F-dur-Ballade. Keine alte Legende
n einfacher und in ihrer Schlichtheit eindringlicher sein. Ich habe es erlebt,
ı Kinder dabei ihr Spiel unterbrachen und aufhorchten. Es ist fast wie die
n Mährchen gewordene Musik. Dabei herrscht eine Durchsichtigkeit des vier-
nmigen Satzes darin, als wiegte laue Frühlingsluft die geschmeidigen Fächer
er Palme. Welch' „sanfter, süßer Hauch", der sich in Herz und Sinne ein-
meichelt!

Die Koketterie der Anmuth, wenn man darunter das halb unbewußte
[illegible]en mit jener Macht versteht, welche bezaubert und anfeuert, indem sie
Die des Zugeständniß Zurückhaltung folgen läßt, war Chopin's eigentliches
ofun Es ist nicht zu sagen, durch welche kleine Bewegung voll unwider-
keit m Reiz er solches Liebesspiel auszudrücken verstand. Wer erinnert sich
inne[illegible]t der unvergeßlichen Stelle in der As-dur-Ballade, wo nach dem lang
ner P

ausklingenden Sextaccord von As-dur die rechte Hand eine pausirte Ach bewegung erst allein vorträgt? Kann die Verwirrung eines Liebenden d halbes Verschweigen und Zögern süßer aufgehalten werden? Oder jener klei Triolenverzierung, womit er das Thema des F-dur-Notturno's (op. 15) mit weichem Schmetterlingsflügel anstreift? Den künstlerischen Werth Ornaments kann man nirgends vielleicht gründlicher studiren, als bei i Das Ornament ist in der Kunst ungefähr, was die Blume in der Natur der Schmuck im Leben der Frauen ist. Aller Schmuck, wenn er richtig gew ist, hat das Eigenthümliche, daß er seine Schönheit auf den Träger zurückstra wie er durch diesen eigentlich erst zu etwas Lebendigem wird. Er kann seiner N nach nur das Schöne schmücken; häßliche Frauen werden erfahrungsgemäß d ihn noch häßlicher, weil der Contrast zu einem für sie ungünstigen Vergl auffordert. Der Schönheit aber wird durch ihn etwas Liebliches, oder e Feierliches und Prächtiges verliehen, lieblich, wenn er eine schöne Linie in il Flucht zu begünstigen scheint, prächtig, wenn er in großen und kühn bewe Formen Ruhepunkte schafft. Ein entscheidendes Moment bei seiner Verwend ist das künstlerisch fein abgewogene Maß. Blickt man auf die verzie „Airs" Händel's und anderer Meister jener Zeit, so kann man schwer begrei wie ein solcher Ungeschmack jemals Epoche machen konnte. Fast auf jeder N ein Zierrath: es ist, als sähe man eine Hand mit Ringen an allen Finge Wie rührend einfach und enthaltsam erscheinen dagegen die drei Wiener Meis namentlich Beethoven. Bei seinem Adagio könnte man sich des Bildes erinn das Jean Paul einmal von der Sonne gebraucht: „sie badet nackt im Bla Auch Mozart, wo er der Primadonna nicht gerade Zugeständnisse machte, kon völlig schmucklos sein. Ich erinnere hier nur an das „Schmähle, tobe, lie Junge" im Don Juan. Eine Musik, wie die Chopin's, konnte aber bei il vorwiegenden Eleganz den Schmuck nicht entbehren. Vom Juwelier kaufte ihn freilich nicht, er schuf ihn mit fein fühlender Hand selbst. Sein ist Erfindung, eine Note wie mit kleinen Diamantfacetten zu umgeben, oder dem Silber des Mondlichts die rauschende Fluth seiner Empfindung zu dur weben. In seinen Notturno's flimmert es wie von melancholisch weiten Stern aus ihrem träumerischen Himmelsschmuck hat er manche Linie heruntergeh Das Chopin'sche Notturno ist das dramatisirte Ornament. Warum sollte Kunst nicht einmal in solchen Symbolen reden? In dem viel bewunder Fis-dur-Notturno (op. 15) tritt gleich der Hauptgedanke so ornamentirt o daß man die Vorstellung einer sich auf die Arabeske als poetisches Ausdru mittel beschränkenden Phantasie nicht abweisen kann. Selbst der leidenschaftli Mittelsatz streift in seiner Quintolenbewegung an das, was ich das trag figurirte Ornament in Chopin nennen möchte. Der ursprüngliche Gedanke w hier durch dichte Schleier verhüllt, aber auch der Schleier kann Ornament se

Es ist vielleicht der hübscheste Theil des Liszt'schen Buches, welcher poetisches Bild der alten Nationaltänze entwirft, wie sie noch am Anfa dieses Jahrhunderts in Polen getanzt sein sollen. Chopin hat die letzten R jener Kunst, mit welcher das gebrochene Polen sich noch einmal in die Erin rungen seiner alten Herrlichkeit zurückversetzte, wol selbst noch erlebt. Mach

Polonaisen und Mazurken doch ganz den Eindruck, als wären sie in der Nationaltracht geschrieben und als hörte man die Damascenerklinge und ilbernen Sporen klirren.

Die Polonaise war damals nicht die nichtssagende Promenade, zu der sie m herabgesunken ist. Sie war ein ruhiger aber charakteristischer Tanz, in jem die Majestät der Grazie die Hand reichte. In der wenig gespielten, schönsten der Chopin'schen Polonaisen, der in Fis-moll, sind beide Tanz- t vereinigt. Die Mazurka tritt als Einlage darin auf. Wenn es der kalischen Phantasie jemals gegeben war, ein Culturbild zu einem Kunst- mal zu erheben, so ist es hier geschehen. Ich mache bei dieser Gelegenheit einen sinnentstellenden Druckfehler der deutschen Ausgabe aufmerksam. e 10 müssen auch die beiden ersten Tacte in Dur stehen. In der aller- sten Zeit werden die Chopin'schen Werke frei. Es kann nicht ausbleiben, wir bei einem Componisten von seiner Popularität mit Ausgaben desselben schwemmt werden. Eine schwere Aufgabe wird es sein, den vielfach fehler- n Text von allen Ungereimtheiten zu befreien. Man muß zu diesem Ge- t nicht nur in der Flora Chopin's, sondern auch in seinem Dornengestrüpp bewandert sein. Ueber manche Note werden selbst Kenner mit einander rn. Bei der gewissenhaften Sauberkeit, die Chopin'sche Manuscripte aus- nete, muß die Nachlässigkeit der Correctoren oder ihre unzureichende Kenntniß Chopin'schen Satzes groß gewesen sein. In der Handschrift zur H-moll- ate fand ich alle unterdrückten Stellen so sorgfältig durchkreuzt, daß sie wie lochirt aussahen. Keine Möglichkeit, auch nur eine Note, die er verworfen, ntziffern. Es muß ihm peinlich gewesen sein, sich in abgelegten Kleidern t zu lassen. Zu dieser Marotte der Sauberkeit gehört auch der bizarre all, sich in seinem Concertanzuge begraben zu lassen. Er wollte diese Welt äußerlich in guter Form verlassen und vor den höchsten Richter nicht im ligé treten.

Rang verpflichtet, und so hat auch Chopin den letzten Ansprüchen an einen ssten genügen und das unerläßliche Clavierconcert schreiben müssen. Er hat n bekanntlich zwei verfaßt, und sich seiner Aufgabe so gut entledigt, als er te. Seiner Natur war es nicht gemäß, sich in breiten Formen zu bewegen. den Siebenmeilenstiefelschritt, den eine Partitur mitunter braucht, war Brust zu schwach. Auch das „Trio" und die „Cellosonate" waren Pro- e, für deren Lösung die Natur ihn nicht bestimmt hatte. Er mußte allein die Tastatur greifen, nicht Rücksichten auf neben ihm sitzende Spieler zu nen haben. Er war am größten, wo er ohne jeden formellen Zwang frei sich heraus schaffen konnte. Dann entstanden jene in ihrer Eigenart ihm n angehörenden Werke, die „Impromptu's", „Rondo's", „Phantasien", die rantelle" und die unvergleichliche „Barcarolle". Auch die beiden Sonaten, entlich die zweite in H-moll, deren erste drei Sätze zu seinen bedeutendsten eiten gehören, darf man mit gutem Recht hierher rechnen. Der „Trauer- sch" der B-moll-Sonate verdankt seinen großen Ruhm der wunderbaren har- nischen Verquickung zweier Dreiklänge, die in diesem Zusammenhange etwas htragisches haben. Der Mittelsatz fällt leider ganz aus dem Rahmen.

Trüge er wenigstens Halbtrauer; man kann nach so viel schwarz verhäng Flor doch nicht gleich wieder weiße Wäsche zeigen.

Ich habe von der Popularität Chopin's gesprochen, muß dies jedoch läutern. Man kann den Menschen nur auf zweierlei Weise gefallen, indem n sie entweder unterhält, oder sie außer Fassung bringt. Das Letztere thun eigentlichen Genies. Sie erschüttern, verwirren und setzen an die Stelle Alten ein Neues. Es klingt wunderbar, aber es ist so: dieser heftige We wird nach kurzem Sträuben zur angenehmen Empfindung. Man fühlt geschmeichelt, indem man für Bereicherung und Entwickelung des eigenen We nimmt, was nur Reichthum und Entwickelung eines fremden war. Im Mens steckt das dunkle Bedürfniß, sich von Zeit zu Zeit durch einen tüchtigen St durchrütteln zu lassen. Alle Kunst, die so orkanhaft wirkt, breitet sich rasch Was nur schön ist, was den Pendelschlag unserer Empfindung nicht aus Tact bringt, bricht durch den Dunstkreis des alltäglichen Seins nur mit sti mähliger Macht. Man hat treffend von der erhabenen Gleichgültigkeit Schönen gesprochen, denn das Schöne an sich ist kalt und statuär. Erst w es sich im Künstler aus seiner Starrheit zu erlösen beginnt, wenn es zum s Bewegten und Berührenden wird, nimmt es jene Flimmerbewegung an, w auch im geistigen Leben die Vermittlerin der Empfängniß ist. In Chop Seele waltete ein unbewußtes System von Anziehungskräften. Er besaß richtige Quantum an Sinnlichkeit, ohne welches ein Künstler niemals präg ist, und neben all' den Eigenschaften, worin andere Musiker groß sind, eine widerstehliche Grazie des Herzens. Aus solcher Vielseitigkeit, wenn sie von Naturtrieb begleitet ist, sich immer frisch zu erhalten und in ihrem Wechsel künstlerische Ordnung einzuhalten, entspringt das, was man im guten S das Unterhaltende nennen kann. Dies ist das Geheimniß seiner Allmacht. ihm erklärt sich, warum Menschen, welche der Instrumentalmusik sonst ab sind, die verständlicheren seiner Werke lieben.

Von contrapunctischer Kraft ist bei Chopin natürlich keine Rede. frei Gestaltende in ihm schloß diese Form des Denkens aus. Wie begab aber auch auf einem ihm so fern liegenden Gebiete gelehrter Bildung gew das sieht man zuweilen an kanonischen Wendungen, wie, um hier nur ein spiel anzuführen, am Schlusse der Cis-moll-Mazurka (op. 63). Kein in gelel Kunst Ergrauter hätte diesen Kanon in der Octave vollkommener schre können. Im Harmonischen ist Chopin oft über die glückliche Mitte des f Faßlichen hinausgegangen. Die Stimmführung, welche ihn leicht zu Ansc pungen verleitete, wird durch eine gefährliche Vorstellung vom Gleichzeit zuweilen in ihrer Klarheit beeinträchtigt. Welcher Dilettant kann beispielsw die imitatorischen Mittelstimmen am Schluß der „Barcarolle" (Tact 8, 9 — ich zähle rückwärts) noch rein denken? Derartige Trübungen, welche e kleinen Hang zum Gewaltthätigen verrathen, sind nicht selten bei ihm. sogenannte „Durchgang" wird zum Durchgänger. Manches beruht nach m vollen Ueberzeugung auf falschen Lesarten, aber es bleibt des Wunderli immer noch genug, um ein gerechtfertigtes Kopfschütteln zu erregen. Der S trag kann an solchen Härten viel mildern und durch geistvolle Benutzung

bato" über manche fragwürdige Stelle glimpflich hinweghelfen. Nur sei innerstes Spielgesetz des Rubato erkannt, daß sich Zeitverlust und Zeitn decken müssen. Ueberall bei Chopin, wo sich das Accelerando nicht ch wieder im Ritardando einbringt, entsteht beim Hörer das Gefühl von s Falschem. Jene kleine Ebbe und Fluth des tactfreien Spiels, welche die ematische Starrheit der Quantität lockern aber nicht zerstören soll, ist von der Triumph und die Gefahr der Virtuosen gewesen. Wer sich von diesem talischen Gesetz der Wellenbewegung eine Vorstellung machen will, der höre jim, wenn er Bach spielt.

Man stellt sich einen Mann, der uns von früher Jugend an lebhaft betigt hat, gern leiblich vor. In Florenz sah ich bei Mme. Rubio, einer lerin Chopin's, ein Bild aus seinen reiferen Jahren, das frappant ähnlich en sein soll. Es weicht sehr von den bekannten Portraits ab, ist mir aber allen das wahrscheinlichste. Nach ihm war Chopin nicht schön. Er hatte sehr starke Nase und kleine Augen. Daß diese sehr ausdrucksvoll gewesen müssen, sieht man selbst aus dieser flüchtigen Skizze, die ganz den Eindruck wahren Momentbildes macht. Stirn und Hände sind von der größten nction, die Haltung vornehm nachlässig, der feine Mund — übrigens auf Bildern der gleiche — sanft geschlossen, als verschwiege er eine süße Me-

Schilderungen, die Zeitgenossen wie Liszt und Hiller von seinem Wesen Spiel geben, stimmen mit diesem Bilde vollkommen überein. Man spricht einem Briefwechsel Chopin's, der nächstens erscheinen soll. Bei der großen ckhaltung, die derselbe in brieflichen Aeußerungen bewiesen haben soll, — g es vor, durch halb Paris zu laufen, um ein Billet nicht schreiben zu n — ist es nicht denkbar, daß derselbe Wesentliches enthalten wird, es wäre daß Briefe an die Sand oder seine Familie, mit der er in fortdauernder ndschaft stand, vorlägen. Man kann sich Chopin's Persönlichkeit auch ohne Documente vergegenwärtigen. Eine persönlichere Kunst als die seine hat um jemals gegeben. An jedem seiner Werke läßt sich, um ein Wort Paul es zu gebrauchen, noch der frische Erdgeruch wahrnehmen, mit dem es e und wuchs. Man sieht eben so gut den Sonnenstrahl, der in seine Arstube fällt und sein warmes Licht um seine Feder legt, wie man den en Nebel fühlt, der wie ein dem Grab entstiegener Thau seine Brust bet. Man sieht ihn in dem vollen Rausche glückseligster Jugend, wie in dem n Herbst, der ihn uns so bald rauben sollte. Das Leben hat ihn früh gemacht. Zart und gebrechlich, wie er war, liefen seine schwachen Füße m Granit der Erde wund. Die furchtbare Realität des Daseins erschreckte weil sein inneres Leben ohne den derben und gesunden Trieb war, ihm abtzen, was es nimmer gutwillig gibt. Bis zu der epischen Kraft, welche in Erscheinung nur festhält, was sie unter gegebenen Bedingungen sein und ten kann, vermochte er nicht vorzudringen . . . .

Wie lange wird die Chopin'sche Kunst noch bestehen? Es scheint mit dem n der Musik noch eine besondere Bewandtniß zu haben: sie gleicht den südFrauen, deren Schönheit sich rasch verzehrt. Daß sie schneller veraltet als ild oder eine Statue, wer möchte das leugnen? Was der menschliche Geist

rein aus sich heraus schafft, was sich an kein Vorbild der immer gleichen N anlehnt, muß das nicht wandelbar sein? Ein Stein verwittert, eine F verblaßt, aber wieviel rascher verklingt ein Ton? Wo ist die Mozar Clavierſonate hin? Legen sich nicht selbst um die Weber'sche Sonate, uns so nahe, schon die ersten Schatten des Abends? Nur wo eine musikalische das Höchste geleistet, wie bei den alten Italienern, bei Bach, in den Sinfo und Quartetten Beethoven's, läßt der Schritt der Jahrhunderte kaum eine zurück. Ist Chopin'sche Kunst in solche Reihe zu stellen? Gewiß nicht! sie ist ein so durchdringender Ausdruck einer durch und durch originalen N sie hat das Empfindungs- und Darstellungsgebiet des verbreitetsten aller strumente so nachhaltig erweitert, daß wir kein Urtheil über das Tempo Vergänglichkeit haben. Ich halte insbesondere die „Etuden" für ein kau mals zu verdrängendes Element der Clavierliteratur, und zwar, wie ich ausgeführt, wegen des in ihnen herrschenden Synchronismus von Zweckm keit und schön waltender Phantasie. Nach hundert Jahren werden diese St wenn nicht mit demselben Recht wie das „wohltemperirte Clavier", denn ist ein Werk grundverschiedenen Geistes, aber mit derselben Nothwendigkei allen Flügeln liegen. Welche Stelle die Kunstgeschichte in späten Tage freien Tonschöpfungen Chopin's einräumen wird, wer kann es sagen? Ab denke, es wird eine Stelle sein, um welche die Spinne nicht ihr graues Netz sondern wo Epheu und Rosen ihren lebendigen Kranz um ein Gedächtniß fl werden, welches die Sprache der Grazie und der Wehmuth zu einem unve lichen gemacht hat.

Paul Anselm von Feuerbach.

Von

Professor Dr. **A. Geyer** in München.

Fast um dieselbe Zeit, im November 1875, wo der deutsche Reichstag seine
vegte Debatte über die Revision des deutschen Strafgesetzbuches begann, haben
hrere deutsche Universitäten die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages
; großen Criminalisten gefeiert, welcher unter den Neuern vielleicht am
eisten zur Entwicklung des Deutschen Strafrechtes überhaupt beigetragen. Es
rd daher als begründet erscheinen, wenn wir auch an dieser Stelle das An=
ken Paul Anselm von Feuerbach's zu erneuern versuchen und der Betrach=
ng seines Lebens, seines Charakters und seiner Verdienste um Theorie und
axis des Strafrechts die nachfolgenden Blätter widmen.

I.

Paul Johann Anselm Feuerbach ward am 14. November 1775 zu Hain=
n bei Jena geboren. Sehr häufig wird in älteren und neueren Werken
ankfurt am Main als sein Geburtsort genannt, weil sich Feuerbach's Vater,
: Dr. jur. Anselm Feuerbach, schon im nächsten oder zweitnächsten Jahre
rauf mit seiner Familie in Frankfurt als Advocat niederließ. Von unseres
ul Johann Anselm ersten Jugendjahren sind uns nur wenige Nachrichten
fbewahrt. Blos das ist bekannt, daß sich schon frühzeitig in dem Knaben
inzende geistige Begabung und ein reger Wissenstrieb entwickelte, zugleich eine
ohaftigkeit und Erregbarkeit des Temperaments kundthat, welche manchen
nflict mit dem strengen Vater hervorrief. Das harte Regiment des Hauses
eb endlich den siebzehnjährigen Jüngling dazu, wider den Willen des Vaters im
vember 1792 die Heimath zu verlassen und in Jena, wo er nur von einer
unte kärglich unterstützt wurde, sich den philosophischen Studien zu widmen.

Vor Allen war es hier der treffliche Reinhold, welchem er sich näher
schloß und welchen er (in einem Brief an seinen endlich mit ihm ausgesöhnten
ter) als „seinen Führer zum Guten und väterlichen Freund" bezeichnet.
„Ihm dankt es unsere Akademie," fährt er fort, „daß sie das Lob sich erworben

hat, die beste, die gesittetste zu sein. Ihm danke ich es (und mit mir unzähli Jünglinge), daß ich besser geworden bin, ihm danke ich die Ausbildung mein Geistes und die Schärfung meiner Denkkraft, ihm danke ich es endlich, daß i warmer Freund reeller Wissenschaften, Freund des eigentlichen angestrengt Denkens geworden bin."

Die wenigen auf uns gekommenen Bruchstücke aus dem Tagebuche, welch Feuerbach damals führte, zeigen uns einerseits einen in der Weise jener Z empfindsam schwärmenden, namentlich von Liebe zu jugendlichen Freund überströmenden Geist, andererseits ein leidenschaftlich aufbrausendes Gemüt wie Feuerbach denn selbst bemerkt, daß er, wenn er Verachtung in dem B nehmen Anderer wahrzunehmen glaube, so sehr in Hitze gerathe, daß er si kaum enthalten könne, mit tödtlichen Waffen auf seinen Gegner loszugehe Charakteristisch ist auch das Bekenntniß des noch nicht Neunzehnjährigen (16. Apr 1795): „Ehrgeiz und Ruhmbegierde machen einen hervorstechenden Zug meinem Charakter aus. Von Welt und Nachwelt gepriesen zu werden, dün mir das größte Erdenglück. Oft wünsche ich, mein Leben im Vollbringen groß Thaten selbst unter qualvollen Martern hinzugeben, um nur in den Jahrbüche der Menschheit als großer Mann zu glänzen. Ich höre nicht gern das L großer Männer; ich meine, ich müßte vor Scham vergehen, wenn ich beden daß ich schon 18 Jahre alt und noch der Welt unbekannt bin, da doch Ande schon in den frühesten Jünglingsjahren die öffentliche Laufbahn betreten haben

Uebrigens hatte Feuerbach schon im vorangehenden Jahr einige Aufsä in Meißner's „Apollo" veröffentlicht. Seine erste selbständige Schrift: „Ueb die einzig möglichen Beweisgründe gegen das Dasein und die Gültigkeit d natürlichen Rechte," in welcher er die Gültigkeit der „Menschenrechte" nach d Principien der kritischen Philosophie zu beweisen versuchte, erschien in demselb Jahre 1795, in welchem er (am 12. September) als Doctor der Philosoph promovirte. Im Jahre darauf unternahm er es, in einer „Kritik des natü lichen Rechts als Propädeutik zu einer Wissenschaft der natürlichen Rechte" f die Rechtslehre ein selbständiges, von der Moral unabhängiges Princip a zustellen.

Sein Vater war mit dieser philosophischen Richtung des Sohnes höchlich unz frieden und bestand darauf, daß dieser sich der Jurisprudenz zuwende, welche ihm eh zu Amt und Einkommen verhelfen könnte. Hierzu kam noch ein Liebesverhältn zu Wilhelmine Tröster aus Dornburg, welches den jungen Doctor der Philosoph dazu drängte, so bald als möglich einen eigenen Hausstand zu begründen. U so ruft er denn in einem Briefe vom Neujahr 1796 an seinen Vater aus: „I will gern auf der einmal betretenen Bahn wieder umkehren und meine Liebling neigung der väterlichen Liebe zum Opfer bringen. Es wird mir ein Leicht sein, bald in der Jurisprudenz das zu werden, was ich jetzt in der Philosoph geworden bin." Ueber jene entscheidende Wendung und Wandlung hat er für undzwanzig Jahre später in einem Brief an seinen Sohn Anselm, der dama einen schweren Kampf zwischen der Neigung zur Theologie und der Liebe z Archäologie kämpfte, in wahrhaft denkwürdigen Worten Aufschluß gegebe „Wie der Gedanke an Pflicht und Nothwendigkeit selbst gegen innere Neigu

begeistern vermag, wie man, selbst in einem unserer Lust gar nicht zusagenden che, ausgezeichnet werden kann, wenn man nur ernstlich will und es sich das Mühe kosten läßt, wenn man nicht blos den Gelüsten nachgeht, sondern e Allem durch die ernste Pflicht sich führen läßt, die bald freundlich uns helt und für unsern Schweiß uns lohnt, dafür kann ich Dir mein eignes ispiel nennen. Die Jurisprudenz war mir von meiner frühesten Jugend an der Seele zuwider, und auch noch jetzt bin ich von ihr als Wissenschaft nicht zezogen. Auf Geschichte und besonders Philosophie war ausschließend meine be gerichtet; meine ganze erste Universitätszeit.... war allein diesen Lieb= gen, die meine ganze Seele erfüllten, gewidmet, ich dachte nichts als sie, ubte nicht leben zu können ohne sie.... Da wandte ich mich mit raschem, r festem Entschluß von meiner geliebten Philosophie zur abstoßenden Juris= denz; sie wurde mir bald minder unangenehm, da ich einmal wußte, daß ich liebgewinnen müsse; und so gelang es meiner Unverdrossenheit, meinem ch die bloße Pflicht begeisterten Muth.... daß ich schon nach zwei Jahren t Lehrstuhl besteigen, meine Zwangs=, Noth= und Brodwissenschaft durch hriften bereichern und so einen Standpunkt fassen konnte, von welchem aus rasch zu Ruhm und äußerem Glück mich emporgeschwungen.... habe."

In der That hatte Feuerbach, der sich erst mit dem Jahre 1796 der chtswissenschaft zugewandt, noch ehe das Jahrhundert zur Neige ging, sich ein Criminalist, dem kaum ein Anderer den Rang streitig machen konnte, en durch ganz Deutschland widerhallenden Ruf gegründet. Mit jenem Feuer= r, welcher ihm noch in späteren Jahren den scherzweisen Beinamen Vesuvius arb, und zugleich mit jener Gründlichkeit, welche den echten Anhänger der tischen Philosophie kennzeichnet, widmet er sich dem neuen Beruf, veröffentlicht, ßer verschiedenen kleineren Abhandlungen, im Jahr 1798 seine „Philosophisch= idische Untersuchung über das Verbrechen des Hochverraths" und seinen „Anti= bes oder über die Grenzen der höchsten Gewalt und das Zwangsrecht der rger gegen den Oberherrn," erwirbt am 15. Januar 1799 auf Grund einer ssertation „De caussis mitigandi ex capite impeditæ libertatis" die Doctor= rde, eröffnet im Sommersemester eben dieses Jahres als Privatdocent in na seine Vorlesungen über peinliches und römisches Recht, sowie über Rechts= chichte und legt durch die 1799 und 1800 in zwei Bänden erschienene „Revi= n der Grundsätze und Grundbegriffe des peinlichen Rechts," sowie durch sein 01 in der ersten Auflage herausgegebenes: „Lehrbuch des gemeinen in Deutsch= d gültigen peinlichen Rechts" den Grund zu einer vollständigen Umwälzung dem Gebiete der strafrechtlichen Theorie und Praxis.

Das außergewöhnliche Aufsehen, welches die beiden ebengenannten Werke chten, die tiefgehende Wirkung, welche sie übten, erklärt sich nicht blos durch klare, anziehende Form der Darstellung, sondern auch durch den Inhalt, lcher hier allerdings mit einer Lebhaftigkeit, Frische und Gewandtheit vor= ragen wurde, die zu der Schwerfälligkeit, Trockenheit und man kann sagen geschmacktheit, mit welcher die damaligen Criminalisten in der Regel ihre ren explicirten, einen auffallenden Contrast bildet. Die Strafrechtstheorie st, welche Feuerbach aufstellte, war unzweifelhaft, abgesehen von der Be=

gründung der Zurechnung auf die Unfreiheit statt auf die Freiheit, wenig originell und neu dem Inhalt nach, als vielmehr ausgezeichnet durch die au hier hervortretende ganz eigenthümliche Darstellungsweise und Methode d geistvollen Verfassers. Gerade der Umstand aber, daß sie dem letzten Ergebn nach nicht wesentlich abwich von den bisherigen Anschauungen und Uebung der Theoretiker und Praktiker, hingegen einen inneren Zusammenhang in d brachte, was man bisher gelehrt und gethan, daß sie methodisch zusammenfaß und mit philosophischer Schärfe und Consequenz begründete, was man oh klares Bewußtsein, und daher vielfach sich selbst widersprechend als „gemein Herkommen" betrachtet und ausgeführt hatte, mußte dem kühnen, wohlgefügt Bau des neuen Systems Bewunderer und Anhänger gewinnen. Dabei stüt sich Feuerbach auf die Kant'sche Philosophie und ihre Auffassung vom Sta als einem Verein zur Sicherung der Rechte, und eben diese Philosophie dräng zur damaligen Zeit immer mehr die Räsonnements der Popularphilosophen in d Hintergrund, um auf dem Gebiete des Naturrechts für einige Jahrzehnte ei fast unbestrittene Oberherrschaft zu erlangen.

Es ist hier nicht am Ort den Werth der Feuerbach'schen Strafrech theorie ausführlich zu prüfen. Sie ist eine eigenthümlich modificirte Abschreckung theorie, welche aus dem Zwecke des Staats, die Rechtsordnung aufrecht erhalten, zunächst Recht und Pflicht folgert, den Bürgern des Staats als mi lichen Rechtsverletzern durch Strafdrohungen entgegenzutreten. Diese müssen Gegengewicht schaffen gegen die Macht der sinnlichen Triebfedern, die allein Menschen zu Verbrechen anreizen können. Der sinnliche Mensch wählt not wendigerweise von zwei Uebeln das kleinere. Erscheint es ihm als Uebel, das Verbrechen, zu welchem er sich getrieben fühlt, zu unterlassen, so wi er dennoch nach jenem Gesetz seiner Natur psychologisch gezwungen se die verbrecherische Neigung zu unterdrücken, wenn ihm, falls er dies nicht thä ein größeres Uebel als Strafe in sicherer Aussicht steht. Das Strafge übt in solchem Fall also einen psychologischen Zwang.

Wäre diese Behauptung Feuerbach's begründet, so müßten, falls Strafgesetze nur richtig abgefaßt wären, alle Verbrechen unterbleiben. N zeigt uns aber schon die Erfahrung, daß niemals, auch unter der Herrschaft härtesten Strafgesetze, ein solcher utopischer Zustand eintritt. Jener angebli psychologische Zwang, den Strafdrohungen ausüben sollen, beruht eben auf ei falschen psychologischen Voraussetzung. Gewiß ist es, daß auf einen Theil zu Verbrechen Geneigten allerdings die Furcht vor der Strafe abschreckend wi und daß sie nur durch das Gesetz in den Schranken gesetzlichen Handelns halten werden. Ebenso gewiß aber, daß in zahlreichen anderen Fällen entwe die eingewurzelte Leidenschaft oder die blinde Gemüthsaufwallung, welche z Verbrechen hinreißt, es überhaupt nicht zum Gedanken an das Strafgesetz komm läßt, oder eine schlaue Berechnung, welche die Chancen des Unentdecktbleib oder Unbestraftbleibens mit in Betracht zieht, ihre Wirksamkeit äußert oder e „übersinnliche Triebfeder", um in Feuerbach's Sprachweise zu reden, d es gibt auch Verbrecher aus Ehrliebe, Mitleid, Liebe, Patriotismus u. s. jedes auf „sinnliche Triebfedern" berechnete Gesetz unwirksam macht, ja daß so

e vorkommen, in welchen ein Verbrechen begangen wird, damit die aus
id einem Grund von dem Verbrecher gewünschte Strafe ihn treffe. Jedes
brechen, das trotz der Strafdrohung begangen wird, zeigt die Unzulänglich-
des durch denselben beabsichtigten „psychologischen Zwangs", nöthigt also zu
r Schärfung des Gesetzes, so daß nach kurzer Zeit das Strafgesetzbuch auf
m Weg bei der Androhung von Todesstrafen gegen sämmtliche Verbrechen
ngen und zuletzt dem an sich selbst verzweifelnden drakonischen Gesetzgeber
in Blut getränkte Griffel entsinken müßte.

So gilt es denn auch gegen die Consequenzen der von Feuerbach auf-
llten Theorie selbst, was er bei Gelegenheit ganz richtig bemerkt hat: „daß
ısame Strafen, indem sie die Gemüther abstumpfen, vielmehr eine Ursache
Verbrechen als ein Mittel sind wider dieselben, und daß ein Gesetzgeber seine
edachtsame Strenge in immer wachsender Progression zum Extrem aller
lichen Grausamkeiten hinaufsteigern muß, damit der vorige Stachel, gegen
hen sich immer die Gemüther abstumpfen, eine neue schneidende Spitze be-
me."

Der Hauptgrund für das außerordentliche Aufsehen, welches Feuerbach's
riften erregten, liegt also nicht in dieser Strafrechtstheorie, auch nicht in
vielen Vorzügen seines Lehrbuchs, in welchem die allgemeinen und besonderen
en des Strafrechts vielfach unter neue, zutreffendere Gesichtspunkte gerückt
in ein Ganzes zusammengefaßt sind, dessen systematischer Gliederung die
alige Strafrechtsliteratur nichts an die Seite zu setzen hatte. Der wahr-
epochemachende Grundgedanke der beiden Hauptwerke, mit welchen er damals
ortrat, der Revision und des Lehrbuchs, ist vielmehr der: daß der Straf-
ter der Diener des Gesetzes sei, daß er nicht erst nach angeblich philosophischen
ndsätzen prüfen dürfe, ob das Gesetz wol gerecht und darum anwendbar
„Das Strafgesetz ist gültig durch sich selbst für alle in demselben ent-
enen Fälle. Es braucht, um für die besonderen Fälle gültig zu sein, nicht erst
r höhere Principien subsumirt zu werden, sondern man darf nur unter das
afgesetz subsumiren. Es legt den Staatsbeamten die vollkommene Verbind-
eit auf, die Verbrechen nach ihm zu strafen, und läßt sich insofern in zwei
positionen auflösen: 1) Kein Verbrechen soll ohne die gesetzliche Strafe sein
: das Strafübel ist die Bedingung des Verbrechens (nullum crimen sine
poenali). 2) Die gesetzliche Strafe soll nicht ohne das Verbrechen sein
:: die Bedingung (der nothwendige Grund) der Strafe ist allein das Ver-
hen (nulla poena legalis sine crimine)."

Diese Sätze, die Grundpfeiler unseres heutigen Strafrechts, hat Feuerbach
unwiderlegbaren Gründen nachgewiesen und dadurch die Herrschaft richter-
er Willkür gebrochen, gegen die man bis dahin nur in fast schüchterner
ise mit halber Kraft, halb widerwillig angekämpft hatte. Der Grund für
e Halbheit, für diesen Widerwillen gegen die unbedingte Autorität der Ge-
, welchen auch die loyalsten Schriftsteller und Richter hegten, lag in dem
losen Zustand der Gesetzgebung selbst, auf welchen wir hier einen Blick
fen müssen.

Das damalige gemeine deutsche Strafrecht hatte sich hauptsächlich auf Grund-

lage der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's des Fünften (von 1532), sogenannten Carolina, entwickelt. Diese, mit dem Maßstab ihrer Zeit geme erscheint allerdings als ein im Ganzen treffliches Gesetz, hinter welchem meisten Strafgesetze, bis herab zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, Werth nicht unbedeutend zurückstehen. Vor Allem aber war die Carolina n weniger, als ein vollständiges Strafgesetzbuch nach der Auffassung unserer sie bedurfte nicht blos der Ergänzung durch römisches und kanonisches R sondern verwies auch in vielen „bedenklichen und zweifelhaften" Fällen, für diese selbst eine Bestimmung zu geben, den Richter auf den „Rath Rechtsverständigen". Damit also war die Fortbildung des Strafrechts in Hand der Praxis gelegt, welche diese Aufgabe nur unter der Leitung der Wi schaft zu bewältigen im Stande gewesen wäre. Von einer deutschen Strafre wissenschaft aber waren damals, und noch ein Jahrhundert später, kaum liche Anfänge vorhanden. Eine kritiklose Anhäufung von Citaten ohne gewi hafte Berücksichtigung und Erforschung der Quellen, ein ebenso gedankenl Bevorzugen des römischen Rechts vor dem „barbarischen" einheimischen R welches man erst durch Uebersetzungen in's Lateinische einigermaßen hoff machte — dies nannte man damals Wissenschaft des Strafrechts, für w man ja auch vor dem siebzehnten Jahrhundert nur an sehr wenigen deut Universitäten eine (mit der Professur des Lehrrechts verbundene) Lehrkanzel fü Von einer solchen Doctrin also war jedenfalls nicht eine continuirliche F bildung des Strafrechts zu erwarten. Aber es fehlte im Allgemeinen selbs der nothwendigen Vorbedingung für eine in der Hauptsache sich gleichbleibe von gemeinsamen Anschauungen und Ueberlieferungen getragene Anwendung Strafrechts — nämlich an einer gesetzlich geregelten Ueber- und Unterordn der Strafgerichte und einem hierauf beruhenden Instanzenzug. Nur in einze größeren Territorien bildete sich eine solche Gliederung der Strafgerichtsba aus. Sonst blieb es dem Untersuchungsrichter freigestellt, bei welchem Schöp stuhl oder bei welcher Juristenfacultät er den „Rath" (bez. das Urtheil) Rechtsverständigen einholen wollte. Dem Angeschuldigten stand nur das R zu, sich drei Facultäten zu verbitten. Der Richter wählte jenes Spruchcollegi bei welchem, nach den vorliegenden Erfahrungen, die meiste Nachsicht gegen e begangene Fehler, die größte Hinneigung zu der von ihm vertretenen An und vor Allem — der wohlfeilste Rath in Aussicht stand, während viell guter Rath theuer war. Wie ließ sich dann eine strenge stetige Handhab der Rügegewalt von Seiten der Spruchbehörde erwarten, welche, da die Spr praxis ja sehr einträglich war, gern, statt die Binde der Gerechtigkeit umzule ein Auge zudrückte, um nicht in den Ruf des Rigorismus zu kommen.

Zu alle dem nehme man hinzu, daß das deutsche Reich neben wen größeren hunderte von winzig kleinen Gebieten zählte, welche mit Eifers über ihrem Blutbann wachten, gleichwol aber nur ausnahmsweise im St waren, das Halsgericht mit gehörig vorgebildeten Richtern zu besetzen, daß jener territorialen Zersplitterung unzählige Competenzstreitigkeiten hervorwuch und in den Miniaturländchen natürlicherweise, wenn es irgendwie ging, Strafe der Vorzug gegeben wurde, welche die geringsten Kosten machte

lche vielleicht gar für Gerichtsherren und Richter einträglich war, wie Geld-
afe oder Confiscation — und man wird einsehen, daß es noch als eine glück-
he Fügung gepriesen werden konnte, wenn im 17. Jahrhundert die Practica
va des sächsischen Juristen Benedict Carpzow nahezu das Ansehen eines
esetzes errang und fast ein Jahrhundert lang behauptete. Hierdurch kam
nigstens eine gewisse Einheit und Gleichmäßigkeit in die gemeine Praxis.

Als nun aber mit dem Anbruch des 18. Jahrhunderts allmälig mildere
schauungen über Verbrechen und Strafen zum Durchbruch kamen, als der
laube an Zauberei und Hexerei und an die Vortrefflichkeit der Folter und damit
ch das Ansehen Carpzow's erschüttert wurde, als die Angriffe der franzö-
chen Encyclopädisten, der italienischen Criminalpolitiker und der deutschen
opularphilosophen auf die Barbarei der Strafgesetze die Gemüther aller Ge-
deten mächtig aufregten und Thränen der Empfindsamkeit manchmal selbst
s Auge der Gerechtigkeit umflorten: brach auf dem Gebiete der Strafrechts-
ege eine wahrhaft beispiellose Anarchie herein. Während viele Gerichte will-
elich die härtesten Strafen aussprachen, wo die Gesetze schwiegen, hielten sich
dere nicht für gebunden durch Gesetze, deren Grausamkeit sie empörte, und
gten, indem sie den Weisungen der „Philosophie" zu gehorchen meinten oder
rgaben, den Eingebungen ihrer Launen, ihrer Gefühle oder, wenn es hoch kam,
es gesunden Menschenverstandes. Damals war es, daß Malblank in
ner „Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V." von dem
z vorher verstorbenen Professor Meister rühmte: „(Er) zeigt in seinen pein-
jen Erkenntnissen überall das menschenfreundlichste Herz und besaß in hohem
ad die Stärke, seine überaus gelinden Gesinnungen mit den Gesetzen so
icklich zu vereinigen, daß man niemals eine gewaltsame Abweichung davon
nerkt und er doch überall seinen Endzweck erreicht." Nicht mit Unrecht
nerkt hierzu Feuerbach: „Einen solchen Lobspruch gibt ein Rechtsgelehrter
em Rechtsgelehrten? Er heißt mit anderen Worten: Meister verstand die
nst, das Recht zu verdrehen, und dies ist löblich!" —

Bei diesem Zustand der Dinge war es nicht zu verwundern, daß die
enannte „gemeine Praxis" weniger Gemeinsames als innerlich Verschiedenes
sich hatte, und daß das buntscheckige Bild der politischen Zersplitterung Deutsch-
nds mit erschreckender Deutlichkeit in der Strafrechtspflege sich widerspiegelte.
f dasselbe Verbrechen, welches hier mit Geldbuße, Staupenschlag oder Landes-
weisung gesühnt wurde, wandte man anderswo schwere Kettenstrafe, wo nicht
r die Todesstrafe an; hier verstand man unter „poena morti proxima" eine
anzig- oder fünfundzwanzigjährige, anderswo eine zehn- oder gar eine nur
rjährige Freiheitsstrafe. Die Richter setzten an die Stelle schwerer Leibes-
r Lebensstrafen, indem sie sich selbst zu Gesetzgebern aufwarfen, neuerfundene
rafmittel, wie z. B. Einsperren in ein Spital bei magerer Kost, Anhalten
n Wegemachen, Verurtheilung zu Kriegsdiensten gegen die Türken, Ablieferung
venetianische Werber für den Galerendienst u. dgl.

Dieser Praxis gegenüber, welcher die elementarsten Begriffe des Staats- und
rafrechts abhanden gekommen waren, erhob zwar die Theorie, namentlich seit
öhmer, wiederholt ihre Stimme; aber sie that dies ohne Consequenz und

Energie, indem auch ihr der Gedanke an die ungewöhnliche Härte der Gese das halb ausgesprochene Wort in der Kehle erstickte. Selbst Grolman, d bedeutendste Criminalist unter Feuerbach's gleichaltrigen Zeitgenossen, ließ je logische Schärfe und unerbittliche Folgerichtigkeit vermissen, mit welcher d junge Jenenser Docent dem eingewurzelten Unwesen den Fehdehandschuh hi warf, indem er in der Unterordnung des Richters unter die Gesetze und in d vollständigen Reform der Gesetze selbst den einzig richtigen Ausweg aus de Chaos erkannte und hierfür mit der vollen Kraft seines Genies eintrat.

II.

Die Anfeindungen des kühnen Reformators von Seiten der Gegner blieb nicht aus, aber auch die Anerkennung und der äußere Lohn seiner Bestrebung wurde ihm bald zu Theil. Schon im Jahre 1801 wurde er zum außerordentlich Professor und zum Beisitzer des Jenenser Schöppenstuhls und bald darauf zu ordentlichen Professor des Lehenrechts ernannt. Die letztere Stelle trat er jedo nicht an. Fast gleichzeitig wurde ihm von Erlangen, Landshut und Kiel a eine ordentliche Professur des Criminalrechts angetragen. Er entschloß sich, n Kiel zu gehen. Und so verließ er Jena im Jahre 1802 zum höchsten Bedaue seiner Schüler, welche auf ihn, den „praeceptor optimus", eine große golde Ehrenmedaille prägen ließen.

In Kiel fand sich Feuerbach Anfangs sehr behaglich, wenngleich sch damals die Kränklichkeit begann, welche nachher immer mehr um sich greife seiner Wirksamkeit so oft schmerzliche Hemmung und ein allzufrühes Ende reitete. In Folge der finanziellen Bedrängnisse Dänemarks und der mißlich Universitätsverhältnisse gestaltete sich indeß Feuerbach's Stellung bald we ger angenehm, und er folgte darum 1804 einem glänzenden Rufe nach Land hut, nachdem er kurz zuvor Berufungen nach Greifswald und Halle a geschlagen hatte.

Er hatte mittlerweile (1803) einen Band „Civilistischer Versuche" veröffe licht und die besondere Aufmerksamkeit der bayerischen Regierung durch umfangreiche „Kritik des Kleinschrod'schen Entwurfs zu einem peinlichen Ges buche für die kurpfalzbayerischen Staaten" (3 Theile, 1804) auf sich gezogen.

Die Ankunft des berühmten Criminalisten in Landshut wurde durch großes Fest, Aufführung einer Cantate im reich geschmückten akademischen S und Illumination des Universitätsgebäudes gefeiert. Gleichzeitig erhielt er Auftrag, an der Reform der bayerischen Strafgesetzgebung zu arbeiten. Indes gerieth er bald in ernstliche Zerwürfnisse mit mehreren seiner Collegen, name lich dem ränkesüchtigen Gönner. Es kam dahin, daß Feuerbach, als Op nent zu einer unter Gönner's Präsidium stattfindenden feierlichen Disputat geladen, von dem Disputanten auf Anstiftung Gönner's durch anmaßenden Ho derart aufgereizt wurde, daß er in die Mitte des Saales hervortretend und den unwürdigen Jüngling deutend ausrief: „Hier steht ein Frecher, ein unel Werkzeug in einer noch schlechtern Hand!" und so den Saal verließ. Er be sich nach Frankfurt und erklärte: er werde nicht eher nach Landshut zurückkeh bis ihm Genugthuung geworden wäre, betrat auch wirklich nicht mehr den Le

l und wurde am 16. December 1805 als außerordentlicher geheimer Re-
ıdar beim geheimen Ministerial-Justiz- und Polizeidepartement nach Mün-
berufen, wo er im nächsten Jahr zum ordentlichen geheimen Referendar des
constituirten Ministerial-Justizdepartements ernannt ward.

In Bayern, dessen früherer Länderbestand um jene Zeit, in Folge der, aller-
s nicht uneigennützigen, Gönnerschaft Napoleon's, plötzlich in ungeahnter
se anwuchs und an dessen Spitze ein thatenlustiger, neuerungssüchtiger und
ıtvoller Minister stand, waren alle öffentlichen Verhältnisse in beständiger
ıdlung begriffen. Der reichen Begabung Feuerbach's eröffnete sich hier
weites, aber schwierig zu bebauendes Feld. Wie bereits erwähnt, war er
1804 mit dem Entwurf eines Strafgesetzbuchs beschäftigt, allein auch zahl-
e und wichtige Arbeiten anderer Art nahmen ihn in Anspruch. Noch war
Folter in Bayern nicht gefallen, und Feuerbach konnte (1805) berichten,
vor Kurzem in einer einzigen Stadt innerhalb eines Zeitraumes von vier-
Tagen mindestens fünf Personen die Qualen der Folter erlitten hatten,
daß man nicht selten vernehme: dieser oder jener sei nach dreifach aus-
ındener Tortur auf vierzig oder sechzig Jahre oder auf Lebenszeit in das
)thaus gebracht worden. Feuerbach's rastlosen Bemühungen gelang es,
dieses Vermächtniß barbarischer Zustände im Jahre 1806 beseitigt wurde.
en welche Vorurtheile er anzukämpfen hatte, zeigt uns die Thatsache, daß
doch mild und wohlwollend gesinnte, König (Maximilian Joseph I.), als
ıs Aufhebungsdecret unterschrieb, erklärte: „Möge es Feuerbach verantworten,
n nun die Verbrecher der Strafe entgehen," und daß die Aufhebung auch
ıals im Regierungsblatt kundgemacht wurde.

Ueber den Umfang seiner Amtsgeschäfte berichtet Feuerbach im Jahre
3 an seinen Vater: „Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Funda-
te, Rechte und Privilegien des Erbadels, eine neue Volksrepräsentation, eine
Constitution, das sind die politischen Gegenstände, woran ich mitarbeite
wobei ich beinahe mich Hauptperson nennen kann. Es ist eine geheime
hsorganisations-Commission niedergesetzt, wovon ich ein Mitglied bin ....
r dieses ist noch das Kleinste: meine Hausarbeit ist ein ganzes bürgerliches
tzbuch .... (auf Grundlage des Code Napoléon)." Später wurde dieser
ere Plan wieder aufgegeben und Feuerbach erhielt den Auftrag, in Ge-
ıschaft mit — Aretin und Gönner (par nobile fratrum!) eine Revision
Codex Maximilianeus vorzunehmen, damit auf diesem Wege ein gemeinsames
lrecht für Bayern geschaffen werde.

Feuerbach war ferner mit dem wichtigen und heiklen Amte betraut, die
stlichen Anträge auf Bestätigung oder Nichtbestätigung der Todesurtheile zu
en. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er dabei vorging, und mit welchem
arfsinn er sein Votum zu begründen wußte, deß sind die in den Jahren
3 und 1811 in zwei Theilen erschienenen „Merkwürdigen Criminalgerichtsfälle"
gniß.

Es kann uns nicht überraschen, wenn wir erfahren, daß eine solche an-
engte, vielseitige und verantwortungsvolle Thätigkeit Feuerbach's ohnehin
t sehr feste Gesundheit untergrub, so daß er einmal klagt, daß er von Mor-

gens 6 bis Abends 10 Uhr an seinen Schreibtisch gebannt sei, und er oft, w ihm so weh' sei, daß er umfallen möchte, sich aufraffen müsse, um zur Confe zu eilen; ein anderes Mal von Pyrmont aus schreibt: „Meine letzten Tag München, die mich nöthigten, das große Opfer einer zweiten Gesundheits zu bringen, waren schrecklich; ich war nicht weit davon, rasend oder mindes wahnsinnig zu werden."

Freilich nicht blos jene Arbeitslast, sondern wenigstens ebenso sehr die triguen, mit welchen die nimmermüden Gegner Feuerbach's, unter ihnen später (1811) ebenfalls nach München berufene Gönner, denselben verfolg trugen Schuld an dem üblen Befinden des noch jugendlichen Mannes. durch die erleuchtete Regierung nach München berufenen und vielfach bevorzu „Ausländern" stand die altbayerische Partei mit ingrimmigem Haß gegeni Die „Norddeutschen", zu denen man aber auch protestantische Schwaben Württemberger, ja sogar Regensburger rechnete, Männer wie Fr. Heinr. Jacc Jacobs, Thiersch, Schlichtegroll, Sömmering, Niethamm Breyer und unser Feuerbach, galten für die Verderber des „nationa Bayernthums. Von der bayerischen „Nation" nahm man überhaupt den M sehr voll. Pallhausen bewies in einer gelehrten Schrift, daß die Ba nicht Deutsche, sondern Kelten, also Stammverwandte der Gallier seien lieferte so gewissermaßen die historisch-anthropologische Begründung der Rh bundpolitik.

In der bayerischen Zeitschrift „Der Morgenbote" vom Jahre 1809, es (S. 270): „Der Grundzug des süddeutschen Charakters ist Kraft, der norddeutschen Schwäche. Daher bei jenen Ausschweifungen in der Liebe andere sinnliche Vergnügungen, kriegerischer Geist, Herzensgüte, Offenheit. diesen unnatürliche Laster, Hypochondrie, Falschheit, Feigheit, Ränkesucht. S im Wuchs und in der Sprache hat die Natur diese Charakterverschiedenheit ausgedrückt." Ferner auf S. 277: „Komischer ist in der Welt nichts anzu als ein verliebter oder deutschtanzender Lutheraner. Diese, auf dem s so kalten Gesichte ausgedrückte, unglückliche Ahnung des Widerspruchs mit selbst, dieser in tausend linkischen Bewegungen sich äußernde Streit zwischen größten Sinnlichkeit und der listigsten Heuchelei, zwischen angeborner Stei und ausbrechenwollendem Muthwillen, zwischen pedantischem Stolze und Gefühle der eignen Erbärmlichkeit . . . . Nein, ein solcher Anblick ist der gr Triumph für einen guten Katholiken."

Man sieht, daß die damaligen Altbayern den heutigen ultramontanen tungen es gleichthun an Urbanität, feinem Geschmack und Adel des Stils. dessen blieb es nicht bei solchen allgemeinen Auslassungen, die „den deut Geist nach Breitengraden abmaßen und das Gemüth nach Wärmemessern wogen," wie sich Fr. Thiersch in einer trefflichen Erwiderung ausdri Man begnügte sich nicht, mit einer Naivetät, die an den angeblichen Ausspr Omar's über die Alexandrinische Bibliothek erinnert, zu behaupten: „alles Gr Schöne und Herrliche, was die fremden Länder hervorbringen und als Ei thum ansprächen, sei schon lange im Inlande dagewesen, oder sei schon da für wenig zu achten, weil es sonst unmöglich dem Genius der Heimath

ehen können." Nein, in einer anonymen Schrift, als deren Urheber sich aber
später in den Geruch des Liberalismus gekommene damalige Oberbibliothekar
herr Christoph von Aretin selbst bekannte und die unter dem Titel: „Die
ie Napoleon's und seiner Gegner, besonders in Deutschland und Oesterreich,"
Jahre 1809 erschien, wurde geradezu die Anklage erhoben, die fremden pro-
ntischen Gelehrten und ihre Gesinnungsgenossen seien mit England, Preußen
Oesterreich, ja mit dem Papste insgeheim gegen Napoleon verbündet.
iren sie nicht selbst zum Meuchelmord zu feige," heißt es an einer Stelle,
wäre längst schon das größte Verbrechen, dessen Menschen jetzt fähig sein
ten, verübt worden" (unter welchem größten Verbrechen natürlich die Er-
ung Napoleons zu verstehen war). Dem gewaltigen Corsen war zugleich in
Pamphlet auf die widerlichste Weise gehuldigt. Von ihm heißt es, was
heutzutage fast wie Ironie klingt, daß in seinem Systeme „ächte Deutsch-
d. h. Kosmopolitismus" liege, denn dasselbe habe das aus Deutsch-
s Philosophie erzeugte Princip zur Basis: „Wenn Vernunft kein leerer
e sein soll, so muß das Besondre dem Allgemeinen weichen!" —
Anschuldigungen, wie sie hier erhoben wurden, waren nicht leicht zu nehmen
ner Zeit, in welcher die bayerische Regierung nicht im Stande gewesen war,
chmachvolle Ermordung Palm's zu hindern. Diesmal zwar gelangen den
eumdern ihre Pläne nicht, obwol Aretin selbst mit seiner in's Französische
setzten Schrift nach Wien reiste und die Wirkung derselben durch mündliche
nuationen bei dem siegreichen Franzosenkaiser zu erhöhen suchte. Nament-
war es der Milde des Königs und der deutschen Gesinnung des Kronprinzen
erdanken, daß der Denunciant sein Ziel nicht erreichte. Gleichwol wagte
„allmächtige" Minister Montgelas es nicht, die von den Angegriffenen ver-
e strenge Untersuchung der Sache einzuleiten und die Verleumder zur Rechen-
t zu ziehen. Dies ermuthigte die letzteren, ihre Machinationen unter immer
n Formen fortzusetzen, Pasquill auf Pasquill zu verbreiten und den „Aus-
ern" den Aufenthalt in München auf alle mögliche Weise zu verleiden. So
hen denn die Dinge endlich dahin, daß am 28. Februar 1811 ein Fanatiker
t Mordanfall auf Thiersch machte, über welchen Feuerbach an seinen
r schrieb: „Der Mörder kann fast mit den Fingern gedeutet werden. Aber
t juridisch nicht entdeckt und wird auch nicht entdeckt werden." Mag auch
als ebenso wenig, wie neuerlich bei dem Attentat gegen Bismarck, eine
tliche Anstiftung stattgefunden haben: eine moralische Mitschuld tragen, hier
dort, sicherlich diejenigen, welche Alles gethan haben, um die Gemüther zu
tischem Haß aufzustacheln.
Auch noch in anderer, fast tragisch-komischer Weise hatte man die Fremden
rgern versucht. So kamen eines Morgens zahlreiche Wagen auf Jacobi's,
seinem Hause liegenden Hofraum zusammen, deren Führer bestellt zu sein
upteten. Am Palmsonntag 1810 wurde ein ähnlicher Spuk in Feuer-
)'s Haus getrieben. Bauernweiber, Bediente, Handwerker, Lorgnettenfabri-
en, Hundescheerer, Palmenbringerinnen u. s. w., von Unbekannten bestellt,
eten sich mit tausenderlei „Siebensachen", wie Thiersch schreibt, „und zuletzt
n noch die Todtenweiber, um den Herrn Geheimen Staatsrath, der an

einer Alteration gestorben sei, in den Sarg zu legen." Der König war dar auf's höchste entrüstet und versicherte Feuerbach in einem denkwürdigen spräch, das sich dieser nachher aufzeichnete, seiner vollen Huld. „Männer Sie," sagte er unter Anderem, „lasse ich nicht eher von meiner Seite, bis Mittel fruchtlos sind, sie zu halten. Machte ich Sie (was sich Feuerl erbeten hatte) zum Präsidenten in Bamberg, so würden doch diese Buben s sie hätten mich gezwungen, Sie auf eine ehrenvolle Weise aus meinem Gehe Rath zu verweisen. Genugthuung sollen Sie haben .... Ihre Gesundhei nicht die stärkste; Sie haben sie in meinem Dienst zugesetzt, und gewiß, dem habe es gehört, möchten Sie gern jetzt auf einige Wochen eine Luftreise ma um die Bübereien aus dem Leib heraus zu schütteln. Hier, mein Freund, er drückte ihm dabei eine Anweisung auf 2000 fl. in die Hand), das lassen Sich ausbezahlen, und wenn dieses Geld verreist ist, dann kommen Sie w zu mir, und dann reden wir weiter über die Präsidentenstelle, wenn Si dann noch haben wollen." Man sieht auch hieraus wieder, wie richtig die merkung Thiersch's in einem Briefe an Jacobs ist: „Hätte doch unser Max zu Herzen und zu dem Instinct eines wahren und großen Königs auch die A und Bildung dazu erhalten."

Vorläufig also hatten sich die Wogen beinahe geglättet, und Feuer harrte noch länger auf seinem Posten aus, wenngleich nicht frei von Anfechtu und Kämpfen. Solche hatte er namentlich in der „geheimen Rathscommis bei den Berathungen über seinen Strafgesetzentwurf durchzumachen, und als einer seiner Reformgedanken fiel den engherzigen Anschauungen seiner Ge unter denen sich Gönner hervorthat, zum Opfer. So gelang es ihm z. B., die Abschaffung der Prügelstrafe, noch die Einführung einer öffentlichen m lichen Schlußverhandlung im Strafverfahren wegen Verbrechen durchzusetze

Nichtsdestoweniger ist das Strafgesetzbuch von 1813 — der H sache nach Feuerbach's Werk — in der Geschichte der Strafgesetzgebung minder epochemachend zu nennen, als es seine „Revision" und sein „Lehr für die strafrechtliche Doctrin waren. Gewiß hat es seine bedeutenden M hervorgegangen theils aus der Unbekanntschaft Feuerbach's mit den ständen und Bedürfnissen des Landes, für welches das Gesetz gelten sollte, aus dem Bestreben, die Theorie des psychischen Zwangs in dem Gesetzbuch Ausdruck zu bringen. Daher die Härte der Strafdrohungen und die über Einengung des richterlichen Ermessens, die gesetzliche Präsumtion des D sobald nur überhaupt das Vorhandensein einer gesetzwidrigen That erwiesen die stillschweigende Subsumtion des Zweikampfs unter die Strafdrohungen Mord und Todtschlag, die einseitige und schiefe Behandlung der Verbrechen die Ehre und Sittlichkeit und dergl. mehr. Feuerbach selbst war in sp Zeit von jener theoretischen Consequenzmacherei zurückgekommen und hint einen Strafgesetzentwurf, in welchem ein großer Theil der angedeuteten F beseitigt und z. B. auch der Milderungsgrund der verminderten Zurechnun erkannt ist.

Trotz jener Gebrechen hat Oersted dennoch mit Recht das Gesetz von 1813 die reifste Frucht der Einsicht und Kunst jener Zeit im Crim

etzgebungsfach genannt. Dies gilt namentlich von dem materialrechtlichen, niger von dem formellrechtlichen (processualischen) Theil. Bezugs des letzteren ır ja Feuerbach mit seinen wichtigsten Reformideen, wie erwähnt, gescheitert, d so stellt sich uns in dem processualischen Theil des Gesetzes nur die formell llendetste, mit beachtenswerthen Bürgschaften für den Schutz des Angeschul= ıten ausgestattete Gestaltung des sog. gemeinen deutschen Inquisitionsprocesses r. Der materiellrechtliche Theil hingegen übertrifft nicht blos ebenfalls an arheit und Durchsichtigkeit der Form, sowie an Vollständigkeit und Präcision : Anordnungen alle früheren Strafgesetzbücher, sondern zeichnet sich auch durch ıere Folgerichtigkeit, durch ein genau abgewogenes System von Strafab= fungen und durch eine oft bewundernswerthe Schärfe der Begriffsbestimmungen s. Daher der tiefgreifende Einfluß, den das Gesetzbuch auf die Fortent= ckelung der Gesetzgebung, namentlich in Deutschland, aber zum Theil auch er dessen Grenzen hinaus, gewann. Es wurde in Oldenburg fast unverändert geführt, bildete die Hauptgrundlage für die Strafgesetzbücher von Sachsen, ürttemberg und Hannover und äußerte eine weitgehende Einwirkung selbst ch auf die neuesten Gesetze sowie auf die Doctrin des Strafrechts bis auf fere Zeiten herab.

Indessen gerade an die Publication dieses Werks, welches mit dem Ruhm euerbach's zugleich den Ruhm Bayerns über halb Europa verbreitete, ipften sich neue Kränkungen und Demüthigungen für ihn. Seinem Feinde önner wurde die Abfassung der, mit gesetzlicher Kraft ausgestatteten, officiellen merkungen zu dem Strafgesetzbuch (eine in der Geschichte der Strafgesetz= bung ganz allein stehende und fast abenteuerlich zu nennende Thatsache) über= gen. So standen nun Gesetzestext und Anmerkungen, welche vielfach dem setz widersprachen (da Gönner theils das Gesetz nicht verstand, theils es nicht stehen wollte) zugleich in gesetzlicher Kraft (wobei freilich die Praxis mit cht dem Gesetzbuch den Vorrang einräumte), während die Veröffentlichung es anderweitigen Commentars verboten, Feuerbach selbst also gewissermaßen ndtodt gemacht wurde.

Eben um dieselbe Zeit bot dieser seinen Gegnern einen neuen Angriffspunkt, s er, von der Begeisterung jener großen Tage erfaßt, in der ersten Woche ch der Leipziger Völkerschlacht eine Flugschrift „Ueber die Unterdrückung und iederbefreiung Europa's" und im Jahre 1814 zwei andere: „Die Weltherr= aft das Grab der Menschheit" und: „Ueber deutsche Freiheit und Vertretung utscher Völker durch Landstände" herausgab. In Bayern herrschte bekanntlich ch nach dem Rieder Vertrag nichts weniger als eine deutsch=patriotische Stim= ung. Feuerbach selbst merkte darüber an: „Die Schlacht bei Leipzig fast r nicht gefeiert .... Die Nationalbewaffnung, so wie die der Freiwilligen ter der Hand so gut als möglich zurückgehalten; die Polizeibeamten bespötteln ejenigen, die sich melden .... Im Hause des Ministers Montgelas insbe= ndere Hohnlachen über die „neu wieder aufkommende fatale Deutschheit" .... n das Bayerthum dreht sich Alles; nichts von deutscher Ehre! Bayern ist die elt." Der Kronprinz, Minister Rechberg, Wrede u. A. dankten ihm allerdings r jene erste Flugschrift. Ein Ministerialrescript aber beschuldigte ihn ziemlich

unzweideutig der in der Person des feindlichen Souveräns beleidigten Majest
und erinnerte ihn nachdrücklichst, jede politische Schrift künftighin vor dem Dr
dem auswärtigen Ministerium vorschriftsmäßig zur Censur vorzulegen! D
letzte der obengenannten Flugschriften brachte den Sturm zum Ausbruch. Feue
bach ward aus dem geheimen Rath verdrängt, und am 21. Juni 1814 mit B
behaltung seines vollen Gehalts (auf Befehl des Königs, während Montgel
ihn auf Referendarbesoldung reduciren wollte), zum zweiten Präsidenten
Appellationsgerichts zu Bamberg ernannt.

Feuerbach trat die neue Stelle frohen Herzens an, beglückt darüber, d
er nun in einer für ihn ehrenvollen Weise der Münchner Atmosphäre entri
wurde. Bald aber ward ihm diese Freude durch die hochfahrende Behandlu
von Seiten des ersten Präsidenten von Seckendorff vergällt, und er trat im Ja
1815 in Unterhandlungen über eine Berufung in preußische Dienste, die er
so eifriger fortsetzte, als er in der unter der Aufsicht eines hohen Ministerialbeam
redigirten Zeitschrift „Alemannia“ auf die unverschämteste Weise landesv
rätherischer Theilnahme an den angeblichen Absichten Preußen's auf Bay
beschuldigt wurde. Welcher Geist überhaupt damals in Bayern herrschte, ersi
man daraus, daß, wie Feuerbach an Elise von der Recke schreibt, die Fe
des 18. Octobers fast überall zuerst verboten, dann aber nur als Feier „
Schlachten von Leipzig, Hanau und Waterloo“ erlaubt wurde, und daß
einem Pasquill ein Programm zur Octoberfeier aufgestellt wurde, in welch
es unter Anderem hieß: „Zum Schlusse des Festes wird eine Viehausstell
stattfinden, wobei dem besten Stier der Orden des eisernen Kreuzes um
hängt wird.“

Die Unterhandlungen Feuerbach's über eine preußische Anstellung zerschlu
sich, und er begab sich 1816 nach München, um seiner unerquicklichen L
irgendwie ein Ende zu machen. Dort führten seine Gegner einen neuen Schach
wider ihn aus, indem sie bewirkten, daß er zum Generalcommissär von Salzbu
dem Inn- und Hausruckviertel ernannt wurde, indem man so unter dem Sch
ihn zu belohnen und zu ehren, die heimliche Absicht verbarg, ihn mit
erwähnten Theilen Bayerns, deren Abtretung an Oesterreich in allernäch
Aussicht stand, an Oesterreich zu überliefern. Feuerbach, vertrauend dara
daß bei dem König dennoch, wie gewöhnlich, die bessere Meinung den S
erringen werde, lehnte die Annahme dieser Stelle, obwol es schon „drein
durch feierlich ausgefertigte Decrete ausgesprochen war“, daß es bei der Versetz
nach Salzburg sein Bewenden habe, entschieden ab und setzte es endlich du
daß er im März 1817 zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts
den Rezatkreis in Ansbach ernannt wurde.

III.

Ehe wir ihm dorthin folgen, muß hier erwähnt werden, daß er im Juli 18
bei einem Badeaufenthalte in Carlsbad, der ihn überhaupt mit vielen bedeuten
Persönlichkeiten in Berührung brachte, einen Freundschaftsbund mit der eb
Elise von der Recke und deren Freund Tiedge schloß, welchem er die schön
Stunden seiner späteren Jahre zu verdanken hatte. In einem „Verzeichniß

nals gestifteten Bekanntschaften und Freundschaften" sagt Feuerbach über
dge: „Mit ihm fühlte ich mich zuerst wieder als Mensch zum Menschen.
en, herzlich, liebenswürdig. Seine Seele verklärt seinen mißgestalteten Körper."
d über Elise von der Recke: „Schon bejahrt und kränkelnd (sie zählte damals
Jahre), doch noch schön, einnehmend beim ersten Blick, hoher Anstand ohne
olz, gütig ohne Miene der Herablassung, edel an Geist und Herz . . . . . , ein
eal weiblicher Güte, Hoheit und Demuth." Die Berichte, welche Feuerbach
Elise und Tiedge (an beide Unzertrennliche gemeinsam) richtete, geben Kunde
r seiner hohen Verehrung für das edle Paar und sind auch reich an interessanten,
rfen und meist richtigen Bemerkungen über die öffentlichen Ereignisse in
er traurigen Zeit der heiligen Allianz. So sagt er z. B., um nur Eins
uführen, über E. M. Arndt: „Ihr Urtheil über Arndt's Schriften ist auch
meinige; seine Wahrheiten sind gar zu sehr auf das äußerste gestellt und
dadurch mit der Unwahrheit manchmal in nahe Verwandtschaft gekommen."
er den Pöschelianismus und den Wundermann Hohenlohe, über das bayerische
ncordat und dessen Eindruck auf die bayerischen Protestanten, sowie über die späteren
rren innerhalb der protestantischen Kirche Bayerns, über die bayerische Ver-
ung, die Judenemancipation u. A. m. finden sich charakteristische Mittheilungen
Aussprüche in diesen Briefen. Von der Vielseitigkeit Feuerbach's gibt
sodann Zeugniß, wenn er am 27. März 1819 meldet: „Ich habe die
ta-Govinda, eine überaus liebliche episch-lyrisch-dramatische Idylle des
ischen Dichters Jajadeva, metrisch übersetzt. Das Werkchen braucht nur ganz
chgefeilt, mit Einleitung, Anmerkungen und einem erklärenden Wörterverzeichniß
sehen zu werden, um in dem Druck mit Ehren erscheinen zu können." Am
Juli indeß schreibt er: „Meine Gita-Govinda ist ganz zum Druck fertig,
r ich fürchte mich noch zur Zeit, sie herauszugeben, weil (soweit sind wir
Bayern mit der geistigen Cultur) ich den Vorwurf befürchten muß, daß ich
ner Würde als Präsident durch die Herausgabe dieses Gedichts vergebe."
s Werk ist auch niemals im Druck erschienen.

Mit der höchsten Schwärmerei äußert sich Feuerbach (September 1819)
h seiner Rückkehr von seinem ersten Besuche in Löbichau, dem bekannten
)losse der Herzogin Dorothea von Kurland (Elisens anmuthiger und geist-
ler Schwester) über diese, welche er „Titania" nennt, und deren Tochter
uline, Fürstin von Hohenzollern, welche letztere ihm sogar während der Rück-
e des Nachts in einer psychologisch merkwürdigen Vision einer Fata morgana
lich erschien. In Löbichau verkehrte damals bekanntlich eine große Anzahl
eutender Männer, wie namentlich Jean Paul, Körner, der Vater des Dichters,
jink u. A. Leider war es Feuerbach, zum Theil in Folge seiner Kränklichkeit,
selten vergönnt, sich dort einzufinden. Im Jahre 1820 befand er sich aller-
gs wieder in Löbichau, und richtete am 14. Juli von dort aus an den
ector Cajetan Weiller in München, einen bejahrten katholischen Geistlichen
begeisterten Anhänger der Kant'schen Philosophie, einen Brief, welcher
die romantische Stimmung jener Zeiten höchst bezeichnend ist.

Feuerbach hatte nämlich in dem Freundeskreis von Löbichau eine Rede
iller's „Ueber die religiöse Aufgabe unserer Zeit" vorgelesen und berichtet

hierüber: „Wie soll ich nun beschreiben, was durchaus nicht zu beschreil ist? — Diese jubelnde Freude, die bei unzähligen Stellen mich unterbr dieses Aufjauchzen des Beifalls, dieses Händedrücken, diese Umarmung diese Thränen — nicht Thränen der sogenannten Empfindsamkeit, sond Thränen des Entzückens über dieses glänzende Erscheinen der heiligsten Wahr in einer so trüben Zeit, Thränen der lächelnden Hoffnung auf den Sieg Lichtes der reinen Christuslehre über die Finsterniß der Hölle, Thränen freudi Hochachtung für den herrlichen Mann, der mit so kräftigem Geist, mit so hol Muth, in so kräftigen Donnerworten für die Wahrheit Zeugniß gegeben ha

Was hier von der „Finsterniß der Hölle" gesagt ist, erinnert an eine ä liche Stelle in einem Brief Feuerbach's an Tiedge (21. Januar 1818), we den Eindruck schildert, den das bayerische Concordat auf ihn machte: „Am he Mittage der Geisterwelt hat die Hölle ihren Rachen geöffnet und auf ein sieben volle Jahrhunderte verschlungen, so daß das heutige Jahr nicht n 1818, sondern 1073 ist, wo Papst Gregor VII. wieder als Statthalter Ch uns regiert. Leibhaft ist er aus seiner Verwesung wieder auferstanden, blutige Kirchenschwert in der einen, den Bannstrahl in der andern Hand, Fuß auf eines Königs Nacken, umqualmt von schwarzem Höllenbrudel."

Ein Jahr später gibt Feuerbach zu verstehen, daß er einen Hauptant daran gehabt habe, wenn das „Concordat mit dem Papst zerrissen, das Religi edict, das protestantische Ober-Consistorium geschaffen, die protestantische Univer Erlangen gerettet wurde." Es bezieht sich dies auf einen von ihm her gerufenen Adressensturm der Protestanten, dessen Wirksamkeit übrigens Feuerb überschätzte. Andrerseits trat er, in Gemeinschaft mit seinen Freunden Sey und Bezold, durch Wort und Schrift dem „Nest voll kleiner Päpstlein" gegen, welche in die lutherische Kirche Bayerns eine Presbyterialverfassung calvinistischer Kirchenzucht einführen wollten. Seine religiösen Anschauu spricht er am schönsten in einem Brief an seinen Sohn Anselm vom 17. A 1819 aus, in welchem es heißt: „Die Seele des Menschen bedarf einer St woran sie sich hält, eines festen Punktes, von dem sie aus- und auf der hingeht. Eine solche Stütze hast Du gefunden in der christlichen Religion, g der herrlichsten und göttlichsten von allen, durch welche die Gottheit sich armen Menschengeschlechte offenbart hat; aber vergiß nie, daß die Reli die Christus gelehrt hat, nicht die Religion der Christen ist — die Kir geschichte wird Dir dieses erst klar beweisen .... Forsche in der Schrift mit fr eigenem Geist. Wenn Du hierdurch Deine Ueberzeugungen geläutert und bes hast, dann wirst Du vielleicht auch noch für eine andre Ueberzeugung R finden, die von der christlichen Religion durchaus Nichts hinwegnim vielmehr diese selbst noch verherrlicht. Es ist dies die Ueberzeugung, daß den alle Zungen aller Wüsten, aller Zeiten, aller Völker preisen, sich nicht bei den Juden, nicht blos durch Christus, sondern auch andern Völkern, j auf seine Weise, sowie es dessen bedurfte und fähig war, offenbart hat und künftig von Zeit zu Zeit sich offenbaren wird .... Studire nur fleißig gründlichem Ernst Deine Bibel, laß sie Dir Alles in Allem sein; Du nicht, wenn Du glaubst, sie sei ein göttliches Buch. Nur hüte Dich, daß

ie Ueberzeugung sich in ein flammendes Schwert des Geistes verwandle, und dem Sokrates, Zoroaster, Confutsè, Menu, Manco-Kopak und andern nern Gottes, deren sich die Vorsehung bediente, um das Menschengeschlecht eredeln und ihm das Göttliche zu bringen — laß ihnen ja noch ein Plätzchen Himmel übrig!"

Im Jahre 1820 schreibt Feuerbach an Elise von der Recke, daß er hoffe, Werk, mit dessen Ausarbeitung er sich diesen Sommer beschäftige, werde beste von allen sein, die er bisher geschrieben habe und allenfalls noch zu nde bringen werde. In der That; wenn auch die „Revision" und das rbuch" Feuerbach's ihren besonderen Werth als Darstellungen eines neuen ten originellen Gedankensystems besitzen, so erregt doch wieder in anderer se das Werk, von welchem in jenem Briefe die Rede ist, unsere Bewunderung. ig wogte damals der Kampf zwischen den Anhängern der Oeffentlichkeit und ndlichkeit des Gerichtsverfahrens, wie sie mit der napoleonischen Gesetzgebung den Rhein herübergedrungen war, und den Gegnern derselben hin und Da erhob nun Feuerbach sein Wort in seinen „Betrachtungen über die entlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege" (Gießen 1821), welchen ls zweiten Band im Jahre 1825 die „Darstellung der Gerichtsverfassung des gerichtlichen Verfahrens Frankreichs" folgen ließ (die Frucht eines eren Aufenthalts in Paris im Sommer 1821). Die genaueste Kenntniß des zösischen Gerichtswesens ist es bei Weitem nicht allein, was aus dem Buch hrend zu uns spricht, sondern es tritt uns dasselbe vielmehr mit jenem räge der Vollendung und inneren Harmonie entgegen, wie sie den Werken des vollen Entfaltung gelangten Genius allein eigen ist. Die Darstellungsweise von einer wunderbaren, lichtvollen Durchsichtigkeit und plastischen Anschau- eit, und erhebt sich dort, wo der Gegenstand dazu Anlaß gibt, zu einem n Schwunge der Sprache, als deren Meister sich Feuerbach hier von em bewährt. Zum Beleg für das Gesagte möge die theilweise Wiedergabe r Stelle dienen, in welcher die Nothwendigkeit der Oeffentlichkeit des Ver- ens dargelegt wird:

„(Die) Gerechtigkeit — das Herrlichste, was der Staat dem Menschen verbürgt, rein wie Wahrheit und edel wie die Tugend — sie, die partheilos Jedem auf gleicher Wage Gebühren- zuweist und nur Gewalt übt im Namen des Gesetzes für das ewige Recht: was hätte sie der Verborgenheit gemein, da sie so gar nichts gemein hat mit dem Schlechten? Was an erscheint, sobald sie sich zeigt, ist Lauterkeit, Reinheit, Ehrfurcht gebietende Hoheit, und je r das Licht, das sie umgibt, desto deutlicher werden erkannt alle die Vollkommenheiten, durch je sie als Gerechtigkeit verherrlicht wird, und welche, je deutlicher und allgemeiner sie erkannt en, durch die Kraft des Vertrauens und der Ehrfurcht ihre eigne Macht, womit sie alles schliche zu beherrschen bestimmt ist, erheben, innerlich befestigen und äußerlich erweitern.

Was also könnte sie für Gründe haben, das Verborgene zu suchen, wenn nicht den, daß s ihr angemessen fände, — nicht mehr als die Gerechtigkeit zu erscheinen? Aber m sie nicht mehr als diese erscheint, begibt sie sich der ihr eigenthümlichen Würde und t, sobald sie dem lichtscheuen Unrecht seinen Schleier abgeborgt hat, mit diesem eine ihr haus unziemliche äußere Gemeinschaft. Wenn sie diesem ähnlich sieht, wie ist sie von diesem nterscheiden? Wenn sie das Gewand der Arglist trägt, wer ist nicht berechtigt, zu fürchten, töge unter dieser Verschleierung auch wirklich die Arglist sich verbergen? Die Stimme, die er der Maske hervor noch so kräftig betheuert, mit noch so starken Gründen versichert: ich die Gerechtigkeit, nichts als die lautere Gerechtigkeit! — diese Stimme ist doch auch vielleicht

nur nachgeahmt. Wer noch so hingebend jenen Worten traut, wird doch immer auf die F keine recht befriedigende Antwort finden: diese Gerechtigkeit, warum verbirgt sie etwas von da sie doch die überaus herrliche Gerechtigkeit selbst, nur sie allein, und keine andere ist? ..

Stiege daher die Gerechtigkeit selbst leibhaft vom Himmel auf die Erde herab, um in ei Person das Richteramt zu verwalten: so müßte sie, um sich als Gerechtigkeit zu bekunden, öf lich in vollem Tageslicht auf dem Richterstuhle sitzen, und dürfte — fände sie auch nicht gut, die Binde vor ihren eigenen Augen zu lüpfen — wenigstens nicht gestatten, daß den A der Rechtsuchenden, oder wer sonst vor ihr zu erscheinen Lust hätte, auf irgend eine Art ge würde, sie in ihrem ganzen Thun und Handeln aufmerksam zu beobachten. Nähme ihr die Verborgenheit nichts von ihrem innern Wesen, so entzöge sie ihr wenigstens viel Alles in der Meinung, bedürfte sie gleich nicht der Oeffentlichkeit, um gerecht zu sein, bed sie derselben gleichwol, um nicht, selbst wo sie nur gerecht ist, ungerecht zu scheinen.

Da die Gerechtigkeit nicht in Person bei uns zu Gericht sitzt, sondern

„Die Richtenden, welchen Kronion
Seine Gesetze vertraut,"

mehr nicht als sterbliche Menschen sind, so ziemt diesen noch bei weitem weniger, was der rechtigkeit selbst unziemlich sein würde ....."

Eine fernere Frucht jener Zeit der Vollreife von Feuerbach's Ge ist die 1828 und 1829 in 2 Bänden erschienene „Actenmäßige Darstellung m würdiger Verbrechen", ein Buch, von welchem Glaser (der jetzige österreich Justizminister) mit Recht gesagt hat, daß es als eine Zierde der deutsc Nationalliteratur keinem Gebildeten unseres Volkes unbekannt sein so Worauf Feuerbach dabei besonders sein Augenmerk richtete, war, wie e der Vorrede sagt: „die Beschaffenheit der nicht immer an und für sich derblichen (verwerflichen?), zuweilen sogar löblichen oder edlen Triebfed welche unter gegebenen Umständen, durch das Zusammenwirken entfernter naher Veranlassungen, den Willen zu verbrecherischen Entschlüssen in Beweg setzen, das eigenthümliche Gemisch von Gefühlen, Neigungen, Vorstellu und Gewohnheiten, welche die Bestandtheile eines durch Verbrechen ausgezeichn Charakters bilden, die Besonderheit des Gemüthszustandes und des Betra eines Verbrechers, vor, während und nach der Begehung seiner Missethat; en die in den geheimen Falten der Seele verborgenen Keime der Verbrechen, di äußerst zarten und feinen Fäden, aus welchen nicht selten Leidenschaft, blendung oder Irrthum das Netz der Lust zusammenweben, das, wenn ihm Mensch nicht bei Zeiten vorsichtig ausweicht oder seine höheren Kräfte dag aufbietet, seinen Willen nur zu bald umstrickt und ihn alsdann mit unw stehlicher Gewalt, aber in Folge seiner eigenen Schuld, in den schwarzen Abg reißt."

Diese Schilderungen des Seelenlebens von Verbrechern nun sind ihn einer Weise gelungen, der wir nichts in der wissenschaftlichen Literatur an Seite zu setzen wüßten. Bewundernswerth ist es, wie hier nicht Dichtung Wahrheit, wobei die Erfindungskraft des Darstellenden frei walten kön sondern blos die „actenmäßige" Wahrheit über die vorgeführten verbrecheri Thaten nicht selten zu einem geradezu dramatisch sich aufbauenden, den An derungen an ein Kunstwerk entsprechenden Ganzen sich zusammenfügt. Feuerbach zu charakterisiren weiß, zeige eine Stelle über die Giftmisch Anna Margaretha Zwanziger, welche er die „deutsche Brinvillier" nannte:

„Was sie mit dem Gifte befreundete, war überhaupt nur das frohe Gefühl unwiderstehlicher
ht, die ihren tückischen Stolz kitzelnde Freude, eine Kraft zu besitzen, womit sie jede Be-
nkung nach Gefallen umwerfen, jeden Zweck erreichen, jede Neigung befriedigen und, indem
amit über das Wohl und Dasein anderer Menschen gebot, gleichsam in die Pläne des
ckſals zerstörend eingreifen und dieses nach ihrem Gefallen lenken konnte. Gift war ihr der
ſche Scepter, womit sie unsichtbar diejenigen beherrschte, welchen sie sichtbar dienen mußte;
vertrat ihr die Stelle eines Zauberstabs, womit sie das goldne Thor ihrer letzten Hoff-
en sich öffnete. Ihr, welche die Schmach ihrer Dienstbarkeit an den verhaßten Menschen
ächen hatte, gewährte es das Bewußtsein furchtbarer Erhabenheit, gleichsam als eine feind-
Gottheit, wie ein Engel des Todes und der Qualen, unter dem widerlichen Geschlechte
erzuwandeln und mit geheimer Kraft hier Tod, dort Schmerz und Krankheit auszutheilen.
s Gift, wozu diente es nicht? Gift strafte jede wirkliche oder vermeintliche Kränkung;
züchtigte für jede kleine Neckerei; Gift wehrte unangenehmen Gästen das Wiederkommen;
Gift störte man die beneideten Freuden geselliger Vereine; Gift gewährte mitunter in den
rlichen Geberden der Vergifteten eine lustige Unterhaltung; Gift gab Gelegenheit, sich den
n Erkrankten nachher in Wort und That durch geheuchelte Theilnahme zu empfehlen; Gift
das Mittel, Unschuldige in Verdacht zu bringen und verhaßtem Mitgesinde bei seiner Herr-
Verdruß zu bereiten; Gift machte Kinder schreien und die Väter glauben, jene schrieen aus
sucht nach der geliebten Wärterin. Schmeichelte ihr die Hoffnung mit der Aussicht auf
eirath eines noch verheiratheten Mannes, so durfte sie nur wollen, und die Weiber stiegen
s Grab, um ihre Männer ihr als Wittwer zu hinterlassen; mißgönnte ihr Geschlechtsneid
Braut ihren Bräutigam, so wurden umsonst Ringe gewechselt und Aufgebote veranstaltet,
iebes Gift kam bei Zeiten dem Hochzeitsfeste zuvor. Giftmischen und Giftgeben wurde so-
für sie ein gewöhnliches Geschäft, ausgeübt zum Scherz wie zum Ernste, zuletzt mit Leiden-
betrieben, nicht blos um seiner Folgen willen, sondern um seiner selbst willen, aus Liebe
Gifte, aus bloßer Freude an dem reinen Thun an und für sich. Wie man Alles liebgewinnt,
t man lange umgeht, und am liebsten hat, was Einem am treuesten dient: so hatte zuletzt
en ihr und dem Gifte gleichsam die Liebe ein unzertrennliches Band geknüpft .....
nach mehrmonatlicher Gefangenschaft erschien ihr der langentbehrte Anblick des Arseniks
as frohe, tröstende Wiedersehen eines lang entfernten Geliebten. Als ihr zu Kulmbach der
r gefundene Arsenik zur Anerkennung vorgelegt wurde, war es, nach der Bemerkung des
suchungsrichters, als wenn sie vor Freude zitterte; mit Augen, welche von Entzücken über-
ten, starrte sie auf das weiße Pulver hin und schien es wie ein Wesen zu betrachten, das
it ihren Armen umfangen und an ihre Brust drücken möchte."

Während diese Werke zur Vollendung gediehen waren, hatte ihren Verfasser
cher schwere Schicksalsschlag heimgesucht. Schon im Jahre 1819 war sein
er, hochbegabter Sohn Anselm durch religiös-mystische Schwärmerei einer
üthskrankheit verfallen, von welcher er durch einen längeren Aufenthalt in
chau geheilt wurde. Wenige Jahre darnach traf den hoffnungsvollen zweiten
, Karl, ein noch herberes Geschick. Dieser war im Mai 1824 in Erlangen,
r als Professor der Mathematik am Gymnasium wirkte, wegen angeblicher
agogischer Umtriebe" verhaftet und nach München in den neuen Thurm
iefert worden. Neunzehn andere junge Männer theilten sein Schicksal. In
Kerker, in welchem er ein „System der analytischen Geometrie" beinahe
ndete, umdüsterte sich das Gemüth des jungen Feuerbach immer mehr, so
er im December und Januar zwei Selbstmordversuche machte, worauf er,
ie Untersuchung gegen ihn ohnehin ergebnißlos gewesen war, freigelassen
e und durch die liebevolle Pflege in Thiersch's Haus zwar zunächst wieder
dete, später jedoch von Neuem hoffnungslos erkrankte. (Er starb ein Jahr
seinem Vater, im Jahre 1834.)

Unser Feuerbach selber ward wiederholt von Krankheiten heimgesu Ueberanstrengung und der Kampf mit den Widerwärtigkeiten und Wechselfä eines mannigfach bewegten Lebens hatten seine von vornherein nicht sehr Gesundheit untergraben. Ein verzehrendes Feuer loderte in dem Vulcanus Vesuvius, wie ihn seine Freunde, anspielend auf seinen Namen, scherzh nannten. Am 3. April 1829 sank er im Gerichtshof bei voller Versamml vom Präsidentenstuhl herab. „Vier volle Stunden," so berichtet er darü „lag ich in einem Zustande, der mit der Ohnmacht Alles gemein hatte, nur d das erloschene Bewußtsein." Er erholte sich allerdings zunächst wieder und ko im Mai eine längere Reise nach Holland unternehmen, auf welcher er in A unter Andern Lassen kennen lernte, mit dem er viel über Ostindisches ver delte. Gleichwol war seine Wiederherstellung keine vollständige. Als 1832 sächsische Cultusminister, Dr. Müller, an eine gelegentlich im Gespräch get Aeußerung Feuerbach's anknüpfend, diesem eine Professur in Leipzig an wies er zur Begründung seiner ablehnenden Antwort nicht blos auf seine pflichtungen gegen Bayern, sondern auch auf seine „seit einigen Jahren sehr brechliche Gesundheit" hin. In der That hatte ihn am 25. Juli 1832 ähnlicher Schlaganfall wie jener frühere getroffen.

Bei der Würdigung der eben in diesem Jahre erschienenen Schrift „Ka Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen," sowie im Februar 1832 an die Königin Karoline von Bayern übersandten „Mer über Kaspar Hauser" (abgedruckt in „Feuerbach's Leben und Wirken" II, S. 31 darf man vor Allem diesen, auf die nahe bevorstehende Auflösung hinweise Zustand Feuerbach's nicht außer Acht lassen. Er selber schrieb schon 29. März 1832 an seinen Sohn Anselm: „Wer Dir gesagt oder geschrieben daß ich mich fortdauernd wohl befinde, muß sich sehr wenig um mich bekümm denn sonst müßte er wissen, daß ich seit zwei Monaten mein Zimmer, oft das Bett nicht verlassen habe, daß ich seitdem vielmal jeden Tag in Ohn falle, daß ich in einem Zustand mich befinde, wo ich jeden Augenblick Nervenschlag befürchten muß — was ich mir nicht etwa blos selbst ein sondern auch die Aerzte mir eingestanden haben ..... Wissenschaftliches kan nicht mehr treiben, vermag keinen abstracten Satz mehr zu denken. Mein K Hauser .... zeigt davon nicht undeutliche Spuren. Ich mußte mich dabe aller Reflexionen enthalten und mich blos auf Darstellung des Gegebene schränken. Doch war mein Zustand, als ich diese Paar Bogen schrieb, erf im Werden. Zu diesem Büchlein brauchte ich nicht weniger als drei M die Vorarbeiten nicht mitgerechnet."

Dazu kommt, daß Feuerbach's leicht erregbares Gemüth nicht u pfänglich sein konnte für die damals sozusagen epidemisch in ganz Deutsc bis in die tiefsten Schichten der Bevölkerung hinab, auftretende krankhaft spannte Theilnahme*) an dem Schicksal des Findlings, über welchem alle

*) Wie weit diese Theilnahme ging, zeigt auch der Umstand, daß der vorzeitige Tod bach's das natürlich unbegründete Gerücht hervorrief, er sei wegen seiner Theilnahme an Hauser's Schicksal vergiftet worden.

ı Dunkel schwebt, das kaum jemals vollständig gelüftet werden wird. Jene, s Maß überschreitende Theilnahme und Aufregung war nur möglich in einer eit, in welcher die Stimme der romantischen Poesie noch nicht verklungen war, ndern lauten Nachhall in dem Volk fand, welches, nach dem kurzen Aufschwung s öffentlichen Lebens in den Tagen nach der französischen Julirevolution, von euem zurückgedrängt von der selbstthätigen Betheiligung an den großen Interessen s Gemeinwesens, in der Beschäftigung mit einer seltsamen abenteuerlichen Be- benheit ein begierig ergriffenes Mittel fand, sich hinwegzutäuschen über die ämmerlichkeit und Trostlosigkeit der Staatsangelegenheiten. Wie sehr Feuer- ıch an jenem vorübergehenden Aufschwung sich erfreut hatte, zeigen die am). Mai 1831 an Elise von der Recke gerichteten Worte: „Groß ist die Zeit wiß, wie man auch sonst über sie denken mag. Daß Freiheit, Licht und Recht siegreichem Kampfe stehen, macht sie auch zu einer herrlichen Zeit. Seit enigen Monaten haben wir wieder Jahrtausende durchlebt, und in Polen sind e Tage von Thermopylä, Salamis, Marathon u. s. w. aus der Zeiten Grab ieder auferstanden." Dagegen bemerkt er zehn Monate später in jenem oben- wähnten Brief an seinen Sohn Anselm: „Aufrichtig gestanden: ich habe für e Zeiten, wie sie jetzt sind, schon seit lange zu hoffen aufgehört .... Incedimus per ignes etc. Die Zeit liegt in schweren Geburtswehen — jeden Augenblick nn die entscheidende Stunde schlagen, und was sie zur Welt bringen wird, ıd wilde, grimmig zerstörende Ungeheuer, unter denen Krieg — Völkerkrieg, ertilgungskrieg — noch das Mildeste sein wird."

Hin und her geworfen von solchen Stimmungen, in welchen sich deutlich r zerrüttete Zustand seiner Gesundheit wiederspiegelt, geht Feuerbach, den in r letzten Zeit mehr und mehr die Lösung psychologischer Fragen beschäftigt itte, an die Beantwortung der Frage nach Kaspar Hauser's Vorleben, und wir erden uns nach all' dem Gesagten nicht wundern, wenn sein jetzt für nüchternes, lgerichtiges Denken weniger geeigneter Gemüthszustand ihm manche kühne ombination annehmbar erscheinen läßt, welche eine ganz unbefangene Prüfung cht schlüssig findet. Was soll man aber dazu sagen, wenn nun dem Mann, m zeitlebens Niemand seiner, wahrlich nicht blöden, Gegner Unlauterkeit der esinnung und gewissenloses Streben nach äußerem Vortheil vorzuwerfen gewagt itte, der sich so oft im Kampf mit mächtigen Feinden furchtlos und sich selbst treu zeigt, wenn man ihm, der überdies in unabhängiger, gesicherter Stellung lebte, n jener Ausführungen über Kaspar Hauser willen Liebedienerei zur Last legen ill und andeutet, daß er gleichsam auf Bestellung bewiesen habe, was hohe ersönlichkeiten bewiesen haben wollten? Und wie wenig hätte er dann diesem ohen Willen" entsprochen, dem doch nur mit einem juristischen Beweis dient sein konnte, wenn er selbst mit dürren Worten in dem Memoire erklärt, ß, was er vortrage, vor keinem Richterstuhl ein entscheidendes Gewicht haben ürde, sondern höchstens „moralische Gewißheit" begründe. So sprechen die ilen Fabrikanten bestellter Gutachten gewiß nicht, da den Bestellern mit einer ychologisch interessanten, aber blos „akademischen" Beweisführung nicht im indesten gedient wäre. Wer Feuerbach's Lebensführung genauer betrachtet, r den steht fest, daß er auch hier, wie sonst, nur seiner Ueberzeugung Worte

lieh, als er das Problem zu lösen suchte, wie in die möglichen Zusammenhär einer dunklen, verbrecherischen That, so weit irgend möglich, Klarheit bringen sei.

In der Rede, mit welcher Feuerbach sein Amt in Ansbach antrat, s er über die, für den Beruf des Richters erforderliche Gesinnung: „Die Se unseres Wirkens ist nicht jene, das Zufällige beachtende, nach Zeit und U ständen sich bequemende, geschmeidige Klugheit, von welcher die Staatsverwaltu nothwendig geleitet wird; — sondern allein jener einfache Sinn, der nirge als hinauf zum Gesetz und von da zur That herunterblickt; jene Rechtlicht der Gesinnung, welche unbefangen als Recht ausspricht, was sie als das Rec erkennt; jene Stärke des Willens, welche mit festem, keinem Einfluß weichende durch keine Gewalt zu beugendem Arm die Wage der Gerechtigkeit stets sichern Gleichgewichte hält, endlich jener Muth des Mannes:

„Quem non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida."

Daß er selbst diese richterliche Denkweise im höchsten Maß besaß, zeig nicht blos die berühmten Werke, welche er in der Zeit seiner vollen Mann reife schuf, sondern er hat es auch bewährt im langen, schwierigen Kampf i seinen Widersachern und dem heiß und unruhig pochenden Herzen, das in sei Brust wohnte. —

Aber seine Kräfte waren in diesem Kampf vor der Zeit gebrochen. Februar 1833 schrieb er an seine Schwester Rebekka, daß er seit zwei Jah keine gesunde Stunde gehabt habe, und im März: „Das Einzige, was ich j denke, woran ich mich erfreue, womit ich mich aufrichte und worauf ich ho das bist Du, und daß ich Dich und mein Frankfurt wiedersehe und dort v leicht auch einen Theil meiner verlorenen Gesundheit wiederfinde.... Du w Dich wundern, liebe Rebekka, wo nicht erschrecken, wenn Du mich wiederse ... das alte Feuer hat ganz ausgebrannt und nur schlechte Kohle ist zuri geblieben... Obgleich mit Bleistift, kann ich doch nur mit großer Mühe me Hand zum Schreiben gebrauchen. Alles, was ich sonst von Briefen zu schrei habe, pflege ich einem Schreiber zu dictiren, was auch nichts weniger als genehm ist. Eigentliche Geistesarbeiten, wozu man die Feder braucht, kann gar nicht mehr verrichten, bin also, wie Du mich kennst, schon ein halbtod Mann. — Lebe wohl, liebe Schwester! Bald sehen wir uns wieder."

Dem „halbtodten Mann" war es noch gegönnt, seine Schwester und s Vaterstadt wiederzusehen. Dort hatte er sich scheinbar wieder erholt. Seine Sti mung war (wie ein ungedruckter Brief Eduard Feuerbach's berichtet) sehr mild u heiter, er schien ausgesöhnt mit Allem und äußerte oft eine kindliche Fre über die Schönheit der Natur. Da traf ihn plötzlich am Pfingstmontag einer Spazierfahrt nach Königstein ein abermaliger Schlaganfall und in Nacht des darauffolgenden Tages, des 29. Mai 1833, war er eine Leiche. —

Feuerbach's Name und sein Ruhm ist untrennbar verknüpft mit Geschichte der Strafrechtswissenschaft und der Gesetzgebung. Aber nicht blos engere Kreis der Rechtskundigen und der Staatsmänner, sondern das ga

sche Volk schuldet seinem Andenken Hochachtung und Verehrung. Er gehört enen „durch sich selbst gemachten" Männern, um den in England und Nordrika gebrauchten charakteristischen Ausdruck anzuwenden, welche uns ein bild unermüdeten Vorwärtsstrebens sind. Aus kümmerlichen und engen hältnissen heraus, in welchen er frühzeitig auf eigenen Füßen stehen lernt, t er durch glühenden Eifer und aufreibende Arbeit empor zum Gipfel von e und Ruhm; nicht in dem Genuß des Errungenen findet er sein Glück, dern in dem rastlos vorwärtsdrängenden Emporstreben zu den Idealen, die vorschweben. Zugleich ist die Betrachtung seines Lebensganges reich an tischen Lehren. Die jugendliche Begeisterung der Aufklärungszeit, der Jammer die Versumpfung der Tage deutscher Knechtschaft, die nur zu rasch verende Morgenröthe der Freiheitskriege, welcher von Neuem eine Zeit folgt, der Feuerbach sagen konnte: „Es geht offenbar ein Plan durch die Welt: ch Verwirrung der Köpfe Finsterniß in die Seelen zu bringen und in der sterniß den Völkern das Netz über die verwirrten, schwindelnden, im Dunkel nelnden Köpfe zu werfen" — das Alles zieht an uns vorüber. Wir staunen den erbärmlichen, kleinlichen, verbissenen Widerstand, welchen Feuerbach's ten findet und fragen uns, was sein Genius wol erst geschaffen hätte, wenn in dem Mittelpunkt eines großen, nationalen Reichs, begeistert durch das ußtsein, einem einigen, mächtigen Volk anzugehören, ungehemmt seine getigen Schwingen hätte entfalten können? Daß Feuerbach groß wurde inmitten so kleiner Verhältnisse, läßt sein Bild für den denkenden Beschauer in um so hellerem Glanz erstrahlen.*)

*) Nachrichten über Feuerbach's Leben geben: L. Feuerbach, Anselm R. v. Feuerbach's n und Wirken, 2 Bände. 1852; J. Glaser, Gesammelte kleinere Schriften, I. Band. 1868 1 ff.; Mittermaier in Bluntschli's Staatswörterbuch, Art. Feuerbach; F. Jacobs onalien (Vermischte Schriften 7. Band. 1840); Heinrich W. J. Thiersch, Friedr. Thiersch's n I. Band. 1866. Manches findet sich in Henriette Feuerbach, Anselm Feuerbach's n, Briefe und Gedichte. 1853 (I. Band von A. Feuerbach's Nachgelassenen Schriften), und in . Lerchenfeld's Geschichte Baierns unter König Maximilian Joseph I. 1854; nur wenig hergehöriges in Brunier, Elisa von der Recke. 1873. Die verehrungswürdige Wittwe von rbach's ältestem Sohn, dem der Wissenschaft zu früh entrissenen Verfasser des „vaticanischen llo", Frau Professor Henriette Feuerbach, hat mir verschiedenes noch Ungedruckte aus Feuer's Nachlaß mitgetheilt, und ich gedenke, das hiervon etwa zur Veröffentlichung Geeignete ächst dem deutschen Publicum vorzulegen.

Berliner Chronik.

Die Theater.

12. Februar 1877.

Seit dem Beginn dieses Jahres hat Berlin, die „Hauptstadt der teutoni
Wilden", eine Schaubühne mehr; im Concertsaal des königlichen Schauspielh
spielt eine französische Schauspielergesellschaft. Bis zu dem Jahre 1
das nicht nur für die deutschen Staaten, sondern auch für das deutsche Theate
verhängnißvolles war, besaß Berlin ein treffliches, ständiges, französisches The
an zwei Abenden in der Woche fanden im Schauspielhause regelmäßig franzö
Vorstellungen statt. Die Künstler lebten unter uns und verwuchsen mit i
Publicum. Die Ungunst der Zeiten zerstreute sie dann, das deutsche Schauspiel r
ausschließlich von der Bühne Besitz. In längeren Zwischenräumen kamen bald ein
Künstler, bald Gesellschaften über die französische Grenze zu uns; 1850 und
während des Sommers hat Rachel Felix mit denen, die sich ihr angeschlossen
Opernhause ihre Hauptrollen uns vorgeführt. Das Friedrich-Wilhelmstädtische The
das Wallner-Theater haben zu verschiedenen Zeiten französische Künstler auf
Bühnen gesehen. Aber ein dauerndes, für beide Theile gleich vortheilhaftes Ver
niß wollte sich zwischen der französischen Schauspielkunst und unserer Stadt
mehr anknüpfen. Im Ausgang der sechziger Jahre schien eine Aussicht dazu
handen; unter der Direction Luguet's, mit der Unterstützung des Königs, f
wiederholt in den drei ersten Monaten des Jahres eine französische Gesellschaf
Concertsaal des Schauspielhauses, der Krieg stellte dann Alles wieder in Frage.
Versuch einer Wiederanknüpfung, den Luguet im Jahre 1874 machte, scheiterte
französischen Zeitungen überhäuften die Künstler — höchst mittelmäßige Musik
obendrein — mit den ärgsten Schmähungen, das Publicum verhielt sich ihnen g
über kühl. Diesmal steht der Director Emil Neumann an der Spitze des U
nehmens und die Künstler können weder über Mangel an Zuspruch von Seite
Publicums noch über Lauigkeit des Beifalls klagen. Unmittelbar neben den deut
Hofschauspielern haben sie ihre Stätte: schwerlich würde man den Deutschen, we
nach Paris kämen, einen Saal im Théâtre français einräumen.

Eine französische Schauspielergesellschaft, die in jedem Jahre etwa auf
Monate in Berlin erschiene, wäre, wenn nicht gerade ein Bedürfniß, doch eine
Annehmlichkeit für uns. Den Vortheil, den Lehrer und Lehrerinnen der französi
Sprache daraus ziehen würden, lasse ich selbstverständlich beiseite: das Theate
solches verfolgt keine pädagogischen Zwecke. Zunächst aber gewänne das de
Publicum einen Einblick in die französische Spielweise, fruchtbare Anregungen fü
deutschen Künstler könnten nicht ausbleiben, zuletzt oder vielmehr zuerst: in be
Weise, als es jetzt durch die Uebersetzungen der französischen Schauspiele gesc
würden wir mit der französischen dramatischen Literatur, in ihrem Fortgang,

ntwickelung vertraut. Diese Kenntniß, eine genaue, fortgesetzte, ununterbrochene enntniß, eine Reihe von Jahren hindurch, halte ich für die deutsche dramatische unst für nothwendig, wenn wir überhaupt noch auf die Entwickelung unseres Theaters offen dürfen. Während der vierziger Jahre waren wir den Franzosen auf diesem Gebiete benbürtig, wenn nicht überlegen, seit zwanzig Jahren dagegen müssen wir die Segel or ihnen streichen. Gibt es in irgend einer Kunst Lehrmeister, so sind sie es in er dramatischen. Aber ein solches Studium ist nicht bei einem flüchtigen Aufenthalt i Paris anzustellen und durchzuführen. Auch die Lectüre genügt nicht. Ein Theaterück muß gespielt, muß gesehen werden: erst dann offenbart sich sein Kern, seine unst. Um zu diesem Ziele zu gelangen, müßte freilich der Stamm der Gesellschaft, ie uns besuchen wollte, ein ständiger bleiben; nicht bei jedem Jahreswechsel dürften eue Gesichter statt der alten sich uns zeigen, zwischen ihnen und uns müßte ein Band er Gewohnheit sich schlingen, vor Allem bedürften sie eines reicheren und mannigltigeren Repertoirs. So spielt jetzt die Gesellschaft im Concertsaal: Le piano de erthe — Nos intimes — Le roman d'un jeune homme pauvre — Paul Forestier — e passant — Jeanne qui rit et Jeanne qui pleure: längst bekannte, ein wenig denscheinig gewordene Komödien, während wir Dumas' Étrangère, Sardou's „Dora", rckmann-Chatrian's L'ami Fritz zu sehen wünschten. Dazu kömmt, daß uns eine ewisse Seite der französischen dramatischen Dichtung ganz unzugänglich bleibt; durch ie Zeitungen hören wir von der Theilnahme, von den Debatten, welche gerade bei en gebildeten Franzosen Dramen wie La fille de Roland, Rome vaincue erregen, hne uns durch eigene Anschauung von dem künstlerischen Werth, von der theatralischen Wirksamkeit derselben überzeugen zu können. Auch in diese Lücke müßte ein franösisches Zukunftstheater in Berlin, wie ich es träume, eintreten. Der Vortheil wäre nicht ausschließlich auf unserer Seite — die Künstler brächten Ehre und klingenden ohn heim, und nach Lorbeer und Gold geht bekanntlich jede Kunst.

Um auf die Gegenwart zurückzukommen: die französische Gesellschaft bewegt sich uf mittlerer Linie, hervorragende Künstler kommen noch nicht, dürfen wol noch icht nach dem Lande der Barbaren kommen. Der Provinzialton, die Provinzhaltung errscht vor. Im komischen Fache leisten Mde. Duchesne und Mr. Léon Noel nsprechendes, Mde. Scriwana ist eine nicht ungefällige Darstellerin naiver Liebaberinnen. Den Uebrigen thut man kein Unrecht, wenn man ihrer nicht gedenkt. Keineswegs sind sie im Allgemeinen von geringerer Begabung als die Gesellschaften, ie vor ihnen auf diesen Brettern standen, aber diese Begabung genügt doch nicht, m das gebildete Publicum unserer Stadt in seiner Mehrzahl dauernd zu fesseln. rotzdem gelingen selbst bei diesen mäßigen Kräften die Ensembleſcenen über Erwarten ut, sauber in der Ausführung des Einzelnen, übersichtlich im Zusammenfassen des anzen.

Wie gerne möchte ich hier von der französischen Kunst abbrechen und ihr gegenber ein Bild der deutschen dramatischen Dichtung entwerfen! Wie gerne würde ich s sogar auf den Vorwurf der patriotischen Voreingenommenheit hin mit den glänndsten Farben ausmalen, wenn überhaupt nur der Stoff dazu vorhanden wäre. Band an Wand indessen mit den Franzosen spielen die deutschen Schauspieler franösische Stücke. Vortrefflich, mit Witz und Behagen, voll Munterkeit und Leidenhaft — und doch, ist es nicht beschämend, daß ältere französische Komödien die osten der diesmaligen Theatersaison bezahlt haben? Scribe und Frau von Girardin aben die Ehren und unsere Poeten das Nachsehen gehabt. Der „Damenkrieg", ie „Erzählungen der Königin von Navarra" und jetzt „Lady Tartuffe" in der usterhaften Darstellung der Damen Fr. Erhartt (Virginie von Blossac), Frl. bich (Jeanne) und des Herrn Liedtke (des Tourbières) füllen das Haus Abend m Abend mit neugierigen, theilnahmsvollen Zuschauern, während die deutschen euigkeiten nach den drei Anstandsvorstellungen für immer in die Versenkung fallen. Manche bringen es nicht einmal so weit, sondern bleiben schon auf dem Schlachtfeld es zweiten Abends als Leichen liegen. Ernst Eckstein's vieractiges Lustspiel

„Ein Pessimist", das am Donnerstag, den 25. Januar, zum ersten M
auf der Hofbühne erschien, hat die Zahl der Theaterleichen um eine vermehrt.
lohnte sich kaum über diese Arbeit ein einziges Wort zu verlieren, wenn Eckstei
Beispiel nicht so außerordentlich lehrreich dafür wäre, wie man bei uns Sti
schreibt — gerade umgekehrt, wie man sie schreiben sollte. Er ist nur ein Typ
für eine große Zahl der jüngeren Schriftsteller. Mit unläugbarem Talent, satiri
begabt, voll Feingefühl für den Rhythmus, ein leichter Finder des Reims, wei
verlegen in der Auswahl seiner Stoffe, im Besitz einer raschen Feder, ein geschick
Fapresto, hat Ernst Eckstein mit humoristischen Epen, mit kleinen Erzählungen, lustig
Skizzen, mit Reisebildern und Gedichten sich einen Platz in der Literatur erworb
Beinahe allen diesen Schöpfungen fehlt die Vertiefung, die letzte Feile, das eigentl
Künstlerische: aber sie wirken im Kleinen, wie die Bilder Luca Giordano's im Große
es ist Zug und Farbe darin. Einige dieser Skizzen, Schülerschwänke, Student
abenteuer, erfuhren ein übermäßiges Lob. Die jungen Leute, welche die Schule et
aus ihrer Zucht entlassen hat, freuten sich ihrer Ebenbilder in den Eckstein'sch
Schilderungen. Gute Freunde bliesen, in voller Ueberzeugung, das große Horn. D
müßte auf die Bühne gebracht werden, hieß es hier und dort. Warum nicht?
kostet ja nur einen Schritt. Ernst Eckstein geht unter die Dramatiker, leider oh
vorher Einkehr bei sich zu halten. Ein erfindungsreicher Mann, hat er zwei oder d
Scenen im Kopfe — braucht es mehr zu einem Lustspiel? Die Hauptsache ist i
Titel. Wenn man jetzt vor einem gemischten Publicum anhebt: „Die Philosop
des Unbewußten" oder „Der Schopenhauer'sche Pessimismus", horchen Alle auf. A
dem Klang dieser Worte fühlt die Halbbildung das Herz des Jahrhunderts in s
schlagen. Darum nennen wir unser neues Stück „Ein Pessimist" — das spannt, d
reizt. Daß ein Titel eine Verpflichtung auferlegt, daß „ein Pessimist" die Schilderu
und Kritik des Pessimismus uns bringen müßte, wie der Menschenfeind uns
Spiegelbild der einsamen Verbitterung, der Spieler der Spielwuth vorhält — d
fällt dem Poeten nicht ein. Wenn ein Baron Fritz von Tondern, eingeregnet
Dorfe Splügen, ein halbes Dutzend pessimistischer Kraftsätze als Unterhaltungsmünz
an eine Gouvernante Emma Weber ausgegeben hat, die einzigen philosophischen Ge
stücke seiner Weisheitsbörse, genügt das nicht? Und wenn nun gar dieser fürchterli
Pessimist aus Liebe zu der Gouvernante Hauslehrer bei einer pietistischen Dame wi
um seiner Angebeteten nahe zu sein; der reiche Baron sich in den altmodischen Fr
mit weißgewordenen Nähten steckt und statt des weltschmerzlich geknüpften Halstuc
eine hohe, steife, weiße Bratencravatte umnimmt; der Philosoph sich erniedrigt pie
stische Religionsstunden zu ertheilen — wollt ihr nicht lachen? Wol lachte d
Publicum über die komische fragwürdige Gestalt, in der sein Liebling, Herr Liedtk
als Religionslehrer erschien, aber so viel Einsicht und guten Geschmack besaß es do
die Sache an sich unziemlich, um nicht zu sagen unwürdig zu finden. Um d
dürftigen Fabel, den flachen Charakteren der beiden Hauptfiguren ein wen
aufzuhelfen und den Zuschauer über die Armuth des Ganzen zu täuschen, fi
drei komische Nebenfiguren eingefügt, jede mit einer Scene: ein Engländer, welch
der Gouvernante im Gasthause zu Splügen einen Heirathsantrag macht; e
schüchterner Liebhaber, der wie Demosthenes Kieselsteine in den Mund nimmt, u
die Stärke seiner Stimme zu üben; ein heuchlerischer Licentiat, der sich einen Rau
trinkt und sich dabei selbst verräth. Kühne Flüge brauchte des Dichters Phanta
zu der Entdeckung dieser Gestalten nicht zu unternehmen: er fand sie als alte J
ventarstücke der Komödie in der Rumpelkammer vor. Wie dem „Besuch im Carce
merkt man dem neuen Lustspiel Eckstein's die Flüchtigkeit, die Unbekümmertheit, d
Verachtung der Kunstformen an. Skizzen, Entwürfe werden flott als vollende
Arbeiten auf den Markt geworfen: ehe noch das Getreide gereift, ist es schon ve
kauft. Der „lederne Herr Papa" aus dem bekannten Studentenliede, eine ne
Methode Religionsunterricht zu ertheilen: das sind die Späße, in denen sich d
Humor Eckstein's ergeht. Auch nicht der leiseste Versuch, den Pessimismus komisch

cene zu setzen oder satirisch zu zergliedern; aber wozu Mühe und Fleiß, wenn man ine kindlichen Machwerke als genialisch rühmen hört und von der ersten deutschen ühne aufführen sieht?

Da lob' ich mir die alte, schlichte Posse. Sie hat keine anderen Absichten, als ich zum Lachen zu bringen. Weit von sich weist sie die beißende Satire des Ari= phanes, sie denkt nicht daran, die Sitten zu bessern oder dem Zeitalter einen piegel vorzuhalten. Je unsinniger, desto besser, sagt sie. Eine Dummheit, die terhält, ist auf der Bühne immer der Weisheit, die langweilt, vorzuziehen. Das allner=Theater hat in dem „Löwen des Tages" von H. Wilken eine lche lustige Thorheit gefunden. Drei Acte hindurch setzt ein närrischer Gelehrter orian Gallenberger seinem Recensenten Prüfer nach, um ihn wegen einer Kritik t dem Stock zu bestrafen. Natürlich ist er auf der Fährte des Falschen: der be= hmte Kritiker und Dichter Prüfer pflegt auf Reisen den Namen Krüger zu führen, ihrend ein eitler Hühneraugen=Operateur Prüfer sich auf seinen Reisen den Titel octor beilegt. In rascher Bewegung folgt ein Abenteuer dem andern, toll und nt, in einer glücklichen Steigerung des Komischen und Burlesken bis in die Mitte s dritten Acts, wo der Dauerlauf Gallenberger's und Prüfer's endet. Die Un= hrscheinlichkeiten der Fabel sind groß, aber ihre Harmlosigkeit ist noch größer. t dieser Possenwelt wird das Unglaubliche zum Alltäglichen, nicht die Hoffnung, er den Verstand muß man fahren lassen, wenn man durch diese Pforte geht. is vierblättrige Kleeblatt: die Herren Helmerding (Hühneraugen=Operateur üfer), Engels (Gallenberger), Formes (Gallenberger's Factotum Giesecke) und l. Ernestine Wegner (Leda) lassen dem Zuschauer auch keinen Augenblick die ße, sich auf den natürlichen Zusammenhang der Dinge zurückzubesinnen. Sie rken nicht allein durch Maske und Geberde, durch Gang und Haltung, durch de und Coupletvortrag: den mächtigsten Eindruck üben sie aus, wenn sie nichts end, nichts thuend, in monumentaler Stellung einander gegenüberstehen, in vier schiedenen Formen hat der Dämon der Posse und der Thorheit in ihnen mensch= e Gestalt gewonnen.

Das interessanteste theatralische Ereigniß der letzten vier Wochen war die Auf= rung eines neuen vieractigen Schauspiels von Friedrich Spielhagen er lustige Rath", Mittwoch, den 10. Januar auf der Bühne des Re= enz=Theaters. Es ist nach „Hans und Grete" und „Liebe um Liebe" das tte dramatische Werk des Dichters. Leicht und mühelos scheint der Uebergang von Erzählung zum Schauspiel einem Meister der Darstellung, der bewegten, geist= len Wechselrede zu sein und wie viele Klippen sind doch zu umschiffen, wie viele ndbänke zu vermeiden! In den Spielhagen'schen Schauspielen bleibt zu unterst novellistischer Rest, der durch die dramatische Form nicht vollständig aufgelöst d. Das psychologische Problem des „Lustigen Raths" kommt auf der Bühne zu einem ungefähren Ausdruck und zu keiner befriedigenden Lösung. Brunhilde, schöne und bedeutende Tochter des Gutsbesitzers von Weißenberg, faßt im ersten druck eine heftige Leidenschaft zu dem Ingenieur=Hauptmann außer Diensten Ernst nn, der auf dem Gute ihres Vaters, im Auftrage des reichen Fabrikherrn Christian orre, erscheint, das Gut zu kaufen. Zwar erwidert Ernst die Neigung des Mäd= s in seinem Herzen, aber er wagt nicht sie dem adeligen Fräulein, der begüterten in zu gestehen. Kleine Mißverständnisse und Irrungen trennen die Liebenden mehr: der Fabrikherr möchte sein Töchterchen Clärchen gern mit dem klugen nne verheirathen, der in seinen Diensten steht; die Baronin von Grobitz, eine alte undin Weißenberg's, denkt ihrerseits an eine Verbindung Brunhildens mit ihrem ien, dem Cavallerieofficier Felix von Borg. Nun sind Clärchen und Felix in mit einander längst verliebt und einig, allein es gilt hier den Widerspruch der te, dort den des Vaters, des Adels und des Bürgerthums, gegen diese Ehe zu gen. In dem Hin= und Herüber dieser Beziehungen tritt ein Augenblick ein, sich Brunhild von Ernst, Clärchen von Felix verschmäht glaubt. Der „Lustige

Rath" — lustig, wie die Shakespeare'schen Narren es sind, mit einem Anflug v Melancholie — ein Herr von Trechow, ein Gutsnachbar Weißenberg's, muß d Rolle des Vermittlers übernehmen und die Verwirrung, an der seine Rathschlä nicht ganz ohne Schuld sind, lösen helfen. Mit blutendem Herzen thut er es, en sagend: denn er selbst liebt Brunhild. Und hier nun tritt für den Zuschauer d Unbegreifliche ein. Ein kluges, geistreiches Mädchen sollte den unbedeutenden Ern der gar nichts liebenswürdiges besitzt, dessen Tugenden und Vorzüge für uns imm unsichtbar hinter den Coulissen bleiben, dem witzigen, tiefsühlenden weltmännisch Trechow vorziehen? Auf der Bühne erschlägt der Gentleman Trechow zehntause Pedanten wie Ernst Bronn, wie Romeo's Verbannung in Julia's Herzen zehntause Tybalt's. Mag er doch vierzig Jahre sein, Brunhilde ist mit fünfundzwanzig Jahr auch kein Kind mehr. In der Novelle würde der Dichter die verschiedensten Mitt gehabt haben, uns seinen Helden in der glücklichsten Perspective zu zeigen und d Neigung Brunhilden's für ihn zu erklären: der grausame Realismus der Bühne dageg zeigt in jedem Acte Trechow und Brunhilde in erster Reihe, Ernst im Hintergrun Trechow als den handelnden oder doch redenden Mann, Ernst als den zweiten Lie haber. So scheiden wir mit einem Kopfschütteln von Brunhilden: sie hat uns ni überzeugt, sie hat falsch gewählt, sagen wir. Dazu kommt, daß die vielen fein und zarten Fäden des Gewebes von den Augen eines Theaterpublicums nicht deutl genug unterschieden werden können, es ist mehr ein schillernder, in den mannigfachst Farben spielender Glanz als ein scharfes bestimmtes Licht über das Ga gebreitet. Das Drama aber verlangt zuerst und zuletzt einen einheitlich Beleuchtungston. Den Mängeln stehen eben so viele Vorzüge gegenüb Der sichere Bau der Handlung; eine rasche, aufsteigende Scenenfolge; die Einh des Orts und der Zeit — Merkmale, die eben zeigen, daß ein Künstler Alles, w er ergreift, künstlerisch zu gestalten sucht. Mit ihnen verbunden die treffliche Cl rakterschilderung der drei Alten, des Gutsherrn, der Baronin und des Fabrikbesitz die in einer individueller und feiner zeichnenden Darstellung, als ihnen im Reside Theater zu Theil wurde, zu einer unvergleichlich humoristischen Wirkung komm würden — das reizende Liebespaar Clärchen (Frl. Mathilde Ramm) und Fe (Hr. Beckmann), dessen Zärtlichkeits-, Schmoll- und Zankduette zu den lebendigs Scenen gehören, die Spielhagen noch geschrieben. Je klarer und durchsichtiger di Handlungen und Figuren sind, um so trüber erscheinen die beiden Hauptgestalte würde Trechow älter und blasirter gespielt, als es von Hrn. Keppler, dem bed tendsten Schauspieler des Residenz-Theaters geschah, könnte Fr. Claar-Delia i Brunhilde von den schweren Druckern und dem tragischen Kothurn befreien, auf d sie einherschreitet — vielleicht, daß sich das Verhältniß beider zu einander d Publicum verständlicher darstellte. Das Stück hat eine sehr beifällige Aufnah gefunden: eine anziehende, sorgfältige Arbeit, trotz ihrer Schwächen die werthvol Gabe der Theatersaison.

Das Gastspiel des bekannten, mehr in allen Aeußerlichkeiten seiner Kunst ferti und sicheren, als innerlich bedeutenden Schauspielers, Hrn. Karl Sontag Residenz-Theater hat uns eine neue Bearbeitung von Balzac's merkwürdig Komödie „Le faiseur" gebracht. Unter den fünf in zwei Bändchen erschienen merkwürdigen und interessanten Theaterstücken, die Balzac geschrieben: Vautr Les ressources de Quinola; Pamela Giraud; La marâtre; Le Faiseur — rechtfer die letztere Komödie allein den Ruf des berühmten Satirikers und Sittenschilder Die Geldfrage, das „Machen" in Börsengeschäften hat bisher auf der Bühne n keinen vollendeteren Ausdruck gefunden, als in diesem Werke: ich ziehe es wenigst in jeder Hinsicht Ponsard's Drama: Honneur et Argent vor. Albert Lindn der die Komödie für die deutsche Bühne in vier Acten neu eingerichtet hat — v Standpunkt des rein Theatralischen und der Masse des Publicums vortrefflich — ändert, indem er ihr den auffallenden Titel „Ein Fürst des Schwindel gibt, die Beleuchtung, in der Balzac seinen Helden Mercadet erscheinen läßt. Merc

keineswegs ein Gründer in unserm Sinne des Worts, der Dichter versetzt ihn in Jahr 1839, seine Speculationen, sein Börsenspiel, seine Schulden, die Actionäre, ihn auszubeuten gedachten und die er ausgebeutet hat — Alles ist, von der Höhe Milliardenzeitalters gesehen, kleinlich, liliputanisch. Mercadet wie sein Schwieger- n in spe, der talentvolle junge Stutzer Michonnien de la Brive — Lindner hat in einen Grafen Montallard umgetauft — die sich gegenseitig zu betrügen suchen, umpfen zu zwei mittelmäßigen Gaunern zusammen, Arcades ambo. Meiner Mei- ng nach muß diese Komödie als eine Schilderung früherer Zustände in ihrem tüm gelassen werden; Molière's Geiziger kann ebensowenig in unserm Gesellschafts- ug gespielt werden. Ein Geiziger in unseren Tagen, mit der Bildung und in Stellung Harpagon's, vergräbt seine Goldstücke nicht im Garten; ein „Macher" Pariser Börse im Jahre 1839 ist kein „Gründer" aus dem Jahre 1872. Was Komödie dadurch, daß man sie historisch betrachtet, an unmittelbarer Wirkung, zeitgemäßen Anspielungen verliert, gewinnt sie an Wahrheit und Tiefe: sie ist bittere Satire ihrer Epoche. Wie charakteristisch ist es, daß Balzac's Michonnien als Socialist aufspielt, als ein begeisterter Anhänger der neuen Lehre! Der n des Ganzen: die Verurtheilung des Börsenspiels, die ergreifende Schilderung, Alle hier in gleicher Schuld stehen, der Macher, der die Leichtgläubigen betrügt, die leichtgläubig Habgierigen, die ihm ihr Geld nur anvertrauen, um schnell mühelos reich zu werden; wie in diesem Kampfe um's Dasein der eine Schwind- von dem andern Schwindler überlistet wird — dieser Inhalt veraltet niemals wird für alle Zeiten gültig sein. Seinen jämmerlich armseligen Bankrutt sucht ccadet mit denselben Mitteln aufzuhalten, mit denen jetzt vier- oder fünffache lionäre ihren Sturz abzuwenden sich mühen. Nur fehlt, in der Enge seiner Ver- nisse, Mercadet jenes phantastisch Ungeheuerliche, das um moderne Geldgeschäfte Industrieunternehmen schwebt. Während Lindner durch den Titel seiner Bear- ung die Komödie erhöht, hat er sie in manchen Einzelheiten herabgestimmt. Zu- t in dem Liebesverhältniß zwischen Mercadet's Tochter Julie und dem Buchhalter lphe Minard. Jeder weiß, wie skeptisch sich Balzac der Leidenschaft der Liebe nüber verhält. Immer muß er einen bittern Tropfen in den Wein mischen. ie Julie ist häßlich, sein Minard rechnet auf ihre Mitgift — „o!" ruft er al bei ihrem Anblick aus, „ich hatte sie immer nur in dem Glanz von 300,000 nken betrachtet!" Indem Lindner, aus der Stimmung des deutschen Publicums us, Minard zu einem uneigennützigen, schwärmerischen Jüngling, Julie zu einem nen, ebenso romantisch gesinnten Mädchen macht, tilgt er die Flecken, die ihnen ursprünglicher Schöpfer verliehen hat: nun sind freilich die Warzen und die merssprossen fort, aber mit ihnen auch der individuelle Ausdruck. Balzac's Mer- t wird Ackerbauer, ländlicher Grundbesitzer in der Touraine, ein Bauer, wie l Louis Courier sich nannte. „Ich bin nicht ärgerlich darüber," sagt er, „die lichen Industrien zu studiren." Auch dieser Zug gefällt mir besser, weil er be- nender ist, als das Gelöbniß des Lindner'schen Mercadet, daß er zur ehrlichen eit zurückkehren werde. Die andern Aenderungen des deutschen Bearbeiters ver- en Billigung: der Brief aus Amerika als Retter aus der höchsten Noth ist dem luffe Balzac's vorzuziehen. Die Darstellung des Stücks im Residenz-Theater ist sam im Ensemble, Hr. Sontag als Mercadet, Hr. Keppler als Montallard ienen besonders hervorgehoben zu werden. Ist die Bühne eine moralische Bil- gsanstalt? Ich zweifle: die Komödie hat die allgemeine Zustimmung erhalten, die Mercadet's werden Mercadet's bleiben, wie die Harpagon's, obgleich sie sich zweihundert Jahren im Spiegel sehen, Harpagon's geblieben sind.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Hermann Grimm's Vorlesungen über Goethe.

Goethe. Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin von Hermann Gri
Zwei Bände. Berlin, W. Hertz. 1877.

Was das Bildniß in Formen, ist die Biographie in Worten. Jenes zeic
den inneren durch den äußeren, diese erklärt die Geschichte des äußeren durch
Geschichte des inneren Menschen. Jenes, indem es die durch die gesammte Leben
vertheilten Züge der geistigen Individualität in der Physiognomie eines einz
Momentes zu verkörpern weiß, diese, indem sie in der zeitlichen Aufeinanderfolge
verschiedenen geistigen Gesichtszüge eine causale Auseinanderfolge, ein dieselbe bel
schendes Entwickelungsgesetz nachweist, rundet sich zum organischen, auf sich
ruhenden Kunstwerke ab.

Ein Bildniß Goethe's in diesem Sinne ist die Büste von Trippel; eine
graphie Goethe's in diesem Sinne wird auch nach Grimm's obigem Buche noch in
zu wünschen sein. Die deutsche Literatur besitzt eine Goethebibliothek, aber
Schaefer, Viehoff, Gödeke u. A. keine Goethebiographie. Die von Jahr zu
anschwellenden Ergänzungen, Briefwechsel, Commentare liefern Bilder, aber kein
die gelehrten und genauen, aber schwerfälligen und trockenen Lebensbeschreibungen
Obigen Photographien, aber kein Bildniß. Auch wenn nicht ausdrücklich für
Schule bestimmt, können sie schwerlich verleugnen, daß sie von Schulmännern
schrieben sind. Der bienenartige Fleiß, die stupende Detailkenntniß können dar
nicht täuschen, daß es musivische Arbeiten sind. Es ist eine bibliographische
sache, daß das „Leben Goethe's" von Lewes unter der deutschen Lesewelt am me
Verbreitung fand. Das Original desselben erschien in London zuerst 1855;
deutsche Uebersetzung von Frese hat noch nicht zwanzig Jahre darauf die elfte Au
erlebt. Von den obengenannten, zum Theil vor demselben erschienenen Werken
keines die dritte überschritten.

Der fremdländische Reiz ist kaum die alleinige Ursache hiervon. Zwar hat
Fremde vor dem Einheimischen einen Vortheil voraus, der bei geschichtlicher Bet
tung von Personen und Ereignissen gewichtig ist. Goethe's erhabene Persönlic
steht uns im Allgemeinen zeitlich, dem deutschen Beobachter aber auch räumlich
nahe, um ihrem ganzen Umfang nach überschaut werden zu können. Der ausländ
Beurtheiler hat vor dem gleichzeitigen deutschen den Vorzug des räumlich entfe
Standpunktes. Amerikanischen Historikern ist der Versuch nicht mißglückt, den
europäischer Culturentwickelung in ein Gesammtbild zusammenzufassen.

Der räumliche Vortheil wird aufgewogen durch die nationale Befangenheit.
wenig Shakespeare, der germanische Poet, je von dem romanischen Franzosen,

wenig, ungeachtet der Stammesverwandtschaft, wird der deutsche Dichter je von em Engländer völlig gewürdigt werden. Goethe, der Kosmopolit, welcher die eutsche Nationalliteratur zur Weltliteratur ausdehnt, wird von der ganzen civili= rten Welt begriffen. Goethe, der reichsstädtische Patriciersohn, der kleinstaatliche Minister, bleibt für den weltläufigen Britten wie für den weltherrschaftssüchtigen ranzosen unverständlich. Lewes findet die einfachen Umgebungen, mit welchen oethe, wie die anderen Geistesheroen, zu Weimar und Jena sich begnügte, kleinlich nd abscheulich. Napoleon forderte seinen „homme“ auf, nach Paris zu übersiedeln, Weimar sei zu eng für ihn! Daß Goethe, wie himmelhoch er sich sonst über die chwächen und Schranken des angestammten Gesichtskreises der Nation erhob, in ebensführung und Lebensgewohnheit ein Deutscher geblieben, wird stets nur der eutsche wieder dankbar zu schätzen wissen.

Goethe's neuester deutscher Biograph gehört, wie dessen englischer, zu der Classe on Autoren, die an der Grenze zwischen Gelehrten von Fach und geschmackvollen chriftstellern stehen. Selbst künstlerisch angehaucht, hat er die Darstellung von ünstlerleben mit Neigung ergriffen und dieselbe zum Kunstwerk nicht ohne Glück zu stalten gesucht. Englischen und amerikanischen Vorbildern hat er die fragmentarische, er in sich geschlossene Form des Essay mit Vorliebe entlehnt und, Einer der Ersten, eses Wort in unsere Sprache eingebürgert. Aus der Vereinigung jener Gemüths= it dieser Geschmacksrichtung ist obiges Buch entsprungen. Dichterische Sympathie it dem Dichter hat dabei die Feder geführt, aber statt eines einheitlichen biogra= ischen Kunstwerkes hat dasselbe die Form einer Reihe mit Geist und Liebe verfaßter ographischer Essays angenommen.

Als solche bildet Grimm's Buch eine höchst anziehende Lectüre. Die essayistische orm der Darstellung wird begünstigt durch die ursprüngliche Form der Ent= hung aus academischen Vorlesungen, die der Verfasser im Winter= und Sommer= nester 1874 an der Berliner Universität „publice“ gehalten hat. Der einzelne say fällt mit einer oder mehreren Vorlesungen zusammen und bringt im Rahmen rselben das Bild einer Lebensepoche, eines Lebens= oder Liebesverhältnisses, einer nst= oder scientifischen Richtung, eines dichterischen oder wissenschaftlichen Werkes r Anschauung. Sämmtliche Bilder sind frisch, mit keckem, fast übermüthigem nsel, scheinbar ohne mühsame Studien, wie auf nassen Kalk hingeworfen; manche rselben. wie „Friederike von Sessenheim“, „Charlotte von Stein“, „die deutsche d römische Iphigenie“, wahre Kabinetsstücke. Ohne mit Anmerkungen zu prunken, räth der Verfasser seine Vertrautheit mit den Problemen und Marotten specifischer oethegelehrsamkeit, aber mit Recht lehnt er es ab, ihren labyrinthischen Irrpfaden f die Jagd nach Anspielungen auf Personen und Erlebnisse in Goethe's Werken folgen. Goethe's Wort, daß Alles erlebt sei, was er darstelle, aber nicht immer wie er es darstelle, hätte den Commentatoren zur Warnung dienen sollen. Grimm teht offenherzig, daß wir trotz zahlloser Deutungsversuche über die Originale der ften Goethe'schen Frauengestalten im Unklaren sind; daß wir nicht wissen, welche endige Urbilder (oder ob überhaupt welche?) den Gestalten Mignon's, Philinen's, harlotten's, Ottilien's, Klärchen's u. A. zu Grunde lagen.

Die wirkliche Friederike Brion und die wirkliche Lotte Buff weichen so weit von ihren mensschwestern in Dichtung und Wahrheit und im Werther ab, als die wirklichen rgänge zwischen Goethe und beiden, in Sessenheim und Wetzlar, von dem „Sessen= mer Idyll“ und der Erzählung in „Werther's Leiden“. Die Vergleichung des atsächlichen in beiden Fällen mit dessen dichterischem Nachbild gewährt den schla= dsten Einblick in Goethe's poetische Eigenart, Erlebtes dichterisch zu verarbeiten; selbe gehört zu denjenigen Partieen des Grimm'schen Buchs, in welchen man fühlt, ß der Dichter vom Dichter begriffen worden ist.

Aber auch Grimm bleibt nicht frei von Deutungsversuchen. Nicht nur bezieht wie Andere vor ihm, Friederiken auf Gretchen, Herder auf Mephistopheles, son= n er glaubt auch in den Wahlverwandtschaften in dem Verhältniß Ottiliens zum

Hause Eduards und Charlotten ein Spiegelbild der Beziehungen Goethe's zum Ha
Charlottens von Stein zu entdecken. Gretchen erscheint ihm als eine „poetische Bu
für das Verlassen Friederikens. Herder, der Apostel der Humanität, wirkt in sei
Beleuchtung auf den jüngeren und unerfahrenen Goethe bei der ersten Begegnung
Straßburg wie eine dämonische Gestalt. Goethe soll ihm gegenüber „das Gef
rettungslosen Verlorenseins an geistige Uebermacht" nicht losgeworden sein. Di
bewirkte, daß „Faust sich sofort Mephisto unterordnet und den Vertrag mit sein
Blute unterschreibt". Erst nachdem Herder die „Elemente" vorbereitet, aus de
Mephisto erwachsen konnte, sei Goethe mit demjenigen zusammengetroffen, der
„Gestalt" dazu lieferte, mit Merck. Es war, sagt Grimm treffend, Goethe's W
„zuerst eine Figur nur in der Empfindung zu tragen und dann zu warten, bis e
irdische Begegnung ihm das Modell lieferte". Als solches galt für Ottilien bis
Minna Herzlieb, die Pflegetochter des Frommann'schen Hauses in Jena. Nach
Darstellung Grimm's wäre der Dichter selbst zu der „unschuldig — Schuldigen" Mo
gesessen. In den Wahlverwandtschaften sollte Goethe's Verhältniß zu Frau von St
endlich die künstlerische Verklärung empfangen. Goethe selbst, wegen des angeb
„unmoralischen" Inhaltes der Erzählung belangt, spricht es einfach aus: der Ron
bilde eine Illustration des Wortes Christi: „Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begeh
der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr." Für Goethe gab es eine Zeit, wo
Frau von Stein „begehrte", auch wenn die Beschuldigung, er habe mit ihr unter
Augen des Gatten in wirklichem Ehebruch gelebt, wie Grimm gegen neuerliche
kläger behauptet, ungerechte Verläumdung bleibt. „Als junger Mann ist er zu
verheiratheten Frau in ein Verhältniß getreten, das man eine geistige Ehe nen
kann, und aus der, wäre der Mann nicht dagewesen, sicherlich eine volle Ehe her
gegangen wäre. Schon diese geistige Ehe aber verstößt gegen die Moral der men
lichen Gesellschaft, welche in den zehn Geboten und in höchster Consequenz in je
Worten Christi (Matth. 5, 28) enthalten ist."

Goethe nun läßt „Eduard und Charlotten durch Ottilien dasselbe widerfah
was Stein und seiner Frau durch ihn selbst einst widerfahren war. . . Ottil
Schuld ist das Hineinwachsen in jene Stellung zu Eduard, in welche Goethe
Frau von Stein getreten war. Bei aller Unschuld Ottiliens — wie Goethe unschu
einst zu Frau von Stein sich herangezogen gefühlt hatte — wurde sie dennoch schu
von dem Augenblick an, wo sie dem Gedanken Raum gab, Eduard könne durch
Scheidung von Charlotten frei und sie Eduards Frau werden." Die Schuld Ottil
ist keine „reelle", wie ihre „geistige" Ehe mit Eduard, verglichen mit dessen „rea
mit Charlotten, keine „reelle": sie ist eine bloße Gedankenschuld. Ebenso
Goethe's „geistige Ehe" mit Frau von Stein zwar eine „Bigamie", aber keine re
sondern eine „feinere" ist. Beide haben Unrecht, zwar nicht vor dem bürgerlichen,
vor einem höheren Gesetz. Weder Ottilie hätte in Eduards, noch Goethe in C
lottens von Stein Hause bleiben dürfen. Wenn sie blieben, so zogen sie das un
bleibliche Verhängniß auf sich, das Ottilien trifft und dem Goethe durch die Fl
nach Italien entging. „Ottiliens Liebe zu Eduard stellt sich zuletzt die Natur s
gleichsam entgegen, welche für die Heilighaltung ihrer Ordnungen eintritt." . .
Mächte der Vorsehung empören sich nicht blos gegen die wirkliche, sondern auch g
die „feinere Bigamie".

Es liegt nahe, durch diese Auffassung von Goethe's Ottilie, als an deren Ge
stück, an Lessing's Emilie erinnert zu werden. Wie Ottilie dem Gedanken einer
bindung mit Eduard, wenn er von Charlotten frei geworden, so gibt Emilie dem
danken einer Verbindung mit dem Prinzen, nun da sie von Appiani frei gewor
Raum. Jene verdrängt in Gedanken die Ehefrau aus Eduards, diese den k
gemordeten Bräutigam aus dem eigenen Herzen. Beide begehen in Gedanken
Schuld, die bei Ottilien durch den Umstand, daß Charlotte selbst zurücktreten
um ihre Ehe zu ermöglichen, bei Emilien durch den Umstand, daß ihre Ehe
Appiani noch unvollzogen durch dessen Tod gelöst worden ist, gemildert wird. A

könnten deren Folgen durch die Flucht entgehen, wenn nicht Ottilie durch innere Bande in Eduards, Emilie durch äußeren Zwang in des Prinzen Hause zurückgehalten würde. Beide büßen ihre Schuld, Ottilie durch vom Schicksal, Emilie durch selbst-verhängte Strafe.

Mit Recht nennt Grimm die Wahlverwandtschaften „eine in Form einer Erzählung sich aufbauende Tragödie". Das tragische Wort:

Ihr führt ins Leben uns hinein
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden!

ist von Goethe selbst niemals rührender und furchtbarer versinnlicht worden. Grimm weist auf den Unterschied nicht nur der Weltanschauung, sondern der Compositionsweise dieses Romans des Sechzigjährigen von jenen der Jugend- und Manneszeit. „Bei Werther war keine Rede davon, daß dieser in seiner Liebe zu Lotten nicht nur Alberts Rechte, sondern zugleich die Grundgesetze des menschlichen Daseins verletzte." In dem, was diesem (und Goethe in seinem Verhältniß zu Frau von Stein) „der erlaubteste, unschuldigste Ersatz für alles Versagte" erschien, sah Goethe jetzt „das Unerlaubte, Schuldige, Bestrafungswürdige". An der Stelle der lockeren Brief- und lose aneinander reihenden Erzählerform des Werther und Meister erscheint die Composition der Wahlverwandtschaften „nach einem festen Princip" aufgeführt.

Die Ecken des Quadrats, welches die symmetrisch, zwei männliche zur linken, zwei weibliche zur rechten, aufgestellten Hauptfiguren bilden, sind vom Gatten zur Geliebten, von der Gattin zum Freunde durch Diagonalen verbunden, deren Durchkreuzungspunkt das Kind, die verhängnißvolle Frucht materieller Ehe und geistigen Ehebruchs einnimmt. „So pflegte Goethe," sagt Grimm, „früher nicht zu arbeiten." Nichts mehr von dem frühern fragmentarischen „Darauflosschreiben." Jede Handlung vorausbedacht, die Effecte in bewußt geschaffener Stärke sich steigernd. Goethe scheint „sich Schiller's Methode angeeignet zu haben".

Letzteren Ausspruch, treffend wie er ist, registriren wir um so lieber, als der Verfasser (wie auch schon von Anderen bemerkt worden) gerade Schiller in dessen Verhältniß zu Goethe nicht überall völlig gerecht geworden ist. So erblickt er z. B. abweichend von allen seinen Vorgängern, in Goethe's „Zusammengehen" mit Schiller „keinen Abschnitt für sich". Goethe selbst hat darüber wol anders gedacht und der Verfasser selbst gesteht, daß es nichts Erschütternderes gebe, als dessen Anblick, wie er nach Schiller's Tode verlassen und beraubt dastand und sich sagen mußte, daß diese Einsamkeit nun für immer währen müsse!

In der Anordnung des Stoffs hat der Verfasser an dem Plan festgehalten, den geschichtlichen Aufbau des Lebens Goethe's an dessen Werke anzuknüpfen und zwar in der äußeren Folge, in der dies geschah. Er unterscheidet zwei, eigentlich drei Perioden in Goethe's Lebensgang. In die Frankfurter Zeit (1749—1776), für welche Goethe's eigener allerdings mannigfach umgefärbter Bericht und Bernays erschöpfendes Werk „Der junge Goethe" vorliegt, fallen die Anfänge (mit Ausnahme der Wahlverwandtschaften) fast aller Werke ersten Ranges. Zur öffentlichen Erscheinung gebracht werden während derselben Werther, Clavigo und Götz. Die Weimarer Zeit (1776—1832) zerfällt in zwei Perioden, deren Scheide die italienische Reise macht. In den ersten zehn Jahren (1776—1786) wird Iphigenie in ihrer prosaischen Gestalt fertig gebracht, Tasso, Egmont, Wilhelm Meister und Faust, sämmtlich aus Frankfurt herübergetragen, werden fortgeführt. In den beiden Jahren der italienischen Reise empfangen Iphigenie, Tasso und Egmont ihre vollendete Gestalt, während Faust und Meister gefördert werden. Mit der Rückkehr nach Weimar beginnt eine lange Jahresreihe, in welcher „eine ruhige Weiterentwickelung bis zur letzten geistigen Höhe und Klarheit" sich vollzieht, „unabhängig von äußeren Verbindungen". In diese Zeit fallen der „abgeschlossene Meister", Hermann und

Dorothea, die natürliche Tochter, das Buch über Winckelmann, die Wahlverwandschaften, Dichtung und Wahrheit, der Westöstliche Divan und Faust. Die genannten Werke werden, wie das obige Beispiel der Wahlverwandtschaften zeigt, eingehend betrachtet. Faust, den er deshalb an den Schluß stellt, faßt Grimm als den „Faden auf, der sich durch Goethe's Leben hindurchzieht. „An ihm beginnt Goethe als Student und hört nicht auf, an ihm fortzubilden. Das Ende desselben wird handschriftlich hinterlassen und erst nach seinem Tode gedruckt."

Um für ein biographisches Kunstwerk genommen zu werden, müßte die Darstellung des Verfassers in allen ihren Theilen gleich durchgebildet sein. Der Frankfurter Zeit, die er mit Vorliebe behandelt, sind zehn Vorlesungen gewidmet, der mehr als doppelt so langen Weimarer Zeit ebensoviel. Die italienische Reise füllt mit den Schicksalen Iphigenie's und Tasso's vier Vorträge aus. Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein nimmt eine ganze Vorlesung ein; dessen Verhältniß zu Christianen, das Grimm mit billigeren Augen als andere Beurtheiler ansieht, ohne es veredeln zu können, wird der römischen Elegieen halber in die italienische Reise verwebt. Bei der Herstellung der Freundschaft mit Schiller wird dem stillen aber mächtigen Einfluß von Schiller's Frau eine für alle Theile ehrenvolle Rolle zugetheilt. Dagegen treten nicht nur neben den dichterischen die wissenschaftlichen Hervorbringungen zurück, sondern auch unter den ersteren manche nicht eben unbedeutende in den Hintergrund. Goethe's Verhältniß zu den Naturwissenschaften wird in der Hälfte einer Vorlesung abgethan. Grimm nimmt hier für Goethe nur das Recht in Anspruch, so zu verfahren, wie er verfahren ist; „Niemand wird Goethe's Verfahren als schlechthin nachahmungswürdig empfehlen wollen." Heute steht Goethe als Vorläufer Darwin's im Vordergrund der naturwissenschaftlichen Auffassung. Nur auf der Farbenlehre, die nun einmal „ohne Prisma", so wenig wie die Astronomie ohne Fernrohr getrieben werden kann, lastet die „trübe Ungunst" noch immer. Auch das Urtheil über Goethe als politischen Charakter hat seit den Angriffen Börne's und Menzel's einen Umschwung erlebt. Zwar übergeht der Verfasser die „pädagogische Provinz" in den „Wanderjahren" mit Stillschweigen, wie diese letztere selbst. Aber Goethe's angeblich undeutsche Gesinnung und seine Verehrung für Napoleon, die nicht dem Kaiser, sondern dem Genius galt, werden, jene beseitigt, diese wenigstens entschuldigt. Den „unaufhaltsamen" Sieg der liberalen Ideen hat Goethe wie Humboldt vorausgesehen.

Die Zeit der Goetheverketzerung ist dahin, wie jene der Goethevergötterung. Grimm vergleicht Goethe treffend keinem himmlischen, sondern einem „tellurischen Ereigniß", das unsere klimatische Wärme im Durchschnitt um so und so viele Grade erhöht hat. Der irdische Charakter ist es, der die Objecte wie die Gefühle unserer heutigen Verehrung vor jenen früherer Epochen auszeichnet. Was uns groß scheinen soll, muß das Tageslicht vertragen. Was Grimm's Goethebuch vor seinen Vorgängern voraus hat, ist, daß aus ihm Goethe's „tellurische" Natur als Dichter, Denker und Mensch uns entgegentritt und doch, oder gerade dadurch, unsere Herzen gewinnt. Goethe war, wie das in seiner Art einzige Verhältniß zu seinem Diener und Schreiber Philipp Seidel zeigt, Einer der seltenen Großen, die auch vor dem Kammerdiener groß sind. Grimm gehört nicht zu den Goethomanen, die ihrem Gott dadurch größer scheinen lassen wollen, daß sie vor ihm auf die Kniee fallen. Goethe ehrt man am höchsten, wenn man ihn *stehend* verehrt.

Robert Zimmermann.

Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke.

Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe in 12 Bänden. Erster Band: Bade-Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1877.

Unter den Büchern, welche mich — so zu sagen — durch mein ganzes bewußtes Leben begleitet haben, befindet sich eines, das mir besonders werth ist, weil sich die mannigfachsten Erinnerungen an dasselbe knüpfen. Kein Mensch würde dem Büchlein etwas Außergewöhnliches ansehen, obwol ich ihm in Anbetracht seines Alters und seiner Schicksale, die sich zum Theil mit meinen eigenen Schicksalen verwebt, einen Ehrenplatz in meiner gegenwärtigen Bibliothek angewiesen habe. Es ist von der allereinfachsten Beschaffenheit, von einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit des Aeußern, so schmal und dünn, als ein Buch nur sein kann, mit Blättern, vergilbt und wassereckig, und in einer Hülle steckend, deren unglaubliches Braun und Grün den ländlichen Buchbinder verräth, welcher — Gott hab' ihn selig! — mit diesem Einband auch wieder lebendig vor mir steht, trotzdem er nicht einmal bei seinem Metier ausgehalten, sondern es schließlich auf sinnreiche Weise mit einer Chausseegeld-Erheberstelle combinirt hatte, wodurch die Leistungen seiner Officin nicht eben an Eleganz gewannen. Meine Reliquie jedoch stammt aus einer noch früheren Zeit. Sie zählt gegenwärtig 35 Jahre; und ich erinnere mich keiner Zeit, soweit mein Gedächtniß sich über Bücher erstreckt, in welcher dieses Buch **nicht** gewesen. Zuerst war es im Bücherschrank meines verstorbenen Vaters, der, ein großer Literaturfreund, viel von diesem Buche hielt, welches damals übrigens ganz neu war (und verboten obendrein, denn wir lebten in Kurhessen). Ein wunderbares Myster umschwebte dieses Juwel der väterlichen Bibliothek; Sagen verbanden sich mit ihm, welche ich damals, in meinem ersten Lebensjahre, nur dunkel begriff. Gedichte standen in dem Buche, höchst merkwürdige Gedichte, und Derjenige, der sie gemacht, war auch ein Kurhesse und sein Vater lebte in Rinteln. Ich kann nicht sagen, wie all' diese Dinge meine Imagination beschäftigten, und welch' einen unwiderstehlichen Reiz das kleine Buch auf mich ausübte — so sehr, in der That, daß ich es heimlich mitnahm, als ich in meinem sechzehnten Jahre selbst nach Rinteln auf die Schule kam. Mein guter Vater hat niemals erfahren, wer ihm das Buch entwandt, und jetzt ist es zu spät, es einzugestehen. Aber da liegt es neben mir, indem ich diese Zeilen schreibe, genau so, wie es einst aus dem Elternhause mitnahm und wie es auf allen meinen Wanderungen und Fahrten mir gefolgt ist bis hierher, wo ich mir — und ihm! — ein eigenes Heim gegründet — und Wehmuth beschleicht mich, als ob ich in ein altes Freundesangesicht sehe, indem ich es öffne und auf dem Titelblatte lese: „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. (Zweite Auflage.) Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1842."

Lang, lang ist es her! — Aber Dingelstedt, welcher so frühe schon, unmittelbar mit seinem ersten und anonymen Auftreten, eine Bewegung hervorrief, die sehr weit gehen und sehr tief dringen mußte, um einen elfjährigen Knaben in einem abgeschiedenen Landstädtchen zu erreichen: Dingelstedt, sagen wir, kann gegenwärtig, noch mitten in rüstigsten und regsten Schaffen und Wirken, zugleich auf eine Laufbahn zurückblicken, welche reicher an Glanz und Erfolgen ist, als einem Schriftsteller unter gewöhnlichen Verhältnissen beschieden zu sein pflegt. Dingelstedt ist nicht nur ein eminent begabter Künstler, sondern auch auf allen Gebieten, die er betreten, und in Allem, was er unternommen, ein eminenter Virtuos, und, obwol mit seinen Anfängen in die Traditionen der vierziger Jahre wurzelnd, doch ein ganz moderner Mensch, mit aller Wandlungsfähigkeit, welche **wir** kein Recht mehr haben, hart zu beurtheilen, nach den Wandlungen, welche wir selber durchgemacht und Alles um uns her haben durchmachen sehen. Wir haben gesehen, wohin die unerbittliche Halsstarrigkeit führt, welche Einige belieben mit dem Namen „Charakter" zu bezeichnen, obwol sie im Grunde mehr von Eitelkeit und Egoismus hat, als das Gegentheil. Das Oppositionlichen aus keinem anderen Motiv als dem der mißverstandenen Consequenz, wenn

gar kein vernünftiger Grund zur Opposition mehr vorhanden, ist ein Fehler od
Irrthum des Charakters, so gut wie jeder andere; und nicht entschieden genu
können wir uns gegen das Vorurtheil der Partei erheben, nachdem die Partei selb
lange aufgehört hat, unter den Lebenden zu sein. Heine, welcher den „Nachtwächt
mit langen Fortschrittsbeinen" bei dessen Ankunft in Paris (1842) collegialisch b
grüßt, mochte ihm zwei Jahre später vorwerfen, daß er das Horn gehängt an de
Nagel — „mag tuten, wer will, für den deutschen Jan Hagel"; aber Freiligra
hat noch lange genug gelebt, um dem alten Freund und Waffenbruder Dingelste
noch einmal die Hand zu drücken und der Tochter desselben eines der schönsten v
seinen späteren Gedichten zu singen. Es ist ein wundersames Spiel zwischen Interess
und Charakter; und mit seiner Menschenkenntniß sagt ein bedeutender, freisinnig
englischer Schriftsteller — Sir Henry Lytton Bulwer (Lord Dalling), — daß nic
sowol die Interessen den Charakter, als vielmehr der Charakter die Interessen b
stimme. Niemals hat Dingelstedt die Grundsätze seiner früheren Jahre verleugn
Eine Fortsetzung der Nachtwächterlieder: „Nacht und Morgen" erschien (1851), als
bereits eine hohe officielle Stellung einnahm in München, und von Wien aus h
er das neuerstehende deutsche Reich in Gesängen begrüßt, die voll sind von d
edelsten liberalen und patriotischen Gesinnungen. Freilich ist sein Patriotismus n
mals der der Bierbank, und sein Liberalismus niemals der der Barrikade gewesen.

Die vorliegende Gesammtausgabe, namentlich in ihrem rein poetischen Theile, wi
ein vollständiges Bild und Zeugniß dieser Continuität in Dingelstedt's Entwicklu
geben. Aber mehr noch und darüber hinaus wird sie dem deutschen Volke zeig
welch' ein Dichter Franz Dingelstedt ist! Denn wenn wir Eines bisher zu
klagen hatten, so war es, daß hinter der allerdings höchst bedeutenden und einflu
reichen Thätigkeit des Bühnenleiters und des Weltmannes der Schriftsteller in Ding
stedt gar zu sehr zurückzutreten schien. Nicht als ob er in irgend einem Augenbl
aufgehört habe, sich als Schriftsteller zu fühlen und mit einem berechtigten Stolz
als Schriftsteller zu bekennen: aber was an dichterischer Kraft in ihm ist, das ko
wenn nicht ausschließlich, doch überwiegend dem Theater zu Gute, welchem er
seinem „Haus der Barneveldt" ein höchst wirksames Trauerspiel, in seinen Bearb
tungen von Shakespeare's Königsdramen, „Wintermärchen" und „Sturm", von M
lière's „Geizigen" und Beaumarchais' „Figaro's Hochzeit" bleibende Bereicherun
und in seinen Festspielen und Prologen ungemein charakteristische und werthv
Gelegenheitsdichtungen gegeben hat. Man begreift, daß hinter so weitreichenden
ernsten Aufgaben die Sorge für die früheren literarischen Erzeugnisse einigerma
zurücktreten konnte. Die Gesammtausgabe seiner Werke sagt uns, daß Dingelst
wieder zu der Literatur zurückkehren will; und an uns ist es, ihn freudig zu begrüß
Denn nicht sehr reich an dichterischem Talent ist die gegenwärtige Zeit, deren
teressen und hervorragende Kräfte vielmehr der Politik und exacten Wissenschaft
gewandt sind; und so spärlich ist der literarische Nachwuchs, daß es ein empfindli
Verlust wäre, Dingelstedt noch länger in der Frontreihe der zeitgenössischen Litera
zu vermissen, in welche er unbedingt gehört. Es kam nur auf den Entschluß
diesen ihm gebührenden Platz einzunehmen. Die jüngere Generation war noch n
geboren, als die reizenden Novellen, welche Dingelstedt zu einem der gefeiertsten
zähler machten, in seitdem verschollenen Almanachen und Taschenbüchern, oder
zwischen längst vergriffenen Einzelausgaben erschienen. Seine Gedichte sind gleich
nur in vereinzelten und abgebrochenen Klängen zu ihr gedrungen. Aber sie
erstaunen, in dieser Gesammtausgabe einen Schatz von Poesie und eine Fülle der
wähltesten Unterhaltung zu finden; sie wird fragen, wie es möglich war, daß
diese wundervollen Gedichte, diese höchst liebenswürdigen und anmuthigen Erzählur
so lange verborgen oder richtiger vorenthalten bleiben konnten; und wir zwei
keinen Moment, daß Dingelstedt im Fluge wieder der Liebling unserer Lesewelt
den wird, wie er es derjenigen vor zwanzig, dreißig Jahren geworden.

Bisher war Franz Dingelstedt nur in der deutschen Literaturgeschichte, nich

er deutschen Literatur. Man kannte Dingelstedt; man kannte nicht Dingelstedt's Werke. Mit dieser Gesammtausgabe tritt er in die Stelle ein, die so lange leer gewesen. Er hat sie nicht erst zu erobern; sie ist schon sein par droit de conquête. Mit seinen zwölf Bänden, jeder von ihnen voll Grazie, voll Schalkhaftigkeit, voll Humor, hier und da voll bitterer Ironie und überall voll Geistes und tiefer poetischer Kraft, giebt er dem deutschen Publicum Etwas zu eigen, was dieses nicht mehr verlieren wird. All' jene Liebe wird es diesen Schöpfungen entgegenbringen, welche der eigene Vater diesen seinen Kindern scheinbar so lange versagt. Scheinbar nur; denn wie sie nun neu hinaustreten in eine neue Zeit und unter neue Menschen, ist ihnen doch ein anheimelnder Zug ihrer Vergangenheit geblieben, welcher deutlich sagt, daß sie die alten sind; daß sie der Dichter wol eine Weile aus den Augen, aber niemals aus dem Herzen verlieren gekonnt.

Gleich der erste Band, mit welchem die Sammlung eröffnet, die „Bade-Novellen", bieten einen sprechenden Beweis dafür. Die Plätze, an denen sie spielen, mögen sich ein Weniges geändert haben seitdem; die Kugel, welche der schönen Comtesse Pauline und dem „Esel-Fritze" verhängnißvoll geworden, rollt nicht mehr in Ems; die Leute pflegen nicht mehr auf Dampfschiffen nach Wien zu fahren, wie Herr Baron von Seligstein und Fräulein Tochter aus Berlin, und werden sicherlich nicht mehr mit Fanfaren vom Kirchthurme begrüßt, wenn sie nach Carlsbad kommen, wie Graf Dronte und Gräfin „Gustel". Aber das, was alt in den Novellen ist, macht sie uns um so lieber. Es ist ein gewisses Behagen, ein gewisser „abandon" darin, welcher sehr wohlthätig auf den Leser wirkt in unserer aufgeregten Zeit und das, was beständig, keinem Wechsel, keiner Wandlung unterworfen ist, um so mächtiger hervortreten läßt: die hehre Pracht und Schönheit der Gebirgswelt, den Duft des Waldes, die Frische des Meeres und — das ewig unergründliche, das ewig in seiner Liebe und seinem Haß sich gleich bleibende Menschenherz.

Jetzt kann ich mein kleines, liebes, braungrünes Buch aus dem Elternhaus und der Kinderzeit wieder an seinen alten Platz stellen; es wird bald eine glänzende Nachbarschaft von zwölf stattlichen Bänden haben, so daß auch ich, auf jene Sympathien und Erinnerungen zurückblickend, sagen darf: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle."

Julius Rodenberg.

Robert Ashton von Rudolph Lindau.

Robert Ashton. Roman von Rudolph Lindau. 2 Bände. Stuttgart und Leipzig. Eduard Hallberger. 1877.

Unter den zahlreichen Dingen, in welchen sich ein paar Jahrzehnten Franzosen und Deutsche merklich auseinander gehen, ist der Geschmack beider Völker in Bezug auf die populärsten Formen der nationalen Dichtung nicht in letzter Linie zu nennen. Ich spreche natürlich vom Drama und vom Roman. Die Franzosen pflegen sich zu beklagen, wenn es einem Ausländer, zumal einem Deutschen, beikommt, ihr thatsächliches Leben nach den Schilderungen ihrer Dramatiker und Romanciers zu beurtheilen. Sie haben nicht ganz Unrecht damit. Um nur Eines zu bemerken: In den französischen Dramen und Romanen der letzten Jahrzehnte ist von der ernsten Lebensarbeit, ihren Freuden und Leiden, ihren Interessen und Kämpfen nur ausnahmsweise die Rede. Man plaudert da, amüsirt und ennuyirt sich, man intriguirt und speculirt, vor allen Dingen liebt man und haßt man, die Selbstliebe führt auf dem Boden der müßigen Gesellschaft ihre Kriege, feiert ihre Triumphe, erleidet ihre Niederlagen.

Aber alle handelnden Personen beschäftigen sich ausschließlich mit persönlichen Stimmungen und Verstimmungen, Launen, Leidenschaften, Bedürfnissen. Das menschliche Herz, der menschliche Charakter an sich beschäftigt die Darstellung. Die exclusive Gesellschaft, das Stückchen von Tout Paris, welches man uns jedesmal zeigt, ist über die gemeine Schwere des Daseins erhaben, wenn nicht die Wirklichkeit einmal in Form eines verlorenen Va banque oder einer fehlgeschlagenen HeirathS- oder Erbschaftsspeculation sich fühlbar macht. Das wirkliche Frankreich, welches seine Mußestunden vor diesen Bildern des nobeln, wenn auch nicht immer süßen Far niente, vor diesen virtuosen Darstellungen der souveränen Leidenschaft und Laune verträumt, ist nichts desto weniger an Fleiß, Sparsamkeit, industrieller Geschicklichkeit, an häuslichen Tugenden uns mindestens gleich, und in Bezug auf positive, bis zur äußersten Nüchternheit realistische Gesinnung uns oft genug überlegen. Und auf der andern Seite: Wer das modernste Deutschland sich aus der vorherrschenden Richtung unserer dramatischen und erzählenden Literatur construiren wollte, käme er nicht in die Versuchung, uns für ein Volk von Politikern, Helden, Geschäftsleuten, wahren „matter of fact men" zu halten, für welches die kleinen Eitelkeiten der „Gesellschaft" wenig mehr bedeuten, wenn es über die Hingabe an die realen Lebensinteressen die Leiden und Freuden der Persönlichkeit nicht ganz und gar übersieht? Unsere zeitgenössischen Dichter wetteifern in Darstellung des bunten, weiten, thatsächlichen Lebens. Geschichte, Politik, Krieg und Frieden, Industrie, Gründungen, Abenteuer zu Wasser und zu Lande, sociale und religiöse Fragen, Lebensarbeit und Lebenskampf in allen Formen füllen ihre Werke. Das seiner Zeit allein herrschende „Gemüth" muß sich mit einem Aschenbrödelplätzchen begnügen, und selbst der grübelnde Gedanke muß seine praktische Tendenz und Berechtigung nachweisen, um zu Worte zu kommen. — Bekanntlich ist bei diesem Umschwunge der Roman bis jetzt weit besser gefahren als das Drama. Die letzten Jahrzehnte haben unsere Dichtung mit einer Reihe glänzender Lebens- und Geschichtsbilder in erzählender Form bereichert. Aber das deutsche Drama weiß seit Freytag's „Journalisten" von einem wirklichen, durchschlagenden, dauerhaften Erfolge kaum zu erzählen. Daß unter diesen Umständen die Neigung erwacht, es wieder mit dem reinen, psychologischen Problem zu versuchen, daß man von der Poesie des subjectiven Gefühls, der Leidenschaft aus dem Banne der realistischen und gesinnungstüchtigen Langeweile Erlösung hofft, und daß diese allerneueste Richtung sehnsüchtig auf die Erfolge der Pariser Kunstgenossen hinblickt (und zwar nicht nur auf ihre Erfolge in Frankreich): das darf nicht Wunder nehmen.

Mag das neufranzösische Gesellschaftsdrama gegen unsere Sitten verstoßen, mag es eine abstracte, „idealisirte" auch in Frankreich nicht eigentlich „wirkliche" Gesellschaft darstellen. Es ist dennoch *lebendig*, es schöpft aus den nie versiegenden Urquellen des dramatischen Interesses. Es bringt das Herz und die Leidenschaften zur Geltung und packt deshalb. Man wird seinen Einfluß auf die vaterländische Kunst weder verhindern, noch, wenn er in seinen Grenzen sich hält, tadeln können. Mit unsern zeitgenössischen Romanen, wie gesagt, steht die Sache nicht so gefährlich. In ihrer weiten, bequemen, freien Form weiß das rein menschliche Moment, von dem jede Dichtung nun doch einmal lebt, neben dem Geschichtlichen, dem Realistischen, selbst dem Tendenziösen, Gelehrten und Lehrhaften schon noch sein Plätzchen zu finden. Hat uns doch Ebers neuerdings (in der Uarda) selbst aus dem Allerheiligsten der altägyptischen Mysterien einen köstlichen Quell ächter Poesie aufsprudeln lassen! Gleichwol wird eine saubere, geistreiche, fein gefühlte, rein psychologische Studie im zeitgenössischen französischen Genre auch auf dem Gebiete des Romans willkommen sein, schon aus rein künstlerischem Interesse an der guten wirksamen Form. *Und eine solche Studie hat Rudolph Lindau in seinem „Robert Ashton"* geliefert. Der Roman ist ein elegantes Pastellbild, etwa in Octave Feuillet's Manier, fein, graziös, von correcter Zeichnung, wenn es auch in Bezug auf Lebhaftigkeit der Farben und namentlich in Bezug auf Kraft und Wirksamkeit der Schatten die besten französischen Leistungen der Gattung nicht er-

eicht. Die Personen bewegen sich leicht und sicher auf dem glatten Boden der nternationalen „guten Gesellschaft"; wir athmen durchweg die Luft des respectabeln Salons und des eleganten Clubs. Jedermann hat volle Muße, seine Stimmungen nd Empfindungen rein ausklingen zu lassen; die gute Form zieht Alles in ihren Zauberkreis; man zahlt mehr mit dem, was man ist, als mit dem, was man thut; ber die gesunden, erhaltenden Kräfte, die Grundsätze und Ueberlieferungen ächter ocialer Aristokratie beherrschen durchweg die Stimmung, und nur gelegentlich schweift er Blick auf die schlüpfrigen und abschüssigen Pfade hinüber, die von diesen sicheren Höhen in die Sümpfe der „Halbwelt" hinab führen. So weiß denn auch das Schicksal", was in so auserlesener Gesellschaft zulässig ist, und greift seine Opfer nur rücksichtsvoll, mit Glacéhandschuhen an. Zweimal hätte der Held, wenn er ein gewöhnlicher Sterblicher wäre, eigentlich sein Lebensglück, wenn nicht noch mehr, verwirkt; zweimal reicht ihm eine gütige Fee, die einen perfecten Gentleman nicht untergehen lassen darf, die rettende Hand. Der „wilde Ashton", ein jüngerer Sohn aus sehr guter englischer Familie, hat sich aus langer Weile in Paris zu Grunde gerichtet, ist verschuldet, insolvent: da gewinnt er 300,000 Francs im Spiel, gibt ein Wort, keine Karte mehr anzurühren — und hält es. Später vermählt er sich, eine heiße, wie er meint hoffnungslose Liebe im Herzen, mit einer reichen, verwöhnten, nervösen, eifersüchtigen, durchaus „unbequemen" Frau. Und er wird darüber nicht verrückt, geht auch nicht in's Wasser, sondern, nach der ersten ernstlichen Ehestandsscene, blos — durch, erhält dann aber Gelegenheit, sich am Kranken- und Todbette der Gattin wieder highly respectable zu erweisen, und die Zustimmung jedes Wohlgesinnten zur endlichen Vereinigung mit seiner spröden Jugendgeliebten zu erwerben. Man wird dem Verfasser gewiß nicht vorwerfen dürfen, daß er diese gutartigen Katastrophen irgend einem Franzosen abgesehen hat. Auch mit der hie und da (namentlich in der Exposition) hervortretenden Neigung, die Handlung durch ausführliche, mehr oder weniger weit ausholende Vorgeschichten bekannter und unbekannter Personen zu unterbrechen, wird es eine ähnliche Bewandtniß haben. Dagegen bewährt zunächst der Dialog überall in vollem Maße die bekannten Vorzüge der guten französischen Schule. Rudolph Lindau kennt offenbar wirklich die Gesellschaft, welche er schildert, und er beherrscht ihre Umgangsformen; man darf dem anmuthigen, geistund tactvollen Geplauder seiner Salonmenschen lauschen ohne Furcht, unversehens einer jener unglaublichen Plattheiten zu begegnen, welche in Romanen selbst renommirtester (eheu!) deutscher Dichter oder Literatoren nur zu oft unangenehm überraschen, sobald sie sich auf das Gebiet der exclusiven, auch für sie leider meist ganz exclusiven Kreise wagen. Exempla sunt odiosa! Selbst die bewußte und scharfe Satire wird bei R. Lindau nie zur Carricatur; er bleibt fein, menschlich, wahr, auch wo er etwa einen alten, vornehmen, schwatzhaften Allerwelts-Onkel, eine boshafte „Anstandsdame", einen philiströsen, eleganten Gecken, eine „liebenswürdige, aufopfernde", feinfühlige, nervöse Vollblut-Xanthippe schildert. Wahrhaft gewinnend aber und erfreulich sind die Hauptcharaktere gezeichnet, welche die Handlung tragen: der „wilde", aber kerntüchtige Ashton; dessen älterer Bruder, der goldechte englische Gentleman besten Schlages; die kleine, grundgute und kluge Lady Charlotte Ashton, und die spröde, stolze, herb jungfräuliche Isabella. Diese echt englischen Typen, und neben ihnen die beiden kosmopolitischen Russen, der weltgewandte, stolze und gute, praktische Massaloff und dessen gefährliche Schwester, mit dem weichen, überwallenden Herzen, den unruhig beweglichen braunen Augen, der superlativischen Rede- und Denkweise und der dünnen, schneidenden Discantstimme, sind meisterhaft gezeichnet und bekunden ein echtes Talent für Charakteristik. Daß dem Roman die dunklen Schlagschatten, die spannenden und aufregenden Entwickelungen und Katastrophen fehlen, daß Lindau es wagt, ohne Intriguanten, ohne Bösewicht auszukommen und sich für die Folie seiner durchweg „gentlemanlike" und „respectabeln" Hauptpersonen mit ein paar ziemlich harmlosen, ungefährlichen Gecken begnügt, wurde schon angedeutet. Das Sensationsbedürfniß wird ihm dafür allerdings

nicht danken, so wenig wie für die vornehme Vermeidung aller sinnlichen Reizmittel. In diesem Punkte ist der Roman so antifranzösisch als möglich. Dafür geht aber ein feiner, gesunder, nobler Zug durch die ganze Dichtung, die Charakteristik ist überall bestimmt, fein und wahr und die Sprache erfreut durch freie, leichte Bewegung, Correctheit und wirklich guten Ton. Die Kreise, an welche der Verfasser wol ausschließlich gedacht hat, werden diese Vorzüge (die bei uns leider keineswegs selbstverständlich sind) zu würdigen wissen. F. Kreyssig.

Italien von Gsell-Fels.

Meyer's Reisebücher: Oberitalien von Dr. Th. Gsell-Fels, 2. Aufl. 2 Bde. Rom und Mittelitalien von demselben, 2. Aufl. 2. Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1875

Kriegszüge und Reisen nach Italien sind von Alters her eine Lieblingsbeschäftigung der Deutschen gewesen. Möchten, da die Kriegszüge hoffentlich für immer zu Ende sind, die Reisen um so häufiger werden. Freilich, in mehr als einem Betracht könnte man eine Reise einem Feldzuge vergleichen und wie von der Kriegskunst ebensowol von der Kunst zu reisen sprechen, die längst nicht so leicht erlernt und so häufig besessen wird, als Mancher glauben möchte. An kenntnißreichen, verständigen Rathgebern für eine italienische Reise hat es den Deutschen nie gefehlt; schwerlich wird jedoch ein anderes Reisehandbuch so viele Vorzüge vereinigen, wie das zu Anfang dieser Zeilen genannte. Der Verfasser hat mit eigenen Augen gesehen, er hat selbst die Wege zurückgelegt und die Erfahrungen gesammelt, die nunmehr seinen Nachfolgern zu gute kommen. Geschichtliche und kunstgeschichtliche Nachweisungen, zu denen der italienische Boden so überreiche Veranlassung bietet, sind mit umfassender Kenntniß zusammengestellt, so daß das Werk weit über den Gesichtskreis gewöhnlicher Reisebücher sich erhebt. Wer nicht einen ganz eigenthümlichen Zweck verfolgt wird selten eine wünschenswerthe Auskunft vergebens darin suchen.

Ihrerseits hat auch die Verlagshandlung für eine schöne und bequeme Ausstattung Sorge getragen. Abbildungen der bedeutendsten Ansichten und Monumente sind eine, wenn nicht nothwendige, doch immer angenehme Zugabe. Gleichwol würde Mancher sie gewiß gern entbehren, wäre dafür den Karten und Stadtplänen eine noch größere Sorgfalt zugewendet. Diese lassen häufig in der Art der Ausführung, zuweilen sogar in der Richtigkeit der Angaben Manches zu wünschen, was auf der Reise ungern entbehrt wird. Photographien findet man überall, brauchbare Pläne häufig nur mit Mühe; und doch ist es ein großer Reiz, oftmals dringendes Bedürfniß daß man, des lästigen und theuren Lohndieners überhoben, mit der Karte den Weg selbst suchen kann, wie denn auch für die Erinnerung schwerlich ein wirksameres Hilfsmittel sich finden möchte.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen: Ober-, Mittel- und Unter-Italien, jede von zwei Bänden. Die beiden ersten Abtheilungen liegen mir vor, und für einen nicht unbeträchtlichen Theil von Ober-Italien habe ich mich durch eigene Erfahrung von den genauen und sorgfältigen Angaben des Verfassers überzeugen können. Es geschah im Herbst 1874, nach der ersten, eben erscheinenden Auflage des Buches; seitdem ist schon im Jahre 1875 eine zweite Auflage nöthig geworden. Sie zeigt genau dieselben Seitenzahlen wie die erste, aber man darf deshalb nicht glauben, daß es sich, wie in so manchen Fällen, nur um eine neue Ausgabe, etwa mit verändertem Umschlag und Titel, handle. Das Werk ist, wie es scheint, stereotypirt worden, so daß die nöthigen Veränderungen an der geeigneten Stelle sich einfügen lassen. Die beiden Bände zählen zusammen nicht weniger als 1455 Spalten

konnte von so vielen bedeutenden Städten doch jede die genügende Berücksichtigung
ıden, Mailand auf 80, Genua auf 43, Venedig auf 235 Spalten. Mit Vorliebe
ıd berechtigter Ausführlichkeit ist Florenz (S. 1072—1324) behandelt, insbesondere
e für die Kunstgeschichte so überaus ergiebige neuere Forschung mit fleißiger Sorg-
lt benutzt. Manchen werthvollen Beitrag könnte der Verfasser noch in den kürzlich
schienenen Werken Reumont's über „Lorenzo de Medici" und die „Geschichte
oscana's" finden, sowie in der Geschichte der Florentiner Sammlungen von Gotti.
)aß in einer so unermeßlichen Anzahl von Namen, Jahreszahlen und thatsächlichen
ngaben nicht einige irrige sich finden sollten, wird Niemand erwarten; mehrere sind
hon in der zweiten Auflage berichtigt. So wird S. 1110 der zweite Sohn Co-
mo's I., der dritte Großherzog, richtig Ferdinand, nicht mehr Francesco II. ge-
annt, dagegen S. 274 als Gemahl der Venetianerin Bianca Capello unrichtig
rancesco der Zweite, statt des Ersten. Seite 1109 erscheint Papst Clemens VII.
ls der dritte Sohn Lorenzo's de' Medici, während er doch sein Neffe, der Sohn
es von den Pazzi ermordeten Bruders Giuliano, war. Nicht bei Montemalo, wie
s S. 1283 heißt, sondern bei Montemurlo wurde Philipp Strozzi 1537 geschlagen
nd gefangen. Der Sohn dieses Philipp, Pietro Strozzi, erlitt am 2. August
554 im Sieneser Krieg die Niederlage bei Marciano; dies könnte S. 1283 bei-
efügt werden, damit der Leser erkennt, weshalb Cosimo I. die Säule vor Santa
Trinitá gerade dem gemeinschaftlichen Andenken an diese beiden Siege gewidmet hat.
Was die Galerien angeht, will ich nur (zu S. 1211) bemerken, daß auf dem Bilde
Nr. 21 im Palast Pitti nicht der hl. Martinus, sondern seine Namensschwester das
Dankgebet verrichtet, und (zu S. 1237) daß auf dem schönen Bilde in der Akademie
von Spinello Aretino Nr. 45 auf der linken Seite nicht 15, sondern 4 Heilige dar-
gestellt sind. Den Schätzen der Laurentianischen Bibliothek könnte vielleicht ein-
gehendere Berücksichtigung zu Theil werden. Der als eine der Hauptmerkwürdigkeiten
angeführte Absagebrief Dante's ist zudem eine Fälschung; leider hat sich von der
Hand des Dichters, soviel mir bekannt, noch gar kein Schriftstück auffinden lassen.

Nicht angenehm wird mancher Reisende überrascht werden, wenn er (S. 1200
u. a.) die Bemerkung über den unentgeltlichen Eintritt in die Galerien nicht mehr
zutreffend findet, und es läßt sich kaum annehmen, daß die Vortheile der neuen Ein-
trittspreise für die italienischen Finanzen bedeutend genug seien, um die Unzukömm-
lichkeiten für Fremde und Einheimische wieder auszugleichen. Aber wieviel ist auch
in den letzten Jahrzehnten zum Vortheil und zur Annehmlichkeit des Reisenden in
Italien geschehen! Jeder neue Besuch in Florenz kann davon überzeugen, und doppelt
erfreulich ist dabei die Wahrnehmung, daß das alte Erbtheil der Florentiner, der
feine Sinn für das Schöne, Maßvolle und Schickliche, bei allen diesen neuen Bauten,
Sammlungen und Einrichtungen wieder zur Geltung gekommen ist. Sonderbar be-
rührt nur auch in Florenz bisweilen die Neigung, Straßen und Plätze nach den
jüngsten Ereignissen, nach kaum Verstorbenen oder noch lebenden Personen zu be-
nennen. Nichts wäre natürlicher, als daß die Straßen neuer Stadtquartiere, daß
die prächtigen Quais am Arno die Namen der Männer verewigten, deren Verdienste
um Italien in der That solche Bauwerke erst möglich gemacht haben; aber alte, durch
vielhundertjährige Geschichte geweihte Oertlichkeiten nehmen sich unter der neuen Be-
zeichnung oft sonderbar aus. Es klingt doch wie ein Anachronismus, wenn man
sagt, Lorenzo's de' Medici Geburtshaus sei an der Via Cavour gelegen. Auch die
Magliabecchiani'sche Bibliothek, deren Bücher und Handschriften so viele tausend Male
unter diesem Namen angeführt wurden, hat durch die nüchterne Bezeichnung Biblio-
teka Nazionale schwerlich gewonnen; man hätte immer dem ersten Begründer die
Ehre des Namens lassen können, wenn man ihn auch nicht mit dem Verfasser un-
seres Reisehandbuches (S. 1196) als einen der größten Gelehrten, sondern höchstens
als einen der größten Bücherkenner seiner Zeit will gelten lassen.

Ich habe mich zu lange bei Florenz verweilt, als daß ich noch von andern

Städten ausführlicher reden dürfte. Nur über zwei Punkte seien noch einige Bemerkungen gestattet.

Der Verfasser gibt, wo er Marengo erwähnt (S. 829), eine Beschreibung der Schlacht vom 14. Juni 1800, aber nichts mehr. Einer oder der Andere würde vielleicht gern Etwas über die Oertlichkeit erfahren. Geht man von Alessandria aus, so gelangt man in ungefähr fünfzehn Minuten an die Bormida, die am Morgen von den Oesterreichern überschritten wurde, dann in etwa anderthalb Stunden zu dem kleinen Dorfe, das den Namen Marengo trägt. Das gewöhnliche Wanderungsziel ist aber ein näherliegendes, einzelnes Gehöft: ein Wirthshaus nebst einer anstoßenden, halb ausgebauten Villa, auf deren einer Mauerwand nach der Landessitte ein Palast, wie er allenfalls hätte errichtet werden können, gemalt ist. In dem großen schlecht unterhaltenen Park sieht man ein Denkmal Desaix', der jedoch nicht hier sondern mehr als eine Stunde entfernt, in der Nähe von St. Giuliano gefallen ist. Die große, einförmige Ebene bietet nicht eben zahlreiche Anhaltspunkte für die Ereignisse; zu bemerken ist aber in der Richtung von St. Giuliano eine große muldenförmige Senkung, die es erklärlich macht, wie eine bedeutende Truppenzahl unter Desaix ungesehen herankommen und dann gerade durch die Ueberraschung eines plötzlichen Angriffes die Schlacht zu Gunsten der Franzosen entscheiden konnte. In der Villa ist ein Saal gefüllt mit Waffen, Kugeln und anderen Ueberresten des Kampfes; daneben zeigt man Tisch, Stuhl, Schreibzeug und dergleichen, die der erste Consul nach der Schlacht in diesem selbigen Raume benutzt haben soll. In wie weit sie die Ehre verdienen, lasse ich dahingestellt; jedenfalls ist diese Tradition wahrscheinlicher als eine andere, die sich, freilich in beträchtlicher Entfernung und an einem viel reizenderen Orte, gleichfalls an die Schlacht von Marengo knüpft.

Alle Reisehandbücher, soweit ich mich erinnere, ohne Ausnahme, auch Gsell-Fels (S. 202, 204), erwähnen bei der Beschreibung der Isola bella im Lago maggiore ein Zimmer und ein Bett, in dem Napoleon vor der Schlacht bei Marengo übernachtet habe; an einem Lorbeerbaume des Gartens soll er dann durch eine Inschrift mit prophetischem Geiste den bevorstehenden Sieg vorherverkündet haben. „Bataille en deux jours" läßt ihn ein französischer Schriftsteller schreiben, ein anderer gibt ihm wenigstens zehn Tage Zeit, um vom Fuß der Alpen bis nach Marengo vorzurücken. Alle diese Angaben beweisen nur, wie sehr die Tradition geneigt ist, bedeutende Personen auch in einem besonders bedeutenden Moment ihres Daseins sich anzueignen, ein Zug, der häufig und gerade in der Geschichte oder Legende Napoleon's nicht selten wiederkehrt. In Bonn, wo ich dieses schreibe, erzählt man, der Kaiser sei bei seiner Anwesenheit im Jahre 1811 den nahen Kreuzberg und in der Kirche die heilige Treppe, die gewöhnlich nur knieend bestiegen wird, auf seinem Schimmel hinaufgeritten. Zur Strafe für diesen Uebermuth folgt dann gleich im nächsten Jahre der russische Feldzug und die Vernichtung seiner Macht. In Wahrheit war Napoleon nicht 1811, sondern bei seiner ersten Anwesenheit im Jahre 1804 auf dem Berge, und der angebliche Ritt würde nicht seinem Sturze, sondern seinen höchsten Triumphen vorhergegangen sein. Ganz ähnlich hätte auch die Inschrift „Bataille" auf Isola bella nicht einen kriegerischen Erfolg des Eroberers, sondern höchstens ein diplomatisches Gefecht bedeuten können, aus welchem vielleicht die friedlichste That seines Lebens hervorgehen sollte. Denn kurz vor der Schlacht bei Marengo im Jahre 1800 ist Napoleon gar nicht auf den Borromäischen Inseln gewesen. Sein Kriegszug führte ihn damals nicht über den Simplon, sondern bekanntlich über den großen St. Bernhard, weiter über Aosta, Chivasso, Vercelli, Novara am 3. Juni nach Mailand, wo er nach Ausweis seiner Briefe bis zum 9. verweilte, um dann nach Süden gegen Marengo aufzubrechen. Auch war er gewiß nicht der Mann, der in den dringenden Geschäften einer solchen Zeit auf einer Insel Inschriften für Lorbeerbäume angefertigt hätte. Aber drei Jahre früher, im Sommer 1797, hatte er allerdings bessere Gelegenheit. Er erwartete damals nur noch einige Depeschen, um sich von Mailand nach Passariano zur Friedensverhandlung mit dem österreichischen

esandten zu begeben. Die Tage erzwungener Muße benutzte er zu einem Ausfluge
1 den Lago maggiore, über welchen ein ihm damals nahestehender Mann, der Graf
liot von Melito, in seinen „Memoiren" Nachricht gibt. Ich darf wol einige Zeilen
raus hersetzen: „Wir verließen Mailand," schreibt Miot, „am 18. August. Ich
ar im Wagen Bonaparte's mit seiner Frau und Berthier. Während der Reise
ar er heiter, angeregt, erzählte Anecdoten aus seiner Jugendzeit und sagte uns, er
äre eben 28 Jahre alt geworden. Er zeigte die lebhafteste Sorge für seine Frau
id nahm sich häufig eheliche Freiheiten gegen sie heraus, die Berthier und mich in
erlegenheit setzten; aber sein Benehmen war so ganz durchdrungen von Neigung
id Zärtlichkeit gegen diese ebenso liebenswürdige als gute Frau, daß man es leicht
ntschuldigen konnte — —. Nach einer Reise, die die heiße Jahreszeit nicht selten
schwerlich machte, obgleich wir den größten Theil bei Nacht zurücklegten, gelangten
ir an die Ufer des Lago maggiore und nahmen Wohnung in dem prächtigen Palast
itten auf Isola bella, der schönsten der Inseln, die aus dem See emporsteigen.
ie beiden Tage, die wir dort verlebten, waren äußerst angenehm; Spaziergänge,
äder, die Freuden der Tafel füllten alle Augenblicke aus, und nicht ohne Bedauern
rließen wir diesen zauberischen Ort, um nach Mailand in den Wirbel der Ge-
häfte zurückzukehren."

Auch die zweite Bemerkung, die ich noch beifügen möchte, bezieht sich auf eine
rige Ueberlieferung. In dem Abschnitt über Bologna (S. 955 u. 1000) beschreibt
r Verfasser das herrliche Altarwerk in der Capelle des heil. Dominicus, das zum
rößeren Theile von Niccolo Pisano und Niccolo dell' Arca herrührt. Dabei wird
ich der beiden fackeltragenden Engel zu beiden Seiten des Altars Erwähnung ge-
an, und wie in nahezu allen Reisehandbüchern und Kunstgeschichten der Engel auf
r linken, der Evangelien-Seite des Altares, als eine der frühesten und lieblichsten
chöpfungen Michel Angelo's gepriesen. Niemand, der vor dem Kunstwerke steht,
ird das Lob übertrieben finden, nur auf Michel Angelo darf es sich nicht beziehen.
enn es ist gar nicht der bewunderte Engel auf der linken Seite des Altares, der
on Michel Angelo herrührt, sondern der auf der rechten, der meist übersehen wird,
nd in der That Angesichts der unsäglich reizenden Gestalt, die ihm gegenübersteht,
ch nicht wol behaupten kann. Ohne die Versicherung des Custoden würde nicht leicht
emand Michel Angelo ein Werk zuschreiben, das von den charakteristischen Eigen-
haften seiner Sculpturen nicht eine einzige, sondern durchaus die Merkmale einer
teren Kunstschule an sich trägt; aber die Tradition liebt es einmal, für das be-
eutendste Werk auch den bedeutendsten Ursprung zu suchen. Hermann Grimm
at in einem Aufsatze der Preußischen Jahrbücher (1871, Bd. 28, S. 86) den Irr-
)um, den er in einer früheren Abhandlung (Künstler und Kunstwerke S. 122) theilte,
elleicht zuerst in Deutschland berichtigt.*) Bei dem Fest, das im vergangenen
eptember in Florenz zu Ehren Michel Angelo's gefeiert wurde, hat man, wie ich
öre, in der Sammlung seiner Werke beide Engel aufgestellt. Es wird aber
hwerlich lange dauern, bis der Meister vollkommene Genugthuung für das un-
erdiente Lob erhält, das ihn vielleicht ärger als der bitterste Tadel möchte ver-
offen haben.

Von den 1714 Spalten der zweiten Abtheilung sind beinahe 1400 der Stadt
om und ihren Umgebungen gewidmet. Sofern ich mir ein Urtheil erlauben darf,

*) Die von Grimm in der früheren Abhandlung (S. 124) mitgetheilten Worte eines alten
lemorienbuches in St. Domenico bezeichnen denjenigen Engel als das Werk Michel Angelo's,
r sich nach der Seite des Fensters oder nach dem Fenster zu (verso la finestra) befinde. Jetzt
at die Capelle an jeder Seite ein Fenster, aber es scheint nicht immer so gewesen zu sein, denn
nst hätte das Fenster nicht als Wahrzeichen dienen können. Wäre die Baugeschichte und
e ursprüngliche Gestalt der Capelle genau bekannt, so könnten die angeführten Worte noch
mmer für die Frage entscheidend werden.

scheint der Inhalt alles Lobes werth, auch mit Karten, Abbildungen und Register auf das Beste ausgestattet. Aus den Werken von Reumont, Mommsen, Friedländ und Gregorovius sind sehr zweckmäßige Uebersichten der römischen Geschichte beigegebe für die Kunstgeschichte die Arbeiten von Grimm, der Cicerone von Burckhardt u vieles Andere benutzt, was der immer auf's Neue anregende Gegenstand in letzt Zeit hervorgerufen hat. Zuviel Vertrauen ist einige Male der bekannten Beschreibu Rom's von Plattner, Bunsen u. A. zugemessen. Denn dieses umfassende Werk, verdienstlich und grundlegend es in mancher Beziehung vor vierzig Jahren zur Z seines Erscheinens gewirkt hat, ist doch sehr ungleich gearbeitet und von vielfach Ungenauigkeiten nicht frei. Aus diesem Werke stammt z. B. (II, 653) die unric tige Angabe, der Cardinal Alessandro bei Medici, der nachmalige Papst Leo X. habe die Villa Medici gekauft und verschönert. Es war aber der schon erwähn Cardinal Ferdinand, der spätere dritte Großherzog von Toscana, der die Vill noch ehe Alessandro nach Rom kam, erwarb und zum Sitze der Kunstsammlung machte, die erst in den Jahren 1677 und 1775 nach Florenz gelangten. Derselb Quelle (I, 105) ist auch (II, 25) die Fabel entlehnt, daß Rom im Jahre 13 nur 17,000 Einwohner gezählt habe. Man mag die Beschreibungen gleichzeitig Festlichkeiten, wonach z. B. bei dem Aufzuge am Fastnachtssonntage 1372 alle die Zünfte 32,000 wohlgekleidete Personen gestellt hätten, für übertrieben halte immer wird man aber für die Einwohnerschaft der Stadt 40- bis 50,000 a nehmen dürfen. Wenn der Verfasser in diesem Falle das Maß verkürzt, so wi dagegen der vaticanische Palast gewiß übermäßig vergrößert, wenn ihm (II, 52 mit Berufung auf Bunsen — der aber an der Beschreibung des Vaticans kein Antheil hat — 11,000 Säle und Gemächer zugeschrieben werden. Elftausend Sä und Gemächer! wären sie noch von der Art, wie man sie in neueren kaserne artigen Gasthöfen findet! Aber man denke an die Säle und Gänge des Vatican von denen einzelne in der That mancher Straße an Länge mehr als gleich komme Elftausend solcher Räume neben einander gestellt, möchten beinahe die von Plattn und auch von Gsell-Fels noch angeführte Behauptung rechtfertigen, der Umfang d Vaticans sei so groß wie der von Turin. Aber der Palast müßte dann seine wi liche Größe vielleicht um das Zehnfache übertreffen.

Doch genug von unrichtigen Größebestimmungen. Wir fürchten dagegen keine wegs das richtige Maß zu überschreiten, wenn wir jedem Reisenden, ja einem Jede der sich mit Italien bekannt machen will, das Werk des Herrn Gsell-Fels als v ständigen, feinsinnigen Führer, als die reichhaltigste Zusammenstellung, ja als a ziehende und unterrichtende Lectüre angelegentlich empfehlen.

Hermann Hüffer.

Johann Faust. Ein allegorisches Drama in fünf Aufzügen. (Gedruckt 1775, ohne Angabe des Verfassers.) Muthmaßlich nach G. E. Lessing's verlorenem Manuscript. Herausgegeben von Carl Engel. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung. 1877.

Der Herausgeber der „Deutschen Puppenomödien" glaubt den Lessing'schen Faust wiedergefunden zu haben. Er äußert die Vermuthung in sehr bescheidener Form, aber auch in dieser bescheidenen Form ist sie unstatthaft. Das zu München 1775 erschienene anonyme Stück zeigt weder Lessing's Sprache, noch Lessing's Geist, noch Lessing's Technik. Nichtsdestoweniger ist die Publication dankenswerth, da man wol von einer „Faust"-Bewegung in der deutschen Literatur sprechen kann, von der es bisher nicht bekannt war, daß sie so früh schon Süddeutschland ergriffen hatte. Interessant ist, daß Faust und Helena am Schluß gerettet werden. Die Waage der Gerechtigkeit hat sie zu leicht befunden," erklärt der Engel Ithuriel, „aber die unendliche Barmherzigkeit hat ihre Laster weit überwogen."

Aus vergangenen Tagen. Oldenburg's literarische und gesellschaftliche Zustände während des Zeitraums von 1773 bis 1811. Von G. Janssen. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung. 1877.

Specialarbeiten, welche den Antheil einzelner Landschaften oder Städte an der deutschen Literatur behandeln, sind immer willkommen. Die vorliegende gibt keine nähere Analyse und Kritik der in Oldenburg entstandenen literarischen Arbeiten. Aber sie führt uns in gebildeter Sprache und angemessener Darstellung die Träger des geistigen Lebens vor, zeigt sie uns in ihren persönlichen Beziehungen, Freundschaften und Feindschaften, als Redacteure und Mitarbeiter localer Zeitschriften. Wir beobachten, wie Humanität und Aufklärung sich nach Oldenburg verbreiten und wie die französische Revolution auch dahin ihre Wellen wirft. Der Verfasser hat aus gedruckten und ungedruckten Materialien geschöpft: nach den letzteren zu schließen, müssen die Archive und Bibliotheken von Oldenburg noch manches Interessante bergen. Im Mittelpunkt steht G. A. von Halem, dessen Selbstbiographie den besten Anhalt bot. Um ihn gruppiren sich Sturz, Stolberg, Boie (der Herausgeber des „ersten Versuchs einer literarischen Revue im heutigen Sinne", des Deutschen Museums, S. 1779), Knigge, Herbart u. A.

Das Heidenröslein oder Goethe's Sesenheimer Lieder in ihrer Veranlassung und Stimmung. Von Adalbert Baier, stud. phil. Heidelberg, Georg Weiß. 1877.

Wenn es eines besonderen Beweises dafür bedürfte, daß es nicht wünschenswerth sei, unflügge Studenten als Schriftsteller auftreten zu sehen, so könnte das vorliegende Buch denselben liefern. Die wenigen, nicht gerade bedeutenden, aber doch beachtenswerthen Resultate, die sich in einer Fachzeitschrift bequem auf einem halben Bogen mittheilen ließen, werden hier auf $15^1/_2$ Bogen, d. i. 248 Seiten, in breiter sogenannter „schwungvoller" Sprache dem großen Publicum aufgetischt. Das Diner dauert zu lange, und die Speisen sind nicht schmackhaft genug; der unbefangene Gast dankt nach den ersten Gängen, erhebt sich, läßt das übrige stehen und sagt: „Der Koch scheint noch ein Küchenjunge zu sein." So sehr wir der jetzt so frisch erblühenden Forschung über Goethe das beste Gedeihen und die Gunst eines möglichst großen Publicums wünschen, so müssen wir doch unumwunden aussprechen: Veröffentlichungen, wie die vorliegende, sind das beste Mittel, um diese Gunst zu verscherzen.

φ. **Jeremias Gotthelf** der Volksschriftsteller. Von Dr. Clemens Brockhaus, Professor. Berlin, Julius Springer. 1877.

Unter sämmtlichen Volksschriftstellern gibt es wol keinen, der seine Mission ernster in moralischer Absicht erfaßt hätte, als der Lützelflüher Pastor Albert Bitzius, dessen, unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf erschienene Schriften, so viel sie auch dem strengen Aesthetiker auszusetzen Gelegenheit geben, dem Volk immer eine gesunde, wenn schon derbe Kost bieten werden. Einfach, faßlich in der Anlage, realistisch in ihren Schilderungen von Vorgängen der Natur und des alltäglichen Lebens, reich an Natürlichkeit der Empfindung sind sie, vom volkspädagogischen Standpunkte aus betrachtet, von größtem Werth; und nur der kann ihr ernstlicher Gegner sein, der vergißt, daß sie für Kreise geschrieben wurden, die stärkerer Anregung bedürfen, als diejenigen, denen alle Segnungen der Bildung zu Theil wurden. Ungefähr in diesem Sinne sucht auch Brockhaus den trefflichen Dorfgeschichtenschreiber zu charakterisiren und ihn gegen absprechende Urtheile zu vertheidigen. Der Verfasser sieht dabei von eingehenden Analysen der Gotthelf'schen Werke ab, will vielmehr die Bekanntschaft mit diesen selbst angebahnt wissen und anbahnen helfen, was ihm sicher bei größerer Wärme der Darstellung und kritischerem Zuschnitt seiner Vertheidigung, noch mehr gelungen sein würde.

ρ. **Geflügelte Worte.** Der Citatenschatz des Deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Zehnte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 1877.

Aus kleinen Anfängen — ursprünglich aus einem Vortrage — hervorgegangen, ist dieses Buch vor den Augen des Publicums und nicht ohne die Hülfe desselben gewachsen, bis es in seiner gegenwärtigen Gestalt das Gemeingut aller Gebildeten geworden. Wenn von irgend einem Buche, kann man von diesem sagen, daß es in keiner einigermaßen vollständigen Hausbibliothek fehlt oder fehlen sollte. Unermüdlich bemüht ist der Verfasser um Fortführung und Vollendung seiner Arbeit, welche mehr und mehr zur Arbeit seines Lebens geworden; und auch die vorliegende neue Auflage gibt rühmliches Zeugniß von diesem Bestreben. Immer genauer und reicher gestalten sich die Nachweise; immer mehr, innerhalb der ihm gesteckten Grenzen, nähert sich der Inhalt der Vollständigkeit. Von 284 Seiten in der sechsten ist das Buch auf 378 Seiten in der zehnten Auflage gestiegen. Auch in seiner äußerlichen Herstellung ist eine Veränderung eingetreten, die man in diesem Falle unbedingt gutheißen kann: es ist in lateinischer Schrift gesetzt, welche sich für ein Buch von der Universalität des vorliegenden wol empfiehlt. —

Einer statistischen Notiz des Verlegers entnehmen wir, daß vom Mai 1864, wo die „Geflügelten Worte“ zuerst erschienen, bis December 1876, wo die 9. Auflage vergriffen war, zusammen 29,550 Exemplare des Buches abgesetzt worden sind, und daß die Höhe der Auflagen von 1100 Exemplaren in der ersten sich allmälig zu 6480 in der zehnten gesteigert hat. Ein für deutsche Verhältnisse nicht gewöhnlicher, aber durchaus verdienter Erfolg.

ω. **Fürst Bismarck und die Ultramontanen.** Erläuterung der römischen Frage in ihrer gegenwärtigen Bedeutung für Deutschland und Großbritannien. Von Charles A. Salmond. Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, C. Duncker's Verlag (C. Heymons). 1876.

Wer Wesen und Bedeutung des „Culturkampfes“ recht erfassen will, der findet in dieser „gekrönten Preisschrift“ — ein Privatmann in Edinburgh hatte einen Preis von 250 Mark ausgesetzt zur Rechtfertigung der Kirchenpolitik des Fürsten Bismarck — alles Material übersichtlich und gemeinverständlich geordnet. Vielleicht legte der für englische Leser schreibende Verfasser ein zu großes Gewicht auf die speciell protestantischen Gründe, welche hier und da im „Culturkampf“ mitspielen, ohne doch für uns in Deutschland von ausschlaggebender Bedeutung für den Conflict mit dem Vatican zu sein. Allein auch mit dieser specifisch englischen Färbung verdient das Werkchen als Orientirungsmittel, schon seiner historischen Ausführungen wegen, Anerkennung und Empfehlung.

ϰ. **Schriften von Julius Verne.** Deutsche Octav-Ausgabe. I. Von der Erde zum Mond. II. Reise um den Mond. III. Reise nach dem Mittelpunkt der Erde. IV. V. Zwanzigtausend Meilen unterm Meer. VI. Reise um die Erde in 80 Tagen. VII. VIII. Abenteuer des Capitän Hatteras. IX. Fünf Wochen im Ballon. X. Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika. XI. XII. XIII. Die Kinder des Capitän Grant. XIV. XV. XVI. Die geheimnißvolle Insel. XVII. XVIII. Das Land der Pelze. XIX. Eine schwimmende Stadt. — Die Blokadebrecher. XX. Eine Idee des Doctor Ox. — Meister Zacharias. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Eine Mont-Blanc-Besteigung. XXI. Der Chancellor. — XXII. XXIII. Der Courier des Czaar. Von Moskau nach Irkutsk. — Einzeln zu haben pr. Band 2 M. 70 Pf. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartleben. 1875—76.

Die bekannten, vielgelesenen naturwissenschaftlichen Münchhausiaden J. Verne's liegen hier in ganz lesbarer deutscher Uebertragung und in billiger Ausgabe vor. Sie enthalten das seltsamste Gemisch ächt celtischer Phantastereien, tollen Humors und ganz solider, elegant vorgetragener naturwissenschaftlicher Belehrung, welche letztere alle in neuester Zeit der öffentlichen Theilnahme besonders nahe gebrachten wissenschaftlichen Unternehmungen umfaßt: die Probleme der Luftschifffahrt und der Beschaffenheit des Meeresgrundes, die Polarexpeditionen, die Ergebnisse der geologischen Forschungen, die Hypothese über die physikalische Untersuchung des Mondes: Für Leser, die von allen diesen Dingen etwas wissen und über sie gelegentlich mitreden möchten, während es ihnen doch an Ernst, Ausdauer und Vorkenntnissen für ein wirkliches Studium, und wäre es auch nur populär-wissenschaftliche Schriften fehlt, ist solche Unterhaltungslectüre der Lesefutter gewöhnlicher, die Sinne kitzelnder und den Geist einschläfernder Romane immer noch vorzuziehen, so daß J. Verne's außerordentliche geschäftliche Erfolge doch auch ihre tröstliche Seite haben.

Unter den Kunstblättern, welche wir in der letzten Zeit empfingen, nimmt unstreitig den ersten Rang ein das Portrait **William Shakespeare's**, gezeichnet von Adolf Menzel (1850), geschnitten von F. L. Unzelmann (1852), Eigenthum und Verlag von Franz Lipperheide in Berlin (Druck von Alexander Edelmann in Leipzig). Das ist „der göttliche William“, wie er vor seiner Bewunderer Seele steht — fest umrissen, natürlich, voll Kraft und Leben, die Stirne hoch und breit, das Auge klar und hell hinausschauend in die Welt, ein Zug halb Lächeln, halb Wehmuth um die Lippen, die nur leicht geschlossen sind, als ob sie sich öffnen wollten, „das luftige Nichts“ zu benamen, und über dem Ganzen ein Sonnenschein und eine Hoheit, wie sie von allen Dichtern am meisten William Shakespeare zu empfangen, und von allen Künstlern am meisten Adolf Menzel zu vergeben ziemt. Der Holzschnitt von Unzelmann ist in bewundernswerther Weise gelungen, und das Blatt in einer Weise ausgestattet, welche den Dichters, den es darstellt, und des Meisters, der es geschaffen, im hohen Grade würdig ist und ebenso dem kunstsinnigen Eigenthümer und Verleger, Herrn Franz Lipperheide, als der deutschen Kunst zur Ehre gereicht. — Weiterhin erwähnen wir eine Radirung **„der große Kurfürst“** nach dem im Besitz Sr. Hoheit des Herzogs von Anhalt befindlichen Original-Portrait des Adriaen Hannemann (Zeitgenossen Van Dyck's) von Wilhelm Krauskopf (Berlin, Bohne). Das Bild stellt den ersten Begründer von Preußens Macht in der Vollkraft seiner Jahre dar; und die Nachbildung ist mit Glück bemüht, die eigenthümliche Wirkung des Originalgemäldes wiederzugeben. — Ein drittes, uns vorliegendes Blatt ist eine Photographie nach dem berühmten **Christusbilde** von Gabriel Max (Lehmann Kunsthandlung, Prag), welches, nachdem es früher bereits in London und Wien großes Aufsehen erregt hatte, jüngst auch in Berlin sehr bewundert ward; obgleich hier, wenn wir die Wahrheit sagen wollen, die Virtuosität, mit der es gemalt ist, mehr Staunen bei dem Publicum hervorgerufen, als Zustimmung in der Künstlerwelt gefunden hat.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

BINDING SECT. MAY 18 1966

AP
30
D4
Bd.10

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY